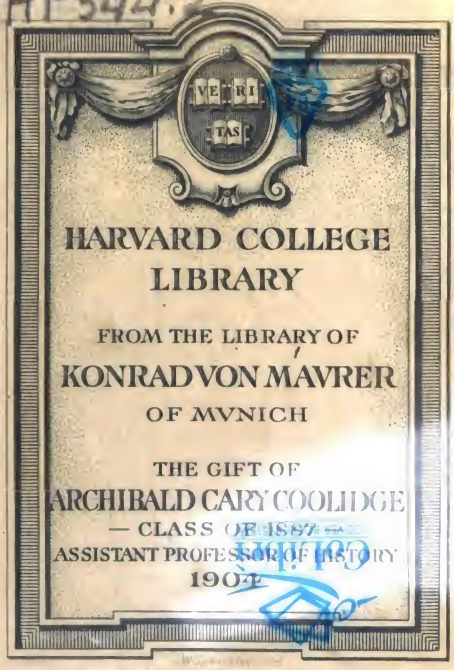
WIDENER LIBRARY
HX IGZP F

HP 344.2



HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH

THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Erster Band

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1805.

~~I 7137~~
~~H13979~~
HP 3414.2

Harvard College Library
Von Mauer Collection
Gift of A. C. Coolidge
July 18, 1904

1194

I.

Bonaparte.

(Auszug aus einem Schreiben.)

* * * * * Schönheit war bey den Griechen einheimisch; bey den Römern, Größe und Mannskraft. Wer unter den Neuern, als Staatsmann, Feldherr, Regent, Geschichtschreiber und Politiker groß geworden ist — der ward es, wie man es durchgehends in den Biographien großer Männer findet, durch das Studium der Römer! Und was die Franken während ihrer Revolution, im Senat und im Felde, Groses und Unsterbliches aufgestellt haben, — dazu wurden sie abermals durch das Beispiel und Studium der Römer befeuert. Aber keinen von all ihren großen Männern durchdrang und beseelte dieser Römergeist so mächtig, als Denjenigen, der seit fünf Jahren an ihrer Spize steht. Bonaparte hat eigentlich erst die Römische Tactik unter den französischen Heeren eingeführt. Er begnügte sich nicht mit Geist und Sachen, sondern borgte selbst römische Nahmen bei seinen neuen Einrichtungen im Felde und in der Administration. Die Nahmen Consul, Tribun, Senator, Legion, Präfekt, Senatusconsult, das römische Provincialsystem; die Uebung des Soldaten und Feldherrn zu Wasser wie zu Lande; die römischen Wege, die Wasserleitungen, und ein Duzend andere römische Formen und Einrichtungen, wurden unter Ihm auf gallischen Boden verpflanzt; assimilirten sich in unglaublich kurzer Zeit mit dem französischen National-Charakter, und trugen herrliche Früchte. Auch zweifle ich nicht, daß Bonaparte seine Gallier auf diesem Wege, wenn er lange genug lebt, — eben so sicher zur Römischen Welt-

herrschaft führen könne, wie er sie bereits zu Tongebern des Continents erhoben hat. . . . . .

. . . . . .

Man stellt jetzt häufig Parallelen zwischen Bonaparte und Karl dem Großen auf, und glaubt, daß sich Napoleon besonders letztern zum Vorbilde gewählt habe. Ich möchte lieber sagen: Cäsar, Friedrich, und die Römer, seien seine Muster.

Inzwischen bleibt es merkwürdig, und höchst auffallend, daß einer der ersten Schriftsteller Deutschlands, schon im Jahre 1790, nachdem er Karls des Großen Charakter entworfen, ausruft:

„Vielleicht erscheinst du im Jahr 1800
„wieder, und änderst die Maschine,
„die im Jahr 800 begann!“ *

Grade das Jahr 1800 war es, wo Bonaparte als Dictator von Frankreich auftrat; grade das Jahr 1800 und das ihm folgende, welches das ganze System der Staaten Europa's umschuf, durch alle Tiefen der tausendjährigen Maschine grif, und ihr eine neue Form gab! Eben so große, wo nicht größere, Umschwünge und Metamorphosen werden noch folgen, wenn der große alles bewegende Geist nicht vor der Zeit hinweggeraft wird, der die bisherigen Wunder bewirkt hat.

Karls Scepter umfaßte bekanntlich ganz Gallien, ganz Italien, Süddeutschland bis nach Pannonien; Norddeutschland bis an die Elbe und Eider; Spanien bis an den Ebro. — Bekanntlich sind: Holland, die Schweiz, Italien, Spanien, Portugal, seit vier Jahren nicht viel mehr, als französische Provinzen im Sinne der Römer: auch in Deutschland dreht und wendet Frankreichs Politik die großen Angelegenheiten mit eiserner Faust, und steht im Begrif, allein als vermittelnde Macht auf dem Reichstage zu Regenspurg aufzutreten. Da, wie

* Siehe Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte ꝛc. Th. IV. pag. 164.

wir gesehen haben, nichts für Bonaparte's Geist zu groß ist, — der selbst dem Gepränge der Ceremonie Größe und Majestät zu geben weiß; — so dürfte es auch etwas mehr als Fiebertraum seyn, wenn ihm einige die vorhabende Consolidirung des ehemaligen ungeheuren Frankreichs beimasen.

Karl der Große legte seine Plane eben so tief an, wußte sie dem Auge der Welt, und selbst seinen Vertrautesten eben so undurchdringlich zu machen, wie Napoleon. Man weiß, daß Karl sich gleich beim ersten Aufgang seines Glüksterns mit dem Römischen Imperator-Titel getragen, und solchen als das non plus ultra seiner Wünsche betrachtet hat. Erst gegen Ende seines Lebens gelang ihm dieß durch Leo's des IIIten Hand. Dieser entthronte und mißhandelte Pabst hatte seine Zuflucht zu Karl genommen, und war wirklich von ihm wieder eingesetzt worden: zum Dank dafür setzte der schlaue Oberprieſter Karln die Kaiser-Krone aufs Haupt. Der Act gieng in der Peterskirche zu Rom vor, und alles war, wie sich's versteht, voraus abgesprochen und einstudiert, gleich Theaterrollen. Leo erhielt an demselben Tage noch eine goldene Krone mit Gesteinen besetzt, und Karl ließ sich nun ohne Verzug von seinen sämtlichen Unterthanen als Kaiser huldigen — Im Grunde war es auch hier nichts, als ein bloser Römischer Nahme für eine längst vorhandene Macht.

Das Frankenreich war die erste fest bestehende Monarchie in Europa, und eben die Politik, welche die Päbste antrieb, in Italien keinen gröseren Staat aufkommen zu lassen, bestimmte sie, Frankreichs Macht auf alle Art zu stützen, zu erheben, und zu begünstigen. Sie erzogen sich in demselben ihren mächtigsten Verfechter und Schild, und jedes neubesiegte, und von Karl bekehrte, Volk vermehrte den ungeheuren Gerichtsbezirk des heiligen Stuhls. Der Pabst bedurfte des Kaisers; dieser hinwiederum des Pabstes und der Pfaffen; Beide arbeiteten einander in die Hände und verstanden sich.

Karl ließ 4,500. Sachsen als Rebellen in seinem Lager enthaupten; ein gleiches Schikſal erfuhren einige Herzoge in Italien und Deutschland, die ſich hinter ſeinem Rüken empört hatten. Am meiſten machte ihm der unaustilgbare Freiheitsſinn der Sachſen zu ſchaffen, er bändigte ſie nach dreiſig durchkämpften Jahren nicht anders als dadurch, daß er ſie in allem den Franken gleichſetzte, und die ſtörrigſten unter ihnen ins Innere ſeiner Staaten verpflanzte. —

Ganz wie Bonaparte unterhandelte er mitten im feurigſten Laufe des Kriegs mit dem Feinde, und legte das Schwert nicht nieder, als bis ein vortheilhafter Friede erobert war. Lag er in Italien, ſo empörten ſich die Sachſen; war er unter dieſen, ſo loderte das Feuer in Italien auf. Wie der RacheBliz des Himmels flog er von einem Volke zum andern, und bändigte nach einander: die Sachſen, die Dänen und Normänner, die Sarazenen, die Bayern, Hunnen; das obere, mittlere, und untere Italien; ſetzte Fürſten ab und ein, und ſprach über ſie mit unerbittlicher Strenge. — Bei dieſer kriegeriſchen Furchtbarkeit war er ein liebenswürdiger Hausvater, ein geſchikter Landwirth, ein geübter Diſputator, ein Freund und eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte; ein Wohlthäter der Schulen und Erziehungs-Anſtalten, — da er die vielen Biſthümer, Stifte, und Klöſter, die er gegründet, nicht als Faulbette des Müſſiggangs und der Ignoranz, ſondern als Bildungsſchulen für die Jugend betrachtet wiſſen wollte. — Er befahl, Predigten in der Volksſprache zu halten, ließ die beſten altdeutſchen Lieder ſammeln, und gab eine deutſche Grammatik heraus — worin damals aller Unterricht niedergelegt wurde. In Religionsdingen findet man ihn nicht frey von den Vorurtheilen ſeiner Zeit, und er räumte dem Clerus, der ohnehin das Monopol des Wiſſens an ſich geriſſen hatte, offenbar zu viel ein: doch weiß man auch, daß er nichtswürdige

Geistliche zur Strafe zog, und ihre Laster öffentlich brandmarkte. Er selbst gab seinem Volke das Beispiel einer nicht erzwungenen, nicht gehäuchelten, sondern gefühlten und aus Ueberzeugung quellenden Religiosität. — So weitgreifend und zermalmend sein Ehrgeiz war, so sehr wußt' er ihn dadurch zu mildern, daß er sich des erreichten Ziels nie überhob, noch der Welt seine Ueberlegenheit zu drükend zu fühlen gab. — Er begnügte sich mit der That, er hielt sich beim Gepränge und den Formen nicht auf. ——— Im Lauf einer mehr denn sechzigjährigen Regierung hatte er vollauf Zeit, sein Herrschergenie zu entwikeln, seine seltnen Kräfte zu entfalten, seine grosen Ideen darzustellen. In seinen Capitularen zeigte er sich als Gesetzgeber; auf seinen Reichstägen als Richter und Staatsmann; bei den Kriegsheeren, als Feldherr erster Größe; zu Hause und auf seinen Meyereyen, als nüzlicher Bürger.

In seinem Alter, als Wittwer, da sein Sohn Pipin in einer unglüklichen Unternehmung gegen die Griechen geblieben war; da ihm sein erster hofnungsvoller Erzeugte Karl von der Seite gerissen wurde; verließ ihn sein jovialisches Temperament, und er versank in eine dümpfe Schwermuth, die bis an sein Ende nicht von ihm wich. Noch seinen letzten Reichstag zu Aachen (813) machte er dadurch merkwürdig, daß er seinem Nachfolger Ludwig feierlich in der Kirche seine Regentenpflichten mit glühenden Worten ins Herz sprach — Worte, welche noch jezt von jedem Thronfolger auswendig gelernt zu werden verdienen.

So starb Karl der Große, nachdem er einen Fels im Zeitenmeer aufgethürmt hatte, an dem sich alle Wellen der Barbarei brachen, und der tausend Jahre hindurch der Pharus für ganz Europa wurde. Das ganze gothische Angstgebäude des Europäischen Staaten-Systems, hat seine Form, Verfaßung, Einrichtung, Gesezе, Sitten und Gebräuche, fast ganz von dem Tongebenden Muster

des durch Karl gegründeten Reichs erhalten; und wenn das Muster nicht eben das beste war, so verscheuchte es doch die Barbarei, und gewöhnte die schweifenden Völkerhorden an feste Sitze und Verfassungen.

Ob die neue, durch die Revolution und Bonaparte herbei geführte, Metamorphose des europäischen Continents eben so fest wurzeln, eben so allgemein und bleibend werden, eben so große allumfassende Folgen nach sich ziehen werde, wie Karls — kann aus den bisher gegebnen Thatsachen zwar vermuthet, und wahrscheinlich gemacht, keineswegs aber behauptet werden. Von dem Ausgange des sonderbaren Kampfs zwischen England und Frankreich, von der Lebensdauer Napoleons; von seiner Succeßion, und dem mehr oder minder fixirten Interesse der großen Mächte, wird die Auflösung der Frage abhangen.

L*.

II.

Chronologische Uebersicht

der wichtigern Ereignisse des gegenwärtigen Krieges zwischen Frankreich, Holland und Spanien einer- und Großbritannien andrerseits.

1804.

Januar.

1 Dessalines wird von den Anführern der Neger auf St. Domingo zum Generalgouverneur der Insel ernannt. Auf eine von ihm erlassene Proklamation, worin er im Namen des Volks von Haity schwört, Frankreich für immer zu entsagen, und lieber zu sterben als unter dessen Herrschaft zu leben, fängt in mehrern Gegenden der Insel eine Niedermezelung der Weissen an.

Die franz. Goelette le Courier, worauf sich ein Theil der entwichenen Besazung von Mole St. Nicolas befindet, nimmt an der Küste von Kuba einen englischen Kutter durch Entern, wobei aber General Noailles bleibt.

1804.

Januar.

2 Eine neue Division der Flotille kommt von St. Valery zu Boulogne an.

3 Ein franz. Lugger aus Boulogne (Nro. 432) mit 2 Kanonen und 33 Mann fällt in englische Hände.

4 Eine Flotille-Division von 100 Fahrzeugen kommt von Calais zu Boulogne an, 4 Fischerbarken werden von den Engländern erobert. Admiral Cornwallis nimmt seine Station vor Brest wieder ein.

6 Bonaparte kehrt von Boulogne nach Paris zurük.

9 Kanonade zwischen einer Abtheilung der französischen Flotille und einigen englischen Kriegsschiffen in der Bucht von Gourg.

10 Eine Division von 11 Transportschiffen trift von Vliessingen zu Ostende ein.

17 Eine von Senegal ausgelaufene französische Eskadre bemächtigt sich der Insel Goree, die Besazung erhält freien Abzug nach England.

Admiral Nelson erscheint mit 7 Linienschiffen und 1 Fregatte vor Algier, und sucht vergeblich durch Drohungen Wiederaufnahme des englischen Konsuls und Zurükgabe von fünf mit englischen Pässen versehen gewesenen neapolitanischen und maltesischen Schiffen zu bewirken.

20 Eine englische Goelette von 12 Kanonen aus Malta fällt im mittelländischen Meere in französische Hände.

30 Vier französische Kanonenböte, zu einem von St. Malo nach Boulogne bestimmten Convoi gehörig, werden von den Engländern genommen.

Admiral Cornwallis kehrt, durch Sturm genöthigt, mit einem Theile der Kanalflotte nach Torbay zurük.

31 Ein von Jamaika kommendes englisches Geschwader von 2 Linienschiffen und 2 Fregatten, fodert Curassao auf, und sezt nach erhaltener abschläglicher Antwort ein Truppenkorps ans Land, welches das Fort Piscadores einnimmt und die Stadt belagert.

Februar.

3 Admiral Cornwallis geht wieder nach Brest unter Segel.

4 Die englische Galeere der Kent wird von den Batterien von Kap Salomon auf Martinique in Grund geschossen.

12 Die von Ferrol zurükkommende englische Fregatte Hussard, von 40 Kanonen, scheitert an der Insel Saintes bei Brest. Die Mannschaft rettet sich in Böten nach der Küste.

16 Kanonade bei Grisay und Boulogne, zwischen einer 38 Segel starken Division der Flotille und 14 englischen Kriegsschiffen.

Admiral Linois greift bei Pulo Auro mit 1 Linienschiff, 2 Fregatten, 1 Korvette und 1 Brigg, die auf

1804.

Februar.

27 Schiffen bestehende englische Retourflotte aus China an; er wird zurükgetrieben, ohnerachtet er blos Kauffahrteischiffe gegen sich hat, und segelt nach Batavia.

19 Eine Flotille-Division von 48 Fahrzeugen gelangt von Vlissingen nach Ostende.

22 Dessalines fordert in einer neuen Proklamation seine Landsleute auf, die 60,000 Schwarzen zu rächen, die unter Leclerc und Rochambeau in St. Domingo umgekommen wären. In Folge derselben werden viele Weisse niedergemacht.

26 Die auf Kurassao gelandeten englischen Truppen schiffen sich nach einem 22 tägigen fruchtlosen Bombardement der Stadt, und nachdem die Garnison einen glüklichen Ausfall gegen sie gemacht, wieder ein. Geschüz und Vorräthe bleiben zurük.

März.

3 Gefecht an der norwegischen Küste, zwischen zwei holländischen Kuttern unter Kapitain St. Faust, und der englischen Fregatte Thetis. Beide Theile laufen beschädigt in die nächsten Häfen ein.

8 Commodore Pellew kommt mit 2 Linienschiffen von der Ferroler Station nach Plymouth zurük.

Eine englische Fregatte bemächtigt sich ohne Widerstand der Insel Goree. Die französische Besazung erhält freien Abzug.

Eine bei Paramatta in Neu-Süd-Wallis hauptsächlich unter den deportirten Irländern ausgebrochene Insurrektion wird mit Waffengewalt unterdrükt.

13 Contreadmiral Verhuel, der gestern mit einer Division batavischer Schooner von Vlissingen ausgelaufen war, hält zwei Gefechte mit der englischen, von Sir Sidney Smith befehligten Eskadre aus, und lauft ohne Verlust in Ostende ein. Die flachen Böte nehmen ihren Weg durch die inländischen Kanäle.

24 Die batavische Kanoniergalliotte, de Schik, wird nächtlich bei Coly'splaat von 7 englischen Böten weggenommen, aber durch ein benachbartes Schiff wieder befreit.

25 Das englische Linienschiff, der Prächtige, von 74 Kanonen scheitert bei Pierres noires. Ein Theil der Besazung kommt um, 70 Mann gerathen in französische Gefangenschaft.

Kapitain Norris versenkt die französische Korvette la Renommée von 14 Kanonen an der Mündung des Senegals.

28 Fruchtloser Versuch einiger englischen Schiffe, das Fort Haak in Seeland zu überfallen.

29 Aehnlicher mißlungener Versuch gegen Hald unweit Vlissingen.

31 Zwei englische Schaluppen nehmen die batavische

1804.

März.

Brigg Atalante, nach einem hartnäkigen Gefechte, unweit des Vlie. Der holländische Kapitain stirbt mit 19 Wunden.

April.

1 Von einem nach Jamaika bestimmten englischen Convoi von 70 Segeln, scheitern 35 nebst der eskortirenden Fregatte Apollo an der portugiesischen Küste.

Admiral Linois kehrt von seinem Kreuzzuge in den ostindischen Gewässern nach Isle de France zurük.

11 Vier englische Penischen greifen die Fregatte, das Seepferd im Texel an, werden aber zurükgetrieben und zwei davon versenkt.

13 Eine englische Eskadre aus Bencoolen erobert und verbrennt die malayische Stadt Makay auf Sumatra, wegen des von dort aus mit amerikanischen Schiffen getriebenen Pfefferhandels.

15 Verschiedene Divisionen der Flotille, von Ambleteuse, Vimereux und Etaples, laufen zu Boulogne ein.

17 Kanonade zwischen dem linken Flügel des auf der Boulogner Rhede liegenden Theils der Flotille, und einigen englischen Fregatten.

19 Zu Kap Francais und Port au Prince werden die noch übrigen Weissen ebenfalls umgebracht: das Morden dauert bis zum 14 May. Dessalines ermuntert dazu in einer Proklamation vom 28. April neuerdings.

24 Eine gestern von Honfleur ausgelaufene, aus 64 Fahrzeugen bestehende Abtheilung der Flotille kommt zu Boulogne an.

25 Eine am 7. April von Barbadoes abgegangene englische Expedition unter Kommodore Hood und General Green, legt sich vor der Mündung des Surinam Flusses vor Anker.

26 Ein englisches Korps von 700 Mann, unter General Maitland, landet in der Warappabucht, zehn Stunden ostwärts vom Flusse Surinam. Die englischen Kriegsschiffe zwingen durch ihr Feuer die Batterie auf Bramspoint, am Ausflusse des Surinam Flusses, zur Uebergabe; General Hughes nimmt sie in Besiz und macht 44 Gefangene.

27 Die englische Eskadre läuft in den Fluß ein, und fordert die Stadt Paramarilo auf.

28 Der Gouverneur schlägt die Aufforderung ab.

29 Ein ans Land gesezetes englisches Korps nimmt nach geringem Widerstand die Forts Friderici und Leiden ein, und macht 120 Gefangene.

30 Die englischen Truppen fangen an, Werke gegen das Fort Neu-Amsterdam zu errichten.

Die Fregatte Doris nimmt in der Bay von Audierne zwei französische Kanonenböte, Nro. 351 und 360, die zu einem von Quimper nach Brest, zulezt nach Boulogne bestimmten Convoi gehören.

1804.
May.
3 General Maitland, der mit geringem Widerstand in Warappabucht gelandet war, kommt auf Böten den Kommeyne-Fluß herunter, und schließt das Fort Neu-Amsterdam von der andern Seite ein.

4 Der Obristlieutenant Batenburg, Befehlshaber der batavischen Truppen in Surinam kapitulirt und übergibt die Kolonie. Die 2001 Mann starke Besatzung wird kriegsgefangen, soll jedoch nach Holland transportirt werden, wo sie dienen darf, nur nicht gegen Großbritannien. Zwei im Flusse liegende Kriegsschiffe werden gleichfalls den Engländern übergeben. Die Engländer finden in den Festungswerken 282 Kanonen. Der batavische Regierungskommissär Berenger protestirt (5 May) gegen die Kapitulation.

Vor Charlestown fällt das mit 358 Mann Landtruppen von Havannah kommende französische Schiff l'Africain in englische Hände.

8 Eine nach l'Orient segelnde Division der Flotille nimmt bei eingetretener Windstille, unweit der Insel Houat, einen englischen Kutter von 20 Kanonen unter Kapitain Wright.

Dessalines fordert die Einwohner des spanischen Antheils von St. Domingo durch eine Proklamation fruchtlos zur Unterwerfung auf.

Die Fregatten Belle Poule und Atalante bringen das auf 6 Millionen L. geschäzte ostindische Schiff Althea nach Isle de France auf.

11 Ein Sturm vernichtet eine beträchtliche Anzahl englischer Fischerschiffe bei New-Foundland.

16 Treffen zwischen einer von Vlissingen kommenden, von Admiral Verhuel befehligten Division der Flotille, aus 47 holländ. Kanonenböten und 2 französischen Prahmen bestehend, und der englischen Eskadre unter Kommodore Sidney Smith. Acht Böte müssen nach Vlissingen zurükkehren, eins geht verloren; die übrigen laufen zu Ostende ein.

19 Kanonade zwischen der französischen Prahme, die Stadt Antwerpen, und einigen englischen Schiffen auf der Höhe von Blankenberg.

23 Ein Detaschement französischer Landtruppen nimmt am Ausfluß der Weser den Engländern ein von ihnen gekapertes Kauffahrteischiff ab, und macht in der folgenden Nacht den Kapitain des Kutters Hawk, der es mit 20 Mann in zwei Böten wiedernehmen will, mit seiner Mannschaft zu Gefangenen.

Junius.
14 Admiral Nelson schikt gegen einige bei dem Schlosse Porquerolles vor Anker gegangene französische Fregatten, ein Linienschiff und zwei Fregatten ab. Die Eskadre in Toulon läuft aus, und dekt den Rükzug der französischen Fregatten.

1804.

Junius.

23. Eine neue von Vliessingen ausgelaufene batavische Division von 25 Kanonenböten, kommt nach einer Kanonade mit den Engländern zu Ostende an.

30. Kanonade zwischen einer Division der Flotille und einigen englischen Kriegsschiffen, auf dem Wege von Morgat nach Camaret.

Fünf und zwanzig Mann von der englischen Fregatte Hukate, die auf einer Pinke in der Insel Beniguot Wasser einnehmen wollen, fallen einem dort aufgestellten französischen Hinterhalt in die Hände.

Julius.

4 Ein französisches Detaschement, das Meppen besezt hatte, um den Transport englischer Waaren von Emden aus zu hindern, zieht von dort wieder ab.

5. Gefecht an der Küste bei Vendoys, zwischen einer französischen Penische, und einem Kutter von Guernsey.

8 Contreadmiral Verhuel tritt an des Contreadmirals Magon Stelle das Kommando des zu Ostende versammelten rechten Flügels der französischen und batavischen Flotille an.

11. Einige Schiffe von Admiral Nelsons Flotte verbrennen in einer Bucht unweit Marseille fünf genuesische Feluken und nehmen eine.

13. Kanonade bei Havre de Grace zwischen einer Division der Flotille und einigen englischen Kriegsschiffen.

16 Abermalige Kanonade bei Havre, wobei zugleich die Stadt von den Engländern bombardirt wird.

18. Das englische Linienschiff, der Adler, treibt unweit Bourdeaux zwey mit Kriegsvorräthen von Bayonne kommende französische Schiffe auf den Strand und verbrennt sie.

19. Der franzöſ. Kaiser kommt zu Boulogne an.

20 Ein heftiger Sturm zwingt die auf der Rhede von Boulogne liegenden 100 Fahrzeuge sich schleunig in den Hafen zurükzuziehen, bei welcher Gelegenheit bei Boulogne 4 und bei Etaples 1 Fahrzeug verloren gehn.

23. Eine englische Eskadre bombardirt neuerdings Havre de Grace drittehalb Stunden lang.

29. Drei Divisionen der Flotille legen sich auf die Rhede von Boulogne; zwei englische Pinken von der Fregatte Leda wollen das äußerste Schiff am westlichen Ende der Linie überfallen, werden aber zurükgetrieben und eine davon genommen.

August.

1 Admiral Gantheaume macht einen vergeblichen Versuch, unter Begünstigung eines Nebels mit 9 Linienschiffen und 3 Fregatten von Brest auszulaufen. Er muß in Camaret-Bay Anker werfen.

2 Zwei Linienschiffe und zwei Fregatten versuchen fruchtlos von Rochefort auszulaufen.

1804.

August.

Gestern und heute werfen die Engländer abermals 500 Bomben nach Havre.

3 Admiral Gantheaume kehrt bei Nacht nach der Brester Rhede zurük.

7 Eine vor vier Tagen von Toulon unter Admiral Dumanoir ausgelaufene Eskadre kehrt dahin zurük.

9 Die englische Regierung erklärt die Häfen von Fecamp, St. Valery en Caux, Dieppe, Treport, der Somme, Etayles, Boulogne, Calais, Gravelines, Dunkirchen, Nieupoort und Ostende in Blokadestand.

15 Die Böte der Sloop Rambler erobern zwei französische bewafnete Fahrzeuge unter den Kanonen der Batterie von St. Gilles bei Brest.

17 Die französische Kaperfregatte la Blonde, von 36 Kanonen und 240 Mann, die in diesem Kriege schon 21 Schiffe genommen, wird an der irländischen Küste von der Fregatte Loire erobert.

26 u. 27 Unentscheidende Gefechte zwischen einem Theile der Boulogner Flotille und dem englischen Blokadegeschwader. Der englische Kutter Constitution sinkt, von einer Bombe getroffen. Die französische Linie bestand am ersten Tage aus 144, die englische aus 14 Kriegsschiffen.

28 Der französische Kaiser verläßt Boulogne, und tritt eine Reise nach Aachen, Kölln, Mainz ꝛc. an.

September.

2—4 In den westindischen Inseln über dem Winde herrscht ein fürchterlicher Sturm, der über 300 Schiffe zu Grund richtet.

6 Kanonade bei Calais zwischen einer von Contreadmiral Magon kommandirten Flotille-Division und einigen englischen Kriegsschiffen.

18 Zu Ostende trift eine batavische Division von 18 Schoonern, ohne angegriffen zu werden, von Vliessingen ein.

Bei Brest machen zwei englische Fregatten und einige Kutter einen fruchtlosen Angriff auf zwei von St. Malo kommende franz. Schiffe.

25 Der englische Staatssekretair, Lord Harrowby, macht einem Ausschuß der Londoner Kaufmannschaft bekannt, es existirten mit Spanien Unterhandlungen über wichtige Punkte, deren Ausgang noch ungewiß sey.

Der englische Kutter King Georges strandet bei Havre, und wird von seiner Equipage in Brand gesezt.

Oktober.

2—3 In der Nacht vom 2. auf den 3. schikt das englische Blokadegeschwader unter Admiral Keith, gegen die auf der Rhede von Boulogne liegende Flotille-Division unter Admiral Lacrosse, 12 Brander und gegen 30 mit Pulver gefüllte und mit Uhrwerken ver-

1804.
Oktober.

sehene Maschinen aus, die aber ohne Schaden zerspringen oder stranden. Nur eine französische Peniche geht mit 21 Mann unter.

4 Eine Division von 60 Fahrzeugen unter Kapitain Montcabrié kommt von Havre zu Boulogne an, nachdem sie bei Fecamp und Dieppe Gefechte mit den Engländern ausgehalten.

5 Kommodore Moore mit vier englischen, von der Flotte des Admiral Cornwallis detaschirten Fregatten, greift bei Kap St. Maria vier aus dem Plataström mit Ladungen für königliche Rechnung zurükkehrende spanische Fregatten an. Er erobert drei davon, die Medea von 42, die Fama von 36 und die Klara von 36 Kanonen, die vierte, Mercedes, von 36 Kanonen und 280 Mann Besazung, springt in die Luft. Der spanische Verlust wird auf 4 1/2 Millionen Piaster geschäzt.

8 Die Sloop Albecore treibt 5 französische Kanonenböte vom zweiten Rang auf die Klippen von Grosnez.

23 Kanonade bei dem Kap Grinez, zwischen einer nach Boulogne segelnden französischen Division von 22 Fahrzeugen und 7 englischen Kriegsschiffen; die Division langt ohne Schaden zu Boulogne an.

Gefecht bei Nieuport, zwischen einer von Ostende nach Dünkirchen bestimmten batavischen Division und einigen englischen Kriegsschiffen. Die englische Brigg Conflict strandet und fällt in französische Hände.

24 Der englische Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise, Ritter Rumbold, wird in einem Landhause auf Hamburger Gebiet durch ein französisches Detaschement aufgehoben und nach Frankreich geführt.

November.

14 Der englische Geschäftsträger Frere verläßt Madrid.

16 Auf preussische Verwendung wird Sir Rumbold wieder in Freiheit gesezt, und kommt in England an.

18 Die von Kadix nach Amerika ausgelaufene Fregatte Amphitrite wird von dem englischen Linienschiff Bonnegall, nach einem kurzen Gefechte, worin der spanische Kapitain bleibt, erobert.

20 Admiral Nelsons Flotte nimmt mehrere spanische Schiffe, welche das Regiment der kastilischen Freiwilligen und ein Detaschement Artillerie nach Minorka überführen sollen; desgleichen 6 Kauffahrteischiffe.

21 Das englische Schiff Romney, von 50 Kanonen, scheitert am Zuy der Haak, unweit des Texels, und die Mannschaft fällt in holländische Kriegsgefangenschaft.

1804.
November.
24 Das englische Linienschiff Venerable scheitert beim Auslaufen von Torbay, die Mannschaft wird gerettet.
26 Ein holländischer Kaper wird durch die Böte des englischen Kriegsschifs Biber von der Küste von Helgoland weggeholt.
December.
3 Das englische Kriegsschiff der Ruyter geht bei Antibes zu Grunde.
9 Das von Lima kommende Schiff la Fuente hermosa fällt mit einer Ladung von 780,000 Piastern ꝛc. ꝛc. unweit Kadix in englische Hände.
9 Bei Nachtzeit geschieht englischer Seits ein vergeblicher Versuch, das am Eingang des Hafens von Calais auf Pfählen angelegte Fort rouge durch einen Brander zu zerstören.
12 Der spanische Hof erklärt Großbritannien den Krieg.
25 Zwei englische Kriegsbriggs gerathen bei Wissant auf den Grund; die eine wird von der Mannschaft in Brand gesteckt, die andre von 10 Kanonen und 48 Mann fällt in französische Hände.

III.

Ueber die Geschichte Friedrichs des Zweiten.

Vorlesung in der öffentlichen Sizung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf den 24ten Jänner 1805.

Durch Johann von Müller, k. preussischen Geheimden Kriegsrath und Hisoriographen.

Wenn ein Geschichtschreiber des K. Hauses an diesem Ort auf diesem Tag zum erstenmal öffentlich spriche, von wem soll er reden als von dem zu dessen Gedächtnißfeyer diese öffentliche Sizung angeordnet ist, dem grossen Hersteller dieses gelehrten Instituts, von dem, welcher durch die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Thaten und Anstalten allen künftigen Historiographen eine so lehrreiche, als schwere Arbeit bereitet hat! Von wem wird man lieber hören, als von dem, welchen vor 93 Jahren dieser Tag der Welt gab, auf daß er einer

Macht, bestimmt zur Stüze vieler anderen, und einer Freistätte liberaler Denkungsart, die Basis unterlege, durch welche gesichert, nun erlaubt ist, vollkommen rechtlich, ruhig und offen zu seyn!

Aber die einige Manier, einen großen Mann würdig zu loben, die Aufzählung dessen, was er that, ist hier weder das Werk einer Stunde noch eines Tages. Wer von dem Augenblik, wo unter zweifelnder Erwartung Friedrich zuerst als König auftrat, und sofort von Tag zu Tag durch Ordnung, Fleiß, Unerforschlichkeit, Festigkeit, und alle Zierden der Geistescultur die Aufmerksamkeit höher und höher spannte, den langen Zeitraum und die tausend Arten seiner Wirksamkeit durchdenkt, bis auf den Tag wo er, nach allgemeinem Geständniß der Größte seiner Zeit, nach abgelegter Heldenrolle ganz Vater seiner Preussen, und anderer Fürsten Vorbild oder Vormund, hinüber gieng zu den Großen des Alterthums und seines Hauses, wer wollte sich unterfangen, die Begebenheiten in einer Vorlesung, ich will nicht sagen, zu erzählen, sondern zu berühren!

Darum haben wir, statt ein unvollkommenes Gemählde seiner Geschichte zu entwerfen, uns vorgenommen, überhaupt von dem Gesichtspunkte zu handeln, welchen, wie wir glauben, sein künftiger Geschichtschreiber, (wen immer innwohnender Muth und die Gunst des Schikſals zu der grossen ruhmvollen Arbeit berufen mag!) besonders zu nehmen hat, um ihn aufzufassen, wie er war, damit in allen großen Prüfungen des Vaterlandes die späten Enkel, die Armee und das Volk, um so besser erkennen, wie sie seyn sollen.

Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Würkens, so, daß sein Bild ganz ächt in seinem Licht und Schatten an dem Plaz, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll, eingefügt erscheine. Viele Fulgurationen der großen See-

len erhielt Plutarch, mit Verstand und mit Biedersinn; aber, weil nicht seine Zeit in solcher Art fruchtbar war, aus unvollkommner Ueberlieferung, und (wunderbar!) den größten Griechen, den Sieger bei Leuktra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt. Spätere Zeiten hat Schmeichelei und Haß entstellt; die Unerfahrenheit im Zusammenhang der Geschäfte, die Heuchelei philosophischer Strenge oder orthodoxe Partheisucht, und in entnervten Zeitaltern der Unglaube an größere Naturen, und bei der Unfähigkeit sich gleich hoch zu erheben, die niederträchtige Bemühung sie herunter zu sezen, alle diese Ursachen haben beigetragen, daß für die Haupteigenschaften solcher Biographien, Einfalt und Gerechtigkeit, auch der Sinn verlohren gieng.

Es ist ein gewöhnlicher, der menschlichen Schwachheit natürlicher, Fehler, große Männer weniger an sich und nach ihrer Zeit als in Vergleichung mit andern zu beurtheilen. In dem Augenblik der Vollendung einer Laufbahn, wo gerührten Zeitgenossen des Langgefürchteten, Langverehrten Bild in seiner vollen Majestät vorschwebet, und alles vor und neben ihm in Dunkelheit sezt, begegnet, wie bei rohen Völkern, welche die Leiche ihrer Helden mit Menschenopfern ehren, daß dem angebeteten Herrn oder Mitbürger sein Denkmal aus den Trümmern aller derjenigen errichtet wird, welche bei unsern Vätern und fremden Völkern Ehrfurcht und Liebe anderen Verewigten erhoben hatten. Die Begeisterung für den Hingegangenen thut hier was für Lebende die Schmeichelei, die den Helden vierzig verflossener Jahrhunderte allen ihren Weihrauch stiehlt, um Einen Sterblichen damit zu betäuben.

Diese Ungerechtigkeit kann erhabene Seelen, denen die Nachwelt etwas gilt, über die Eitelkeit des Ruhms philosophischer machen, als gut ist für das gemeine Wesen, welches zum Lohn für große Anstrengungen den

Werth dieser Münze erhalten muß. Auch verstimmt diese Manier das Gefühl der wahren Größe, das Edelste dessen der Mensch fähig ist. Der große Mann ist nie ein anderer, als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu seyn hat; ohne anderer Nachtheil allerdings der Einzige, insofern er in Benuzung seiner Anlagen, Zeiten und Umgebungen Einzig war. Unbeneidet bleibe dem Macedonier der Ruhm rastloser Schnelligkeit seines großen planmäßigen Laufs: Es mindere nichts den Glanz der Hoheit und Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blizschnellen Thatkraft, mit welcher von den Mündungen des Rheins bis in den hintersten Pontus Cäsar die Welt und Herzen unterwarf: Es leuchte in eigenthümlicher Würde die goldene Zeit, wo der Edelste der Kaiser, Trajan, sein unermüdeter Nachfolger und beider Antonine redliche Tugend im Feld, in der Verwaltung und Gesezgebung das kaum je so lang und so weit erhaltene Gleichgewicht aller militärischen und bürgerlichen Vollkommenheit behauptet: Friedrichs Geschichtschreiber braucht niemand herunter zu sezen, niemand zu beneiden. Der mit wenig Hülfsmitteln gegen gute große Heere, und zum Theil sehr geschikte Feldherren durch Geist und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeschwächte Oberherrschaft persönlichen Ansehens, die Einwürkung der Denkungsart auf ein vor allen abgewichenen ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältnisse, worin dem König gegeben ward, einzig zu seyn. Nicht Cäsar, war er; er war nicht Alexander, nicht Marc Aurel, er ist der Preussen Friedrich, an dem die Natur zeigen wollte, daß sie, solche Männer hervorzubringen, nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthum.

Bei aller scheinbaren Divergenz der äusserlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Manns Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee, welche, als Commentar und Schlüs-

sel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte sich denken läßt.

Wenn der Vater der Dichter, wer immer er sey, den Zorn des göttlichen Achills, Ulysses aber durch Weisheit gerettet, besung, so waltete Ein Geist in dem zwiefachen Epos: dem aus alter Rohheit emporkeimenden Volk die Gefahr unbändiger Leidenschaft, und den Vorzug der Humanität einzuprägen. Ein und derselbe Geist machte Xenophon zum einnehmenden Lehrer der sokratischen Weisheit, gab ihm den Muth und die Feldherrenkunst, womit er 10,000 Krieger von des Euphrats Ufern über 35,000 Stadien weit glüklich zurükgeführt, und hieß ihn bei gesunkenem Alter, bekümmert, gebeugt, die Geschichte des Falls aller großen Communen Griechenlands beschreiben, auf daß nämlich in allem der vollkommene griechische Mann in bürgerlichen und militärischen Verhältnissen dargestellt und vor seinem einigen Feinde, dem Partheigeist, gewarnet werde. Gegen solche Einheit des Zweks berufe man sich nicht auf allumfassende Geister, wie der erste Gesezgeber dieser Akademie, der bald mit Newton um den schönsten Lorbeer der Mathematik wetteiferte, bald in Erforschung der Quellen und Gründe der Sprachen, Rechte und Geschichten vor anderen hervorleuchtete, bald die Ordnung Gottes gegen Zweifler scharfsinnig verfocht, und, keinem Zweig menschlichen Wissens fremde, keinen berührte, ohne ihn zu veredlen: denn gleichwie alle Stände und Lebensarten der bürgerlichen Welt in der gelehrten auch erscheinen, (so daß Akersleute die Materialien herausarbeiten, Künstler ohne Zusaz für die annehmlichste Form sorgen, Kaufleute in gelehrten Zeitungen die Waare zur Schau auslegen, und eine große Menge Kriegsleute, auch hier mit verschiedenem Recht, Talent und Glük, mannigfaltige Fehden bestehen,) so sind Männer, wie Leibnitz,

Königen gleich. Das ist der Könige Sache: die allgemeine Uebersicht; und das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Bliks, und das von ihnen aus überall verbreitete Leben.

Diese Königspflicht ist die Idee, welche bei Karln dem Großen und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seinem unsterblichen Urenkel die Richtschnur aller Tage ihrer beinahe gleich langen Herrscherbahn gewesen. Denn das ist das Geschäfte des Ersten im Staat, daß er die tausendfachen Bande, welche die mancherlei Stände der menschlichen Gesellschaft zusammenfassen, mit fester Hand hält, und mit gutem großem Geiste so elektrisirt, daß jeder die größte Freudigkeit fühle, in seinem Stande sich hervorzuthun. Der Privatmann hat für sich, der Vorsteher einer Anstalt, eines Regiments, eines Heers, eines Ministeriums für die zwekmäßige Ordnung, aber für das Ebenmaaß Er zu sorgen, der Fürst, welcher die Seele ist; so wie in der physischen Welt alle Produkte in ihrer Art fortgehen und sind, alle das belebende Licht von dem Mittelpunkte, dieser und das All die Urkraft von der unnennbaren Ursache bekommen.

Wie Friedrich, dem vieles in der Jugend langweilig und lästig war, hierauf täglich sich selbst überwand, um ganz König zu seyn; wie viel und streng er sich gebot; wie leicht ihm endlich wurde, die ihm auf dem großen Schauplaz von dem Schiksal zugetheilte Rolle bis auf den lezten Akt des Lebens, so wie im gleichen Alter August, gut auszuspielen, dieses in der Ausführung seiner Geschichte gezeigt, wird beweisen, wie sehr und ganz er der zu seyn wußte, der er wollte und sollte. Hiebei aber wird der Geschichtschreiber den Hauptzwek noch nicht beachtet haben, welcher für uns, diesen Staat, Teutschland, Europa, und die Menschheit das vornehmste Interesse hat; wie nämlich seine ganze Regierung dahin zwekte, einen Staat zu bilden, der, so

lang sein Geist in ihm bliebe, eine ausserordentliche Vaterlandsliebe, und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflößte. Dieses (zu zeigen, wie er nicht nur überhaupt König, sondern mit welchem Interesse für Teutschland und Europa er der Preussen König ward,) erfodert einen Blik auf die politische und moralische Welt, wie er sie fand, und hinterließ.

Jene alten großen Gefahren, scheinbar unter Karln dem Fünften, verhaßter drohend unter Philipp, drükender unter den Ferdinanden, und kaum je so wahrhaft als unter Ludwig, waren bald nach dem Anfang des achtzehenten Jahrhunderts verschwunden. Ein Menschen-Alter, nicht glänzend, aber nüzlich thätig, war über der Bemühung hingegangen, aus der Schlaffheit, welche die Folge übergroßer Anstrengung ist, sich mit neuer Kraft zu erheben. Es glükte dem Greisen, der mit wirthschaftlicher Mäßigung in Frankreich regierte; blühender als je erschien in wohlgeleiteter Freiheit Großbritanniens Flor und Macht, und deutlicher offenbarte sich die dem russischen Reich innwohnende Kraft. Es fehlte diese dem teutschen Staatskörper, wegen Charakterlosigkeit, und wegen der Schulden der meisten Kurfürsten und Fürsten; Karl VI. aber hatte in wenigen Monaten Italien, und bald nach diesem gegen die Türken den Ruhm der Waffen verlohren: doch aus der österreichischen Erde springen Männer und Hülfsquellen hervor, sobald eine selbstherrschende Hand mit Geschiklichkeit sie berührt. Zu neuen Unruhen war Zunder genug; wenn an der Spize einer der vornehmsten Mächte ein über allgemeine Mittelmäßigkeit erhabener Staatsmann oder Fürst erschien, konnte das Gleichgewicht unschwer zerrüttet, und mit dem teutschen Völkerbunde alles auf's neue in Gefahr gebracht werden. Periodische Gefahren müßen seyn; in ruhiger Weichlichkeit verlernt der Mensch, Mann zu seyn.

Der damalige preussische Staat, so viele Aufmerksamkeit seine Verwaltung billig erregte, war noch fern, anderen ihr Daseyn zu sichern. Ein Zeitraum nachläßiger Verwaltung oder beträchtliches Unglük konnte ihn so zurükkürzen, daß er nicht ohne viele Zeit und große Gefahr sich zu erholen vermocht hätte. Insofern er fast überall Gränzland, und mit weit größeren Mächten in bedenklicher Berührung war, konnte er dem alten lotharingischen Reich oder der burgundischen Macht verglichen werden, deren jenes nie zu innerer Kraft gekommen, diese, obwohl mit größter Weisheit gegründet, ungemein reich, stark durch wohlgeübte Truppen und vortrefliche Ordnung, in Einem Jahr durch ein paar Niederlagen auf immer entkräftet worden ist.

Hier zeige Friedrichs Biograph, durch welche Mittel sein mächtiges Genie den Staat zu solcher Kraft erhob, daß am Ende einer Regierung, wovon ein Viertheil in höchstschweren Kriegen verfloß, Volksmenge, Wohlstand, Lebendigkeit aller Arten Cultur in nie gesehenem Flor blüheten, und er, der König, von den größten Mächten als ihres gleichen gesucht, oder gefürchtet, von kleineren als Erhalter zutrauensvoll verehrt wurde.

Diese neue politische Schöpfung trug wesentlich bei, daß, als durch die Folge der Zeiten in der allergrößten Erschütterung des Gemeinwesens von Europa ein altberühmtes Gleichgewicht unter dem Ruin vieler fallenden Staaten begraben wurde, die Kraft und Würde des germanischen Namens, wie in den römischen Zeiten dieses oft geschehen, augenblicklich und scheinbar gefährdet, nicht für immer, nicht wesentlich und unheilbar geschwächt werden mochte. Dann fest, in der Kraft Friedrichs, bestand und stärkte sich diese neue Nationalstüze, indeß die ältere, durch fremde Anhängsel sonst geschwächt mehr als geziert, vereinfacht unerschütterlicher wurde. So, daß aus einem Kampf, wie keiner seit den alten Cäsarn, die teutsche Herrschaft, von der Ems bis an den Pruth

und von der Brenta bis an die Memel anerkannt, stark und reich, und darüber wohlbelehrt hervorgieng, es sey zu Erhaltung ihrer selbst und der Welt bei Ruhe und Recht Eines erfoderlich: die Vereinigung ihres Willens. Es ist aber eine Nation nicht zu beklagen, wenn ihr Heil und Ruhm von ihrem Willen abhängt.

Alle weisen Regierungen haben einen Zwek, welcher den Charakter ihrer Verwaltung bezeichnet. Glüklich, wenn auch ohne Lorbeer, die wenigen, deren Abgeschiedenheit oder Concentration, bei stillem Genuß, nur einige Klugheit bedurfte, um zu bestehen. Aber sie sind nicht mehr. Waffenlose Gerechtigkeit darf selten von der Uebermacht Mäßigung hoffen. Andere haben eine Oberherrschaft welche allen furchtbar, von niemanden zu fürchten hätte, zum Ziel genommen; diese wenn es ihnen glükte, haben (nach der Natur des Menschen der, sobald er nichts mehr scheut, sich alles erlaubt) entweder durch Ueberspannung ihre eigene Macht gebrochen, oder durch Abspannung sie so geschwächt, daß sie durch die künstlichsten Mittel kaum zu bestehen vermochten. Wie viel edler der Zwek, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung nicht ohne Weisheit, nicht ohne Sorgfalt, stark genug; durch Treu und Wahrheit so weit hin herrschend als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schäze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volks und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht.

Diese größten Interessen der Humanität wußte Friedrich mit seinem Staat in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen.

Die Freyheit, welche nicht in der oder dieser Verfassungsform, sondern in der Coexistenz aller einem jeden Staat angemessenen Formen, welche nicht in Ge-

sezlosigkeit, sondern in der Sicherheit eines jeden bei seinem Recht, und nicht im Niederreissen, sondern in genußreicher Entwikelung besteht, war nebst ihrer Schwester, der wahren Aufklärung, vor etwa sechzig Jahren, in wenigen monarchischen und republikanischen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lang unterbrochen worden, hatte sich in der protestantischen, wie in der römischen Kirche ein geistloses Formularwesen gebildet, welches, in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitt eines Theils der grossen Welt viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die brandenburgischen Marken, an welchen der Mensch hat erproben sollen wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermag, waren schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreyheit. Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voran gieng. Gewöhnt, bestimmt zu gebieten und genauen Gehorsam zu finden, fühlte dieser König richtiger, als, ich will nicht sagen, viele andere Regenten, sondern als die meisten Philosophen, jenseit welcher Gränze ihm nur vorzuleuchten erlaubt sey. Das war seine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit ist? welche Frage menschlicher Neugier Gott selbst nicht beantwortet; aber den Untersuchungstrieb zu erregen, und durch vollkommen freyen Spielraum zu begünstigen.

Bande, welche ihm Fesseln schienen, sprengte sein kühner Sinn; und als die Tage des Unglüks alle Macht seines Genies überwältigten, und als hoch gestiegene Jahre ihn den grauenvollen Pforten unbekannter Ewigkeit näherten, suchte er nie eine andere Stüze als das Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Aber er liebte und ehrte nicht weniger solche, die durch religiöse Zuversicht ihre Geistesgegenwart stärkten; so daß man sieht, er habe eigentlich nur die finstern und niederschlagenden Ideen gehaßt. Wie überhaupt alles herabsezende, die Trägheit welche das Leben verschläft, die Tändeleyen welche

entnerven, was die Zeit tödet, und um die Selbstbeherrschung bringt. Andern Vergnügungen war er nicht feind. Ueberhaupt in allem kam Licht und Geist von oben herab.

So geschah, daß, wenn Könige der herrlichsten Länder, um sicher zu regieren, den Geist ihrer Unterthanen durch Inquisitionsanstalten getödet, und hiedurch den edelsten Theil ihrer eigenen Macht vernichtet haben, die Preußen, ich will nicht sagen lange Kriege und große Unfälle, sondern einen unveränderlichen ernsten Gang militärischer und ökonomischer Anstrengung, nicht nur geduldig ertrugen, sondern in jedem Betrieb, auch des bürgerlichen Lebens, und in allen Künsten und Wissenschaften, so freudig wie nur immer eine freye Nation emporblüheten: denn, sie verstanden die Nothwendigkeit seiner Maximen, und sein freyer geistvoller Sinn bildete Menschen die im Bau der vaterländischen Größe und Kraft ihm und sich selbst zu helfen wußten.

Das war die Grundfeste, das der Zwek, dem Staat einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes hohes Gefühl ihrer selbst und ihres Ruhms, stark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das Größte an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben: denn alles mechanische ist der Veralterung unterworfen, alles physische muß der Uebermacht weichen: Aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich einen unerschöpflichen Reichthum von Hilfsmitteln gegenwärtig macht.

Viele siegreiche und erobernde Helden, deren Scharfsinn die Feinde zu verderblichen Fehltritten verführt oder gezwungen, oder welche mit schneller Klugheit fremde Unvorsichtigkeit benuzt, oder den Sieg über die Waffen

durch den über die Moralität ihrer Gegner sich erleichtert, haben einen Ruhm erworben, für eigene Hoheit nüzlicher als erfreulich für die Welt, glänzend mehr als unzweideutig: denn bei der ungleichen Weisheit, bei dem ungleichen Fortrüken der Cultur, bei so vielen Zufällen, und da selten ein festes Band die Gesammtheit der Staaten sichernd umschließt, ist eine Eroberung nicht so schwer, wie die der Versuchung widerstehende Vernunft, die auf dem Zunehmen des innern Werthes mehr hält als auf Ausbreitung der Oberfläche, und zwischen Präpotenz und Nullität die edle Mitte sucht, vertrauensvolle Achtung.

Wenn die Geschichte abgelebter Staaten als Resultat vollendeter Erfahrung höchst merkwürdig ist; wenn der Geschichte bestehender Staaten die Erinnerung an den ursprünglichen Geist ihrer Ordnungen das vornehmste Interesse giebt, wie viel wichtiger die Geschichte einer Regierung, wo weniger auf künstlich festgesezte Theorien, als bei fester Beharrlichkeit im Wesen auf eine fortgehende Geistesarbeit ankömmt, um in keiner Art von Vervollkommnung zurük und im edeln Selbstgefühl immer voranzustehen! Die alte venetianische Republik oder die schweizerische Eidgenossenschaft, Staaten die geglaubt haben, sich isoliren zu können, durften bleiben wie sie waren: Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltschauspiels ist stillstehen und zurükbleiben einerley. Da muß das Beispiel jener Wachsamkeit und der Erfindungen, wodurch das Heer und die Regierung so musterhaft wurden, den Geist unaufhörlich emporhalten, um bei jedem Aufruf, des Vergangenen würdig, und der Gegenwart gewachsen zu seyn. Die Britten haben ihre Meere, Frankreich den herrlichen Boden, Oesterreich ist unerschöpflich, Rußland unermeßlich; was haben wir wenn nicht Geist und Muth! Glüklich der Staat, welcher, von Anfang ein Kunstwerk, fortgesezter Kunst bedarf: denn das

Leben eines Staats ist wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben.

Die Thaten der Helden, deren einige wir oben genannt, haben viele Fürsten zu unglüklicher Nachahmung verführt; auch Friedrichs Gewohnheiten sind ohne seinen Geist nachgemacht worden: beides nicht ohne Schuld der Geschichtschreiber, die sich lieber bei den Kraftäusserungen als bei den Institutionen, und ohne Sinn für das Ganze bei äusserlichen Eigenheiten am liebsten aufhalten. Friedrich hat ausser der ersten Unternehmung, die ihm ein für allemal nothwendig schien, und wozu die Zeit ihn einlud, alle übrigen Kriege ungern, weil er mußte, nie länger als er mußte, geführt. Die äusserlichen Gewohnheiten (sonst willkührlich wie Kleiderformen) sind der Stempel eines erhabenen Geistes nur dann, wenn sie (wie eine feste Tagesordnung, wie das Ebenmaaß zwischen Arbeit und Vergnügen, die Verschmähung des Sonderbaren und Gezierten, die Kürze und Bestimmtheit des Ausdruks) eine Kraft nothwendig andeuten. Kleine Erinnerungen unwesentlicher Dinge werden von den Zeitgenossen in das Grab mitgenommen; aber der feste Blik auf Einen Zwek, die unveränderliche Ordnung, die ununterbrochene Strenge der Pflichterfüllung und die Unüberwindlichkeit der nicht unempfindlichen Seele, ist der Verewigung werth: Denn die Nachahmung dieser Eigenschaften ist nicht nur jedem in seinem Stande gebührlich, sondern, wenn der Staat groß und blühend bleiben soll, nothwendig.

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und statt einer lehrreichen Beschreibung ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch daß ein grosser Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Grösse für erreichbar zu halten. Es ist nüzlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Foderungen an das

Glük und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeineren Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Mann sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freye Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunklung durch die satyrischen Soldatenlieder; und der Fleken ohngeachtet ergießt in alle Welt die Sonne Freude und Leben.

Wie wenig haben wir gesagt! Allein, darzustellen Friedrich wie er war, in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Lissa, von Liegniz; und wie er nicht verzweifelte in dem Schreken von Collin, an dem Abend von Cunnersdorf; und wie er in den 35 Friedensjahren für das Wohl seiner Preußen und für die Ehre des menschlichen Geistes auch nicht Einen Tag verlohr; ihn zu zeigen so, daß alle seine grauen Helden, Mitwürker der Siege, daß die Vertrauten seines Raths und Lebens, daß alle die ihn sahen den großen Herrscherblik, und alle die sie hörten die fesselnden Worte, und alle die er traf der Bliz seines Geistes, erkennen und sagen: Hier Friedrich, So war er, erfodert, daß ein Mann sein Leben dem Leben Friedrichs weihe, damit alle Jahrhunderte der Nachwelt bezeugen, sein Jahrhundert habe seine Größe ganz gekannt, ganz gefühlt, und sey Friedrichs werth gewesen.

Viele der Alten haben wegen unstäter Herrschaft oder früher Ausartung ihres Ruhms entbehrt. Glüklicher, wie in so viel anderm, Er, auch hierinn! Sein Werk besteht; es blühet; Er lebt, in dem königlichen Sinn Friedrich Wilhelms des Dritten, in der ehrfurchtsvollen Liebe aller seiner Preußen, in der sehnlichen Erinnerung Teutschlands! Europens!

IV.

Schilderung einiger der vornehmsten Minister Frankreichs, welche die Revolution herbeiführten, und beschleunigten.

(Aus Marmontels Denkschrift.)

»Ich schreibe nicht die Geschichte der Revolution. (Quæ contentio divina et humana cuncta permiscuit, eoque vecordiæ processit, uti studiis civilibus bellum finem faceret. Sallust. in Jugurth.) Aber wenn das Leben des Menschen eine Reise ist, kann ich das meinige erzählen, ohne davon zu reden, durch welche Begebenheiten, durch welche Stürme, durch welche Abgründe, durch welche, mit Tigern und Schlangen bevölkerte, Oerter sie durchgegangen ist? Denn so stellen sich die lezten zehn Jahre unsrer Unglüksfälle meinem Geiste dar; ich fühle mich bisweilen halb im Zweifel, ob es nicht ein wilder und trauriger Traum gewesen sey.

Dieses schrekliche Landesunglük steht überall mit blutigen Zügen vor unsern Augen da; die Erinnerungen daran werden nur allzuunauslöschlich seyn. Aber die Revolution hat Ursachen gehabt, deren Beschaffenheit man nicht genug beobachten kann; denn es verhält sich mit den Krankheiten des politischen Körpers, wie mit denen des menschlichen überhaupt; um mit Wahrscheinlichkeit beurtheilen zu können, welches seine Dauer seyn werde, oder welches die Verwahrungsmittel gegen seine Krankheiten gewesen wären, muß man bis zu ihrer Quelle heraufsteigen; nur so können die Einsichten, die man aus der Vergangenheit schöpft, für die Zukunft Aufklärungen geben.

Obgleich schon längst die Lage des öffentlichen Wesens, und die Gährung der Geister in allen Ständen des Staates, mit einer nahen Crise zu drohen schienen, ist es dennoch wahr, daß sie nur durch die Unklugheit derer jenigen herbeigeführt worden ist, die sich hartnäkig darauf steiften, sie für unmöglich zu halten.

Die Nation, welche von jeher ihren Gesezen, ihren Königen, ihrer alten Verfassung treu geblieben, und gleichsam durch einen Instinct mit dem Maaße von Freiheit, von Ei-

genthum, von Wohlstand, von Ehre und von Macht, zufrieden gewesen war, deren sie genoß, wurde nicht müde, in den Lastern und Irrthümern der alten Verwaltung irgend eine heilsame Verbesserung zu erwarten.

Diese Hofnung war besonders bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI lebhafter geworden. Und wirklich, wenn in dem Augenblike der Wille eines jungen geradsinnigen und das Wohl des Volkes eifrigst wünschenden Königs gehörig unterstüzt worden wäre, würde Alles ohne gewaltsame Zukungen wieder hergestellt worden seyn.

Ludwig XVI, als er im zwanzigsten Jahre auf den Thron gelangte, trat seine Regierung mit einer Empfindung an, die, wenn sie in den Schranken der Mäßigung bleibt, unschädzbar ist, aber in ihrem Uebermaaße sehr gefährlich werden kann. Der Fehler, der bei seiner Erziehung begangen worden war, war ganz das Widerspiel von demjenigen, den man gewöhnlicher Weise der Fürstenerziehung vorwirft. Man hatte ihm eine übergroße Furchtsamkeit beigebracht; und so lange sein ältester Bruder, der Herzog von Bourgogne, noch lebte, ihn allzusehr die Hervorragendheit fühlen lassen, womit die Natur diesen wirklich zu frühzeitig reifen Prinzen von Seiten des Verstandes begabt hatte.

Die Gemüthsstimmung des Dauphins, als er sich plözlich mit der Regierung eines Reiches beladen fand, war demnach die Unruhe und äußerste Verlegenheit einer Seele, die ihre Pflichten und ihre Bestimmung ahnet, und es nicht zu hoffen wagt, sie werde sie erfüllen können. Seine erste Empfindung war ein Schreken, im zwanzigsten Jahre schon König zu seyn; seine erste Bewegung der Wunsch, einen Mann aufzufinden, weise und geschikt genug, ihm ein unterrichteter Wegweiser zu seyn. Männer dieser Art finden sich immer selten; und für eine solche, damals vielleicht mehr als zu schwere, Wahl suchte der junge König Rath bei seiner Familie. Nichts war wichtiger für den Staat und für ihn selber, als die Meinung, die das Resultat dieser Berathschlagung werden würde. Es kam darauf an, daß seine politische Erziehung angefangen, daß seine guten Absichten geleitet, daß sein Geist gebildet würde; die Natur hatte in ihm Alles so geordnet, daß das Gute auf

ihn Eindruk machen konnte. Ein gerader Sinn, eine gesunde Vernunft, eine noch jungfräuliche Seele, voll natürlicher Einfalt und Gefühl; kein Laster, keine Leidenschaft, Haß gegen Lüge und Schmeicheley, Durst nach Gerechtigkeit und Wahrheit, und vielleicht, bei ein wenig Rauheit und Hang zum Poltern, in seinem Charakter ein großer Stoff von moralischer Güte und Richtigseyn, die Grundlage aller Tugend! machten die Grundzüge seines Charakters aus. Auf der einen Seite also, ein zwanzigjähriger König ohne Selbstsucht, geneigt Alles zu wollen, was gerecht und gut ist; und auf der andern, ein Reich, welches in allen seinen Theilen Wiedergeburt verlangte, in dem sehr viel Gutes geschehen konnte, und die größten Uebel gehoben werden mußten: Dieß war ohngefähr die Lage, dieß waren die Gegenstände, die den Mann erwarteten, in welchen Ludwig XVI sein Vertrauen sezen, den er zum Leiter annehmen würde. (Im May 1781.)

Maurepas ward dieser Mann. Dreißig Jahre lang war es schon her, daß er im Ministerio gewesen, und da er so in einer Art von Verbannung vom Hofe gelebt, die ihm ein ziemlich geringer Fehltritt zugezogen, war er in seiner Absonderung von der Welt zu der Achtung gelangt, die das Alter, und ein nicht verdientes und mit würdevollem Anstande ertragenes Unglük, gewähren kann. Unter seinem Ministerio war das Kriegsseewesen in Verfall gerathen; allein, da die furchtsame Politik des Cardinals Fleury diesen Zweig unserer Staatskräfte gleichsam mit einem Schlagflusse gelähmt hatte, so konnte man die Nachläßigkeit Maurepas, der die Unterministerstelle dabei bekleidet hatte, als eine ihm durch Befehl auferlegte betrachten; so daß ihm, in diesem gewissermaßen .. Schattenamte, nichts übrig geblieben wäre, als durch Entwiklung seiner natürlichen Fähigkeiten, seine Annehmlichkeiten als Weltmann, seine Talente als Höfling zu zeigen."

Nach diesem Eingange schildert Marmontel mit sehr lebhaften Zügen diesen Maurepas; seine Beschreibung ist ein sehr vollendetes Gemählde, das wir mit seinen eigenen Worten wieder geben wollen.

"Oberflächlich und unfähig einer ernsthaften und tiefen Anstrengung, aber mit einer leichten Fassungskraft und einem

Verständnisse begabt, das augenbliklich den verwikeltsten Knoten einer Sache unterschied; ersezte ihm in dem königlichen Rathe, Gewohnheit und Geschiklichkeit, was ihm an Studium und Nachdenken abgieng. Er war eben so einschmeichelndes als sein Vater hartes und polterndes Geistes gewesen war; der seinige war geschmeidig, beugsam, fruchtbar an Listen zum Angreifen, an Vorwänden einer Sache auszuweichen, an Umschweifen, die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand abzuleiten, an Mitteln und Wegen, sich aus einem schweren und glitscherichen Schritte zu ziehn, scharfsichtig, mit dem Auge eines Luchses die Schwäche oder das Lächerliche an Menschen aufzufassen, sie durch unmerkliche Kunst in Fallstrike zu verwikeln und zu seinen Zweken zu bringen. Er verstand die gefährliche Kunst, mit Allem sein Spiel zu treiben, und auf das Verdienst selber Lächerlichkeit zu werfen, wenn er einmal es herabzusezen sich vorgenommen hatte; er besaß endlich eine große Gewandtheit die Arbeit des Cabinettes zu vereinfachen, Annehmlichkeit darüber zu verbreiten: alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem der gefährlichsten Minister, die es nur geben kann. Wäre es blos darauf angekommen, einen jungen König zu lehren, wie Geschäfte sich mit einem Schein von Leichtigkeit behandeln lassen, wie es anzufangen sey, sich aus der Regierungskunst eine Belustigung zu machen, so würde er ohne Vergleich der Mann einer solchen Wahl gewesen seyn. Vielleicht hatte man gehofft, Alter und Unglük werde seinem Charakter mehr Bündigkeit, mehr Halt, mehr Kraft ertheilt haben. Allein dem war nicht also. Von Natur schwach und eigenliebig, liebte er Bequemlichkeit und Ruhe, stillen Ehrengenuß für seine betagten Jahre; vermied Alles, was seine Gastmahle traurig machen oder seinen Schlaf stören konnte; hatte keinen Glauben an beschwerliche Tugenden; sah die reine Liebe fürs öffentliche Wohl nur als Alfanz oder ruhmredige Heucheley an; und so, ohne irgend darnach zu trachten, Glanz über sein Ministerium zu verbreiten, ließ er seine ganze Regierungskunst nur darin bestehen, die Geschäfte in ihrem gewöhnlichen Gange ohne Geräusch fortzuführen, und mehr kleine Rükschten in Betrachtung zu nehmen, als nach großen Grundsäzen zu Werke zu gehn. Maurepas blieb also in seinem

Alter, was er in seiner Jugend gewesen war, ein angenehmer nur mit sich selbst beschäftigter Mann, und mehr Höfling als Minister."

"Eine wachsame Aufmerksamkeit, sein Ansehn über den Geist des Königs zu behaupten und im Staatsrathe vorzuherrschen, verursachte, daß er leicht eifersüchtig sogar auf die Wahlen ward, die er selber getroffen hatte, und diese Unruhe war die einzige Leidenschaft, die in seiner Seele Wirksamkeit besaß. Uebrigens in nichts Thatkraft; keine Stärke, kein Muth, weder fürs Gute noch fürs Böse, Schwäche ohne Güte kleinliche Tüke, ohne eigentliche Bosheit, Empfindlichkeit ohne Zorn, Sorglosigkeit über das, was in einer Zukunft, in der er nicht mehr leben würde, sich zutragen könnte, dann und wann vielleicht ganz guter Wille, das öffentliche Wohl zu befördern, wenn er es, ohne für sich selbst etwas zu wagen, bewirken konnte, aber der augenbliklich erkaltete, sobald er irgend etwas seinem Ansehen oder seiner Ruhe Nachtheiliges befürchtete: dieß war, bis an sein Ende, der Charakter des Greises, den man dem jungen Könige zum Leiter und Berather gegeben hatte.

Da es ihm leicht war, zu bemerken, daß Offenheit und Güte die Grundzüge der Seele dieses Fürsten bildeten, so machte er sich gleich Anfangs ein Studium daraus, gut und einfach sich zu zeigen. Der König verhehlte ihm nicht jene äußerste Furchtsamkeit, die die ersten Eindrüke der Kindheit in ihm übrig gelassen hatten. Maurepas fühlte also, das sicherste Mittel das Wohlwollen Ludwigs XVI zu fesseln, wäre, wenn es ihm gelänge, ihm seine ihn so schrekenden Pflichten leicht zu machen. Er wandte also sein ganzes Talent darauf, die Geschäfte zu vereinfachen, und ihm das Beschwerliche derselben zu erleichtern. Er hielt die Staatsübel vielleicht für allzueingewurzelt, als daß ihm noch Hülfe dagegen übrig schiene, seine Trägheit und Leichtsinn verstatteten ihm nicht sie zu ergründen, die er entweder als von einem Uebermaß von Kraft und Gesundheit herstammende Gebrechen, oder, als von der Beschaffenheit des politischen Körpers überhaupt unzertrennbare Krankheiten betrachtete: und so überhob er den jungen König der Mühe, sich mit dem Denken daran zu behel-

ligen, und versicherte ihn: Alles würde gut gehen, wenn nur die Staatsangelegenheiten mit Mässigung und Klugheit geleitet würden. Der Cardinal Fleury hatte, in seinen kleinmüthigen Besorgnissen, sich immer mit der Ausflucht beruhigt: ein Gebäude, welches schon mehr als dreizehn Jahrhunderte alt sey, müsse sich endlich seinem Einsturze zuneigen, es sey daher, wenn man es unterstüzen wollte, zu befürchten, es möchte vollends erschüttert werden; Maurepas hingegen spiegelte sich in seiner trägen Sicherheit vor: daß ein so festes Gebäude, um wieder hergestellt zu werden, nur seiner eignen Stärke bedürfte, und daß man es daher mit allen seinen Gebrechen und Mißbräuchen nur bestehen zu lassen brauchte."

— Terray verwaltete um diese Zeit die Finanzen; der König, dem man unrichtige Begriffe über die Talente desselben beigebracht hatte, schenkte ihm Anfangs sein Vertrauen; Maurepas fürchtete seinen Einfluß, stürzte ihn, und Türgot kam an Terrays Stelle. — Aber bald wußte Maurepas auch diesen dem Könige verdächtig, und als einen Systematiker und Oeconomisten lächerlich zu machen. — Clugny folgte auf Türgot in der Verwaltung, dann Taboureau, der aber bald selber seine Unfähigkeit erkannte und wieder abtrat. — Hier geht Neckers Periode an, von dessen mit Türgots Grundsäzen contrastirender Mässigung, so wie von dem Hergange der Feindseligkeiten, die ihn wieder aus dem Ministerio abzutreten nöthigten, Marmontel sehr anschauende Begriffe und Details giebt, Details, die man in keinem Geschichtschreiber dieses Zeitraumes bisher so anschauend kennen gelernt hat. —.

„Dieser Genfer, sagt er, der späterhin ein Spielwerk der Meinung und auf so verschiedene Weise berühmt geworden ist, war damals einer der berühmtesten Banquiers von Europa,. Er genoß, als solcher, des öffentlichen Vertrauens, und eines sehr ausgebreiteten Credits. Von Seiten seiner Talente hatte er gehörige Proben abgelegt, und durch seine Schriften über in die Finanzen einschlagende Gegenstände war er als ein Mann von Weisheit und Ueberlegung bekannt geworden; aber ein anderes Verdienst an ihm, in Maurepas Augen, war der Haß, den Türgot gegen ihn hegte. Dieser Haß war auf folgende Weise entstanden."

"Türgot hatte in Absicht auf Handel, Kunstfleiß und Akerbau, einen großen Widerwillen gegen die reglementarische colbertische Verwaltungsweise; er betrachtete eine ganz unbeschränkte Freyheit für jedermann, nach völligem Gutdünken über sein Vermögen zu schalten und seine Talente anzuwenden, als ein unmittelbar aus dem Eigenthum herfliessendes Recht, er wollte, man sollte es dem individuellen Interesse durchaus überlassen, sich selbst zu rathen und zu leiten; überzeugt, daß es alsdenn immer den richtigen Weg gehen, und aus der entgegengesezten Wirkung der besonderen Interessen, das öffentliche allgemeine Wohl das Resultat seyn würde. Necker, furchtsameren Geistes, glaubte hingegen, dieses Interesse bedürfte bei allen Menschen gelenkt und gemäßigt zu werden; bis es den Unterricht der Erfahrung erhalten, wäre es gut, wenn man es durch weise Anordnungen einschränkte; man müsse die Sorge für das öffentliche Wohl nicht der Habsucht von Privatleuten anvertrauen; kurz, seine Theorie war, daß, wenn schon zum Besten der Ruhe und der Sicherheit einer ganzen Nation, die moralische Freyheit durch Gesezе eingeschränkt und ihnen unterworfen seyn müsse, dieß auch in Absicht auf die Handelsfreyheit zuläßig sey, und sie, besonders sobald es auf das gemeinschaftliche Wohl ankäme, gemäßigt und sogar auf eine Zeitlang aufgehoben werden könne. Das Eigenthum bei Gütern der ersten Nothdurft, sey folglich nicht so ganz ein individuelles, daß einem Theile der Nation das Recht zustehen könne, die andre umkommen zu lassen; so ungerecht als es sey, diese Güter in einem elenden Preise zu halten, eben so ungerecht sey es auch, sie auf einen übermäßigen steigen zu lassen; dem reichen Geizigen erlauben: mit zu vieler Herrschaft das harte Gesez der Nothwendigkeit gegen den Armen walten zu lassen, heisse die Menge der kleineren Anzahl auf Gnade und Ungnade Preis geben; Pflicht und Weisheit in der Staatsverwaltung erfoderten daher, zwischen beiden Theilen die Wage in der Mitte zu erhalten." —

"Man wird, erwiederte Türgot hierauf, da vom Geize nichts zu befürchten haben, wo Freyheit herrscht, und das Mittel den Ueberfluß zu versichern, ist gerade das, daß man den Handelsgegenständen vollkommen ungehinderten Umlauf

läßt. Das Korn wird bisweilen theuer seyn, aber das Handwerkslohn sich darnach richten, Alles wieder ins Gleichgewicht kommen."

"Wenn der Preis des Kornes, antwortete Necker hierauf, stufenweise stiege, so würde freylich der Preis des Fleisses und jedes Arbeitslohn sich darnach richten, und niemand darunter leiden; steigt aber der Kornpreis plözlich übermäßig, so wird das Volk lange von Elend zu leiden haben, ehe Alles wieder ins Gleis und Gleichgewicht kömmt."

"In diesem Systeme von Aufsicht und einer gemäßigten Freyheit, hatte Necker seine Lobrede auf Colbert geschrieben, und sie war mit Beifall aufgenommen worden. Dieß war eine doppelte, in Türgots Augen, unverzeihbare Sünde. Dieser Eiferer für die Freyheit des Handels und des Fleisses, hielt sich in seiner Meinung für unfehlbar, und, indem er immer die Augenscheinlichkeit seiner Säze behauptete, betrachtete er denjenigen, der seinen Gründen sich nicht ergab, als einen Mann, der nicht redlich in seiner Meinung sey.

Bis dahin indeß waren Neckers Grundsäze noch nicht entwikelt worden, allein da Türgot das Gesez bewirkte, das die freye Getraideausführung nicht nur aus einer Provinz in die andre, sondern sogar und zu allen Zeiten außerhalb des Landes verstattete, erlaubte Necker es sich, ihm zu sagen: er sähe Gefahr dabei und habe dem Minister über diesen Handlungszweig Bemerkungen mitzutheilen, die vielleicht dessen Aufmerksamkeit verdienen könnten. Diese Worte erwekten bei Türgot wiederum dessen ganzen Widerwillen gegen das System der verbietenden Gesezе. Er antwortete Neckern: seine Meinung über diesen Gegenstand sey unwandelbar, übrigens aber stünde es jedem frey, seine Gedanken darüber zu sagen, und sie bekannt zu machen. —

Necker antwortete ihm: sie bekannt zu machen wäre zwar seine Absicht nicht gewesen, da Türgot ihm aber die Freyheit dazu liesse, würde er vielleicht Gebrauch davon machen. Einige Zeit darauf erschien dann Neckers Buch: über die Gesezе in Betref der Getraideausführung, und gerade in dem Augenblike der Neuheit dieses Buches ereignete sich der bekannte Pöbelaufruhr über diesen Gegenstand. Türgot

zweifelte nicht, Neckers Buch sey es, was den Aufstand veranlaßt habe; ob er sich gleich hätte sagen können: das Volk, welches Bekerläden plündert, pflege dazu nicht den Rath aus Büchern herzuholen.

Türgots Freunde, noch heftiger als Er, hatten gewollt, er sollte sich an Neckern rächen, und ihn nach Genf zurükschiken; er hätte dieß, da er damals noch des ganzen Zutrauens des Königs genoß, leicht thun können. Seine Geradheit und Billigkeit bewahrten ihn aber vor dieser Herabwürdigung seines eigenen Charakters. Allein bis an seinen Tod blieb dennoch aus dieser Begebenheit in seinem Herzen ein Haß gegen den Mann übrig, dessen ganzes Unrecht darin bestand, daß er Türgots Herausfoderung angenommen, und dessen Meinung bestritten hatte." —

Necker, an Clugny's Stelle gekommen, bemühte sich nun, den Staatskredit hauptsächlich durch Ersparungen herzustellen. — Er gab, sich des öffentlichen Zutrauens zu versichern, sein berühmtes Compte rendu heraus. Diese Schrift that, durch die dagegen sich loszügelnde Intrigue, eine der beabsichtigten entgegengesezte Wirkung. Maurepas ward Neckers heimlicher Feind, weil dieser in besagtem Compte seiner nicht erwähnt, und nachher den, durch die diesen Minister unterjochende Frau beschüzten, Sartine aus dem Ministerio der Marine entfernt hatte, welche Sartine gänzlich durch seine Unfähigkeit zu Grunde richtete. Die strenge Finanzaufsicht Neckers machte ihn verhaßt. "Diese Strenge mißfiel dem Hofe, und weil alle die Tausche, die Ueberlassungen, die Verkäufe, und alle ähnlichen Geldgeschäfte, die in Credit am Hofe stehende Eigennüzige von dem Könige selbst zu erschleichen gewohnt gewesen waren, in diesem Finanzen-Direktor einen hellsichtigen und strengen Untersucher zu befürchten hatten, wurde ihnen allen die Zeit zu lang, sich von ihm nicht befreyt zu sehen. Es war nunmehro weiter nicht möglich, der leichteinräumenden Fügsamkeit des Königs Fallstrike zu legen, und heimlichgewährte Gnadenbegünstigungen zu erhaschen; besonders blieb kein Mittel mehr übrig, gleichsam in den Falten der Portefeuillen der Minister geheime Artikel einer Lieferung, eines Kaufcontracts, irgend eines erschanzten Vorrechts zu verbergen, und alle solche

Vortheile sich zuzuwenden, die in den geheimen Windungen des Finanzlabyrinthes so leicht unsichtbar werden. Es konnte nicht fehlen, daß der Mann, der all diesen Misbräuchen die Wurzel abschnitt, gehaßt werden mußte;, und das Memoire, in Absicht dessen man ihn beschuldigte, dem Könige einen blauen Dunst vorgemacht zu haben, wurde also lebhaft angegriffen."

Bourboulon war derjenige, den die Gegenpartey wählte, ein Neckern verläumdendes Memoire gegen diesen Compte rendu zu schreiben. Dieser Mensch war Schazmeister des Grafen von Artois, und hatte sich diesem angenehm zu machen verstanden. Stolz auf dessen Schuz, gieng er also mit trozender Stirne einher, nahm öffentlich die Rolle eines Anklägers von Necker auf sich, und fodrte ihn heraus, ihm zu antworten. Es gab Viele, die nicht daran glauben wollten, daß Necker so wundersam und plözlich schon die Finanzen wieder hergestellt habe; und ohne ihm gerade aus der prächtigen Rechenschaft, die er darüber abgelegt, ein Verbrechen zu machen, meinten sie gleichwohl: sie sey nicht ohne Kunst verfertigt worden, um den Credit zu erhalten, und Mittel anzukündigen, die man besässe, den Krieg fortzuführen, und den Frieden zu erleichtern. Maurepas unterstüzte diese Meinung, indem er sich das Ansehen einer sehr feinen Witterung darüber gab, und dem durchdringenden Geiste derjenigen Beifall zuzulächeln schien, die die Sache so scharfsichtig durchschauten."

„Necker indeß verschmähte eine solche Art von Schuzreden, und bat sich, unfähig, über einen seine Ehre so nahe angehenden Punkt mit dem Publico gleichsam abzuhandeln, beim Könige aus: er möchte ihm erlauben, in Gegenwart seiner Minister, ihm Bourboulons Memoire vor Augen zu legen, und es Artikel vor Artikel zu beantworten. Der König gab seine Einwilligung dazu; und Maurepas, Miromenil und Vergennes (alle drei Feinde Neckers) waren bei dieser Arbeit gegenwärtig. Das Memoire ward in dieser Zusammenkunft vorgelesen, und Bourboulon darin Stük vor Stük Unrechts durch Belege überwiesen, die die Lage der Finanzen bewahrheiteten, und von denen die dem Könige abgelegte Rechenschaft nur eine ausführlichere Entwikelung war.

„Die Minister konnten gegen diese unanfechtbaren Beweise auch nicht einmal einen Schatten eines Zweifel vorbringen; aber, als der König Maurepas im Vertrauen fragte, was er von diesem Compte und dieser Finanzrechnung dächte, antwortete der alte Hofmann darum nicht minder: Ich finde, Sire, eben so viel Wahrheit als Bescheidenheit darin.

„Nach dieser Untersuchung hätte nun der muthwillige Ankläger bestraft werden müssen, wenn von Necker nicht geargwohnt werden sollte, er habe sich schlecht vertheidigt. Necker hatte bisher Schmähschriften, die weiter nichts als seine Person angriffen, verachtet; sollte er aber eben so auch in Absicht auf diese verfahren, die seine ganze Verwaltung in übles Gerücht zu bringen bestimmt war? Je gerechter der König, und je allgemeiner er dafür bekannt war, es zu seyn, desto mehr hätte man es für unmöglich halten müssen, daß Bourboulon noch im Hause der Prinzen geduldet werden könne, nachdem er der Lüge und der Verläumdung überwiesen worden wäre. Indeß blieb er noch, nach dieser Ueberführung, in seiner Stelle, und zeigte sich überall, selbst bey den Abendmahlzeiten des Königs."

„Unter diesen Umständen, die ich der traurigen Folgen wegen anführe, welche die daraus entstandene Entschliessung Neckers haben sollte, konnte er einen dreifachen Weg einschlagen: entweder sich mehr auf seinen eigenen guten Ruf verlassen, Alles mit Stillschweigen übergehen, und bis Maurepas, der von seinem Ende nicht mehr weit entfernt war, nicht mehr seyn würde, Alles zu dulden, oder sich ganz einfach vertheidigen, indem er auf gegenüberstehenden Columnen Bourboulons Memoire, nebst den Aktenstüken, die seine Schmähschrift Lügen straften, abdruken liesse; oder endlich auch vom Könige verlangen, daß sein der Verläumdung überführter Gegner bestraft würde. Das Erste zu thun, würde wohl die Meinung der Weiseren gewesen seyn. „Warum hat er nicht gewartet?" (sagte der Herzog von Nivernois selber nach Maurepas Tode) Ein halb Jahr Geduld mehr, hätte ihn uns erhalten! Es würde Friede geworden seyn, und die durch einen guten Haushälter hergestellten Finanzen hätten uns, unter einem so guten

Könige, sehr lange noch seiner Regierung und seiner Tugenden uns erfreuen lassen. Auch die zweite Parthey wäre noch immer eine vernünftige gewesen; denn, wenn das Publikum die Aktenstüke vor den Augen gehabt, wäre die Wahrheit offenbar und der Verläumder zu Schande gemacht gewesen. Allein Neckers vorgebliche Freunde glaubten nicht, es sey seiner würdig, sich mit einem solchen Angreifer gleichsam in Wettstreit einzulassen. Meine Meinung ist: Necker hätte ihn entweder verachten oder bestreiten müssen; indeß zog er vor, auf Bourboulons Bestrafung zu dringen. Freilich ist es wahr, daß man ihn alle Tage mit noch ärgern und schändlichern Streitschriften bedrohte, und daß, wenn an Bourboulon kein Exempel statuirt würde, Necker (durch den Haß des alten Ministers der Unverschämtheit und Wuth einer öffentlich dadurch begünstigten Kabale blosgestellt) nicht anders als wenigstens einen Theil der Hochachtung verlieren konnte, die die Seele seines Credites ausmachte. Im Nahmen dieses Credits also, dieser mächtigen Meinung, ohne die er nichts vermöchte, foderte er als ganze Strafe für Bourboulon, daß dieser sein Verläumder aus dem Hause des Grafen von Artois entlassen würde. Maurepas Antwort hierauf war: Necker verlange etwas Unmögliches. Necker ließ indeß nicht ab, und behauptete: es wäre alsdenn wenigstens die Pflicht des Königs, für die Wahrheit dadurch ein Zeugniß abzulegen, daß er ihn mit irgend einem Zeichen seines Zutrauens beehrte; er drang darauf, Einlaß in den Staatsrath zu erhalten, und dieß um so viel mehr, da er es als ein großes Uebel betrachtete, daß in diesem Rathe, in welchem alles abgehandelt wurde, wovon so sehr die Lage der Finanzen abhängt, der Finanzverwalter nicht schon von Amtswegen des freiesten Zutrittes genösse: allerdings hatte er auch Recht, seine Gegenwart darin wenigstens für höchstnüzlich zu halten. Aber Maurepas sah nicht, oder stellte sich auch, als ob er in einer so gerechten Foderung nichts als eine sehr am unrechten Orte angebrachte Eitelkeit gewahr würde. „Wie?" sagte er, „Sie verlangen Einlaß in den Staatsrath, und besuchen nicht die Messe?" — Auf diesen Einwurf bezeugte ihm Necker seine ganze Verwunderung, wie er einen hierin so unstatthaften Grund anbringen könne? und berief sich auf Sul-

ly's Beispiel, der auch im Staatsrathe Zutritt gehabt hätte. Maurepas faßte in dieser Antwort nichts weiter, als das Lächerliche auf, was Uebelgesinntheit in einer solchen Vergleichung mit Sully finden konnte; und anstatt Eintrittes in den Staatsrath bot er Neckern an, für ihn um den Eintritt in das Cabinet anzusuchen. Necker verhehlte es ihm nicht: „er sähe ein solches Anerbieten als eine Art Verspottung an, und verlangte nur seinen Abschied."

„Aber dieß war es eben, was in Maurepas Salon mit Ungeduld erwartet wurde, und die Marquise von Flommarens, Maurepas Nichte, hat mir dieß selber bekannt. Der schlaue Minister indeß stellte sich, als ob er in ein Begehren nicht einwilligen könnte, dessen Gewährung er gerade am eifrigsten wünschte, und weigerte sich, Neckers Gesuch um den Abschied an den König zu bringen. Zulezt sagte er ihm, wenn er darauf beständ, müßte er sich deshalb an die Königin wenden.

„Die Königin, welche Neckern stets sehr günstig angehört, und Achtung gegen ihn bewiesen hatte, fühlte den Verlust, den ihr Gemahl an ihm erleiden würde; als sie daher sah, er seye von seinem Entschlusse nicht abzubringen, verlangte sie wenigstens von ihm: er möchte sich nur noch deshalb vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit nehmen.

„Necker gieng mit sich hierüber zu Rath, überdachte noch einmal das Gute, was er schon gestiftet, und was er noch stiften könnte; und fühlte im Voraus, wie weh es ihm thun würde, solchen geliebten Aussichten zu entsagen. Endlich, aber doch, weil er nicht anders als sich vorstellen konnte, der seinem Grabe so nahe Greis, Maurepas, würde bis auf seinen lezten Augenblik, durchaus ungerecht gegen ihn seyn: entschloß er sich noch einmal über die Sache sich mit ihm zu besprechen".

„Mein Herr, sagte er zu ihm, wenn der König Lust hat, mir von seiner Zufriedenheit mit meinen Diensten einen Beweiß zu geben, so steht es in seiner Gewalt, mir einen zu gewähren, der mich nur noch mehr in den Stand sezen wird, ihm nüzlich zu werden. Er gebe mir also die Direktion der Ankaufe für die Land- und für die Seemacht". — „Was Sie verlangen, antwortete ihm Maurepas, würde die beiden

Minister beleidigen". — „Ich glaube das nicht, erwiederte Necker, und wäre dem also, desto schlimmer für die Minister, die in der Untersuchung der Ausgaben, die es ihnen doch selber unmöglich ist gehörig zu beurtheilen, mir eine Arbeit beneiden könnten, welche sie ihren untergeordneten Beamten überlassen". — „Unterdeß blieb Maurepas leztes Wort immer das: die Sache sey nicht vorstellbar; und Necker sah sich nun endlich zu dem Entschlusse gedrungen, zur Königin zu gehen, und von ihr die Annahme seines Dienstentlassung-Begehrens zu verlangen. Die Königin übernahm die Ausrichtung dieses Auftrags, und der König willigte in Neckers Entlassung. Man irrt nicht, wenn man dieses unglükliche Austreten Neckers aus der von ihm bekleideten Finanzstelle, als die Quelle aller der Leiden betrachtet, die Frankreich nachher betroffen haben. Wir werden sehen, wie, von dem Augenblike an, die Staatsübel von Tage zu Tage zunahmen, und sich zulezt in Ströme ergossen, die das Land in den tiefsten Abgrund des Verderbens stürzten.

„Vielleicht findet man es unbegreiflich, wie der König so leicht und schnell einen so geschikten Mann, der ihm so wohl gedient hatte, habe aufgeben können. Aber der Werth der Dienste Neckers wurde in den Augen des Monarchen durch geschikte und treulose Einflüsterungen herabgesezt. Man schilderte ihn ihm als einen von einem unerbittlichen Stolze aufgeblasenen Mann. Es wäre ihm, sagte man, bewiesen worden, daß, wenn sich auch in Bourboulons Memoire Verrechnungen darthun ließen, solche Rechnungs-Irrthümer doch keine Verbrechen wären. Mithin sey es unvernünftig, wenn er verlangen wollte, daß ein Bruder des Königs einen zu seinem Hofstaate gehörenden Mann dadurch entehren sollte, daß er ihn aus seinem Dienste blos darum schaffte, weil er dem Finanzminister mißfallen habe; allein nichts habe Neckern besänftigen können. Man habe ihm angeboten, für ihn von Sr. Majestät eine Gnadenbezeugung (den Eintritt in das Cabinet) zu begehren, deren Erlangung auch Personen von dem höchsten Adel sich zur Ehre schäzen würden, aber er hätte diese verschmäht. Da er sich für unentbehrlich im Staate hielte, meine er Gesezе vorschreiben zu können, vergleiche sich mit Sully, und fodere nichts Geringeres, als im Staatsrathe zu herrschen, über alle

Minister die Oberaufsicht zu führen, und strebe darnach, sich dem Könige zur Seite auf den Thron zu sezen".

„Auch die Uneigennüzigkeit, womit Necker dem Staate hatte dienen wollen, trug dazu bei, ihm das Aussehen eines stolzen Republikaners zu geben, der verlange: man solle ihm Verbindlichkeiten haben, ohne daß er selber seinerseits sich für einen Staatsschuldner ansehen dürfe, und wenn es mir erlaubt ist, meine Meinung hierüber zu sagen, so mußte auch Necker wohl, indem er das mit seinem Plaze verbundene Gehalt ausschlug, sichs gewärtigen, daß man diesen für alle diejenigen demüthigenden Stolz, die keinen ähnlichen hatten oder nicht haben konnten, übel ausdeuten würde.

Endlich hatte man auch, damit dem Könige über Neckers Fortschikung gar kein Leid übrig bliebe, das Mittel ausgefunden, ihn zu überreden: wäre seine Entfernung auch ein Uebel, so sey dieß Uebel gleichwohl ein unvermeidliches.

„Einer von Neckers Entwürfen war, wie man weiß, der gewesen: in dem ganzen Königreiche Provinzialversammlungen einzuführen. Dem Könige den Nuzen solcher Versammlungen einleuchtend zu machen, hatte er, in einem Memoire, das er demselben, bei seinen Arbeiten mit ihm, vorgelesen, und ganz allein für ihn bestimmt hatte, auf der einen Seite, die bei einer willkührlichen Verwaltung durch Intendanten unvermeidlichen Mißbräuche, welche die untergeordneten Beamten sich zu Schulden kommen lassen, auseinander gesezt; und auf der anderen Seite den Vortheil gezeigt, der für den König daraus entspringen würde, wenn er sich seinem Volke mehr näherte, und sich das persönliche und unmittelbare Zutrauen der Nation erwürbe, weniger von der Dazwischenkunft der Parlemente abzuhängen. Dieser Aufsaz, welchen man sich zu verschaffen gewußt hatte, und ihn im nämlichen Augenblike im Publiko ausbreitete, wo Bourboulon seine Schrift in Umlauf gesezt hatte, mißfiel der Magistratur, und machte sie abgeneigt genug gegen Neckern, daß der alte Minister dem Könige zu verstehen geben konnte: Necker sey seinem Verhältnisse zu den Parlementen nach ein verlohrner Mann; ganze Körper kennten keine Verzeihung, wer sie einmal beleidigt habe, würde sie stets unhandhabbar finden; ein solches Miß-

verständniß sey eine hundertköpfige Hyder, gegen die immer würde gestritten werden müßen; Necker fühle das auch selber wohl, und, indem er sich aus andern nur vorgeschüzten Ursachen zurükzöge, erkenne er: seine Stelle sey für ihn nicht mehr haltbar.

„Als merkwürdiger Umstand, der gleichsam mit Einem Zuge Maurepas ganze Sorglosigkeit mahlt, verdient hier angeführt zu werden, daß, als er Abends, hocherfreut über Neckers Abtritt, in seinen Gesellschaftssaal herunter kam, er seinen Freunden, die ihn fragten: wen er an Neckers Stelle bringen würde, eingestand: er habe daran noch nicht gedacht. Der Cardinal Rohan, hat mir Maurepas Nichte selber erzählt, der sich von ohngefähr dort befand, schlug ihm Fleuri dazu vor, und Fleuri wurde ernannt."

Fleuri, welcher auf Neckern folgte, den man aus Marmontels Darstellung (wie die Leser gesehen haben werden,) von so vortheilhaften Seiten kennen lernt, daß sie gewissermassen als eine neue Ehrenrettung dieses oft so ungerecht verkannten und verläumdeten Staatsverwalters gelten kann, (die Wahrheit kömmt denn doch immer zum Troste der Rechtschaffenheit wieder ans Licht, und was verrenkt ward, wird wieder in seine Fugen eingesezt!) konnte sich nicht über ein halb Jahr lang halten; das Einzige, was ihn in Maurepas Augen empfahl, war: daß er, durch seine Verwandschaften und durch die Verhältnisse, in denen er mit der Magistratur stand, die Parlemente besser als Necker zu behandeln, und sie geschmeidiger zu machen wußte. Sein, in allen Talenten mittelmäßiger Nachfolger, d'Ormesson, fand selbst sehr bald, er sey seiner schlüpfrigen Stelle nicht gewachsen, und legte sie nach einer kurzen Führung nieder. Troz der Gefährlichkeit dieses Postens drängten sich dennoch eine Menge Bewerber dazu, ihn einnehmen zu wollen; aber ein einziger Mann, der sich unter dem Haufen unterschied, und von dem Marmontel gleichfalls ein sehr bestimmtes Gemählde entwirft, der so berüchtigte Calonne, trug sie davon.

„Dieser war, um sich empor zu schwingen, einen Weg eingeschlagen, den man gerade seiner Einfachheit wegen als sonderbar betrachten kann. Weit entfernt, seinen Ehrgeiz zu verhehlen,

hatte er ihn vielmehr verkündigt, und, anstatt des Aeussern von Strenge, womit sich einige seiner Vorgänger bewaffnet, hatte er sich mit lauter Lieblichkeit, Annehmlichkeit und besonders Gefälligkeit für die Weiber geschmükt; er stand im Rufe, der verbindlichste aller Sterblichen zu seyn. Tausenderlei schöne Hofnungen spiegelte er denjenigen unter ihnen vor, die in Credit standen, indem er ihnen seine Absichten anvertraute, und verschwendete jedes mögliche Versprechen, sich ihre Stimmen zuwegezubringen. Auch konnten sie kein Ende finden, seine Einsichten, seine Geschiklichkeit, sein Genie zu loben. Nicht minder anziehend wußte er gegen die männlichen Beschüzer, durch eine Art leichter und natürlicher Höflichkeit, die, ohne daß irgend einer dadurch beleidigt würde, alle feinen Unterscheidungen beobachtete, und durch ein wohlwollendes, eines Jeden Ehrgeize günstig scheinendes, Aeussere zu beweisen. Demnach war Er der Glükliche, den, bey jeder Veränderung des Ministerii, die Stimmen aller Weltleute auf den erledigten Posten beriefen. Endlich wurde er denn auch ernannt, und so wie er in Fontainebleau, wo sich der Hof befand, anlangte, war es nicht anders, als ob er das Füllhorn aller guten Hoffnungen mitbrächte; man nahm ihn, wie im Triumphe, daselbst auf. (den 3 Nov. 1783.)

„So, gleich im Anfange seiner Verwaltung, als er sich noch an der Quelle eines unversiegbaren Reichthumes glaubte, ohne daß er weder die ihn erwartenden Bedürfnisse noch Ausgaben zu berechnen hätte; trunken von seinem Glüke, indem er schnell das Gluk des Staates zu finden hoffte; ohne alle Vorhersicht des Kunftigen; gute Staatshaushaltung, als eine eines mächtigen Königs unwürdige Sorge, verschmähend; überzeugt, die Kunst zu gefallen, sey die erste Kunst eines Mannes, der einer solchen Stelle vorstände; sein ganzes Glük sich von der Hofgunst versprechend, und folglich auf nichts bedacht, als denjenigen angenehm zu werden, die sich darum furchtbar machen, damit man ihre Stimme erkaufe: sah er sich, auf Einmal, von Lob und jedem Prunk eitler Ehre umgeben. Man redte von nichts, als von der äußersten Gefälligkeit, womit er die sich an ihn Wendenden aufnähme, und von der Annehmlichkeit seines Umganges. Aus dieser Zeit stammt das gleichsam

für ihn und seinen Charakter auszudrüken bestimmte Wort: formes élégantes und obligeance her; nie, sagte man, sey das Finanzministerium mit so fröhlicher Leichtigkeit und einem edleren Anstande verwaltet worden. Die Gewandtheit seines Geistes, in Betreibung der Geschäfte, setzte alle Welt in Verwunderung, und die Lustigkeit, mit der er die ernsthaftesten Sachen behandelte, ward als ein ausserordentliches Talent lobgepriesen. Selbst die, so noch daran zu zweifeln wagten, er sey ein guter Minister, sahen sich gezwungen, wenigstens zu gestehen: er sey ein allerliebster Geschäftsmann. Allenthalben ward gesagt: er mache dem Könige die Geschäfte, wenn er mit ihm arbeite, zu einem Spiele; so viel Annehmlichkeit breite sein leichter Sinn darüber aus, alles Dornigte, Beschwerliche, Alles, was nach einer Verlegenheit für den Augenblik, oder nach einer Unruhe für die Zukunft aussähe, wisse er davon zu entfernen. Der König war ruhig, und Jedermann noch vergnügt, als plözlich am Ende dreier Jahre und einiger Monate, das schrekliche Geheimniß der Zugrunderichtung des Staates sich entdekte, und ruchbar ward.

In diesen verzweiflungsvollen Umständen, die Calonne hervorgebracht, nun Rettung zu finden, gab er dem König den Rath: die bekannte Notablenversammlung von 1787 zusammen zu berufen, und mußte nun auf Künste denken, das unter seiner Verwaltung entstandene Deficit, wo möglich, auf Neckers Rechnung zu schreiben. Dieser erfuhr, Calonne würde die vor seinem Ministerio abgelegte Rechenschaft desselben der Untreue anklagen. Er schrieb ihm darüber einen Brief, in dem er ihn wissen ließ: er habe alle möglichen Belege, die Richtigkeit derselben, in jedem Artikel, der einer Bestätigung bedürfte, zu erhärten, zurükbehalten, und glaube sich mithin berechtigt, von dem Minister zu verlangen: daß Er auf keine Weise das Zutrauen, welches dieser Rechnung gebühre, schwächen, oder, falls er irgend einige Zweifel darüber hege, daß er bei ihm die Aufklärungen, deren er bedürfte, einholen möchte. Calonne wich diesen Aufklärungen mit leeren Versprechungen aus. Necker beklagte sich beim Könige darüber in einem Briefe, der gleichfalls ohne Antwort blieb, hielt sich aber nicht für verbunden, dieses Stillschweigen so auszulegen,

wie der Hof es gern von ihm ausgelegt gesehen hätte. Er rettete seine Ehre, und widerlegte Calonne's Ausflüchte in einer bündigen Denkschrift, die zwar die öffentliche Meinung ihm gewann, aber ihm Landesverweisung zuzog."

„Ungern verabschiedete der König Calonne, als er sah, daß alle vorgeschlagene Auskunftsentwürfe desselben von der Versammlung der Notabeln verworfen wurden, und von den Parlementern gleichfalls würden verworfen werden; nichts destoweniger aber fand er sich dazu genöthigt. Doch gab er selbst bei dieser Gelegenheit Calonnen dadurch noch einen Beweis seiner Gunst, daß er den Minister Miromenil, der bekanntlich Calonne's Feind war, zugleich mit ihm aus dem Ministerio entließ; und Fourqueux wurde zum Controlleur general ernannt. Freilich sah man vorher, dieser würde eben so wenig sich lange in dem Plaze halten können; allein man schob ihn nur einstweilen ein, bis, in Ludwig XVI Geiste, dessen, (wie man es nannte) Vorurtheile gegen einen andern Verwalter (Brienne), von dem man nunmehro das Heil des Staates erwartete, und ihn dem Könige als einen Minister geben wollte, in den er sein ganzes Vertrauen sezen könne, ausgerottet worden seyn würde." — Marmontel giebt hier aus einer geheimen ihm von dem Grafen von Montmorin mitgetheilten Note Nachrichten, die die ganze Verlegenheit der damaligen Regierung in diesem beständigen Wechsel von Finanzverwaltern, und das .. gleichsam Tappen des Hofes in Ausfindung abhelflicher Mittel aufs lebhafteste schildern. Wir wollen mit diesen Details gegenwärtige Gallerie von Ministern beschließen, die bis zur Ankunft Brienne's reicht, dessen gewaltsame Maaßregeln in Versuchen zur Demüthigung der Parlemente, und der Errichtung einer Cour plenière, die nachher entstandene Revolution beschleunigten, und die endliche Zusammenberufung der Generalstaaten herbeiführten.

„Als der König mir, (sagt Montmorin in dieser Note,) den Bestallungsbrief an Fourqueux zu schreiben auftrug, glaubte ich ihm vorstellen zu müssen: die Last der Finanzen übersteige viel zu sehr die Kraft dieser guten Magistratsperson. Der König schien zu fühlen, meine Unruhen seyen gegründet. — „Aber wen soll ich denn nehmen?" fragte er mich. Ich antwortete ihm: ich könne

nicht umhin, mich über diese Frage ein wenig zu verwundern, da es einen Mann gäbe, in dem alle Wünsche des Publikums zusammenträfen; zu jeder Zeit sey es nothwendig, der öffentlichen Meinung in Erwählung eines Finanzministers nicht zu widerstreben; vollends aber genüge es, in den kritischen Umständen, in denen wir uns jezt befänden, nicht, ihr nur nicht zu widerstreben, vielmehr müsse man sich auf's strengste an sie anschliessen. Solange Necker lebte, schloß ich also, wäre es unmöglich, einen Anderen als Ihn zum Finanzminister zu wählen, den einzig das Publikum ohne Verdruß und Widerwillen diese Stelle bekleiden sehen würde. Der König gab mir Neckers Talente zu; allein er wandte mir die Fehler seines Charakters ein, und ich erkannte leicht in dieser seiner Einwendung die Eindrüke, die anfänglich durch Maurepas Vorstellungen in seiner Seele hervorgebracht, und nachmals durch Vergennes, Calonne und Miromenil nur noch mehr darin befestiget worden waren. Ich kannte Neckern zwar nicht von Person, und war demnach nicht im Stande, demjenigen, was mir der König über seinen Stolz und Herrschgeist sagte, auch nur einmal Zweifel entgegenzustellen. Ich glaube jezt, daß, wenn ich ihn damals gekannt, ich den König zu dessen Zurükberufung bestimmt haben würde. Vielleicht hätte ich darüber, ob ich Neckern gleich auch noch nicht kannte, dringender seyn sollen; aber ich war selber nur eben in's Ministerium vor etwa sechs Wochen gelangt, und ein wenig Furchtsamkeit, ein gewisser Mangel an Stärke, hielten mich davon ab. Wie viel Uebel hätte ich Frankreich, wie vielen Kummer dem Könige erspart! — Das Ende der Berathschlagung also ward, daß ich zu Fourqueux gehen, ihm den Bestallungsbrief bringen, und ihm sogar seine Bedenklichkeiten ausreden mußte; ein ausdrüklicher Befehl trug mir dieß Geschäft auf. Unterdeß ist es doch gewiß, daß diese Stelle Herrn von Milliere angeboten worden war; die Königin hatte ihn kommen lassen, und nebst dem König sehr in ihn, sie anzunehmen, gedrungen; aber er war klug genug gewesen, ihren Bitten nicht nachzugeben. Fourqueux machte Anfangs gleichsam ziemlich viel Schwierigkeit; endlich indeß entschloß er sich dazu. Kaum hatte er die

Stelle angetreten, als die bescheidene Meinung, die er von sich selbst hegte, nur allzuwohl bestätiget ward.

"Unterdeß befanden sich die Staatsgeschäfte in einem vollkommnen Stillstande, der Credit gieng mit jedem Tage mehr hergunter, die künstlichen und kostspieligen Mittel, die Calonne angewendet, die Börse zu erhalten, brachten, als sie plözlich aufhörten, das Sinken aller Staatspapiere hervor, der königliche Schaz war leer, man sahe es als höchst nahe bevorstehend an, daß mit den Zahlungen inne gehalten würde werden müssen, und wußte keinen weitern Rath noch Hülfe als eine Anleihe sich zu denken, womit aber in einem Zeitpunkte so verzweifelter Noth gar kein Versuch gemacht werden konnte. In der Versammlung der Notablen fieng sich schon an üble Laune und Mißvergnügen zu äußern, und es ward darin von den Generalstaaten geredt. Unter solchen Umständen war es also nöthig, einen Mann zu besizen, der die öffentliche Meinung beherrschen könnte. Herr von Lamoignon und ich, theilten einander unsre Gedanken mit, wir stimmten beide darin überein: der einzige Mann, auf den sich einige Hofnung gründen liesse, sey Necker. Aber ich redte gleichfalls mit Lamoignon von den Hindernissen, die ich schon vorher in dem Geiste des Königs gegen die Berufung Neckers gefunden hätte, und sagte zu ihm, diese Hindernisse würden noch unübersteiglicher durch die Gegenwart des Barons Breteuil werden. Wir conferirten also mit diesem, und versuchten ihn zu bewegen, daß er dem König über Neckern andere Gedanken beibringen möchte. Aber umsonst! Endlich, nach einer langen Berathschlagung, begaben wir uns zu dem Könige. In der Erörterung der in dem Finanzministerio jezo zu machenden Veränderung redte ich mit Stärke von der Nothwendigkeit, Denjenigen zurükzuberufen, den die öffentliche Stimme verlangte. Der König antwortete mir, (freilich in einem Tone, der den tiefsten Schmerz ausdrükte:) Nun so muß man ihn denn nun zurükrufen! Aber augenblicklichs erhob sich der Baron Breteuil, mit äußerster Hize, gegen diesen dem Monärchen halb entrissenen Entschluß; er stellte vor, wie unschiklich es seyn würde, einen Mann, der kaum an den Ort gelangt wäre, welchen man ihm zu seiner Verbannung

angewiesen, wieder an die Spize der Verwaltung zu sezen, wie viel Schwäche solch ein Verfahren verrathen würde, wie viel Macht es Neckern in die Hände geben, und wie er, so durch die öffentliche Meinung wieder ins Amt eingesezt, nur ihr und sich selbst deßhalb Verbindlichkeit zu haben, glauben würde. Breteuil breitete sich weitläuftig und dringend über den Mißbrauch aus, den der wieder eingesezte Finanzenverwalter aus einer solchen Lage zu machen nicht ermangeln dürfte. Er mahle seinen Charakter mit jeder Farbe ab, die am fähigsten seyn konnte, Eindruk auf den, seiner Natur nach, auf sein Ansehen eifersüchtigen König zu machen, welcher ein dunkles Vorgefühl davon hatte, daß man es ihm zu entreissen trachte; aber der es noch völlig genug in seinen Händen zu seyn glaubte, und es eifrigst erhalten wissen wollte. In Allem, was der Baron Breteuil vorbrachte, war Scheinbares genug, seine Gründe hätten aber noch viel schwächer seyn können, und sie würden doch noch immer genug Eindruk auf den König gemacht haben, der meiner Meinung nur mit äußerstem Widerstreben, und vielleicht blos deßwegen nachgegeben, weil er glaubte, wir wären alle drey darüber einverstanden. Der Erzbischof von Toulouse ward demnach vorgeschlagen und ohne Widerstand angenommen. Unterdeß sagte uns der König doch: er stünde im Rufe eines unruhigen und ehrgeizigen Charakters, und es würde uns vielleicht reuen, ihm denselben vorgeschlagen zu haben. Allein sezte er noch hinzu: ich glaube man hat die Fehler dieses Prälaten übertrieben; seit einiger Zeit sind die Vorurtheile, die ich gegen ihn hatte schwächer geworden, und ich bin mit verschiedenen Memoiren desselben über die Verwaltung, die ich ihm anzuvertrauen gedenke, zufrieden gewesen."

Alle diese Details zeigen nur allzudeutlich die Gemüthsbeschaffenheit Ludwigs XVI, seinen vielleicht zu nachgebenden, aber natürlich einfachen und guten Charakter, und man sieht in ihnen den Hauptring der Kette unserer langen Unglüksfälle sich bilden.

V.

Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz in den Jahren 1789 bis 1798.

Die nachfolgende Reihe bisher nicht öffentlich bekannt gewordener Verhandlungen und Aktenstüke aus den Jahren der französischen Revolution bis zum Anfange der Schweizerrevolution, darf als ein nicht ganz unbedeutender Beytrag für die Geschichte der ersteren und als die Grundlage für einen der wichtigsten einleitenden Abschnitte zur Geschichte der lezteren angesehen werden. Was die Berichte von den eidgenößischen Tagsazungen betrift, so sind dieselben ein gedrängter jedoch alles Wesentliche umfassender Auszug der jedesmaligen officiellen Tagsazungs-Abschiede.

I.

Eidgenößische Tagsazung vom Jahr 1791. *

Bei der im July 1791 zu Frauenfeld abgehaltenen ordentlichen Tagsazung geschah von der Gesandschaft des Standes Zürich die Anzeige, daß vor einiger Zeit von der franzözischen Ambassade in Solothurn, ein gedrukktes Circulare, in Begleit jener allen europäischen Staaten durch den Hrn. Montmorin bekannt gemachten königlichen Genehmigung der neuen französischen Staatsver-

* In diesem Jahre war zum erstenmal von der französischen Revolution bei der Tagsazung der Eidsgenossen Meldung geschehen. Das gewöhnliche Begrüssungscompliment, welches der französische Botschafter der Tagsazung von jeher bei ihrer Eröfnung übersandt hatte, war in den Jahren 1789 und 1790 wie gewöhnlich, und ohne besondere Rathschläge zu veranlassen, empfangen und beantwortet worden.

fassung, ihrem loblichen Stande zu Handen der ganzen Eidgenoßschaft sey mitgetheilt worden; Zürich habe diese Mittheilung durch ein unverfängliches, höfliches Antwortschreiben erwiedert und der Eidgenoßschaft eine gemeinsame Wiederholung dieser unverfänglichen Antwort angetragen; allein da Uri sich überall nicht, Fryburg hingegen verneinend erklärt habe, so wäre die Berathung gegenwärtiger Tagsazung aufbewahrt geblieben. Die Tagsazung beschloß hierauf, jede Beantwortung zu verschieben, weil die neuerlichen Ereignisse in Frankreich jene königliche Einwilligung mehr als zweifelhaft machen, weil der Ausgang der Dinge sehr ungewiß, und weil endlich auch das gewohnte Begrüssungscompliment von Seiten der Ambassade in Solothurn bei Eröfnung der gegenwärtigen Tagsazung ausgeblieben sey.

Die Unruhen in Frankreich mit Hinsicht auf die für die Schweiz daher erwachsenden Besorgnisse, und insbesondere auf das Schikſal der Schweizertruppen wurden dann, obgleich Zürich, Basel und Schafhausen über den Gegenstand nicht instruirt waren, hauptsächlich auf Berns und Fryburgs Antrag, in Berathung genommen. Gegen die überhandnehmende Insubordination der Truppen und gegen den Besuch des patriotischen Clubbs möchte, wünschten jene zwey Stände, ein gemeineidgenößisches Abmahnungsschreiben an die Truppencorps erlassen werden. Den neuen Eid, welchen diese schwören sollten, fand man allgemein höchst bedenklich und dem Geiste der Capitulationen zuwider lauffend, indem er die Verpflichtung enthalte, die neue Reichsverfassung zu vertheidigen, und allen Decreten der Nationalversammlung unbedingt zu gehorchen, indem noch überdieß von der Person des Königs darin gar keine Rede sey.

Es sollte darum, glaubte man einstimmig, dieser Eid durchaus abgelehnt und bei dem französischen Botschafter auch gegen die Gültigkeit der etwa schon vorge-

gangenen Eidesleistungen nachdrüklich protestirt, der Graf von Affry dann endlich, welcher unbefugter Weise zu Leistung jenes bedenklichen Eides Hand geboten hatte, zu einem entgegengesezten Benehmen und zu Einberichtung so wichtiger Vorfälle für die Zukunft aufgefodert werden. Als die Entwürfe zu den dießfälligen Schreiben der Stände von Seite der Tagsazung mitgetheilt wurden, kamen bald von weitem der mehreren entschiedene Zustimmungsantworten ein; nur Zürich, und nachher Basel verweigerten diese Zustimmung. „In Betrachtung des ungewissen Ausgangs der französischen Staatsveränderungen" — schrieb Zürich — „hauptsächlich aber weil „der neue anstössige Eid von den meisten Schweizerregimentern in Frankeich mit oder ohne Einwilligung ihrer Souverains bereits sey geleistet worden, scheine es bedenklich allzu „entschiedene Schritte zu thun, und vielmehr gedeihlich solche auch um des allgemeinen eidgenößischen Ruhestandes „willen möglichst auszuweichen; solchemnach möchte es in „Rükficht auf die Truppen selbst gefährlich seyn, sowohl das „Abmahnungsschreiben an diese leztere, als auch dießfalls entworfenen Protestationen an die Ambassade in Solothurn und „an den Hrn. Grafen von Affry abgehen zu lassen." Die Entwürfe wurden hierauf abgeändert und endlich mit Zustimmung Zürichs und der übrigen Stände, die nachfolgenden zwey Schreiben im Namen der Tagsazung erlassen:

"I. An den königlichen französischen Botschafter in Solothurn. Da uns vor kurzem bekannt worden, daß unsern in königlichen französischen Diensten stehenden Truppen die Leistung eines wiedermaligen Eides zugemuthet werde, so sollen wir billig erwarten, daß in solch einem unsern Truppen zugemutheten Eid, unsere Nationalrechte und Tractaten auch capitulationsmäßig gehörig vorbehalten seyn werden; falls es aber gegen unsere gegründete Erwartung nicht geschehen seyn sollte, so sehen wir uns durch unsere Pflicht aufgefodert, diese unsere Nationalrechte, Tractaten und Capitulationen sowohl dermalen als bei künftigen Ereignissen feierlich vorzubehalten, und hievon Ewr. Exc. die gehörige Anzeige zu machen. Womit wir die Ehre haben u. s. w."

"II. An den Herrn Grafen von Affry. Nicht ohne Verwunderung vernehmen wir, daß unseren in königl. französischen Diensten stehenden Truppen ein ganz neuer Eid sey zugemuthet, und mit einem Befehl von Euer Wohlgeb. zu desselben Abschwörung seye begleitet worden, ohne daß von Euer Wohlgeb. hievon die gehörige Anzeige geschehen, noch unsrer Einwilligung zu einem so wichtigen Schritt ist erwartet worden. Aus ganz besonderem Auftrag unserer allseitigen Hoheiten sollen wir nebst Communikation dessen, was hierüber an die französische Ambassade ist abgelassen worden, Euer Wohlgeb. ansinnen, über dergleichen wichtige, die ganze schweizerische Nation betreffende, Angelegenheiten nicht ohne Vorwissen und Einwilligung einer Löbl. Eidgenoßschaft zu handeln. Nicht minder bedenklich ist auch unsren gnädigen Herren und Obren, die von Euer Wohlgeb. unsren Truppen gegebene Anweisung, in Betreff der Besuchung der Clubs patriotiques vorgekommen. Endlich hat Hochdenselben auffallen müßen, daß Euer Wohlgeb., ohne Dero Vorwissen und Genehmigung zu der Bezahlung der Offiziers-Appointements mit Assignaten wirklich eingewilligt haben, als worüber wir, die von unsren allseitigen Hoheiten dießorts an den französischen Herrn Botschafter überlaßne nachdrukliche Protestation abschriftlich hier beifügen. In der Erwartung, daß Euer Wohlgeb. zu derselben verhoffenden Wirkung das Ihrige beitragen werden, verbleiben Wir mit wahrer Achtung u. s. w".

Die Gesandtschaft von Fryburg hatte annoch den in Paris bestehenden Schweizer-Klubb und die gegen ihn zu treffenden Maaßnahme der eidgenössischen Berathung unterworfen; aber die Gesandten fanden: „es wäre allseitig sattsamm bekannt, daß man gegen diese unbefugte „und strafbare Zusammenrottirung wirklicher Bösewichter und „unruhiger Köpfe die nachdrüklichsten Vorstellungen an das „französische Ministerium habe gelangen lassen, daß aber bisher noch keine Antwort darauf eingekommen. Eben deswegen, und um ein gefährliches Aufsehen zu vermeiden, könne „dem auftragsmässigen geschehenen Begehren der Gesandten „von Fryburg, daß man nämlich die wirkliche Auslieferung

„dieser Ruhestörer kraft der Allianz von 1777, in gemeineid„genössischem Namen fodern solle, unmöglich entsprochen wer„den u. s. f".

Gegen Ende der Tagsazung hatte der französische Bottschafter Hr. von Verac, das gewohnte Begrüßigungscompliment durch den Legationssekretär Bachet annoch eingesandt, welches dann auch von den Eidgenossen verbindlich beantwortet ward.

II.

Denkschrift, welche die Instruktion für den Herrn Barthelemi, der als königlicher Botschafter bei der helvetischen Eidgenoßschaft nach der Schweiz geht, enthält.

(Aus der französischen Handschrift übersezt.)

Nachdem Hr. von Verac seine Entlassung von der Botschafterstelle genommen hat, welche der König demselben im Juli 1789, anvertraut hatte, so haben Se. Majestät angemessen erachtet, demselben einen Nachfolger zu geben, der durch eine lange Erfahrung in Staatsgeschäften sich im Stand fände, die schweizerischen Angelegenheiten, unter den schwierigsten Umständen, in denen wir uns seit drei Jahrhunderten gegen die helvetische Nation befunden haben, zu besorgen. Der König hat demzufolg den Herrn Barthelemi zu dieser wichtigen Gesandtschaft ernannt, und Se. Majestät tragen ihm auf, sich mit möglichster Beschleunigung nach Solothurn zu begeben, um eben so beförderlich als unnachläßlich dahin zu arbeiten, daß unser gegenwärtiges Verhältniß zu unsern ältesten Bundesgenossen abgeändert, und wieder auf den, den Vortheilen beider Nationen angemessensten, Fuß zurükgebracht werde.

Um diese Absicht zu erreichen, bedarf Hr. Barthelemi einer vollständigen Kenntniß und des Umfangs unserer Verhältnisse mit den Schweizern, bis zur Zeit, wo die Umstände das glükliche Zutrauen, worauf dieselben sich gründeten, einigermaßen verändert haben. Er wird sich über diesen Punkt aus dem Gesandtschafts-Archiv in Solothurn, und aus den

Instruktionen seiner Vorgänger, ohne Schwierigkeiten zu unterrichten im Stande seyn. Die so dem Hrn. von Verac ertheilt worden, sind noch so neu, daß es keineswegs nothwendig ist, dem Hrn. Barthelemi über die meisten darin berührten Gegenstände, auf welche die Zeitumstände weder Einfluß haben konnten noch sollten, neue Anweisungen zu ertheilen. Es wird ihm deßnahen empfohlen, sich diesen Instruktionen überall, wo er dieselben anwendbar findet, gemäß zu benehmen. In Betreff der zahlreichen Details, deren Kenntniß ihm nothwendig ist, sowohl über unsere Verhältnisse mit jedem besonderen Staate der Schweiz, und mit den Personen von Einfluß in denselben, alsdann auch über die Ausgaben, die von jeher Statt fanden, um uns die Anhänglichkeit dieser Nation zu versichern, wird er in dem Gesandtschafts-Sekretär, und in dem ersten Sekretär-Dollmetsch, Männer finden, die jederzeit mit Bereitwilligkeit ihm diese Arbeit erleichtern werden.

Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts sind unsere Verhältnisse zu den Schweizern ohne Bezug auf Frankreichs innere Angelegenheiten gewesen. Damals hatten sie an unseren Unruhen Theil genommen, sich für Heinrich IV. erklärt, und ihn mit Truppen und Geld unterstüzt. Die Zuneigung dieses Fürsten war auf Dankbarkeit gegründet. Lange Zeit nachher wurden die Schweizer als eine Stüze der Bourbons angesehen, und man war bereit, ihnen überall gefällig zu seyn. Solche Gefühle erzwingten ein System von Wohlgewogenheit, und unter allen Völkern vertrauten wir auf dieses am meisten.

Dieses Verhältniß, wir können es nicht verhehlen, hat eine Veränderung erlitten, und obgleich dieselbe nicht so weit geht, als einige Personen solches glauben machen möchten, so ist sie dennoch sehr wichtig, und verdient die größte Aufmerksamkeit. Die Verschiedenheit zwischen den gegenwärtigen Zeitumständen, und denjenigen, deren so eben ist erwähnt worden, springt in die Augen. Die Streitigkeiten zwischen Heinrich IV. und der Ligue konnten keinerlei Einfluß auf die inneren Staats-Verhältnisse der Cantone haben. Alle ihre Regierungen blieben unangefochten, welche Parthei die Nation auch in jenen

Zwisten ergreiffen mochte. Die Meynungen, die in unsren Tagen in Frankreich beliebt geworden, sind für die Cantone nicht minder, als für alle schwächere Fürsten und Stände, von beunruhigender Natur. Die meisten, und zumal die mächtigsten Schweizer-Cantone besizen eine aristokratische Regierungs-Form: Dieß allein schon muß sie auf alles aufmerksam machen, was seit drei Jahren, zu Anschwärzung der Aristokratie, und zu Gunsten der Demokratie gesagt und gethan ward; unglüklicher Weise hat sich der Partheigeist nicht darauf beschränkt, das System im Allgemeinen zu vertheidigen; er hat davon Anwendung gemächt, und da die Regierungen der Cantone sich in unsrer Nachbarschaft befinden, und daher uns auch näher bekannt sind, so haben die demokratischen Schriftsteller sich mit ihnen vorzüglich beschäftigt, und sie mit besonderer Heftigkeit angegriffen; von Schriften gieng man zu Complotten über, einige Angehörige des Cantons Fryburg, von ihrer Regierung, die sie hatten stürzen wollen, verurtheilt, flüchteten sich nach Paris, und bildeten einen Anschlag, um mit bewafneter Hand in ihr Vaterland zurükzukehren. Sie wollten zu diesem Ende in Frankreich Mannschaft anwerben, und vorzüglich sich der Schiffer der Loire bedienen. Einige der Häupter dieses Anschlages verfügten sich im Jahr 1790 nach Orleans; man hatte sie versichert, sie würden dort vorbereitete Unterstüzung für ihre Unternehmungen finden; man verschafte ihnen eine Unterredung mit einem Unbekannten, der den H. Geist-Orden trug, und alles schien bereit zu seyn. Die Schweizer hatten einigen Verdacht geschöpft, und glüklicher Weise waren sie durch einen der drei von Paris nach Orleans gesandten Männer, bei welchem das Ordenszeichen des unbekannten Chefs Verdacht erwekte, von Allem genau unterrichtet worden: So blieb dieser Handel ohne Folgen, allein derselbe hat demohnerachtet bei den Cantonen, und vorzüglich bei den Herren von Fryburg, die entschiedenste Abneigung gegen die französische Revolution zurükgelassen. An diese Thatsache, die nur sehr wenigen Franzosen bekannt ist, schließen sich die Umtriebe des zu Paris errichteten helvetischen Clubbs an; die von den Mitgliedern desselben in den Cantonen verbreiteten Drukschriften, deren Unterzeichner Castella und Rey eben iene sind, de-

ren Auslieferung der Canton Fryburg, ohne Erfolg verlangt hat, obgleich vermöge des Bündtnisses wir zu derselben verpflichtet sind; bedenkt man überdieß, daß mehrere französische Bürger an den Unruhen im Waadtlande Theil nahmen; daß der Canton Bern vergebens Genugthuung für das Benehmen des Clubbs der Verfassungsfreunde in Dion verlangt, die an die Einwohner von Lausanne schrieben, um sie zu aufrührischen Schritten zu reizen: So wird man leicht begreifen, daß diese zwei Cantone über uns mißvergnügt, und sehr mißtrauend gegen alles, was von uns herkommt, seyn müßen. Die Behandlung, welche das Regiment der Schweizer-Garde erfahren hat, ist geeignet, jene Mißstimmung zu erhöhen; und endlich muß hinzugefügt werden, daß während wir die Eidgenossenschaft gering zu achten scheinen, mehrere Mächte und alle Unzufriedenen in Frankreich sich um ihre Gunst bewerben, und sie zur Theilnahme an Unternehmungen für den Umsturz unsrer Verfassung zu bestimmen suchen. Der neue Botschafter wird bei seiner Ankunft, die Gemüther der Schweizer in dieser widerwärtigen Stimmung antreffen. Es ist noch nicht gewiß, ob ein spanischer Minister, von dem man sagt, er solle sich nächstens auf Luzern begeben, sobald daselbst eintreffen werde, und eben so wenig, daß derselbe Aufträge habe, die beunruhigend für uns seyn könnten: wenigstens hat der Hof von Madrid uns hierüber zu beruhigen gesucht. Dagegen wird Hr. Barthelemi in der Schweiz den Hrn. Castelnau, den Agenten der französischen Prinzen, antreffen, welcher sich viele Mühe gab, ein Interesse für seine Committenten zu erweken, und dem dieß auch zum Theil gelungen ist. Er wird eine große Anzahl Mißvergnügter antreffen, unter denen sich die bei dem Garderegiment interessirten Personen befinden. Er wird endlich sogar die demokratischen Cantone gegen die neue französische Verfassung eingenommen, und durch den Proselytengeist von Leuten, die diese Verfassung zu einem Gegenstande religioser Verehrung machen, und diesen über den ganzen Erdball verbreiten zu müßen glauben, in unruhige Besorgnisse versezt finden. Hr. Barthelemi wird sich Mühe geben, die helvetischen Regierungen sowohl, als die Individuen zu einer richtigeren Ansicht des Zustandes von Frankreich

zurükzubringen. Er wird die Ueberzeugung zu erweken suchen, daß nichts in der Constitution sich findet, woraus für ihre Anhänger eine Pflicht erwachsen könnte, andere Nationen zu bearbeiten, um sie für das politische System unsrer Staatseinrichtung zu gewinnen, daß selbst verschiedenes sich darin findet, das die Ausländer über unsere Politik beruhigen kann. In sofern, wie es wahrscheinlich ist, die Herren von Bern und von Fryburg ihm über Rechtsverweigerung Klage führen, die ihnen durch Nichtbeantwortung ihrer an den König gerichteten Schreiben widerfahren ist, so wird er sein Möglichstes thun, um sie zu überzeugen, daß Se. Majestät stets von dem lebhaftesten Verlangen, ihnen zu entsprechen, beseelt waren, daß auch viele Mitglieder der Nationalversammlung nicht minder dazu geneigt waren; daß aber in Augenbliken, wo jede in Anregung gebrachte politische Frage Stoff zu Debatten gab, welche für die fremden Mächte unfreundlich oder wohl gar zu Entscheidungen führen konnten, die den Traktaten und der guten Nachbarschaft zuwider liefen, man der Klugheit angemessener fand, die Untersuchung einzelner Thatsachen zu verschieben, um sich allein mit Herstellung der Ordnung in unserm Innern und mit möglichst ruhiger Vollendung der Revolutionsarbeiten zu beschäftigen.

Den Gegenstand der den Ausgewanderten geleisteten oder versprochenen Unterstüzung wird der Botschafter des Königs auf eine unumwundnere Weise behandeln. Wann er entdekt haben wird, daß der eine oder der andere Canton sich zu solch' einem Schritte hat verleiten lassen, so wird er vorstellen, daß, wenn auch dadurch einzig eine Verlängerung der Unruhen in Frankreich erzielt würde, ein treuer Bundesgenosse nie dazu hätte Hand bieten sollen, daß aber nach der von Sr. Majestät erfolgten Anzeige ihrer Annahme der Verfassungsacte solches eine offenbare Verlezung der zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft bestehenden Traktaten ist. Es wird deßnahen Hr. Barthelemi die Schritte des Hrn. Castelnau und der übrigen Franzosen, die für gleiche Zweke arbeiten, sorgfältig bewachen. Er wird trachten, sich in jedem Canton Personen von Einfluß und Credit zu versichern, die im Stande seyn, jeden den Interessen Frankreichs zuwiderlaufenden Entschei-

dungen vorzubiegen, und selbst Particularen von der Ergreifung der Interessen der Ausgewanderten abzuleiten. Bis dahin hat es nicht den Anschein, als ob die Masse der helvetischen Nation geneigt wäre, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, allein diese Stimmung kann sich durch Ereignisse ändern. Einige in unsern Diensten stehende Regimenter sind mißvergnügt, und sollte der Krieg ausbrechen, so ist zu fürchten, wir werden nicht auf sie vertrauen können. Es ist wichtig, daß der Botschafter des Königs durch alle möglichen Mittel hier entgegenwirke, wenn auch gleich die Bemühungen Sr. Majestät, den Krieg abzuwenden, bis dahin mit Erfolg begleitet waren, und die seit Kurzem den Unterhandlungen gegebene Wendung die dießfälligen Hofnungen nähren kann. Bei der Gährung, in welcher sich Europa befindet, haben wir keine Gewißheit, daß der auswärtige Krieg könne vermieden werden: der Abfall eines Theiles der Schweizertruppen würde in diesem Fall ein höchst widriges Ereigniß für uns seyn; es wäre dieß aber noch vielmehr für die helvetische Nation, indem es eine Spaltung unter sie bringen würde, welche die unglüklichsten Folgen nach sich ziehen könnte.

Vielleicht möchten die Cantone es ihren Interessen angemessener zu seyn erachten, ihre Angehörigen der Gefahr der Spaltung nicht auszusezen, und im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und einigen auswärtigen Mächten, mit denen eine Anzahl Franzosen gemeine Sache machen würden, alle ihre Truppen zurükzurufen. Wir wissen, daß sie zu Ergreifung dieser Maaßregel, als die mit der geringsten Gefahr für sie begleitet wäre, angereizt werden; allein abgesehen davon, daß sie durch die Rükkehr in ihr Land, von eilf bis zwölftausend Mann, welche über unsere Angelegenheiten nicht alle gleicher Meinung sind, und daher leicht verdrießliche Zwiste nach Hause bringen könnten, die auch ohne Erwerbsmittel sich befänden, in Verlegenheit gesezt werden müßten, so dürften sie auch wohl Bedenken tragen, einen Entschluß zu fassen, der ihren Bürgern den Eintritt in Frankreich verschliessen, und ihnen eine Hülfe rauben könnte, deren sie für den Unterhalt ihrer Jünglinge bedürfen, die zu zahlreich und zu unbemittelt sind, um des fremden Dienstes entbehren zu können. Es ist bekannt,

daß der französische Kriegsdienst für die Schweizer der vortheilhafteste ist, nicht in ökonomischer Hinsicht allein, sondern eben so sehr in politischer; durch alle übrigen Dienste werden sie ihrer Angehörigen, die in solche tretten, beinahe unwiderbringlich beraubt. Man will hier des Unterschiedes nicht gedenken, der für die Schweizer daraus entstehen würde, wenn sie künftig sich in einem Zustande von Mißtrauen gegen Frankreich, dessen Nachbarschaft sie bis dahin nicht im mindesten beunruhigte, befinden müßten. Der Botschafter des Königs wird diese und viele andere Gründe, welche die Kenntniß des Landes ihm darbieten kann, geltend zu machen wissen, um die Cantone dahin zu bringen, den Einflüsterungen kein Gehör zu geben, welche ihnen die Abrufung der Truppen aus unserm Dienste anrathen möchten. Es hat nicht den Anschein, daß wir in irgend einem Falle fürchten müßten, sie möchten solche an unsere Feinde überlassen, allein es ist ein dritter Fall möglich, der vielleicht noch gefährlicher wäre: wenn nemlich man den nach Hause gerufenen Truppen zu verstehen geben würde, es hätte jeder die Freyheit, nach Belieben entweder sich zu den französischen Emigrirten zu begeben, oder im Lande zu bleiben. Es bedarf keines Beweises, wie höchst verderblich eine solche Maaßnahme seyn müßte, indem sie den mißvergnügten Franzosen ein bereits gebildetes Truppencorps darbieten, und ihnen dadurch zu Unternehmungen Muth einflössen würde, von denen man hoffen darf, das Gefühl ihrer Schwäche allein werde hinreichen, sie davon abzuhalten, wenn auch der König nicht erwarten dürfte, durch alle von Sr. Majestät theils bereits angewandte, theils noch weiter anzuwendende Maasnahmen, solch gefährliche Beginnen zu vereiteln.

Das zuverläßigste Mittel, um zu verhüten, daß die Schweizer von ihren Truppen keinen unsern Interessen zuwiderlaufenden Gebrauch machen, besteht darin, uns diese Corps durch eine neue Capitulation, die zur Zufriedenheit der Nation und ihrer selbst gereiche, zugethan zu machen. Der Entwurf einer solchen allgemeinen Capitulation liegt ganz bereit; der Botschafter Sr. Majestät wird denselben, samt allen darauf Bezug habenden Denkschriften und einer geschichtlichen Darstellung der alten Capitulationen in Solothurn vorfinden. Es

wird dieses Geschäft mit dem Kriegsdepartement unterhandelt; allein mancherlei politische Rükſichten können auf die näheren Bestimmungen desſelben Einfluß haben. Der Hr. von Berac hat von Zeit zu Zeit die Vorſtellungen der Cantone eingesandt; dieſelben ſind dem Kriegsminiſter überwieſen worden. Wie es ſcheint, ſo ſind es die demokratiſchen Cantone, welche die meiſten Foderungen zu machen haben, und welche zufrieden zu ſtellen auch am wichtigſten iſt. Der Botſchafter Sr. Majeſtät wird trachten, ſich zu vergewiſſern, was erfoderlich ſeyn möchte, um ſie zu befriedigen; er wird davon dem Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe Kenntniß geben, damit dieſer das Kriegsdepartement in den Stand ſezen könne, ſobald möglich dasjenige, was die Umſtände geſtatten, zur Befriedigung der Cantone thun zu können. Ueber dasjenige, was das Garderegiment anbetrift, will man hier nicht eintretten. Der Hr. Barthelemi wird vor ſeiner Abreiſe von den verſchiedenen Projekten, die zu Beſtimmung ſeines Schikſales obwalten, und von denen noch keines gutgeheiſſen iſt, Kenntniß erhalten. Obgleich dieſes Regiment keiner von den Cantonen anerkannten Capitulation genießt, und obgleich ſeine Verhältniſſe ſich einzig auf ein von dem verſtorbenen Könige entworfenes Reglement gründen, ſo können wir uns dennoch nicht verhehlen, daß die ganze Schweiz nur mit tiefem Schmerz ein altes Truppencorps wird auflöſen ſehen, durch das ſie ſich geehrt achtete, und deſſen geleiſtete Dienſte von jeher das gröſte Lob verdienten. Der Herr Barthelemi wird ſich daher alle Mühe geben, die ſchlimmen Eindrüke auszulöſchen, welche die dieſes Regiment betreffenden Entſchlieſſungen hervorbringen könnten. Er wird die geneigten Geſinnungen gegen die Individuen geltend zu machen wiſſen, und was das Schikſal des Corps betrift, ſich auf die gebietenden Zeitumſtände berufen.

Man kann es ſich nicht verbergen, daß die Botſchafterſtelle in der Schweiz ein überaus ſchwieriger Auftrag iſt. Mit Ausnahme von Zürich und Baſel, ſind alle Cantone gegen das, was in Frankreich geſchieht, eingenommen: alle fürchten Rükwirkungen davon zu erfahren. Die kleine Zahl ausgewanderter Franzoſen, die ſich in der Schweiz niedergelaſſen

hat, trägt zu Verbreitung dieser Stimmung bei. Der Botschafter Sr. Majestät wird mit viel schonender Rükſicht zu Werke gehen müssen, um das Uebel nicht selbst durch seine Gegenbemühungen zu vermehren. In seinen Unterredungen mit Ausspähern, die man ihm zuzusenden nicht ermangeln wird, ist es besonders wichtig, daß er die Vermuthung zu zernichten trachte, als ob die Einfluß habenden Personen in Frankreich und insbesondere die Minister je auch nur den vorübergehenden Gedanken gehabt hätten, bei den schweizerischen Regierungen einige Veränderungen zu bewirken. Er wird bezeugen, daß die Schweizer ihre Anhänglichkeit an Frankreich auf keine kräftigere Weise darthun können, als wenn sie sich auf keine Art in unsere inneren Angelegenheiten mischen, wenn sie ihren Truppen anbefehlen, jederzeit die Handhabe der Ruhe im Königreich zu befördern, und wenn sie endlich an der Treue der französischen Nation in Aufrechthaltung des bestehenden Bündnisses nicht zweifeln, und sich in diesem Vertrauen durch die Unordnungen, welche die Zeitumstände in der Correspondenz über besondere Gegenstände hervorbrachten, nicht irre machen lassen.

Geschrieben zu Paris, am 22sten Januar 1792.

(Die Fortsezung folgt.)

VI.

Ueber die französische Republik. *

Von D. E. L. Posselt. 1794.

Vorerinnerung.

Der nachfolgende Aufsaz ist eine Wirkung der Indignation, womit das unaufhörliche Menschenschlachten in

* Anmerkung der Redaktion. Wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir sie jezt auf eine Schrift des seligen Posselts aufmerksam machen, die zwar ihrer Ausdehnung nach klein und unbedeutend schien,

Frankreich, namentlich die den 31sten Oktober vorigen Jahrs erfolgte Hinrichtung der 21 Deputirten, mich aber nach unserer Ueberzeugung zu den wohlgerathensten Arbeiten dieses fruchtbaren Schriftstellers gehört. Es wird wohl keinem Menschen, der für schöne historische Darstellung und glükliche Combinationsgabe nur einigen Sinn hat, beigehen, die Verdienste dieses Schriftstellers um die Geschichte bestreiten zu wollen. Aber selbst der Verehrer seiner Verdienste wird es auf der andern Seite nicht in Abrede stellen können, daß seine Darstellungen oft zu malerisch waren; daß er sich von dem Strom der herrschenden Meinungen nicht selten zu sehr hinreißen ließ, um den ächten Charakter des jeweiligen Zeitmoments, den er schilderte, aufzufassen, und daß er selbst den Heroen dieses Zeitalters voll nie gesehener Greuel und Großthaten oft bereitwilliger zu huldigen geneigt war, als es diese Helden des Tages zum Theil verdienten. Besonders schien er sich in den einzelnen glänzenden Perioden der neuen großen Republik an dem Gedanken ihrer Fortdauer zu ergözen, und selbst dem Glauben an diese Permanenz eine Zeitlang nicht ungerne zu überlassen. Freilich geschah dies mehr erst seit der Zeit, da das eigentliche Schrekenssystem sein Ende erreicht hatte, und die Directorialregierung neben allen Gewaltsstreichen, deren sie bedurfte, um sich auf ihrem wankenden Throne zu erhalten, zum Theil wenigstens liberalen Ideen Eingang verschaffte, und sich mit Talenten umgab, die ihr selbst zum Theil gefährlich wurden, und immer gefährlicher werden mußten, je weniger sie selbst sich im Besiz der öffentlichen Meinung zu behaupten wußte. Im Jahr 1794, da er die kleine, aber gehaltsreiche Schrift anonym verfaßte, die wir unsern Lesern in's Gedächtniß zurükrufen, und vielen gewiß erst bekannt machen, divinirte Posselt weit richtiger. Er verglich die Geschichte der Republiken der alten Welt mit dem Zustande der neu proclamirten großen Republik, und verkündigte der leztern noch manchen Wechsel der Dinge und der Constitutionen. Ja er hielt den Rath des Mäcenas an August

erfüllt hat. Wenn ich einige weitere Ideen über die unermeßlichreiche neueste Tagsgeschichte beigefügt; wenn damals für einen Rath an die ganze Menschheit: „sie „kann, so endigt er, weder gänzliche Freyheit, noch „gänzlichen Zwang ertragen; jene ist nur für Wesen „höherer Art, dieser nur für Thiere."

Die Geschichte hat seine damalige Ansicht der Zukunft in der Hauptsache bestätiget. Der Freyheitsschwindel ist verraucht. Die Erfahrung hat es bewährt, daß es keine Freyheit ohne eine zugleich bestehende Nothwendigkeit geben kann. Diese muß sogar unter einem großen, lebhaften, zum Theil reichen und zum Theil blutarmen, und zu Begehrungen aller Art durch seine Lebhaftigkeit und durch die gewaltsam erpreßten Genüße des Kriegs hingerissenen Volk um so gebieterischer seyn, und bedarf um somehr der Einheit eines kraftvollen Willens, der ihre Richtung bestimme, und durch die liberalen Ideen, die er in sein System aufzunehmen versteht, den Grad von politischer und bürgerlicher Freyheit festseze, dessen die Nation auf ihrer gegenwärtigen Stufe der Entwiklung fähig ist, und der mit der Zusammenhaltung des großen Ganzen bestehen kann; wenn es nicht auf's neue Gefahr laufen soll, unter den Widersprüchen der idealisirenden Forderungen des Zeitalters mit der vorhandenen Beschränktheit der Mittel sie zu befriedigen sich in eine neue noch verderblichere Verwirrung aufzulösen. Man kann recht eigentlich von der vorliegenden Schrift des berühmten Verfassers sagen, daß sie einer der gedachtesten Aufsäze sey, die je aus seiner Feder geflossen sind, und daß darin die ruhige Stimme vergleichender Erfahrung sich vernehmen lasse, deren Vorhersagungen in dem Maaße zu einer Art von Weissagungen werden, als es ihr gelungen ist, die Geseze der bisherigen Entwiklung des menschlichen Geistes unter ähnlichen Ereignissen wahrzunehmen. Nur hätte von diesem Standpunkt aus das Einzige etwa noch mit Grunde vorhergesagt werden können, daß eine gemäßigte, der Englischen ähnliche, monarchische Regierung auf diese Stürme einer ungebundenen wilden Freyheit

ich selbst auch auf künftigmögliche Fälle aufmerksam zu machen unternommen habe, so muß ich bitten, das so aufzunehmen, wie ich's beabsichtet habe. Ich fühle sehr wohl, wie mißlich der Prophetenberuf ist; ich weiß, daß Alles, was wir hierin leisten können, im Grunde mehr nicht als eine exspectatio casuum similium ist: aber einige Hauptzüge der neuesten Begebenheiten erinnerten mich so auffallend an ähnliche aus dem Alterthum, daß ich glaubte, es wäre gerade nicht allzuviel gewagt, aus gleichen Vordersäzen auf gleiche Folgerungen fortzuschliessen. . . . . Die Noten, die ich häufig unter dem Texte beigesezt habe, und worin ich immer die eigne Sprache des Verfassers, von dem sie entlehnt sind, beibehalte, werden meine Ideen theils erläutern, theils rechtfertigen, und hie und da auch Gelegenheit zu einer nicht unangenehmen Parallele des Alterthums und unsrer neuesten Zeit geben.

Also ein neues Schlachtfest wieder in Paris! . . . . Mit wüthendem Entzüken hat das Pariser Volk das

unmöglich folgen, oder sich wenigstens in die Länge nicht behaupten könne. Das erprobte auch in der Folge der Kampf der Directorialregierung mit den Räthen der Gesezgebung, daß entweder die Regierung oder die Gesezgebung bey solch einem Princip der Entzweiung unterliegen mußte. Die Einheit der höchsten Gewalt mußte nun, da kein Nationalwille mehr vorhanden war, der das Ganze beseelte, in einer mehr autocratischen Gestalt wiederaufleben, wenn sie Kraft genug haben sollte, allen Partheien durch gleichen Nachdruk zu imponiren, und das Ganze in lebendiger Bewegung zu erhalten. Hierin allein irrte also wohl Possel, wenn er eine Art von englischer Verfassung für Frankreich möglich glaubte, oder sogar als den künftigen Endpunkt ansah, in dem sich die große Revolution auflösen und ein neuer Zustand der Dinge consolidiren dürfte.

Blut ſeiner Götzen geſchlürft: Briſſot, Vergniaux, Genſonné, Carra und wie die andern alle heiſſen, die kaum noch von den Rednerbühnen herab allgewaltig herrſchten, haben (am 31 October) für die kurze und gefährliche Volksgunſt * gebüßt. Eben die Menge, die ſonſt jede ihrer Phraſen mit dem ungeſtümmſten Beifall aufſchlang, brüllte nun Freude, als das Mordeiſen auf den Naken ihrer weiland Lieblinge niederrollte, um im Augenblike ſie ſtumm zu machen auf ewig. Bald wird, wie einſt das Römer Volk nichts als Brod und Schauſpiele wollte, das Parizer Volk nichts als Brod und Guillotinaden wollen. Briſſot's lezte Laute werden Vorherſagen eines Propheten werden: „Ach die Thoren! wie viele von denen, die heute unſern „Tod bejauchzen, werden uns nachfolgen!"

In der That, wie viele werden auf dem Schlachtfelde, oder ſcheuslicher noch, unter der Guillotine fallen müſſen, bis das Paradoron: Frankreich eine Republik, als Paragraph in die Lehrbücher der neueſten Politik bleibend eingeführt, oder auf immer daraus vertilgt werden wird.

Wenn, vor 7 Jahren noch, ein Monteſquieu mit all ſeinem Tiefblik und ſeinem 20jährigen Studium der Geſchichte und Staatsklugheit; wenn ein Friedrich II. mit all ſeiner mehr als 70jährigen Welterfahrung; wenn Herzberg und Kauniz und Pitt und das ganze Corps diplomatique von Europa über das nahe Schikſal Frankreichs befragt worden wären: würde auch wohl nur Einer vorherverkündet haben: Frankreich wird, eh ein Luſtrum vergeht, Republik ſeyn? ** — — — Einen mehr oder minder maskir-

* "Breves et infausti populi romani amores." TACITUS Annal. II, 41.

** Man hat ſich bemüht, aus den Werken Friedrichs II, Voltaire's, Mably's, Raynals ꝛc. alle die Stellen auszuheben, die eine bevorſtehende Staatskriſe in Frank-

ten Bankerot etwa wohl; Besteurung des Clerus oder auch des Adels; Einschränkung der Königsmacht würde man voraus gesehen haben: aber diese ungeheure Umwälzung im Ganzen und in allen Theilen; diese Zerstörung alles Alten und Schöpfung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, wozu die Weltgeschichte im Umfang aller ihrer Jahrhunderte kein Modell liefern konnte; dieser Freistaat, dergleichen weder Aristoteles Philosophie einen dachte, noch Platons Enthusiasm einen idealisirte, und weder Rom, noch Athen, noch irgend ein andrer Staat in der Wirklichkeit war; diese Auswurzlung des Königthums bis auf seine lezten Zäserchen; diese neue Sprache, neue Zeitrechnung, neue Sitten; mit Einem Worte, alles Alte zerstört, und dafür nichts als Neues, allem bisher Erhörten Widerstreitendes eingeführt, und dis ungeheure Experiment an einer Volksmasse von 25 Millionen Menschen gemacht: wer unter allen Historikern und Politikern — wer würde geahnet haben, daß dis das Pensum der nächsten fünf Jahre seyn würde? .....

Und izt — ein neues Problem: die junge Republik hat einen Bürgerkrieg im Innern; hat, zu Land und zu Meer und an allen ihren Gränzen, einen Krieg gegen die coalirte Macht von beinahe ganz Europa zu bestehen: Oestreich, und Preussen, und Großbritannien, und Spanien und Holland, und das deutsche Reich, und Sardinien und Neapel, und Portugall stehen auf dem Kampfplaze gegen diese Eine Republik; Rußland droht, und nicht Ein Staat ist ihr Alliirter. Nun schon zwei Jahre dauert der schrekliche Kampf: Tausende sind schon vor den Festungen oder auf dem Schlachtfelde gefallen; aber noch ist keine Entscheidung da. Mit ungeheurer Anstrengung von beiden Seiten wird auch der dritte Feldzug wieder eröfnet; vielleicht auch der dritte

reich ankündigen; aber daß Frankreich im Jahr 1792 Republik werden würde, davon hat keiner jener großen Männer auch nur die leiseste Ahnung geäussert.

Feldzug wieder beschlossen werden, ohne daß der Preis des Kampfes entschieden seyn wird ..... Das Geschöpf, genannt Mensch, ist seit gestern: wie vermöchte sein Blik in die Zukunft hinein, die nur dem Auge der Gottheit sich erhellt, durch das mäandrische Gewebe von tausend Zufällen und Möglichkeiten hindurch vorherzusehen, was nach den Schlüssen einer das Schikksal der Welt ordnenden Weisheit geschehen soll? Wir haben ja! noch das neue Beispiel des 7jährigen Krieges vor uns. Wien zitterte schon, als der blutige Tag von Collin mit einemmale Friedrichs Macht brach; und umgekehrt, als der Held nun schon ganz verloren schien, als er, nach seinem eignen Geständnisse, von seinen vielen Feinden nun nichts anders, als den Gnadenstos noch erwartete:

Wie legte nicht ein Gott bei Roßbach und bei Leuthen
Die aufgeschwollne Fluth!

Reicher für alle darein verschlungenen Theile an den härtesten Schlägen des Schikksals, an den unerwartetsten Veränderungen der Schaubühne war nie ein Krieg als dieser 7jährige; und doch wissen wir alle, wie er sich endete — kein Theil gewann oder verlor auch nur eine Erdscholle.

Auch in dem jezigen Kriege; wer mag bestimmen, wie lang er dauern? und, was die Hauptfrage ist, wie er sich enden wird? ob Frankreich auf den Trümmern der Bildsäule der Freiheit wieder den Thron, wo nicht der ehemaligen Despotie, doch einer etwa auf englischen Fus modifizirten Monarchie aufgerichtet sehen wird? oder ob es die Fortdauer seiner republikanischen Staatsform durch die Abtretung einiger Provinzen erkaufen wird? oder ob es aus diesem schrecklichen, vielfachen Kampfe in seiner vollen Integrität, mit Ruhm bedekt, hervorgehen wird?

. . . . . .

Als zuerst im Rütli drei Männer sich gegen die

gewaltige Macht von Habsburg verſchwuren; als zuerſt das arme und kleine Holland ſich gegen die ſpaniſchen Philippe und Alba's aufzubäumen wagte; als das Volk zu Boſton den engliſch-oſtindiſchen Thee in's Meer warf: wer hätte damals gedacht, daß aus dem Scheine nach ſo unbedeutenden Embryonen im Fortlaufe der Zeit ſo mächtige Geburten ſich entwikeln würden, wie zu ihrer Zeit Helvetien und die vereinigten Niederlande waren, und das freie Nordamerika noch iſt und mit jedem Tage mehr wird? . . . . . Und umgekehrt, als die Römer den gröſten Mann, den die Geſchichte kennt, mordeten, weil er über ſie herrſchen wollte; als die Mörder deſſelben unmittelbar darauf mit ihren Flotten die Meere und mit ihrem Kriegsheer, der Blüthe des römiſchen Adels, die Gefilde von Philippi dekten; als noch hundert große Männer, in denen der Troz der Unabhängigkeit glühte, mit oder gegen einander kämpften: wer hätte gedacht, daß es dem feigherzigen jungen Octavius glüken würde, nach wenigen Jahren am Schluſſe des großen Trauerſpiels allein noch auf der Bühne zu ſtehen, und eben das Rom, das kaum noch den großen Cäſar von ſich geſtoſſen hatte, in der friedſeligſten Ruhe zu beherrſchen?

Darum ſezt Friedrich II, wann er erzählt, durch welche kaum nennenswerthe Kleinigkeit oft dieſe oder jene Schlacht gewonnen oder verloren ward, gewöhnlich ſo wahr und ſo lehrreich hinzu: „ich bemerke dis, damit „man ſehen möge, an welchen Bagatellen das „Schikſal der Schlachten, und folglich der „Völker hängt.“ Auch Homer's Helden ſchon riefen ſich, wann ſie zum Kampfe gegen einander heranttraten und etwa einer im Gefühle ſeiner Kraft in ſtolzere Worte ausbrach, den weiſen Spruch zu:

Siehe, das Kriegsglük liegt verborgen im Schooße der Götter.

Ohne daß wir alſo irgend zu beſtimmen wagten,

wie der jezige Krieg ſich enden dürfte? wollen wir einmal den Fall ſezen: Frankreich bleibt Republik.

Dieſer Fall könnte für die übrigen Mächte Europens wohl ohne Zweifel in hohem Grade furchtbar ſcheinen. "Eine Republik, wie Frankreich, von einem ſo feurigen, „ſo raſtlos lebhaften Volke, einem Volke von 25 Millionen Menſchen; von einem Volke, das ſo viele Krieger, „als Männer zählt; das faſt mitten in Europa eines der „ſchönſten Klimate, und durch die Manchfaltigkeit und „den Reichthum ſeiner Erzeugniſſe, durch die Ausrundung und die allenthalben durch Natur oder Kunſt befeſtigten Gränzen ſeines Staats eine Selbſtſtändigkeit „und Selbſtgenügſamkeit hat, worin es vergebens ſeines „gleichen ſuchen würde; einem Volke endlich, das ſelbſt „bei allen Ausſchweifungen eines in Ueppigkeit und in „Schulden verſunkenen Hofes einſt der Schreken der „Welt war — eine ſolche Republik wird" — ſo hört „man oft beſorgen — "an dem politiſchen Horizont von „Europa wie ein Komet flammen, der allen Monarchien „nah und fern über kurz oder lang den Untergang verkündet. Und die Grundſäze, die aus dem Schooſe „dieſer Republik ausgehen, werden noch furchtbarer ſeyn, „als ihre Waffen: dieſe leztern werden dem übrigen „Europa nur nicht untergelegen ſeyn; aber jene „werden es bezwingen. Frankreich bleibt Republik „— und in demſelben Augenblike wird unſre ganze bisherige Politik Antiquität; die Welt wird, gewaltſam „oder allmählig, aus ihren Jahrhunderte alten Fugen „herausgeriſſen, und in ein ganz neues Modell umgegoſſen. Revolutionen werden ſich über Revolutionen „hinwälzen. Der Dämon allgemeiner Unruhe wird vom „Tajo bis über den Helleſpont hinaus wüthen, und die „übrige Welt eben den Zukungen der Volkswuth preis „gegeben werden, die izt Frankreich erſchüttern. Die „Republiken, nun auch das gewaltige Frankreich in ihrer Reihe, werden mit den Monarchien in einen Con-

„kraft kommen, der unaufhörliche Kriege gebähren wird. „Wie der Freistaat von Nordamerika nach nicht langer „Zwischenzeit den von Frankreich entstehen machte: wer „mag sagen, welchen andern Freistaaten bald der von „Frankreich das Seyn geben wird? Und vielleicht wird „diese Katastrophe nicht einmal ihrer eignen allmähligen „Entwikelung überlassen, sondern schneller mit Gewalt „herbeigeführt; denn wer bürgt dafür, daß, wenn das „Glük wieder die Waffen der Republik Frankreich be„günstigt, nicht auch bald wieder ein neues Decret vom „15ten December 1792 zum Vorschein kommen wird? „daß man den Völkern nicht in der gefalteten Toga die „Wahl bringen wird, ob sie Freiheit nach französischem „Zuschnitte, oder Plünderung und Mordbrand wollen? „Da werden sie dann freilich den Bruderkuß vorziehen, „und mit oder gegen ihren Willen werden alle angrän„zenden Länder nach und nach der grosen Republik ein„departementirt werden."

Freilich so lange der Bund von 83 Pfeilen * sich beisammen erhält; solange die 25 Millionen Menschen und die 4 Millionen streitbarer Männer, die Frankreich in sich schließt, mit dem ganzen Gewicht ihrer Kraft, mit dem vollen Ungestümm ihres so leicht auffflammenden Enthusiasm auf Einen Punkt hin wirken; solange das Losungswort der jezt herrschenden Demagogen: Einheit und Untheilbarkeit der Republik, ** das Feldgeschrei der ganzen Nation bleibt: was kann eine solche Republik nicht wirken! was sind gegen ihr Rom und Athen, und Helvetien, und Nord-Amerika und alle Freistaaten der alten und neuen Welt!

* Die Zahl der Departemente hat sich zwar, seit der ersten Bestimmung derselben auf 83, geändert und wird sich noch mehrmals ändern; aber gerade dieser lezten Rüksicht wegen, wird hier die erste Bestimmung beibehalten.

** République une et indivisible.

Rom hatte nur die Kraft des kleinen, von dem übrigen Europa tiefabliegenden Italien; die Communication mit der Hauptmasse der europäischen Staaten ward ihm durch die Alpen erschwert; es hatte leicht seine Eroberungen gegen Ost und Süd ausdehnen können; aber im Nord saß ihm ein unbezwungenes Volk dicht im Naken; nie konnt' es in Deutschland festen Fuß fassen. Seine Macht zur Zeit, als in der römischen Kanzleisprache der Römer Staat und orbis terrarum Synonimen waren, war keine innere Macht, und eben deswegen sehr precär; sie gründete sich fast ganz auf die Dummheit oder Weichlichkeit der übrigen Völker. Daher konnt' ein einziger schwerer Schlag des Schiksals oft die Weltstadt Rom um ihr Daseyn zittern machen. Zu den Zeiten der alten Republikaner war sie so dem Senonischen Kaziken Brennus preis, und in ihrem goldnen Alter machte die Niederlage von drei Legionen unter Quintilius Varus den Weltherrn Augustus für Bangigkeit rasen: er sah schon im Geiste unsern Hermann auf dem Kapitol und sich selbst in schmähliger Flucht, oder, wenn er blieb, in Ketten durch die Wälder Germaniens hingeschleppt. Roms größte Macht, womit es die Welt tyrannisirte, bestand in kaum 400,000 Mann.*

Athen und das ganze griechische Staatensystem ist mehr durch die schönen Thaten, und noch mehr durch die schönen Worte** seiner großen Männer be-

* So viele waren zu Hadrian's Zeit.

** „Athenienſium res geſtae ſatis amplae magnificaeque fue„re, verum aliquanto minores tamen, quam fama ferun„tur: ſed quia provenere ibi magna ſcriptorum ingenia, „per terrarum orbem Athenienſium facta pro maxu„mis celebrantur." SALLUSTIUS in bello Catilin. In diesem athenienſischen Vergrößerungsgeiſte haben wir auch häufig die Stadt Paris la Capitale de l'univers nennen hören. Eben so ſublim iſt die Hyperbole des

rühmt, als irgend durch Macht. Perikles, Demosthenes, Aeschines erfüllten die Rednerbühnen in Athen mit noch siegreicherer Beredsamkeit, als Mirabeau, Isnard, Vergniaux ꝛc. die in Paris; aber wie leicht ward's dem so verachteten König von Macedonien, sich Meister von Griechenland zu machen! und wie leicht dem Römer Paulus Aemilius, den Nachfolger dieses Königs an seinen Siegeswagen zu ketten! Die ganze Schaubühne, worauf die Macht des griechischen Staatssystems sich eigentlich herumtrieb, ist ein kleiner Theil von Rumili, einer von den vielen Satthalterschaften, die unter dem Gebote des Grossultans stehen.

Helvetien, wie klein und wie arm! Frankreich war selbst unter dem Druke der Despoten noch blühend; aber Helvetien verdankt was es ist, ganz seiner Freiheit: ohne diese würde es eine Wüste, der Schandflek unpopulärer Herrschaft seyn.

Das freie Nord-Amerika dehnt sich in unermeßliche Gefilde hin; aber wie menschenleer ist noch dieser Neubruch! Einst, wenn es eine seiner Grösse angemessene Bevölkerung haben wird, mögen die europäischen Mächte nur immerhin ihren Besizungen auf der andern Hemisphäre entsagen: aber für Europa selbst wird es, bei seiner ungeheuren Abgelegenheit über das Weltmeer hinüber, nie von mächtigem unmittelbaren Einflusse seyn können.

Wie ganz anders hingegen alles dies in Ansehung Frankreichs .... Im Herzen von Europa gelegen; von einem so lebhaften, so feurigen Volke bewohnt; reich durch alle Schäze eines der schönsten Klimate, und durch seine unerschöpfliche Bevölkerung; wo jeder Soldat Bürger und jeder Bürger Soldat ist; unter seinen Königen durch Kabinetskünste und durch Waffenschreken fast im-

Orateur du genre humain Anacharsis Cloots: „In „Frankreich zählen wir die Menschen nur nach Millionen, „und das Geld nach Milliarden."

mer der Quellpunkt der gröſten Weltbegebenheiten, und nun noch um ſo ſtolzer, kühner, unternehmender, würde, müſte Frankreich, wenn ſich's als Republik behauptete, als Eine, untheilbare Republik, unter den Staaten der Welt eine ganz neue Rolle von der gröſten und furchtbarſten Art ſpielen.

Aber wenn auch Frankreich dem gegen es ankämpfenden Europa widerſteht; wenn es, ohne eines Fuſſes breit von ſeiner Erde zu verlieren, als Republik aus dem Kriege heraustritt — ſo wird ſich's doch nicht in die Länge gegen ſeine eigne Maſſe und gegen den Charakter der Nation als Eine Republik behaupten. Jezt ſchon, da die franzöſiſche Nation an allen ihren Enden von auswärtigen Feinden angefallen; da ihr Enthuſiasm für Freiheit und Gleichheit, die Vorliebe für Paris, das Wiegenbette der Revolution, noch ſo allgemein iſt; da ſie ganz durchdrungen ſeyn ſollte von dem Gefühle, wie unumgänglich es für ſie iſt, im Geiſte der innigſten Eintracht zu wirken, herrſcht doch ein ganz andrer Sinn in den ſüdlichen Departementen, als in den nördlichen. Auch das unglükliche Lyon wollte die Republik: aber es wollte das ungeheure Uebergewicht von Paris nicht; es wollt' eine freie und eine gleiche Republik, worin Paris mehr nicht als ein 83ſter Theil wäre, worin die Repräſentation des Volkes von ganz Frankreich nicht mehr von den Launen des Volkes einer einzigen Stadt in Frankreich abhieng.

Zwar Lyon iſt zerſtört; zwar der Hyder des Föderalismus, die — nach einer Jacobiner-Phraſe — ihr ſcheuslich Haupt ſo drobend aus dem Sumpfe emporhob, ſind am 31. Okt. ein und zwanzig Köpfe abgehauen worden: aber troz der aſiatiſchen Beredſamkeit des Schwäzers Barrere iſt doch immer noch eine Vendee, ein Toulon in der Republik. Bei aller Eigenheit, bei allem Stolze und Haſſe der franzöſiſchen Nation gegen die Ausländer kann

sie doch nicht einmal jezt, da sie einen so vielfachen Krieg zu bestehen hat, Einigkeit unter sich halten. Was wird erst geschehen, wenn die auswärtige Gefahr einmal vorüber, wenn dann auch der convulsivische Revolutions-Zustand zu Ende, und die alles lähmende Guillotine nicht mehr in Permanenz ist; wenn dann das lebhafte, immer Neuerungen verlangende Volk sich ganz dem Gefühle seiner Freiheit hingiebt, und — wovon auch vorhin schon selbst die Bastille den Franzosen nicht zurükschreken konnte — jeder Alles heraus sagt, was er denkt, und in den tausend Clubs bis auf den Kutscher und das Wäscherweib herab Alles Motionen macht, und über Konstitution, über Allianzen, über Krieg und Frieden, raisonirt und deraisonirt; wenn es wieder von allen Enden her Petitionen an den Volks-Senat regnet, deren eine oft durchaus der andern widerstreitet, und die doch alle wieder sich mit dem Epiphonema schließen: "Gesezgeber! wenn ihr „diese große Masregel nicht ergreift, so erklären „wir euch geradezu, daß ihr das Zutrauen der Nation „verlieren werdet", und wenn dann die Gesezgeber diese große Masregel wirklich nicht ergreifen, entweder aus Muth, oder weil das Volk in Paris es nicht will, und dann da und dort wieder die Nothwendigkeit einer heiligen Insurrektion gepredigt wird: wie bald wird da wieder die Hyder des Föderalismus sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit erheben!

Und wenn sich's dann — was so leicht möglich ist — träfe, daß die Parthie nicht mehr so ungleich ist, wie Lyon gegen alle es umringenden Departemente, (und doch weiß man, wie schwer selbst dieser Kampf war!) wenn etwa erst vier, fünf Departemente sich untereinander vereinigten, und noch eben so viele ihnen beiträten: wie würde es dann wohl mit der Einheit der untheilbaren Republik aussehen? — "Kein irgend großer Freistaat kann lange ruhen; wenn er aus-

„wärts keinen Feind hat, so findet er ihn in seinem In„nern". * Das hat ein Römer von seiner Republik gesagt: um wie viel mehr muß es von der französischen gelten! Es ist gewiß weit von mir entfernt, irgend eine Nation, zumal eine so große, wie die französische, verächtlich machen zu wollen; aber es liegt nun einmal im Charakter dieser leztern: sie wird ihre Constitutionen, wie einst ihre Moden wechseln.

Im September 1791 erhielt Frankreich seine erste, rectificirt englische Constitution. Wie tönte damals ganz Frankreich von ihrem Lobe wieder! Niemand galt für einen Patrioten, als der "die Constitution, die „ganze Constitution, und nichts als die Constitution" wollte. Man gab ihr den Beinamen der heiligen, des Meisterwerks des menschlichen Verstandes. ** Und in der That Frankreich konnte glüklich dabei werden. Ohne unaufhörlich in der Gefahr innerer oder äusserer Kriege zu schweben; ohne von den Stürmen, die von der Demokratie untrennbar sind, hin- und hergeworfen zu werden, kam es dadurch in den reinen und daurenden Genuß einer sichern Freiheit. Der König ward von der National-Repräsentation beobachtet; und die National-Repräsentation, die einen König neben sich hatte, konnte nie sich dem Despotism überlassen, den die National-Convention izt unbändiger übt, als nie ein Tyrann gethan hat. Aber eine Handvoll selbstsüch-

* LIVIUS XXX, 44. Und an einem andern Orte: "Aeter„nas esse opes romanas, nisi inter semetipsos seditio„nibus saeviant. Id unum venenum, eam labem civitati„bus opulentis repertam, ut magna imperia mortalia essent." II, 44.

** "La Constitution, fruit des oracles de tous les philo„sophes, fruit de la sageſſe de tous les hommes de bien, „fruit de la bonté de tous les philantropes, la Conſtitu„tion, le chef-d'œuvre de l'univers etc. etc." Siécle de „Louis XVI par I. I. REGNAULT.

tiger, verwegener Partheihäupter wollt' einen Staat, der ihren Planen freiern Spielraum gäbe; und das veränderliche, lebhafte Volk gieng ohne weiters in ihre Schlingen ein. Jede skandalöse Scene in Paris ward eine Revolution genannt; und kaum war sie vorüber, so predigte man schon wieder die Nothwendigkeit einer neuen Revolution. Den 7ten Jul. 1792 hatte die National-Versammlung geschworen: sie wollte keine Republik. Den 4ten des folgenden Monats schwur sie: sie wolle nie einen König mehr in Frankreich dulden. Die erst noch vergötterte Constitution hieß nun eine monströse Mißgeburt des Despotism, * und den 21sten September 1792 ward Frankreich Republik.

Die neue Republik mußte nun auch wieder eine Constitution haben. Aber die National-Convention fühlte keinen Beruf, damit zu eilen. Sie verlor ihre Zeit in Zänkereien und Anklagen. Marat, den sie einst bei seinem Leibesleben förmlich für einen Narren erklärte, und nun, nachdem er durch ein Mädchen erstochen worden, den größten Männern des Alterthums zur Seite sezt, Marat foderte nur immer eine neue Revolution, die mehr nicht als 200,000 Köpfe kosten sollte. Das Volk von Paris fieng nachgerade an, diesen Vorschlag, den es sublim nannte, zu goutiren. Vergniaux und mehrere andre bestritten den Mordprediger. Beide Partheien zerrissen sich mit gegenseitigen Schmähungen und Anklagen. "Gesteht es nur" — sagte Manuel zu seinen Collegen — "so „wie ihr seyd, könnt ihr Frankreich nicht retten". Dis schien auch um so wahrer, als um diese Zeit durch Dumourier's Verrätherei und Custine's Feigheit der

* "Constitution monstrueuse, qui a consacré le despotisme „sous le nom de royauté héréditaire". Rapport sur le Procès de Louis XVI, au nom du Comité de Législation, par J. Mailhe.

auswärtige Krieg eine höchstbedenkliche Wendung nahm, und im Calvados, in der Lozere, in der Vendee ꝛc. ein innrer Krieg drohte, oder wirklich schon flammte. Aber die National-Convention wollte nun doch zeigen, daß sie Frankreich retten könne. Sie glaubte, daß eine feste Constitution das sicherste Mittel seyn würde, die Zwietracht im Innern niederzuschlagen. Nun ward diese Constitution über Hals und Kopf decretirt: in wenigen Tagen war dis Werk, das seiner Bestimmung nach für die Ewigkeit seyn sollte, fertig, aber so fertig, daß seine eignen Schöpfer sich nicht enthalten konnten, darüber zu spotten. Barrere nannt' es eine Constitution im Lapidarstyle; ein andrer, ein Register zu einer Constitution. Doch ward das Fest ihrer Annahme mit einem Pompe gefeiert, als wenn sie das Werk der tiefsten Philosophie, das Diplom eines goldnen Alters für Frankreich wäre.

Aber kaum war dies Spiel, das dem Volk imponiren sollte, und durch seine gewaltigen Decorationen wirklich imponirte, vorüber, so ward auch diese Constitution vorläufig schon — suspendirt. Ganz Frankreich ward in den Revolutionszustand erklärt; das heißt, alle die erhabenen Artikel der neuen Constitution über persönliche Sicherheit, über Schuz des Eigenthums, über Freiheit zu denken, zu reden, zu schreiben, zu druken und zu handeln sollten vor der Hand noch todte Phrasen bleiben. Die National-Convention, deren Sendung nun eigentlich vollendet war, fühlte sich allzubehaglich in der Uebung ihrer Gewalt, als daß sie von freien Stüken sie hätte niederlegen wollen. Einige Adressen liefen ein: „sie möchte, so lange der Krieg dauren „würde, das Vaterland nicht verlassen, und auf ihrem „Posten bleiben." Gerade das war's eigentlich, was sie wollte: sie wollte eine bleibende Gewalt, und wie auf unserm Erdrund immer die alten Szenen, nur auf veränderten Schaubühnen, wiederkehren, so wird die

National-Convention für die Franken eben das werden, was die Decemvirs für die Römer waren. * Eine weit schwerere Revolution, als wodurch die Gewalt eines Einzigen zerbrochen wurde, wird wohl wahrscheinlich einst die seyn, die mit Piken und Guillotinen umpflanzte Gewalt eines halben Tausendes von Demagogen zu zerbrechen. Wie furchtbar, wie tiefgewurzelt ist nicht jezt schon die Gewalt! Wann und wo hätte wohl irgend ein König es wagen dürfen, ** mit solchem Muthwillen das Blut der besten Männer täglich und in allen

*) Man lese folgendes Gemählde der Decemvirs, und ziehe dann selbst die Parallele: „— — — decem regum species „erat, multiplicatusque terror omnibus, ratis caedis causſam „ac principium quaeri, ut si quis memorem libertatis vocem „aut in senatu aut in populo misisset, statim virgae secures„que etiam ad ceterorum metum expedirentur. . . . Homi„num, non causſarum toti erant: ut apud quos gratia vim „aequi haberet. Judicia domi conflabant, pronunciabant in „foro. . . Opinio etiam exierat, non in praesentis modo tem„poris eos injuriam conspiraſſe, sed foedus clandestinum in„ter ipsos ictum, ne comitia haberent, perpetuoque decem„viratu possessum semel retinerent." LIVIUS III, 36.

**) Wie Marcus Horatius im römischen Senate gegen die Decemvirs erinnerte: Romanos, (quum Tarquinios expuliſſent) „non nominis tum pertaesum esse; super„biam violentiamque tum perosos: quae si in rege „tum eodem ant in filio regis ferenda non fuerint, quem „laturum in tot privatis? De bello Sabino eos refer„re, tanquam majus ullum populo romano bellum sit, quam „cum iis, qui, legum ferendarum causſa creati, „nihil juris in civitate reliquerint, qui co„mitia, qui annuos magistratus, qui vicissi„tudinem imperitandi, quod unum exaequan„dae sit libertatis, sustulerint; qui privati fa„sces et regium imperium habeant." LIVIUS III, 39.

Eken und Enden stromweise unter dem Beile des Henkers fliessen zu lassen? täglich in allen Eken und Enden von jedem, der viel oder wenig hat, alles bis auf den lezten Heller seines Eigenthums zu expressen? Und wie leicht wird es nicht der National-Convention, ihren auf nichts als Schreken gegründeten Despotism immer scheuslicher zu handhaben, wenn die exzentrischen Köpfe, wovon Frankreich izt wimmelt, immer unter dem Namen der Nation, die doch zuverläßig eher alles andre wünschte, selbst noch sie dazu auffodern; wenn nach all dem schaudrigen Menschenschlachten, wie die Pariser Section von Wilhelm Tell, sie noch haranguiren: „Volks-Repräsentanten! wir danken euch für die großen Revolutions-„Masregeln, die ihr nehmet. Fahret fort das Vater-„land zu retten; laßt den Schreken immer auf der Tages-„ordnung seyn; keine Gnade mehr; erinnert euch an das „erhabene Wort von Marat: man muß noch 200,000 „Köpfe herunterschlagen, wenn man 2 Millionen retten „will." ..... O ja! sie werden fallen, diese Köpfe, und es wird noch so weit kommen, daß in ganz Frankreich kein Kopf mehr sicher auf dem Rumpfe sizt, bis irgend ein moderner Appius Claudius durch allzurasende Brutalität endlich das Signal zum Sturze der modernen Decemvirs gibt. * Izt schon ist das Eigenthum in der Türkei sicherer, als in Frankreich: dort schikt der Großsultan nur dem oder jenem Pascha, der sich auf Kosten des Volkes bereichert hat, den seidnen Strik zu, um dessen ungerecht aufgehäufte Schäze zu erben; der Bürger, der Kaufmann ist sicher bei seinem noch so großen Vermögen. Aber in Frankreich ist jeder Reiche verdächtig **, und jeder Verdächtige kommt

*) Wie Marcus Horatius die Decemvirs gewarnt hat: „ne nimium in metu alieno spei ponerent: gravio-„ra, quae patiantur, videri jam hominibus, quam „quae metuant." LIVIUS III, 39.

** „Legendre und Lacroix schreiben aus Rouen, daß

unter die Guillotine, und wer unter der Guillotine stirbt, den erbt die Nation. Und wer ist die Nation? das sind die Robespierre, die Danton, die Barrere, und etwa noch ein Duzend Tongeber in der National-Convention, die man leicht mit Namen nennen kann: man darf nur im Moniteur, oder in einem andern Blatte, worin die Debatten dieser Versammlung wörtlich angeführt werden, nachsuchen, wer die sind, die sich so sehr gegen den Vorschlag stemmten, daß das Vermögen jedes Deputirten, nach seinem ehemaligen und nach seinem jezigen Betrage untersucht werden sollte. Doch vielleicht geht dieser Vorschlag einst noch durch, und dann wird es zuverläßig wieder neuen reichen Stoff zu Guillotinaden geben, und durch gewaltsames und natürliches Sterben, durch Zufälle mancherlei Art, wird die Zahl der Volks-Repräsentanten nach und nach so herabsinken, daß man auch daraus auffallend erkennen wird, diese Versammlung sey nicht da, das französische Volk zu repräsentiren, sondern zu tyranniſiren.

Die Römer ertheilten den Führern, die sie ihrer Republik gaben, anfangs eine Gewalt, die ganz der abgeschaften königlichen gleich war: aber sie sicherten sich gegen den Misbrauch dieser Gewalt, indem sie deren

„sie von den Reichen dieser Stadt 10 Millionen erheben „wollen, um die Bedürfnisse der Armee bestreiten zu kön„nen. Wer sich zu zahlen weigert, soll als ver„dächtig angesehen werden. Der Convent billigt „diese Masregeln" (in der Sizung vom 28 Brumaire, Weltbothe (ein Strasburger Zeitungsblatt) No. 279. Den Grund zur Billigung dieser Masregeln giebt ein Volksrepräsentant selbst folgendermasen: „Point „de liberté, si nous ne devenons tous Sans-Culottes: tant „qu'il existera des riches, le peuple ne sera point souverain; „car c'est à lui seul qu'appartiennent les propriétés." BARBAROUX.

Dauer nur auf ein Jahr ſezten. Jeder Uebertrag der höchſten Staatsgewalt, der auf immer oder auf unbeſtimmte Zeit geſchieht, muß, nach Gründen der Pſychologie und der Erfahrung, für die Freiheit des Staats gefährlich werden. * Nun hat es ja! aber die National-Convention ganz in ihrer Hand, ihre Permanenz hinauszudehnen, ſo lange ſie will. Schon hat ſie förmlich erklärt, daß ſie nicht aus einander gehen werde, als nach geendigtem Kriege. Sie hat den ſtolzen Grundſaz angenommen, nicht anders Frieden zu unterhandeln, als wenn kein Feind mehr auf dem Gebiete der Republik ſtehe: und daß ſie auch gerade nicht mit dem Blute ihrer Ohnehoſen-Männer geize, hat die bisherige Kriegsgeſchichte zur Genüge gezeigt. Sollte der Krieg mit Glük für ſie fortgeführt werden; ſollten die Heere der Republik, die izt Mühe haben, ihren eignen Boden zu vertheidigen, wieder auf fremden vordringen: wie überſchwenglich würde ſie ſich da ſogleich wieder den ſtolzeſten Hofnungen überlaſſen! Da würden wieder die Bruderküſſe rauſchen; da würde bald wieder die Idee von Univerſal-Republik erwachen; da würde man in Paris ſchon wieder den Kaiſerthron in Wien und die Königsthrone in Madrid, London, Turin ꝛc. wanken ſehen; da würde die National-Convention, wie einſt Carl XII, mit ihren Feinden nur in ihren Hauptſtädten Frieden ſchließen wollen. Aus allen Departementen Frankreichs würde man die kühnen Schöpfer der Republik mit Addreſſen beſtürmen „auf ihrem Poſten zu bleiben, „bis in ganz Europa kein König und kein Fürſt mehr „ſey.“

* Rouſſeau geht noch weiter; er ſagt „que, quand le peuple eſt repréſenté, il n'eſt déjà plus libre.“ Zufolge der Theorie des von ihr vergötterten Rouſſeau wäre alſo die franzöſiſche Nation nach dem Repräſentativſyſtem ihrer Conſtitution nicht frei.

Nimmt hingegen der Krieg eine unglükliche Wendung; noch mehrere Festungen fallen, und der Feind, der nun seinen Rüken gesichert hat, faßt nun seinen ersten kühnen Plan wieder auf, und rükt gegen Paris an: dann wird die National-Convention den Muth, wenn sie ihn auch nicht hat, doch wenigstens heucheln müssen, in einem so kritischen Zeitpunkte das Vaterland nicht zu verlassen: dann werden einige Männer im Enthusiasm, wie einst Guadet, voraufrufen: „wir sterben alle hier!" und die andern, wenn ihnen auch noch so wenig um's sterben zu thun wäre, werden diesem Beispiele folgen müssen..... Und wer mag sagen, wann in einem von beiden Fällen der Friede zu Stand kommen wird? Im Glüke ihrer Waffen wird die National-Convention nicht Friede schliessen wollen und im Unglüke wird sie nicht können.

Aber gesezt der Friede kommt zu Stande, und die Republik bleibt — so wird dann die an den Gränzen durch Schlachten und im Innern durch Guillotinaden so hart mitgenommene Nation von ganzem Herzen des Revolutionszustandes müde seyn, und in den wirklichen Besiz des Gutes kommen wollen, wofür sie so viele Gefahren, einen so schreklichen Krieg bestanden hat; mit Einem Worte: sie wird eine Constitution wollen.

Man würde nun sagen können: sie haben eine solche Constitution, die den 10ten August 1793 von dem ganzen Volke genehmiget und deren Ausübung nur suspendirt worden sey; man habe nun nichts weiter zu thun, als selbige in Gang und Wirklichkeit zu sezen..... Aber man wird aus einem ganz andern Tone sprechen. "Bürger!" — wird es dann heißen — "wir gaben euch, mitten unter den Flammen eines Bür„gerkriegs, und den Schreken eines auswärtigen Krie„ges, eine Constitution, so schnell, wie die Zeit es fo„derte, so gut, wie die Umstände es erlaubten. Sie

„sollte in der allgemeinen Noth des Vaterlands der Fest„haltungspunkt aller Franken seyn. Die Republik, die „nur mit dem Gewicht ihrer ganzen Masse dem „wider sie verbündeten Europa widerstehen konnte, war „im Begriff auseinander zu fallen, und theilweise der „Raub der Despoten zu werden. Da eilten wir, den „Brennpunkt zu fixiren, der unsre Feinde niederblizen „sollte. Durch die plözliche Aufstellung einer Constitu„tion, die bei allen ihren Mängeln doch durch und durch „den Geist der Freiheit und Gleichheit athmete, schlu„gen wir mit Einem Streiche alle Ränke der innern „und äussern Feinde nieder. Die Macht der Despoten „splitterte an dem Bunde der 83 Pfeile, die nie eine „Gewalt der Menschen zerbrechen wird, und im An„gesichte aller Völker schwören wir: wir haben das Va„terland gerettet! Aber eine neue Sonne glänzt nun am „politischen Horizont von Europa. Die Hoffnung der „Völker, der Schreken der Despoten, die Franken„Republik steht nun da, unerschütterlich fest, wie „ein Alpengebirg: Wolken thürmten sich von allen Seiten „zusammen, Stürme heulten, Donner brüllten um sei„nen Scheitel; aber schon sind sie vorübergetoost, und „nie wieder werden sie zu ihm hinanreichen. Die „Constitution der von Himmel und Erde anerkannten „Republik müße bewunderungswürdig, ewig seyn, wie „sie selbst: kein Mangel müße das Grundverfassungs„Gesez des Ersten Volks der Erde befleken." — — — — —

Nach diesen oder ähnlichen Phrasen wird es dann in der Hauptsache heißen: ihr müßt eine neue Constitution haben — — — — und diese neue Constitution wird wieder von der nemlichen Dauer seyn, wie die beiden erstern.

Denn das Verlangen nach Neuheit wird auch in der jezigen demokratischen Staatsform der beständige Grund-Charakterzug der französischen Nation bleiben.

Mehr Stolz, und auf andre Gegenstände gelenkten Stolz, wird wohl der republikanische Franke haben, als der monarchische hatte; die Artigkeit des leztern, die so oft bis in's Faselnde gieng, wird bei dem erstern sich nach und nach in Troz der Unabhängigkeit umformen, der bis in's Rohe ausschweifen wird. Aber das leichte, lebhaftwallende Blut, die immer rege Einbildungskraft, die von einem Gegenstande schnell zum andern abspringt, und keinen mit Beharrlichkeit festhält, wird jenem eigen bleiben, wie sie es diesem war. Auch die Athenienser waren Republikaner; aber wer weiß nicht, wie veränderlich sie in ihren Neigungen, in ihren Entschlüssen waren, wie sie oft ihre wichtigsten Interessen gegen Kleinigkeiten hinopferten, wie sie Staat und Krieg, und Alles in theatralischer Manier behandelten? Und es ist eine sehr wahre Bemerkung: daß die Athenienser der alten Geschichte in unsrer neuen Geschichte, unter dem Namen der Franzosen, oder (wie sie historisch richtiger und mit einem, durch keinen ekelhaften Nebenbegriff verunstalteten, Worte izt häufiger genannt werden) der Franken ganz und gar wieder aufgestanden sind. Man erinnere sich doch an die neuesten französischen Tagesvorfälle, und sehe dann selbst zu, ob sie nicht ganz in athenienſischem Geiſte sind?

"Die Republik wird mit keinem Feinde Frieden unterhandeln, solange dessen Kriegsvölker auf ihrem Gebiete stehen" war als Artikel der neuen Constitution in Vorschlag gebracht worden. „Wir sind noch lange keine „Römer, die Könige an ihren Siegeswagen gekettet hatten" — wandte Mercier dagegen sehr richtig ein — „daß wir schon so stolz sprechen dürften." Er schien Eindruk zu wirken, und frug weiter: „Haben wir denn „einen Bund mit dem Siege geſchloſſen"?... „Nein!" — rief ein andrer — „aber doch mit „dem Tode." Sogleich ward dies sublime Wort von

allen Seiten beklatscht; der Artikel ward unter dem lautesten Beifalle decretirt. Was kann athenienſiſcher ſeyn, als ein Grundverfaſſungs-Geſez nach Bonmots debattiren?

Die Philoſophen in Paris hatten lange ſchon die bis dahin beſtandene Art der Gottesverehrung lächerlich gemacht. Um unter einer Nation, die das Glänzen ſo äuſſerſt liebt, denn doch auch einmal beklatſcht zu werden, traten nun ſelbſt Biſchöffe in der National-Convention auf, ſchwuren den Glauben an ihren bisherigen Beruf ab, und huldigten laut dem Deismus, oder, wie ſie es nannten, der Vernunft. Sogleich ward beſchloſſen, die bisherige Hauptkirche zum Tempel der Vernunft umzuweihen. Die ganze National-Convention, unter einem zahlloſen Gewühle von Menſchen, unter dem Brauſen von Muſikchören zog dahin, und der Marſeiller Hymnus und das ça ira tönten als Weihegeſänge des Gottesdienſtes der Vernunft, und die ganze Menſchenmenge, immer von Muſik umrauſcht, zog nun wieder nach dem Saale der National-Convention zurük, und vor allen glänzte das ſichtbare Bild der Freiheit, nicht etwa ein Hut oder ein Brutuskopf, ſondern eine ſchöne Opernſängerin, die Pike in der Hand und die Jacobinermüze auf dem Kopfe, und der Präſident zuerſt, und dann alle mehr als 600 Volks-Repräſentanten knieten der Reihe nach nieder vor dieſer Göttin Freiheit, und küßten ſie, und die Göttin lächelte jedem, und das Volk jauchzte, und um die ganze Theaterſzene mit einem Zuge von Wiz zu beſchlieſſen, ward decretirt: über den ganzen Vorgang ein Protokoll abzufaſſen, und dem heiligen Vater nach Rom zuzuſenden.

O ihr Athenienſer der neuern Geſchichte! Volk voll Wiz und Feuer, aber auch voll Leichtſinn und Veränderlichkeit, fröhlich und grauſam und alles, was du ſeyn willſt, nur ernſthaft nicht. *) Du haſt alles Alte

*) „Nous ſommes le peuple le plus galant, le plus aimable,

zerſtört: wie ſoll dein unermeßliches neue Gebäude feſt halten, wenn du ſelbſt mit übereilter Hand den ſtärkſten Grundpfeiler, der es tragen konnte, darunter hinwegreiſſeſt? „Wenn ihr den Griechen auf zehn Betheurungen und „in Gegenwart von zehn Zeugen ein Talent leihet, ſo iſt's „ihnen unmöglich, ihr Wort zu halten — ſagt Polybius *) — aber auf die Römer, es mag von den „Staatsgeldern oder von Privat-Anlehn die Frage ſeyn, „könnt ihr ſicher vertrauen, wegen des Eides, den ſie geſchworen haben. Man hat daher ſehr weiſe daran gethan, eine Furcht vor den Strafen nach dem Tode einzuführen, und es geſchieht ohne Ueberlegung, daß man „ſelbige izt zu beſtreiten ſucht."

Eine Republik, wenn ſie dauern ſoll, will Feſtigkeit der Charaktere, Bedächtlichkeit in der Staatsverwaltung, ſtrenge, beinah könnte man ſagen, traurige Sitten und Freiheit nur durch unbedingten Gehorſam unter dem Geſez. Erinnert euch, wann Rom gros war..... als man ſeine Feldherrn vom Pfluge hinwegholte; **) als ſie fremdes Geld mit Verachtung von ſich ſtieſſen; als man an dem Bürger-Soldaten jeden Fehler gegen die Kriegszucht mit unerbittlicher Strenge ſtrafte, und dem Feldherrn, der eine Hauptſchlacht verlor und muthig genug war, ſie zu überleben, feierlich Glük wünſchte, daß er nicht am Heil des Vaterlands verzweifelt habe; ***)

mais le plus frivole de l'Europe." HELVETIUS de l'eſprit.

*) B. 6.

**) Wer kennt nicht die Namen eines Cincinnatus, Fabricius, Curius, Regulus? „In hoc angulo" (in einem kleinen, niedrigen Badekämmerchen auf ſeiner Villa in Terni) „ille Carthaginis horror (Scipio) abluebat corpus „laboribus ruſticis feſſum: exercebat enim operè ſe, terramque, ut mos fuit priſcis, ipſe ſubigebat." SENECA Epiſt. 86.

***) „Adeo magno animo civitas fuit, ut Conſuli ex tanta cla-

als man noch nicht wuſte, was Eheſcheidung wäre; als man die Meiſter im Schönſchwäzen *) nicht duldete, weil ein freies Volk nur durch Gründe, nicht durch Floskeln geleitet werden müſſe; als die Scipionen noch mit jedem Morgen auf das Kapitol in den Tempel giengen, um den gröſten beſten Jupiter anzubeten, weil der Glaube an eine alles lenkende Vorſehung den, der das Gefühl in ſich trägt, daß er für eine gute Sache ficht, mit einem Heldenmuth beſeelt, der nie ihn verläßt und in Augenbliken der furchtbarſten Kriſe ſo oft ſchon Wunder gewirkt hat. **)

Und wann ſank das koloſſaliſche Rom wie im Sturze von ſeiner Höhe herab? ..... als ſeine Befehlshaber Buhldirnen und alle Werkzeuge des Luxus mit ſich führten, wie die eurigen; als ihnen Vaterland und Ruhm und Alles um Gold feil war, wie den eurigen; als die Meinung griechiſcher Philoſophen „die Götter bekümmerten ſich nicht um die Weltregierung," als die Zerreiſſung des innigſten Bandes des geſellſchaftlichen Lebens, der Ehe, bei ihnen herrſchend wurde, wie bei euch; als die Kriegszucht fiel, die ohnehin noch nie in den Heeren enrer Republik war; als man den Ohnehoſen unaufhörlich von der Majeſtät der Nation vorſchrie; als man einmal über's andre das agrariſche Geſez predigte, wie bey euch; als man, wie bey euch, dem Volke ſchmeichelte, ſtatt

„de, cujus ipſe cauſſa maxima fuiſſet, redeunti, et obviam „itum frequenter ab omnibus ordinibus ſit, et gratiae actae, „quod de republica non desperaſſet: cui, ſi Carthagi„nienſium ductor fuiſſet, nihil recuſandum „ſupplicii foret." Livius.

*) Rhetores. Gellius in Noct. Att. XV, 11.

**) „Deorum aſſidua inſidens cura, cum intereſſe rebus hu„manis coeleſte numen videretur, ea pietate omnium pecto„ra imbuerat, ut fides ac jusjurandum proxime legum ac „poenarum metum civitatem regerent." Livius I, 21.

es zurechtzuweisen, es durch glänzende Phrasen irreführte, statt es nach strengen tiefdurchdachten Grundsäzen zu leiten. Andre Republiken erhielten ihr Daseyn im Schooße der Armuth; rohe, unverdorbene, starke Männer waren ihre Stifter; die Epoche ihres Fallens fieng an mit der Epoche ihres Reichthums und ihrer Ueberverfeinerung. So weit die Geschichte zurükreicht, zu allen Zeiten und in allen Ländern, erhielt sich die republikanische Staatsform bei einem Volke nur immer so lange, als es arm und tugendhaft blieb. *)

Eure Republik hingegen began unter einem in jeder Rükſicht reichen Volke, das in allen Arten des Luxus, des feinsten und des höchsten Luxus, so ganz eingeweiht war, daß es dem ganzen übrigen Europa das Gesez darin gab. Sollte dann die Revolution in eurer Staatsform das Wunder wirken, das ganze bisherige, durch die Fortzeugung von Jahrhunderten, durch Erziehung und so lange schon bestandenen National-Charakter gleichsam mit eurem Grundwesen in Eins verschlungene Gewebe eurer Denkungsart, eurer Neigungen, Leidenschaften und Sitten, die Gewohnheiten eurer ganzen vorherigen Lebenszeit zu vertilgen? Noch hatten wir keinen Fall dieser Art: alle bisherigen Freistaaten in der alten sowohl als in der neuen Geschichte wurden Republiken, weil das Volk republikanische Sitten hatte; laßt uns nun sehen, ob der Fall sich auch umkehren läßt, ob ihr republikanische Sitten haben werdet, weil ihr eine Republik habt?

*) Wie Titus Livius in der Vorrede zu seiner unsterblichen Geschichte, von den Römern sagt: „Nulla unquam „respublica sanctior, nec bonis exemplis ditior fuit, nec in „quam tam sero avaritia luxuriaque immigraverint, nec „ubi tantus ac tam diu paupertatis ac parsimoniae honos „fuerit. . . . Nuper divitiae avaritiam et abundantes voluptates desiderium per luxum atque libidinem pereundi „perdendique omnia invexere."

„Und wer kann noch daran zweifeln!" — wird man hier ausrufen — „sind denn nicht in so vielen Rükſich„ten die Franken der Republik gerade die Antipoden von „den Franzosen der Monarchie? Wo ist noch der vorige „asiatische Luxus? wo jene auswärts so oft verhöhnte „unkriegerische Weichlichkeit? wo jene Erschlaffung, die „in Frankreich im physischen und im moralischen Alles „entnervt hatte? wo die Empfindelei? das gekünstelte „Sittengezier? Leben die Ohnehosen-Männer nicht fru„gal, wie Spartaner? stehen sie nicht in der Winter„Schlacht eisern, wie Russen? Wer sonst, als sie, hat „den Luxus so tief in seinen Wurzeln gepakt, so unerbitt„lich alle seine Wohnorte zerstört? Paris ist nur Eine „grosse Eisenwerkstätte; Lion ist nicht mehr; und Mar„seille ist nur noch für die Bedürfnisse des Kriegs da. „Kapitalisten, die in Gold und in Ueppigkeit schwammen, „im ganzen Umfange der Republik — sind nicht mehr: „ihre Schäze, die sie auf Unkosten der Nation häuften, „müssen nun der Nation die Freiheit erfechten helfen. Wenn „diese aus dem langen, aus dem schrecklichen Kriege end„lich in der Glorie anerkannter Unabhängigkeit hervor„tritt; so wird sie Gleichheit der Güter — den „sichersten Bürgen der Dauer der Freistaaten — haben, „wie Gleichheit der Rechte. Der Krieg, der sie „vernichten sollte, wird sie nur mit neuem Leben, neuer „Stärke beseelen: er wird sie umgeschaffen haben. „Die ungeheure, beispiellose Anstrengung aller ihrer Kräfte „wird bei ihr in dem Zeitraum von vielleicht keinem vollen „Jahrzehnd eben die Revolution wirken, die sonst gewöhn„lich nur Folge des langsamen Ablaufs von Jahrhunder„ten ist: die Republik Frankreich wird dann der „Monarchie Frankreich so wenig mehr gleichen, „wie jenes alte Rom, vor dem die Könige zitterten, „dem heutigen Rom, wo Castraten und Kapuziner „auf den Gräbern der Weltstürmer herumtrippeln."

So hört man viele sprechen. Aber man ergründe doch den Charakter der jezigen Phänomene in Frankreich etwas tiefer. Alles, was durch Schlüsse des Volks-Senats, im innern Frankreich, oder an den Gränzen im Kriege, geschehen ist, war der Ausfluß, die Fulguration eines Enthusiasm, der von jeher allen Völkern, die für die Gründung ihrer Freiheit stritten, eigen war, und der in gleichem Grade mit der Anstrengung wächst, womit man ihnen dies Gut, worein sie nun schon einmal den höchsten Werth sezen, zu entreißen sucht. Eben daher jene merkwürdige Erscheinung, die man nur in den Annalen für ihre Freiheit kämpfender Völker findet: „nach einer „Niederlage erheben sie sich nur um so fruchtbarer wieder." Eben daher auch die weitere Erscheinung: „nie „ist ein Volk, das seinen ersten Freiheitskrieg führte, „wenn das Glük ihm auch noch so viele, noch so blutige „Streiche versezte, wenn es auch zu mehr als einer Zeit „ganz zu Boden geschmettert, nun schon die unfehlbare „Beute seines Gegners schien, aus demselben anders, „als mit Behauptung seiner Freiheit, hervorgetreten." Alle Geschichtbücher sind voll von diesen Beispielen. Aber wenn die Gefahr dann vorüber ist; wenn das Volk sein höchstes Gut dann wirklich errungen und im sichern Besize hat; wenn dies Gut, wie alles, durch die Gewohnheit nach und nach von jenen Reizen zu verlieren anfängt, die der Zauber einer erhizten Phantasie und die Besorgnis, es zu verlieren, ihm geliehen hatten; wenn dann die Mängel, die auch es, wie unter dem Monde alles, hat, immer fühlbarer hervorstechen: dann wird der Enthusiasm erkalten; man wird den vorigen und den jezigen Zustand ruhig prüfend miteinander vergleichen; man wird finden, daß jeder derselben sein eigenthümliches Gute und seine eigenthümlichen Gebrechen habe, daß hienieden nichts vollkommen sey. Die Anstrengung, der Sturm so vieler Leidenschaften, der den Fran-

ken izt über sich selbst emporreißt, wird nachlassen: er wird wieder in seiner gewöhnlichen Gestalt dastehen. *) Was er während eines so schrecklichen Krieges für seine Freiheit Fremdartiges und Abspringendes von seinem vorigen Charakter an sich zeigte, wird so wenig jezt gleich fester National-Charakter bleiben, als die Löwenkraft, die der Fieberkranke in seinen Paroxismen hat, ihm noch bleibt, wenn diese vorüber sind. Noth, nicht Tugend ist's, die ihn von der äussersten Linie des Luxus, worauf er stand, zurükriß; es ist Entbehrung auf eine Zeitlang: sobald die gebietrischen Gründe derselben aufhören, wird er wieder den alten Genuß wollen. Dies von Natur so lebhafte Volk, das alles von der schönsten Seite sieht, das überall die Wirklich-

*) Es ist der Mühe werth, hierüber die Worte eines Schriftstellers von vielem Geiste anzuführen, der selbst auch ein Franke, und nichts weniger als Aristokrat ist. „Les François ne sont pas faits pour la Démocratie. Une nation „confiante et généreuse, vive, légere, sensible & spirituelle a besoin d'être gouvernée. Lorsqu'elle l'est bien, il „n'y a rien de bon, de grand, dont elle ne soit capable. „Elle peut, elle doit être libre sans doute; mais pour que „la liberté, qu'on lui destine, soit solide et permanente, „il faut que la forme du gouvernement quadre avec le génie national et s'y rapporte. Pour un gouvernement républicain, il faut un peuple, ou simple, ou froid, ou „réfléchi, ou sombre, atrabilaire et défiant. Et en effet „nous voyons que ces divers caractères conviennent en tout „ou en partie aux Hollandois, aux Suisses, aus Lacédémoniens etc. L'objection, qu'on pourroit me faire des „Athéniens, ne seroit pas heureuse; car c'est précisément „à cause des traits de ressemblance, qui les rapprochent des „Parisiens, qu'ils ne surent jamais se gouverner etc." Correspondance d'un habitant de Paris avec ses amis de Suisse et d'Angleterre, sur les évènemens de 1789. jusqu'au 4 april 1791. p. 438 s.

keit noch durch das Spiel seiner Phantasie verziert, erwartet von seiner republikanischen Staatsform nichts geringeres, als daß Frankreich, sobald ihm nur erst wieder die Palme des Friedens schattet, ein erneutes Paradies seyn werde; daß dann alle einander gleich, alle glüklich, daß ein Volk von 25 Millionen Menschen nur Eine große Brüder-Familie seyn werde: die Erde, nun die Hände freier Menschen sie bauten, werde überfliessen von Segnungen aller Art; das Meer selbst werde die Macht der Freiheit fühlen und seine Schäze am liebsten in die Häfen des freien Landes tragen; der Akerbauer und der Handwerksmann und der Künstler — jeder werde gleich geachtet seyn, jeder froh und glüklich: Frankreich werde die Sonne seyn, die Licht und Wärme über den ganzen Erdkreis ausströmen werde *) . . . . . Aber wenn dann nun doch die Elemente bleiben, wie sie von Anbeginn waren; wenn die 25 Millionen Brüder und Schwestern sich hassen, beneiden, vervortheilen, verfol-

*) Zur Ueberzeugung, daß hier kein Wörtchen zu viel gesagt ist, diene folgende Stelle: „Tel que le sol italique, le sol „françois sera cultivé par de mains triomphantes. . . . Le „pavillon national portera aux plus lointaines régions les „couleurs de la liberté françoise & les ouvrages de son in„dustrie. . . . . Attirés par une constitution toute bienfai„sante, par la liberté de conscience et de rites religieux, „par la beauté du climat, l'excellence des richesses terri„toriales & l'hospitalité françoise, tous les hommes doués „du sentiment exquis de l'égalité & favorisés de quelque gé„nie, viendront chercher le bonheur sur cette terre libre „& l'y trouveront. Alors la France sera le rendez-vous „de la grande famille du genre-humain; & du haut de son „trône Dieu contemplera, avec une ineffable bonté, ce pur „et beau séjour de la félicité universelle." etc. etc. etc. De l'excellence de la constitution françoise, p. 27. sq.

gen, gerade wie zuvor, und nur noch heftiger, weil der Troz der Unabhängigkeit hinzukommt; wenn das Volk in den einen Departementen ſeine Souverainetät etwa einmal auf eine andere Manier ausüben will, als das Volk in den andern, und dann, ehe man ſich's verſieht, wieder die Flamme des Bürgerkriegs aufſchlägt, und entweder die groſe Maſſe wirklich auseinanderſprengt, oder doch ganze Ströme Blutes flieſſen, ganze Erdſtreken durch Mordbrand in Wüſten verkehrt werden müſſen, wie in der Vendee; *) wenn auch in der Republik wieder, nur vielleicht unter andern Benennungen, im Gegenſaze Jacobiner und Feuillans aufkommen, ſich mit wechſelſeitigen Läſterungen zerreiſſen und mit einander um die Herrſchaft hadern werden; wenn dadurch in jeder Stadt jedem Städtchen, ja! auf dem Lande ſelbſt, Parteiungen ſich bilden und jeder Theil den andern anklagt: er wolle das Vaterland zu Grund richten; wenn dann der Volks-Senat ſelbſt auch wieder, unter welch anderm Namen es auch ſey, ſich in Berg und in die Ebene trennt, und die Marat, Robespierre, Danton auf der einen, die Briſſot, Genſonne, Vergniaux auf der andern Seite an der Spize ihrer Faktion ſo lange kämpfen, bis eine von beiden ſiegt, die Unterliegenden ſich in ihre Departemente flüchten, und die Republik in ihren Eingeweiden zerfleiſcht wird — wie dann? . . . . . Wie? wenn das Volk aus ſeinem Traume goldner Zeit zur Erfahrung einer ſo ſchaudrigen Wirklichkeit erwacht? wenn es durch ſein eignes Gefühl ſich überzeugt, daß die Stürme der Demokratie in mehr als einer Rükſicht noch peinigender ſind, als die Hudeleyen des Deſpotism? Denn hier quält nur Einer, dort

*) In dergleichen Bürgerkriegen gilt ganz, was der Britte Calgacus (im Tacitus Vit. Agric. 30.) ſagt: „Auferre, „trucidare, rapere, falſis nominibus imperium, atque ubi „ſolitudinem faciunt, pacem appellant."

hunderte: hier intermittirt die Qual oft; der Tyrann wird selbst auch müde von tyranniſiren, oder auf Nerone und Domitiane folgen wohl auch öfters die Titus und Mark Aurele: aber dort iſt die Unruhe, das Stoſſen und Treiben und Drängen unaufhörlich. Daher in den Schriften der alten Republikaner jene beſtändige Vergleichung der Volksverſammlungen mit Woogengetös und Sturmgewittern*): daher, daß ſelbſt die gewaltigſten Demagogen oft in Augenblikken des Mismuths ſo tief aufſeufzten über das ſouveraine Volk, das nur darum heute ſich einen Götzen erſchaft, um ihn nach wenigen Monden zu erwürgen: „O Pallas, höchſte Herrſcherin in Attika! —" rief Demoſthenes, als er in's Exilium gieng — „wie „kanſt du Gefallen finden an drei ſo ſcheuslichen Thieren, „der Nachteule, dem Drachen, und dem Volke von „Athen?!" **)

Ein franzöſiſcher Schriftſteller, ganz in Extaſe über die Arbeit der conſtituirenden National-Verſammlung, gab ſolcher den Vorzug vor allem dieſer Art, was das Alterthum oder die neuere Geſchichte ſah. „Welches" — frägt er,***) „iſt die ſchönſte, die freiſte Verfaſſung, „welche die Völker hatten, oder noch haben, die ſich frei „wähnten, oder noch wähnen? War es die von Athen, „wo eine Demokratie ohne Gränzen alle Staatsgewalten „untereinander warf, wo unruhige Köpfe mit ihren Rednerkünſten jeden Augenblik die Menge irre führten, wo „Ariſtides verbrannt ward, wo Sokrates den Giftbecher trank? .... War es die von Sparta, wo „faſt Alles den Charakter einer düſtern Wildheit trug, „nnd das Herz der Bürger von den ſanften und ſchönen „Gefühlen der Natur ausarten machte? .... War's die

*) Fluctus et procellae concionum.

**) Plutarch im Leben des Demoſthenes.

***) De l'excellence de la conſtitution françoiſe, p. 5. f.

„von Rom, wo ehrsüchtige Tribunen das Volk zum „Werkzeuge und zum Opfer ihrer besondern Rachgier „machten, wo in der Organisation des Staats so ganz „kein Damm gegen die vaterlandsmördrischen Plane eines „Sylla, eines Cäsar, eines Octavius lag?" — — — — — Der nemliche Verfasser sehe nun zu, oder jeder Leser prüfe, ob nicht, was er an jenen alten Verfassungen getadelt hat, sich in noch weit vollerm Maase an der neuen republikanischen Verfassung Frankreichs finde? . .

Wir Menschen fast alle lieben ein Leben in Ruhe. Mag ein unter Volksstürmen aufgewachsener Poniatowski aufrufen: „lieber die gefahrvollste Freiheit, als „der behaglichste Zustand von Unterwerfung *)!" so sägen doch gewiß weit die mehrsten mit Erasmus **): „lieber unter Fürsten, die ihr eigner Charakter und der „Geist der Zeit vom Despotisiren zurükhält, seines Lebens, „seiner Güter sicher; im Schooße der Seinigen seinen „Kohl in Ruhe pflanzen, als jeden Augenblik fürchten „müssen, daß Verschwörung oder Aufruhr ausbricht, daß „man Alles unter Waffen ruft, daß der brave, aber schüchterne Mann niedergetreten wird, indeß der freche Schurke, dem die Worte glatt und glänzend vom Munde fliessen, alles beherrscht, alles quält." Und dies war von jeher das unausbleibliche Loos aller Demokratien, sobald sie zu einigem Reichthum und Luxus herangewachsen waren: die Tugend wurde bewundert, aber beneidet, verfolgt, verbannt; das kühne Laster triumphirte; kein groser Mann starb fast eines natürlichen Todes ***); die

*) Malo inquietam libertatem quam quietum servitium.

**) Non amo libertatem seditiosam.

***) „Phocion cum ad mortem duceretur, obvius ei fuit Em„phyletus, quo familiariter fuerat usus. Is cum lacrymans „dixisset: o quam indigna perpeteris, Phocion! „huic ille: at non inopinata, inquit, hunc enim

Götzen des Volks überlebten bald ihre Epoche; der Verwegene fand immer einen noch Verwegenern, der ihn stürzte, und das Volk, das sich frei wähnte, war nichts, als das verächtliche Werkzeug der Hezer: wer etwas Neues predigte, und wenn's gerade auf Zerstörung aller Organisation des Staats hinführte, durfte des Beifalls der Menge versichert seyn *): nie war daurende Ruhe, sondern ein unaufhörliches Gähren und Toosen und Drängen; keine Sicherheit vor den plözlichsten Glükswechseln: in andern Staatsformen wühlt die Fluth des Glükes nur unter den Grosen; aber in der Demokratie pakt sie ohne Unterschied jeden Bürger, ehe man's ahnet; über nichtswürdigen Kleinigkeiten oft, erhebt sich der Sturm: wer heute noch stand, liegt vielleicht morgen schon .... Der Rath, den Mäcenas dem Cäsar Augustus gab, als dieser in Rom die republikanische Staatsform wiederherstellen wollte, scheint ein Rath an die ganze Menschheit zu seyn: sie kan weder gänzliche Freiheit, noch gänzlichen Zwang ertragen; jene ist nur für Wesen höherer Art, dieser nur für Thiere.

„exitum plerique clari viri habuerunt Athe„nienses." CORN. NEPOS in vita Phocionis, 4.

*) Wer das Zwerafell erschüttern und nagelneue Szenen auf einem antiken Theater aufgeführt sehen will, lese Aristophanes Lustspiel: die Ritter, lese und staune über die Aehnlichkeit zwischen Athen und Paris, Kleon und Barrere u. s. w. u. s. w. u. s. w. S. hierüber Heyne's Programm: (vom 1. Sept. 1793.) Libertatis et aequalitatis civilis in Athenienſium republica delineatio ex Ariſtophane.

I.

Diplomatische Verhältnisse zwischen Frankreich und der Schweiz, in den Jahren 1789 bis 1798.

(Fortsezung.)

III.

Verhandlungen der eidgenößischen Räthe im Jahr 1790, den Schweizerclubb in Paris und die französischen Flugschriften betreffend.

Bereits unterm 28sten August 1789 schrieb der geheime Rath von Bern an die Räthe von Zürich, Basel und Schafhausen: "Nicht ohne Mühe und unsrerseits entstandene Besorgnisse haben wir bemerken müssen, daß aus Anlaß der in dem Königreich Frankreich dermalen obwaltenden Umstände, solche Artikel den öffentlichen eidgenößischen Zeitungsblättern eingerükt werden, welche bei dem gemeinen Mann allerdings Aufsehen erweken und für unsere allseitigen Lande von nachtheiligen Folgen seyn könnten. Eurer klugen Einsicht kann nicht entgehen, von welch bedenklichen Folgen dergleichen unbehutsame Publicationen seyn, was für Eindrüke selbige bey einem von solchen Ereignissen immer unrichtig urtheilenden Pöbel erregen, und wie leicht solcher dadurch zu wirklicher Nachahmung dergleichen gefährlicher Auftritte und übel verstandener Behauptungen verleitet werden könnte. So wie wir aber nicht zweifeln, Ihr werdet gleich Uns von der Nothwendigkeit überzeugt seyn, bei den dermaligen Zeitumständen alle mögliche Vorsicht und Behutsamkeit anzuwenden, so stellen Wir Eurer klugen Beurtheilung anheim, ob Ihr nicht angemessen finden werdet, daß für das eine, alle diejenigen Artikel in denen bei Euch erscheinenden öffentlichen Blättern, in welchen von Befreyung der Zehenden, Bodenzinsen, unentgeldlicher Justiz u. s. w. die Rede ist, oder deren Inhalt sonst nachtheilige Eindrüke und Aufsehen bei dem gemeinen

Volk erweken könnte, zurükgehalten, für das andere aber solche Artikel eben diesen Zeitungsblättern mit der erforderlichen Klugheit eingerükt werden, wodurch das Volk gegen dergleichen gefährliche, dem Eigenthum, der öffentlichen Ruhe und dem Ansehen der Obrigkeit zuwiderlaufende, Meinungen bewahrt werden könnte." — Die Beantwortungen dieses Schreibens erfolgten in entsprechendem Sinne.

Unterm 16ten und 28sten Dec. 1789 machte eben auch der geheime Rath von Bern die Stände auf gefährliche Schriften, welche von Frankreich her in der Schweiz ausgestreut würden, und worin eidsgenößische Angehörige durch Vorlegung neuer Constitutionsentwürfe aufgewiegelt werden sollen, aufmerksam. Am 4ten Jan. 1790 antwortete der geheime Rath von Zürich an Bern: die Büchercensur wäre wachsam, habe aber noch keine Spuren gefährlicher Schriften angetroffen, mit Ausnahme der "Observations patriotiques sur l'état actuel de l'Evêché de Basle, à ses braves et loyaux sujets." — Der geheime Rath von Basel gab zu Anfange des Herbstmonats dem Stande Zürich von der bevorstehenden sehr zahlreichen Ausbreitung eines französischen Libells "Lettre aux communes des villes, bourges et villages de la Suisse, ou l'aristocratie Suisse dévoilée" Kenntniß — und Zürich theilte hinwieder den aristocratischen Cantonen diese Nachricht und seine den Postbureaux und Buchhändlern gegebenen Befehle für Wegnahme jener Schriften mit.

Bern warnte in eben diesen Tagen vor einer Uebersezung, die in Strasburg gedrukt würde. Die Stadt St. Gallen meldete unterm 21 Herbstm. an Zürich: ihrem Bürgermeister Steinmann wären durch die Post Exemplare der Schrift: "Dénonciation à toutes les puissances de l'Europe, d'un plan de conjuration contre sa tranquillité générale, suivie d'un discours prononcé au club de la propagande le 21 May 1790" zugekommen; man habe dieselben sofort unterdrükt.

Der Rath von Luzern äusserte am 17ten Herbstm. an Zürich das Verlangen, es möchte, da man eben sonst in der Angelegenheit des Regimentes Chateau-vieux an den König von Frankreich ein eidgenößisches Schreiben zu erlassen im Fall sey, bei diesem Anlaß der unter dem Namen Club Helvétique zu Paris zusammengerotteten Gesellschaft erwähnt und deren Aufhebung in Kraft des Bündnisses verlangt werden. Der nemliche Antrag geschah von Seite Berns unbedingt und mit dem Zusaze, daß entweder die Auslieferung jener Schweizer an ihre Landesherren oder aber ihre Vertreibung aus Frankreich zu verlangen sey. In ihren Landen habe die Regierung von Bern öffentlich bekannt machen lassen, daß sie von jenem Clubb und seinen Absichten Kenntniß habe, seine Vergehen als Hochverrath ansehe, und diejenigen ihrer Angehörigen, die an seinen Berathungen Theil nähmen, nach ihrer Rükkehr ins Vaterland auf angemessene Weise würde bestrafen lassen. Der Antrag Luzerns ward hierauf von dem Directorial-Stande den Cantonen mitgetheilt, die auf ihre Zustimmungen nicht warten liessen. Uri schrieb also: „Bey dieser „höchst gefährlichen, strenge Wache von allen hohen Obrig„keiten heischenden, Zeiten, wo die aller verwünschenswürdigste „neu entstandene Staatssecte ihren tödtlich bösen Gift in alle „Welt aushauchet, und unter allen Völkern Proselyten ihrer „gottlosen Lehre machen will, ist Euerer und Unserer lieben „Eidsgenossen von Luzern suchende Verstreuung des Gotts„Herren- und Ehren vergessenen Gesindels, so sich Club Hel„vétique zu nennen hochverrätherisch vermessen darf, ein Act „patriotischer Sorgfalt, in dem sie Gott und den frommen „Menschen, Euch, Uns und dem gesamt liebwerth schweize„rischen Vaterland gefallen müssen. Wir säumen also nicht „Euch zu eröffnen, daß wir dieses wichtigen Puncts wegen „dem Vorschlag durchaus beifallen, und gar nichts beifügen „wollen, obschon wir geglaubt hätten, man wäre befugt ge„wesen, vermög eben des Bündnisses von 1777, auf die Aus„lieferung dieser Erzfrevler zu dringen, damit man das bös

„verführerische Schlangenhaupt hätte zerknirschen können. „Der Allerhöchste wolle Friede und Ruhe im lieben Vater„land erhalten, indem immer Gott geben werde, was Got„tes, und seinen hienieden zum Herrschen Berufenen, was des „Herrschers ist." Fryburg schrieb wie Bern und fügte hinzu, es habe seine dießfällige Klagen und Erklärungen bereits auch in eigenem Namen an das franzdsische Ministerium gelangen lassen; „zumal sich die Zahl der Glieder „jenes Clubbs täglich mehrt, da sie ihre Absichten immer unge„scheuter und frecher zeigen, an der Erreichung ihres Zwecks „immer thätiger arbeiten, ja die Verwegenheit und Kühnheit „so weit treiben, sich bei der Nationalversammlung als Re„präsentanten der Nation und bey den avouirten Schweizerre„gimentern als diejenigen vorzugeben, bey welchen sich die „Soldaten anzumelden und von ihnen in allen Angelegenheiten „Hilfe zu erwarten haben u. s. w." Die Regierung von Fryburg verlangte überdieß eine ausserordentliche Tagleistung, von der aber Zürich nichts als unnützes Aufsehen erwartete, und die daher auch mit bald allgemeiner Zustimmung der übrigen Stände unterblieb. — Folgendes ist das an Se. königliche Majestät von Frankreich unterm 21sten Herbstm. von den Eidgenossen erlassene Schreiben: "Allerdurchlauchtigster . . . Wann die Erfahrung unserer Nation das frohe Bewußtseyn gewähret, daß von jeher die im Dienste der durchlauchtigsten Krone Frankreich gestandene Schweizertruppen mit tapferem Betragen unverbrüchliche Treue und Gehorsam verbanden und solche bis dahin beharrlich beibehalten haben, so dörfen wir die angenehme Hofnung nähren, Ew. königliche Majestät selbst seyen überzeugt, daß die Nachricht von der sträflichen Theilnahme des Regiments von Chateauvieux an der unter der Garnison zu Nancy sich neulich ereigneten schändlichen Insurrection uns äusserst befremdet und zu höchstem Mißfallen gereicht habe. Entrüstet über dieses ungewohnte Beispiel treuloser Empörung liessen wir uns deßnahen sogleich angelegen seyn, ungesäumt alle diejenigen Mittel zu ergreifen, um sowohl die Fehlbaren den verdienten Strafernst fühlen zu lassen, als auch sämtlich übrigen Schweizertruppen in Ew. königlichen Majestät Diensten bei den gegen-

wärtigen Zeitumständen das Angemessene zu Sinn zu legen. Und da wir aus dem unterm 19ten v. M. von dem Hrn. Kriegsminister de Latour Dupin aus Allerhöchstderoselben Befehl an den Hrn. Grafen d'Affry erlassenen und von diesem uns mitgetheilten Schreiben ersehen, daß Ew. königliche Majestät uns wirklich zu dießfälliger Einwirkung aufzufodern geruhen, so wollten wir nicht ermangeln, durch gegenwärtige ehrerbietige Zuschrift Allerhöchstdieselben von Unsern bereits erfolgten Schlußnahmen geziemend zu benachrichtigen, und beehren Uns zu eröffnen, daß Wir vermittelst bey jedem Corps öffentlich verlesener Aeusserungen, den übrigen Regimentern Unser Wohlgefallen und Zufriedenheit mit ihrer bisherigen Subordination und Wohlverhalten bezeuget, sie zu dessen Fortsezung landesväterlich ermuntert, und auf die gefahrvolle Lage, welcher sie dermalen durch schlechtes Beyspiel und Verführung ausgesezt werden könnten, aufmerksam gemacht und davor verwahret, damit aber die ernstgemeinte Bedrohung verbunden haben, daß, wenn gegen besseres Verhoffen und Erwarten, von den Schweizertruppen sich durch strafbare Empörung und Ungehorsam, wie die Unteroffiziers und Gemeinen des Regiments von Chateauvieux, verfehlen sollten, ihrer auch im Vaterland die gleiche Strafe warten, mithin ihnen in der Schweiz kein Aufenthalt gestattet, von jedem eidgenößischen Stand seine darunter begriffene Angehörige nach Verdienen mit allem Ernst und sogar mit Verlust ihres Bürger- oder Landrechts und Confiscation des Vermögens bestraft werden würden, eine Verordnung, welche ebenfalls auf die Mediatangehörigen der gemeinsamen Herrschaften wirken solle. Gleich wie Wir die Ueberzeugung nähren, Ew. königliche Majestät werden diese Unsere Verfügungen allerhöchst Dero Verlangen entsprechend zu finden gnädigst geruhen, also berechtigt Uns dagegen die Sorge für das Wohl Unserer Angehörigen zu der billigen Erwartung, es werde ebenfalls dafür gesorgt werden, daß bei der gegenwärtigen Lage der Umstände, die übrigen Wohlgesinnten und in Gehorsam und Treu verbliebenen Schweizertruppen von weiterer Versuchung von Verführung, welche zwar bis dahin ohne allen Erfolg gewesen, wo möglich sicher gestellt werden. Wir finden uns zu diesem angelegenen Wunsche

um so mehr verpflichtet, als zu Paris unter dem Namen Club des Suisses eine Association bestehet, welche, dem Vernehmen nach sogar mit einigen offenbaren Staatsverbrechern vereinigt, sich den Charakter von Repräsentanten unserer Nation anzunehmen erdreistet, in dieser Eigenschaft öffentliche Schritte sich erlaubt und sowohl durch Verbreitung aufrührerischer Schriften als durch andere Mittel, theils auf unser Militair in Frankreich, theils gegen die innere Ruhe unsers Vaterlandes auf gefährliche Weise zu wirken, und aus der Ferne her Zwietracht und Empörung darin zu stiften sich bestreben soll. Von diesen bedenklichen Unternehmungen müssen allerdings höchst nachtheilige Folgen zu besorgen stehen, wenn nicht wirksame abhelfliche Maasnahmen an Ort und Stelle vorgekehrt werden. Ew. königliche Majestät geruhen deßnahen unser geziemendes und auf den §. 14 und 15 des leztgeschlossenen Bündnisses sich gründendes Ansuchen, wozu die Sorgfalt für den ferners ungestörten Ruhe- und Wohlstand unsers gemeineidgenößischen Freystaats uns auffodert, höchst geneigt zu genehmigen und dagegen unserer respectuosesten Gesinnungen versichert zu seyn, womit wir zu fürdaurend allerhöchst königlichem Wohlwollen und bundsgenößischer Zuneigung uns empfehlen u. s. w."

Unterm 2ten Weinm. gab Solothurn verschiedenen Ständen vertrauliche Nachricht von Emissarien der Propaganda, die nach Zürich und anderen Städten der Eidgenoßschaft abgesandt wären, um in der Schweiz eine der französischen ähnliche Revolution zu bewirken. Bey Verdankung dieser Anzeige äusserte sich Zürich u. a. dahin: "Bis dahin haben wir keine Spuren von schriftlicher oder mündlicher Ausbreitung gefährlicher Grundsäze oder irgend einige Versuche, unsere Bürgerschaft und Landleute mit Neuerungen vertraut zu machen, bemerkt." Bern hinwieder theilte unterm 6ten Weinm. verschiedenen Ständen die Abschrift eines Briefes mit, den der Schweizerclubb unter dem Siegel der Nationalversammlung an die deutschen Gemeinden der eidgenößischen Cantone zu erlassen im Begriff sey. Dieses sinnlose und undeutsche Schreiben

lautete also: "Mein Herr! Wir bitten Sie inständigst Eurer Gemeinde und denen benachbarten erkennen zu geben, daß Schweizer von allen Cantonen und ihren Zugewandten, eine förmliche Gesellschaft in dieser Stadt haben, vermög derselben zu rathschlagen, die verworrene Freyheit nach dem Beispiel unserer Altväter und des Mannsrechts gemäß wiederherzustellen. Wir haben einen Brief in französischer Sprache in Druk ausgehen lassen, und schon wirklich an alle romanische Gemeinden und an unterschiedliche deutsche übersendet; es wird nicht undienlich seyn, denselben in das Deutsche zu übersezen und druken zu lassen, in Erwartung eines andern deutschen Briefs, der gedrukt wird, und öffentlich aller Orten hingesendet werden soll. Man haltet für gut, daß jede Gemeinde sollte Ausgeschossene ernennen, um sich bey denen von anderen Gemeinden zu berathen; man sollte folgends eine General- oder Landsgemeinde anstellen, welche von Ausgeschossenen aus jedem Ort sollte besezt seyn, welches das rechte Mittel ist, die alten Rechte ohne Blutvergiessen wieder herzustellen. Die Walliser haben schon ihre Landvögte weggejagt, der aristocratische Magistrat ist damit nicht zufrieden, daß man heiter auf seine Rechte siehet; aber das hat nichts zu bedeuten, sie sind die geringere Anzahl, welche die Geduld der mehreren zu stark mißbraucht haben; es ist Zeit, daß die größere Anzahl seine Rechte wieder genieſſet; man macht es in Frankreich, warum sollte man es nicht auch in der Schweiz, im Lande der Freyheit machen? Wir vernehmen, daß der Magistrat in etlichen Cantonen ihre Soldaten aufweken, vermuthlich nur wie Schaafe auf den Schlachtbank zu führen; man sollte fragen, für wen und für was? Ob es für Frankreich seye, die doch unsere ältesten Verbündeten und gute Freunde seyen, so müßte man es ausschlagen, um nicht Gehülfe der Untreue zu seyn; ist es wider die Schweizer, die ihre verlorne Rechte wieder suchen, so muß man es wieder ausschlagen, um nicht die Instrumente ihrer ungebundenen Freyherrschaften zu seyn. Wir sind mit der aufrichtigsten Herzensliebe, euere unterthänigste Diener — Die Gesellschaft der Schweizerpatrioten à l'abaye St. Germain, Section des 4 Nations à Paris. Paris 30 Sept. 1790." — Am 7ten Weinmonat sandte

Solothurn den Ständen das Signalement „eines gewissen „Guardin oder Guordin von Langres, der sicheren Nachrich„ten zufolge 40,000 Livres empfangen hätte, um in der Schweiz „die Grundsäze aufrührischer Neuerungen auszubreiten." Basel berichtete unterm 8 Oct., es habe auf der Post verschiedene aufrührische Schriften und verdächtige Paquete wegnehmen lassen, wovon es dann den betreffenden Regierungen jene an Bürger ihres Gebiets gerichtete zusandte. Zürich dankte unterm 11ten und bat um Fortsezung dieser sorgsamen Aufsicht, mit dem Beifügen: "obschon das eingesandte an die Gemeinde Küsnacht adressirte Paquete nichts anders als zwei bekannte französische Drukschriften enthielt, deren Wirkung unbedeutend für obige Gemeinde seyn dörfte, so scheinen Uns dennoch dergleichen Versuche allzubedenklich, um nicht der sorgfältigsten Vorsicht würdig zu seyn." Am 16ten Weinm. schrieb Uri folgendes an Zürich, Bern, Luzern und Fryburg: "Uns ist unter der Aufschrift" à Mr. le Landamman d'Uri, pour "le conseil et communes du pays" von dem berüchtigten schändlichen Schweizerclubb in Paris eine gedrukte Schrift zugekommen „Lettre aux communes des villes, bourgs et villages de „la Suisse et de ses Alliés, ou l'aristocratie Suisse dévoilée." Dieses abermaligen verwegenen Schrittes des verruchten Clubbs Euch ungesäumt zu benachrichtigen, fanden wir in unserm redlich-treuen Bruderherzen Pflicht. Ihr könnet in Euren eigenen Herzen besser lesen, als wir es zu beschreiben vermögen, wie diese so böswichterische Aufwieglungsschrift, wahres Mord- und Brandlibell, von uns angesehen worden sey. Mit Urtheil und Recht haben wir dieß Libell zum Feuer durch Scharfrichtershand verdammt, der künftigen Donnerstag dasselbe auf öffentlichem Markt zu Altorf verbrennen soll. Ist diesem ist unsere fromme Hauptabsicht, eine ganze Welt zu belehren, wie steif und unausseslich die schweizerische hohe Obrigkeiten an einander hängen — wie fürchterlich und schwer ihre vereinte heilige Herrscherhand auf den Scheitel all' derjenigen fallen würde, die zu Majestätsverbrechen an dem Landesfürsten sich verirren thäten. Dieß schien uns gut und der Sache angemessen für das Gegenwärtige, allein noch nicht genug für

das Zukünftige, welches der häßliche Clubb nicht sparen wird, mit all' seinem Vermögen verwirrt und gefährlich zu machen. Dahero haben wir angesehen, in unserm ganzen Land von allen Canzeln durch ein Mandat all' und jeden, wes Standes, Würde und Wesens die auch seyen, zu befehlen, alle Aufwieglungsschriften, so ihnen durch irgend einen Weg zukommen möchten, von Stund an dem Hrn. Richter des Landes einzuhändigen, als lieb einem jeden seyn werde, Vermeidung hochobrigkeitlicher Straf und Ungnad." Zugleich trug Uri neuerdings darauf an, es möchte die bundesmäßige Auslieferung der Mitglieder des Clubs von Sr. allerchristlichsten Majestät verlangt werden. Solothurn theilte unterm 23sten Weinm. an Zürich einen von Paris eingekommenen anonymen Brief mit, demzufolge die Revolution in der Schweiz nächstens und zwar zuerst im Canton Zürich ausbrechen sollte. Am gleichen Tag hatte der große Rath von Bern eine Publication gegen die Ausbreitung ruhestörender Schriften druken lassen. Der Landammann Müller von Glarus berichtete an Zürich unterm 21sten, wie er eine ihm zugekommene ehrlose französische Schrift habe zernichten lassen. Unterm 11ten October gab der Stand Fryburg den Mitständen Kenntniß, daß er nun wirklich die Auslieferung seiner Angehörigen, welche an dem Schweizerclubb in Paris Antheil haben, namentlich des Advocat Nicl. Andr. Castella von Gryners, des Jean Jacq. Sudan von Treffels, des Franc. Hugenot von Ottenach, des Advocat Rey Kleinbürger zu Fryburg, eines gewissen Chapperon, Conus und Gremion von Chatel St. Denis, eines Roulier von Somentier und des Ign. Kolli jgr. Kleinbürger zu Fryburg, von Sr. allerchristlichsten Majestät begehrt habe, auch daß er den auf den Advocat Castella, als Haupturheber der vor einigen Jahren im Canton Fryburg entstandenen Empörung schon gesezten Preis von 100 Louisd'or bei diesem Anlaß aufs neue bestätigt und in Ansehung aller übrigen eine Belohnung von 200 Tha-

lern für denjenigen ausgesezt habe, welcher den einen oder andern von ihnen gefänglich anhalten, oder an deren Gefangennehmung genugsame Anzeige geben wird.

Am 3ten Weinm. lehnte Zürich das von Uri verlangte neue Ansuchen an Frankreich ab, weil man noch ohne Antwort auf das frühere Vorstellungsschreiben über eben diesen Gegenstand sich befinde, und weil es jedem Canton gänzlich frey stehe, wie Fryburg dieß bereits gethan, seine Angehörigen besonders zu requiriren.

Der Generallieutenant von Besenwall zu Paris sandte in diesen Tagen an mehrere eidgenößischen Stände vertraute Mittheilungen von den neuesten Verhandlungen des Schweizerclubbs. Diese bestunden in heftigen Declamationen gegen einige Schweizerregierungen, in Anzeigen von erhaltenen Zusicherungen des Schuzes von Seite verschiedener Mitglieder und Comités der Nationalversammlung, unter denen der Marquis von Sillery genannt ist; insbesondere dann aber in einem dem Comité von zweien seiner Glieder, Goisset und le Blanc, erstatteten Bericht über eine Sendung nach Orleans, wo sich wesentliche Vorbereitungen zu einem revolutionairen Ueberfall der Schweizer finden sollten. Es scheint, daß in jener Stadt ein Zusammentritt mißvergnügter Schweizer und Franzosen, unter denen ein Ludwigsritter Mr. Dulary genannt wird, verabredet war, daß dabey von Geld und Mannschaft für eine bewafnete Expedition die Rede war, und daß man hauptsächlich die Schiffer oder Schifszieher der Loire bei Tausenden zu jenem Zuge anzuwerben gedachte. Von einem bestimmten Resultat der Conferenz erhellt indeß nichts aus dem Berichte. — Unterm 9ten Nov. theilten sich Zürich und Basel ihre Verbote und Einziehungen zweier Drukschriften: "Discours prononcé au comité de la Propagande" und "Freymüthiges Schreiben eines Schweizers an einen Freund über die gegenwärtigen Zeitumstände" mit. — Hiedurch endigten sich für einmal die eidgenößischen

Correspondenzen über französische Druckschriften und Emissarien, weil die izt eingetretenen Unruhen in Genf und im Bisthum Basel die Aufmerksamkeit auf ernstere Vorgänge ablenkten.

IV.

Verhandlungen der eidgenößischen Räthe über die Anerkennung der französischen Gesandtschaft im Jahr 1791.

Der königlich französische Botschafter in der Schweiz der Marquis von Verac meldete unterm 13ten Aug. den Ständen, er hätte bereits am 6ten Juli durch ein Schreiben an den Minister von Montmorin Se. Majestät den König, um die Entlassung von seiner Stelle angesucht; dazu habe die feyerliche Erklärung des Königs bei seiner Abreise aus der Hauptstadt und die gezwungene Rükkehr desselben ihn bewogen, und da Hr. von Montmorin ihm geantwortet, die Umstände hätten es nicht erlaubt, sein Ansuchen dem Könige vorzulegen, und er möchte sich deßnahen den Hrn. Bacher als einsweiligen Geschäftsträger substituiren: so könne er aus eben den Ursachen, welche seine Entlassung begründen und in Ermanglung eines königlichen Befehls, auch diesem Auftrage nicht entsprechen und sehe sich genöthigt, den Charakter eines Botschafters in die Hand des Königs niederzulegen, und von der Eidgenoßenschaft unter Bezeugung der freundschaftlichsten Gesinnungen Urlaub zu nehmen. Zürich ließ dem Hrn. von Verac einsweilen eine einfache Empfangsbescheinung mit Bezeugung des Bedaurens über seinen Verlust zustellen, und theilte den Ständen seine Erklärung so wie den Antrag einer unverfänglichen, allgemeinen Antwort mit, "um in der Weitläufigkeit der eidgenößischen Correspondenz, und wohl auch in den verschiedenen Gedanken, die zum Vorschein kommen und eine langwierige Ausgleichung erfodern würden, Zeit zu gewinnen." Die mehreren Stände ertheilten der angetragenen Ant-

wort ihre Zustimmung; nur wollte Bern mit der Absendung zögern, "da allem Anschein nach in kurzem sich solche Umstände in Frankreich ereignen könnten, welche vielleicht den Sachen eine ganz andere Gestalt geben, zumal so vieles bewirken könnten, daß Hr. Marquis de Verac auf seinem Gesandschaftsposten verbleiben wird." Fryburg und Solothurn waren anderer Meinung; sie wollten, daß Hr. von Verac, bis ein Recreditiv und Entlassungsschreiben Sr. Majestät selbst einkäme, noch immer als Botschafter anerkennt bleiben, und solches ihm in eidgenößischem Namen durch eine in den wärmsten und verbindlichsten Ausdrüken verfaßte Antwort, angezeigt werden solle. Indessen meldete Hr. Bacher von Solothurn unterm 10ten Aug., daß er von Seiten des Ministers von Montmorin zum Geschäftsträger ernannt sey, und ihm von dem Hrn. von Verac die Archive und Correspondenz wären übergeben worden. Die Anzeige wurde von Zürich verdankt und davon den Ständen unterm 24sten Aug. Kenntniß gegeben, mit dem Antrag: man möchte es bei der ertheilten Empfangsbescheinigung lediglich bewenden lassen. Bern fand dagegen Bedenken, und glaubte, Hr. Bacher könne, bis er von Sr. königl. Majestät mittelbar oder unmittelbar accreditirt seyn werde, weder stillschweigend noch auf andere Weise anerkannt werden; auch müsse ihm dieß in gemeinsamem Namen ganz bestimmt eröfnet werden. Wallis, Fryburg und Solothurn erklärten sich in gleichem Sinne. "Die Würde — schrieb Solothurn — das Ansehen und die Ehre der Eidgenoßenschaft, so wie (wir sollen es mit angewohnter Freymüthigkeit bemerken) so wie die unverbrüchliche Treue und die vorzügliche Achtung, welche wir vermöge bestehenden uralten und engsten Verbindungen Sr. allerchristlichsten Majestät unserem zwar unglüklichen, jedoch nicht minder theuren Bundesgenoßen schuldig sind, erfodert nach unserem Ermessen durch deutliche Merkmale verschiedener europäischer Mächte vorläufig rechtgefertigten Schritt, so zwar, daß wir unserseits glauben, dermalen sey der Fall eingetroffen, wo die

Eidgenoßen, nach dem nachahmungswürdigen Beispiel ihrer tapferen Vorfordern, mit muthvoller und einmüthiger Entschlossenheit gegen alle Bundvertrags- und Gewohnheits-widrige so bedenklich als gefährliche Neuerungen feyerlichst und standhaft sich zu verwahren haben u. s. w." Unterm 27sten Aug. accreditirte der Minister von Montmorin den Hrn. Bacher als einsweiligen Geschäftsträger bei der Eidgenoßenschaft; Zürich machte davon am 7ten Herbstm. den Ständen Mittheilung und den Antrag, es bei einer gegebenen Empfangsbescheinigung bewenden zu lassen. Bern, Solothurn, Fryburg und Wallis wollten aber auch izt von ihren früheren Gesinnungen nicht abgehen, indem die königliche Accreditirung immer noch mangle. Auch der Baron von Castelnau wandte sich unterm 28sten Aug. von Solothurn aus, im Namen und aus Auftrag der königl. französischen Prinzen, Monsieur und dem Grafen von Artois an die Stände, mit dem Wunsche, daß bei der Vacanz der königl. französischen Ambassade, keine andere Gewalt anerkannt werden möchte, als die von des Königs eigener und freyer Willkür herrühre.

Zürich hielt indeß den Antrag von Bern und Solothurn zu einer bestimmten verweigernden Erklärung an Hrn. Bacher zurük, und drükte sich in einem neuen Schreiben gegen jene Stände u. a. also aus: "Wir halten in den gegenwärtigen schwankenden Zeiten jeden entscheidenden Schritt und jede bestimmte Erklärung um so bedenklicher, da weder die Nothwendigkeit solchen zu erfoderen scheinet, noch andere mächtigere Staaten mit dem Beispiel vorangegangen sind, sondern vielmehr aller Orten noch ein dunkles Stillschweigen und bedächtliche Rükhaltung herrschet, die der löbl. Eidgenoßenschaft ihrer Natur nach eben so angemessen seyn, und wohl erschiessen muß." Aber Solothurn beharrte am 15ten Herbstm. auf seinem Begehren; sein Antrag ward demnach den Ständen mitgetheilt, und erhielt nun auch die Zustimmung von Glarus.

Der Baron von Castelnau übergab am 23sten Herbstm. dem regierenden Bürgermeister seinerseits von Zürich ein an die Eidgenoßen gerichtetes Schreiben der königlichen Prinzen, folgenden Inhalts: Meine Herren! Wir beeilen Uns, Ihnen das Schreiben mitzutheilen, welches Wir an den König Unsern Bruder gelangen lassen, und womit Wir Ihm die zu Pillniz durch den Kaiser und den König von Preussen unterzeichnete Erklärung übersenden. Wir hoffen, Sie werden dem Schritte Ihren Beifall schenken, zu welchem Uns die Pflicht, die Ehre und die reinsten und zärtlichsten Gesinnungen bewogen haben. Die Sache des Königs von Frankreich, ist die Sache aller Souverains und aller Regierungen geworden, und Ihre Gesinnungen sind Uns zu wohl bekannt, als daß Wir in Ihre Wünsche und in Ihre lebhafte Theilnahme Zweifel sezen könnten. Wir ergreifen sehr angelegentlich diesen Anlaß, Sie der angebenen Gesinnungen zu versicheren, womit Wir sind u. s. w. Schönbornslust, 14ten Herbstm. 1791. Ludwig Stanislaus Xavier. Carl Philipp." Auch dieses Schreiben ward von Zürich den Ständen mit dem Antrag, lediglich den Erfolg zu gewärtigen, mitgetheilt. Die Stände pflichteten dem Antrage bey, mit Ausnahme Fryburgs, welcher Stand dann in eigenem Namen das Schreiben der Prinzen beantwortete.

Am 20sten Herbstm. erließ der König von Frankreich ein Schreiben an die Eidgenoßen mit Erklärung, daß Se. Majestät die neue Verfassung des Reiches wirklich angenommen haben. Zürich trug den Ständen folgendes Antwortschreiben an: "Wir haben jederzeit an allen den Begebenheiten aufrichtigen Antheil genommen, welche Se. königliche Majestät betroffen haben, indem Wir eben so oft Gelegenheit fanden, die erhabenen und edelmüthigen Gesinnungen Sr. Majestät zu bewunderen. Vorzüglich aber bieten allerhöchstdero Schreiben unterm 20sten dieses Monats den wichtigsten und unzweideutigsten Beweis dieser dem Wohl der französischen Nation geweihten großmüthigen Denkungsart dar. Wir verdanken die durch diese Mittheilung Unserm

Freystaat bescheinte freundnachbarliche Achtung, versichern Ewr. königl. Majestät Unserer freudigen Theilnahme an allem demjenigen, was das Glük und den Wohlstand Sr. königl. Majestät und der französischen Nation berührt, und so wie Wir jederzeit von den Gesinnungen der getreuesten und ältesten Bundesgenoßen des Königreichs belebt seyn werden, so nehmen Wir auch derselben Uns zugesicherte Fortsezung an, und empfehlen Unsern Freystand Sr. königlichen Majestät geneigtem Wohlwollen." — Diesen Entwurf der Antwort fanden Luzern, Uri, Zug und Obwalden keineswegs in hinlänglich allgemeinen Ausdrüken abgefaßt. "Wir finden Unseres Orts" — drükte sich Obwalden aus — "daß von Antheilnahme und Freudeempfindungs-Aeusserung zu abstrahiren, mithin lediger Dingen eine höfliche Empfangsbescheinigung abzulassen sey. Wie dann Uns auch bedünkt, daß die in so verbindlichen Ausdrüken eingesandte Notification Ihro königlichen Hoheiten des Grafen von Provence und des Grafen von Artois, ebenfalls in gemeineidgenößischem Namen mit einem höflichen Recepisse sollte beantwortet werden." Fryburg trug auf eine ausserordentliche Tagleistung an, die indeß abermals von Zürich und den meisten übrigen Ständen nicht rathsam gefunden ward.

Am 4ten Weinm. zeigte der Minister von Montmorin den Ständen die von Seiten des Königs erfolgte Ernennung des Hrn. Bacher zum Geschäftsträger an, und am 6ten Winterm. übersandte Hr. Bacher endlich auch das königliche Recreditiv für den Hrn. von Verac. Aber auch izt konnten Fryburg und Solothurn unterm 29sten Winterm., und abermals wiederholt unterm 10ten Jan. 1792 sich zu Anerkennung des Hrn. Bachers noch nicht entschliessen.

Für die Beantwortung der königlichen Notification die Annahme der neuen Verfassung betreffend, hatte inzwischen Bern einen abgeänderten Entwurf vorgeschlagen, der den Ständen mitgetheilt ward, und nachdem, um den Wünschen von Solothurn und Fryburg zu

entsprechen, in demselben die Worte: Wohlfarth der französischen Nation, in Wohlfarth allerhöchstdero Königreichs waren abgeändert worden, endlich unterm 21sten Dec. folgendermaßen durch den Canal des Hrn. Bachers ausgefertigt wurde. "Allerdurchlauchtigster — Ew. königl. Majestät hat es geneigtest gefallen, Uns durch Dero hochschäzbare Zuschrift unterm 20sten des leztverflossenen Herbstmonats die förmliche Anzeige zu thun, daß Höchstdieselben die neue französische Staatsverfassung, so wie sie Ew. königl. Majestät im Namen der Nation vorgelegt worden, anzunehmen geruht haben. Wir machen es Uns zur Pflicht Ew. königl. Majestät diese Uns beliebigst gethane Anzeige, so wie den dadurch Einer löbl. Eidgenoßenschaft gegebenen neuen Beweis von Höchstdero Freundschaft und Wohlwollen ehrerbietigst zu verdanken. Immerhin werden Wir an allem demjenigen, so Allerhöchstdero Person anbetrift, und zum Glük und zur Wohlfarth Dero Königreichs wird gereichen können, als Höchstdero älteste und getreue Verbündete den aufrichtigsten Antheil nehmen. Und so wie Uns diese unveränderliche Gesinnungen zu allen Zeiten beleben werden, so muß uns auch die von Ew. königl. Majestät Uns zugesicherte Fortsezung Höchstdero bundesmäßiger Gesinnungen mit dem Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit erfüllen. Ew. königl. Majestät empfehlen Wir Unsern Freystaat zu fortdaurendem hohem Wohlwollen, und verbleiben mit unbegränzter Ehrfurcht u. s. w."

Unterm 29sten Januar 1792 zeigte Hr. Bacher die Ankunft des königlichen Botschafters Hrn. Barthelemy's und seine durch den Eintritt desselben beendigte Correspondenz an, wodurch dann auch sich die Berathung über Hrn. Bachers Anerkennung beendigt fand.

V.

Ausserordentliche eidsgenößische Tagsazung zu Frauenfeld, im May 1792.

Der zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochene Krieg, die an den Grenzen der Schweiz erschienenen

Armeen und die von Seiten beider kriegführenden Mächte erfolgte Auffoderung zu Bewachung der eidsgenößischen Grenzen hatten die Stände bewogen, eine gemeineidgenößische Extraconferenz nach Frauenfeld ausschreiben zu lassen, gleich bei deren Eröffnung erhielt die Versammlung durch den französischen Gesandtschaftssecretair Laquiante das überaus verbindlich abgefaßte Begrüssungscompliment des französischen Botschafters Barthelemy, das voll freundschaftlicher Zusicherungen von Seiten Frankreichs, der Weisheit, der Mäßigung und vorzüglich der zusammenstimmenden Eintracht der Schweizer die Erhaltung der vollkommensten Neutralität, als den besten Schuz ihrer Freyheit und Unabhängigkeit, empfahl, und von einer baldigen für Frankreich erwünschten Wiederanknüpfung aller militairischen Verhältnisse, die die Erhaltung der Schweizertruppen im französischen Dienste zusichern würden. Es ward dasselbe von den Eidgenoßen unter dankbaren Rükäusserungen beantwortet. Ein zweites Schreiben des französischen Botschafters betraf die durch die französischen Truppen unter Custine erfolgte Besiznahme der Päße Goumoy und St. Ursane, und endlich die Versicherung, daß dabey keinerlei feindliche Absichten obwalten und den Truppen die strengste Disciplin eingeschärft sey.

Die Gesandten von Basel eröffneten die Lage ihres Cantons, seit französische und österreichische Truppen sich seinen Grenzen genähert haben, und das Bisthum Basel durch die ersteren besezt worden, und sie legten das Ansuchen um einen gemeineidgenößischen Truppenzuzug vor, der einsweilen nicht stärker denn 1,300 Mann seyn dörfte; "die beruhigenden Zusicherungen, fügten sie hinzu, welche ihr Stand von Seiten beider kriegführender Armeen erhalten, wären mit der bestimmten Auffoderung begleitet gewesen, daß sie zu Behauptung und Sicherung der Neutralität, eine Anzahl Truppen in ihrem Canton aufstellen möchten." Die meisten Gesandtschaften fanden sich, dem Ansuchen bereitwillig

zu entsprechen und die zu liefernde Mannschaft unter sich zu vertheilen, instruirt; auch die democratischen Stände folgten nach kurzem Zögern und unter einigen Beschränkungen dem Beispiele der übrigen mit Ausnahme von Schwyz, dessen Gesandter instructionsgemäß eröffnete: "daß sein löbl. Stand über die bedenkliche Lage der Stadt Basel innigl[ich] gerührt, die diesem bekümmerten eidgenößischen Mitstand bereits ertheilte tröstliche Versicherung von getreuem Aufsehen, auch thätlicher Hülfe für den Fall wiederhole, wo es die Noth, mithin die Bünde erfodern sollten. Die vorgeschlagene sogeheissene bewaffnete Neutralität aber, wolle bei seinen Committenten um so weniger Beifall finden, als von dergleichen Nachenschaften weder in den eidgenößischen Bünden eine Spur anzutreffen wäre, noch sein löbl. Stand jemal einige Hand hiezu geboten hätte. In allgemeinen Weltgeschichten hätte man wohl eher von bewaffneten Neutralitäten zu sehen, die aber allemal so eingerichtet waren, daß sie bey den benachbarten Armeen sich Achtung und Ansehen verschaffen konnten; allein ganz anders haben seine Oberen die neu entworfene bewaffnete Neutralität beschaffen gefunden. Da die ganze aus allen Orten der Eidgenoßschaft zusammengesezte Mannschaft zulezt doch nur auf 1,200 oder höchstens 1,300 Mann zu stehen kommen würde, so könnte solche weder Ehre noch Nuzen hoffen lassen. Mithin habe sein löbl. Stand besser zu seyn erachtet, sich gerade auf die Versicherung beyder kriegführender Mächte zu vertrauen, welche durch ihre Botschafter gegeben worden sey. Die für seinen Stand bestimmten 48 Mann haben um so weniger können angenommen werden, als solcher zu keiner Vorschrift sich verstehen würde, sondern als ein freyer und unabhängiger Stand, solche selbst zu machen befugt sey. Ferner würden die 48 Mann, und noch mehr die für andere löbl. Stände angesezten 36 Mann, welches ähnlicher den Transporten von Recruten, die durch einen Wachtmeister geführt werden, als aber Aus- und Zuzügern eidsgenößischer Stände, für sehr unschiklich angesehen, da solche wegen der kleinen Anzahl mit keinem hohen Offizier versehen zu werden verdienten, hingegen eben so ungern sich den Befehlen anderer und fremder unterwerfen

würden u. s. w." — Die Tagsazung, um wo möglich den Canton Schwyz zur Zustimmung zu bewegen, antwortete hierauf u. a. folgendes: "Wann Wir die bedenklichen Folgen überlegen, die die Trennung auch eines einzigen Standes dermalen sowohl in als ausser Unserer Eidgenoßschaft nach sich ziehen kann; so halten Wir Uns allerdings verbunden, Euch vertraulich die wichtigen Betrachtungen mitzutheilen, auf denen Unsere Entschliessung zu einem allgemeinen Zuzug beruht. Wir erwogen mit bundesgenößischer Sorgfalt die dringende Gefahr des Standes Basel, um den sich zwei mächtige und aufgebrachte Heere so nahe und dergestalt sammeln, daß eben seine Stadt und Gebiet der füglichste Punct zum Uebergang beider zu seyn scheint; Wir erwogen, daß dieser löbl. Stand sich gegen solche Gewalt allein zu beschüzen nicht vermögend sey, auch daß seine wehrhaftesten Anstalten nicht den gleichen Eindruk machen, und immer die traurige Vermuthung walten würde: er seye von seinen Miteidgenoßen verlassen; Wir erwogen, daß jede Hülfrufung zu spät käme, und welch' bittere Vorwürfe Wir Uns selbst machen würden, wenn Wir versäumt hätten, eine eidgenößische Stadt zu retten; dagegen erwogen Wir auch, daß schon die bloße Gegenwart der vereinten Eidgenoßen alle diese Besorgnisse hebe. Noch mächtiger wirkte aber in Unsern Berathschlagungen der Gedanke, daß es wirklich um Sicherstellung der gemeineidgenößischen Grenzen, um die Ehre des Schweizerbodens zu thun sey; daß jede auch die geringste Streiferei zum Vorwand genommen werden könnte, den Frieden und die Ruhe Unsers gemeinsamen Vaterlandes auf lange zu stören, und daß man dergleichen Uebeln leichter bei Zeiten vorbiege, als später ihre nachtheiligen Folgen hemme. Hiemit glaubten Wir die Sache in dem Gesichtspunct zu fassen, in dem sie Unsere Väter gefaßt hatten, und weit entfernt, solch' augenscheinliche und nahe Gefahr durch neue Machenschaften abwenden zu wollen, dachten Wir am sichersten auf dem Pfade Unserer Vorderen zu wandeln, welche, so oft sich der Fall ergab, lieber auf eigene Kraft, als auf gebrechliche Zusicherungen bauten, und ihre Neutralität nicht blos erbitten, sondern dieselbe erklären und unterstüzen wollten. In diesem Entschluß bestätigte Uns das im J. 1777 mit

der Krone Frankreich geschlossene, für Behauptung und zwar für geschlossene Behauptung Unserer Neutralität so laut und zudringlich sprechende Bündniß; es stärkte Uns hierin der gefährliche Geist der Zeiten, der ungewisse Wechsel der Begebenheiten, die hierüber von den Botschaftern und Generalen der kriegenden Mächte selbst geäusserten Wünsche, ja wirkliche Warnungen, daß sie, sofern die schweizerischen Grenzen bei Basel nicht mit eidgenößischen Truppen verwahrt würden, den Feind, wo er zu betreten wäre, aufsuchen würden. Da Wir indessen nicht sowohl eine bewaffnete, als eine entschlossene und vollständige Neutralität andeuten, und durch große Bewegungen und beträchtlichen Zug eben so wenig Mißtrauen zeigen, als Mißtrauen auf Unsere bekannte friedliche und unpartheyische Gesinnungen erregen wollten, haben Wir diesen Zuzug in gemäßigter Anzahl angeordnet, welcher gleichwohl dem Streifen kleiner oder gar ohne Befehl handelnder Partheien Inhalt zu thun, folglich den Vorwand, wodurch die Bühne des Kriegs in Unser gutes Vaterland gezogen werden möchte, abzulehnen kräftig wäre. Auch glaubten Wir dadurch, daß ein gemeineidgenößischer Zuzug den vesten und allgemeinen Willen sämtlich eidgenößischer Freystaaten bestimmt anzeigte, besser als durch die Gewalt selbst dieses Zuzugs, für die Ruhe der Eidgenoßenschaft und die Hochachtung ihrer Neutralität gewirkt zu haben u. s. w."

Den gefaßten Entschluß, die Neutralität nöthigenfalls mit bewaffneter Hand zu behaupten, that alsdann die Tagsazung den kriegführenden Mächten, ihren Botschaftern und den commandirenden Generals, durch besondere Schreiben kund, von denen das an den König von Frankreich gerichtete also lautet: "Allerdurchlauchtigster u. s. w. Die Sorgfalt, Unser gemeinsam werthes Vaterland bei diesen gefährlichen Zeitläufen mit derjenigen Entschlossenheit und Standhaftigkeit aufrecht zu erhalten, mit welcher Unsere in Gott ruhende Altvordern Unsern Freystaat unter dem sichtbaren Beystand des Allerhöchsten gestiftet haben, hat Uns die sämtlichen Stände der löbl. Eidgenoßenschaft und zugewandte Orte bewogen, durch Unsere zu Frauenfeld eigens dafür versammelte Botschafter, die gedeilichsten Mittel zu Beibehaltung

der Ruhe und des Friedens in Unsern Landen und zu Abwendung aller Gefahren von aussen in reife Ueberlegung zu nehmen. In Folge dieser sorgfältigen Berathung geben Wir Uns die Ehre, bei Ew. königl. Majestät mit gegenwärtiger Zuschrift einzulangen, um Allerhöchstdenenselben in schuldiger Ehrerbietung die Erklärung zu thun, daß Wir nach dem Beispiel Unsrer Altvordern den einmüthig festen Entschluß gefaßt haben, Unsrerseits gegen die samtlich dermal kriegende hohe Potenzen eine vollständige genaue Neutralität getreulich zu beobachten, und selbige nach Erfordern mit bewaffneter Hand zu unterstüzen; zu welchem Ende Wir Unsere Grenzen wirklich besezen und möglichst verwahren lassen werden. Hierbei dürfen Wir auch zuversichtlich erwarten, daß sowohl die Fürstenthümer Neuenburg und Vallengin, als das Münsterthal und übrige bischofbaselische Lande, die sämtlich mit einigen Unserer Stände in fernerer oder näherer Verbindung stehen, nach dem alten Pfade in dem eidgenößischen Neutralitätsbezirk mit einbegriffen und in dieser Hinsicht wie ehemals werden respectirt werden. Dem zufolge gelanget an Ew. königl. Majestät das dringende Ansuchen, Höchstderо Befehle gnädigst dahin zu ertheilen, daß die in die Brundrutischen Lande verlegten Truppen wieder zurükgezogen werden möchten, damit das eidgenößische Gebiet auf dieser Seite mehr Sicherheit erhalte, und zwischen den kriegführenden hohen Mächten, kein gegenseitiger Ueberfall jemals zu besorgen stehe. Nach dieser feierlichen und förmlichen Neutralitätserklärung versprechen Wir Uns auch von der großmüthigen Denkungsart Ew. königl. Majestät, es werden Allerhöchstdieselben geruhen, in geneigter Gewährung Unsers inständigen Ansuchens die Befehle abgehen zu lassen, daß Unser eidgenößisches Territorium von Höchstderо Armeen und Kriegsvölkern weder betreten, darauf Posten gefaßt, dadurch gestreift noch einiger Durchpaß genommen werde, als worüber Wir Uns, wie in vorigen Zeiten, die baldige und erfreuliche Erklärung auszubitten die Freyheit nehmen. Gleich wie Wir auch unter diesem Dato Uns dafür bei allerhöchst Sr. königl. apostol. Majestät in Ungarn und Böhmen geziemend bewerben und eine gleich tröstliche Zusage verhoffen. Da Wir übrigens als ein neutraler Freystaat Uns nach bestem Vermögen befleissen werden, alles dasjenige

zu thun und fleißig zu beobachten, was eine wahre, aufrichtige, genaue und vollständige Neutralität erfodert. Diese von Ew. königl. Majestät Uns zu gebende geneigteste Erklärung werden Wir als ein neues Merkmal allerhöchstdero gnädigen Huld und Wohlwollens gegen die gesamte Eidgenoßenschaft erkennen, in deren Fortdauer Wir die Freyheit nehmen, Ew. königl. Majestät Unsern Freystaat in ehrfurchtsvoller Ergebenheit angelegenst zu empfehlen u. s. w."

Den Civilrepräsentanten, die sich von Zürich und Luzern in Basel befanden, wurden eidgenößische Creditive und Instruction ertheilt und über die Dauer und Abwechslung dieser Repräsentanten, bei kommender ordentlicher Tagleistung zu rathschlagen beschlossen.

Ueber die capitulationswidrige Behandlung der Schweizertruppen in Frankreich ward von Seiten mehrerer eidgenößischer Stände Klage geführt, und die Gesandten von Fryburg eröfneten instructionsmäßig den Vorschlag, die Truppen aus Frankreich zurükzurufen. Aber beinahe allgemein ward dieser Antrag für allzubedenklich und gefährlich angesehen; man vereinte sich zu Abfassung eines Vorstellungsschreibens an den König von Frankreich, das ad ratificandum genommen ward und folgenden Inhaltes ist: Mit der Unserer Nation angebornen Freymüthigkeit eröfnen Wir Ew. Majestät ehrerbietigst Unsere immer wachsende Besorgnisse in Rükficht auf die dermalige Lage Unserer in Allerhöchstderoselben Diensten stehenden Truppen, und mit dem unbegrenzten Zutrauen, das den alten und getreuen Bundsgenossen Ew. Majestät geziemend, erneuern Wir nicht nur das dringende Ansuchen um Tractaten- und Capitulations-mäßigen Gebrauch derselben, sondern erbitten Ew. Majestät angelegenst, daß allerhöchstderoselben mit der Schleunigkeit und dem Ernst, den die Umstände ganz gewiß erfodern, Ihren dießfälligen allerhöchsten Willen in bestimmten Befehlen, daß Unsere Kriegsvölker nur defensive gebraucht werden, an die Generale Ihrer sämtlichen Kriegsheere erlassen möchten. Eben so angelegen ist es Uns, Ew. Majestät um die zuverläßigsten und wirksamsten

Maasregeln zu bitten, daß diese Unsere Truppen durch eben dieses Tractaten- und Capitulations-mäßige Betragen und durch pflichtmäßige Handhabung ihrer innerlichen Disciplin, nicht Beschimpfungen und sogar Thätlichkeiten ausgesezt seyen, sondern sowohl von solchen, als gefährlichen Nachstellungen und Aufwieglungen mit hinreichender Kraft geschirmt werden, damit sie nicht etwa aus Ueberdruß zu unbeliebigen Mißtritten verleitet werden. Wie vielen Nachdruk Wir diesem ehrfurchtsvollen Verlangen zu geben wünschten, entnehmen Ew. Majestät aus dem, was Wir Unserer Nation und der Ehre Ihres Namens schuldig sind, und aus dem beständigen Eifer durch die guten Dienste und die immer beobachtende Manns-ucht eben dieser Truppen, Allerhöchstdenenselben ein unverkennbares Merkmal Unserer wahren und bundesgenößischen Verehrung zu geben. Hiebei geruhen Ew. Majestät in Erwägung zu ziehen, wie schmerzlich der Augenblik für sämtliche eidgenößischen Stände seyn müßte, in welchem Sie sich endlich nicht mehr verhehlen könnten, daß der Dienst ihres ältesten und verehrtesten Bundesgenoßen, in dem sie sich mit bekannter Vorliebe durch Tapferkeit ausgezeichnet haben, mit der Würde Ihres Freystaats, mit der Ehre und Sicherheit Ihrer Truppen selbst nicht mehr bestehen möchten, und sie folglich zu der Zurükberufung derselben genöthigt würden. Als ein kostbares Merkmal königl. Huld und bundesgenößischer Willfährigkeit würden Wir es betrachten, wenn Ew. Majestät vorgedachte Befehle dahin zu erweitern geruheten, daß die eidgenößischen Regimenter zu sicherer Behauptung ihrer Disciplin und äusseren Gewichts und Ansehens in diesen gefährlichen Umständen ungetrennt und ein jeder in seiner Stärke vereint gelassen werden sollte. So begründet und unbegrenzt übrigens Unser Zutrauen auf Unsere Truppen ist, so haben Wir ihnen gleichwohl neuerlich das Beyspiel ihrer Altvordern und Unsere Bundespflichten, so wie auch die genaue Erfüllung ihrer geschwornen Pflichten, als die einzige aber feste Regel ihres gegenwärtigen und künftigen Verhaltens eingeschärft. Wir empfehlen Sie und Unsern Freystaat hiemit ehrerbietigst zur Fortdauer Ihrer königl. Huld und bundesgenößischen Wohlwollens."

Noch hatten der königl. preussische Staatsrath Herr von Marval und Abgeordnete des Bischofs von Basel und der Stadt Genf der Tagsazung Ansuchen um Ausdehnung der schweizerischen Neutralität auf die Gebiete des Fürstenthums Neuenburg und Valengin, des Bisthums Basel und Genfs vorgetragen, denen auch von den Eidgenoßen entsprochen ward.

VI.

Eidgenößische Tagsazung zu Frauenfeld im Juli 1792.

Bei Eröfnung der ordentlichen Tagsazung dieses Jahrs, begrüßte der französische Botschafter Barthelemy die Gesandtschaften abermals in überaus verbindlichen Ausdrüken und mit Zusicherung der aufrichtigsten Gesinnungen des Königes sowohl als der mit Demselben vereinten Nation, für die Erhaltung der besten Harmonie mit den Schweizern, welche durch kleine von den Stürmen der Revolution unvermeidliche Irrungen weder solle noch könne gestört werden. Die Gesandten von Zürich berichteten, daß das bei der lezten ausserordentlichen Tagsazung ad referendum genommene Vorstellungsschreiben an Se. königliche Majestät von Frankreich, die Verhältnisse der Schweizertruppen betreffend, nicht an Behörde habe abgehen können, weil theils Glarus seine Zustimmung verweigerte, theils auch von andern Ständen Mäßigung der Ausdrüke wäre gewünscht worden. Das Schreiben ward nun in abgeänderter, allgemeiner und milderer Abfassung lediglich an den französischen Botschafter erlassen. Es wurden übrigens Berichte von den eidgenössischen Repräsentanten in Basel, die beruhigendern Inhaltes waren, angehört, und die Kehrordnung für Absendung eben dieser Repräsentanten zwischen den Ständen der Eidgenoßenschaft festgesezt.

(Die Fortsezung folgt.)

II.

Rede des B. Jan Willem van Hasselt, Gesezgebers, gehalten vor dem gesezgebenden Körper bei Gelegenheit der Decretirung der neuen Auflage in der batavischen Republik.

(S. allgemeine Zeitung 1805. N°. 41.

„Aus dem Bericht des Ausschusses erhellet also, daß man von dieser Versammlung nach fruchtlosen Gegenvorstellungen und ohne Rükksicht auf das zurükgeschikte Ansuchen die Einwilligung zur Erhebung der neuen Auflage verlangt, die zur Dekung der benöthigten 16,570,000 Gulden erfordert wird — und ich höre, um uns dazu zu vermögen, Gründe anführen, welche die äusserste Noth, Stillstand in allen Fächern der Regierung und Verwaltung des Staats, Aufstand der Land- und Seemacht, allgemeiner Bankerot — und überdieß die Ungnade unsers hohen Bundgenoßen anzugeben scheinen.

Ich zweifle keinen Augenblik, daß der Finanz-Ausschuß dieser Versammlung nicht nach langen Berathschlagungen überzeugt sey von der dringenden Noth und von der Gefahr einer fürchterlichen Verwirrung; ich zweifle selber keinen Augenblik, daß nicht eine völlige Anarchie constitutionsmäßig eingeführt im J. 1801. Schuld daran ist, daß jezt der Staat sich an dem Rand des Untergangs befindet; und bin versichert, daß ohne den uneigennüzigen Eifer und Mitwürkung einiger wahren Vaterlandsfreunde schon lange alle Versuche zur Rettung fruchtlos gewesen seyn würden.

Um dann diesen bis jezt verhüteten Umsturz noch auf 3 Monate zu verschieben, sehen wir uns also in der traurigen Nothwendigkeit, dem Batavischen Volk zu erklären, daß der Staat verloren ist, wenn es nicht vorläufig für ein Vierteljahr ein Procent von dem Werth seines Eigenthums abgiebt; — daß alles wohl erwogen nichts anders übrig bleibt, keine andere Mittel zureichen, als diß von Zeit zu Zeit zu wiederholen, und man wird dabei nicht undeutlich zu verstehen geben, daß diß alles unserer Verbindung mit Frankreich zuzuschreiben sey,

wodurch wir in einen so langwierigen und kostspieligen Krieg verwikelt worden, wodurch wir uns verpflichtet sehen, die kostbarsten Bedingungen zu erfüllen.

Aeusserst gerührt über den traurigen Zustand unsers Vaterlands, und das Loos einer Nation, welche sich so unerhört große Aufopferungen zur Erlangung und Erhaltung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit hat gefallen lassen, und deren leider fruchtlose Bemühungen nichts anders scheinen bewirkt zu haben, als durch Verwendung so vieler Schäze ihren völligen Untergang und ihre gänzliche Vertilgung aus der Liste der Mächte zu erzielen — finde ich mich verpflichtet, zuvor meine Meinung zu äussern bei einer Gelegenheit, wo aufs neue eine große Aufopferung von der Nation gefordert wird, — zu fragen, ob wirkliche Gründe dazu vorhanden seyen? — ob wir mit gutem Gewissen erklären können, ausser Stand zu seyn, das Vaterland auf eine andere Weise zu retten? — ob wir ferner, als ehrliche Männer, diß allein den Folgen unserer Verbindung mit der französischen Republik zuschreiben können?

Der Staatsbewind, um uns einstweilen durch solche Gründe zu bewegen, für 3 Monate das Erforderliche zur Tilgung des Defcits zu bewilligen, sagt in seiner, diese Versammlung höhnenden, Botschaft vom 7ten dieses Monats, daß ihm keine andere Wahl übrig bleibe, um entweder der Verbindung mit unserm hohen Bundsgenoßen nachzukommen, oder den Staat unwiederbringlich verloren gehen zu sehen; — daß die Schäzung nicht anders ausfallen könne; — daß die Gründe gegen die Bewilligung nicht triftig genug seyen; — daß sie nicht wisse, was für Ersparungen diese Versammlung gemeint haben wolle, .. und völlig überzeugt von der Kraft dieser Beweise, droht sie dieser Versammlung, sie für die schrecklichen Folgen verantwortlich zu machen, die bei einer fernern Weigerung zu befürchten seyen, und unserm hohen Bundsgenoßen bekannt zu machen, daß sie aus Mangel an der nöthigen Zustimmung zu Geld-Mitteln, und zur Herbeischaffung derselben, ausser Stand gesezt werde, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. — Eine Botschaft, die zwar durch die Regierung zurükgenommen, doch den Eindruk nicht verloren hat, den dieselbe auf mich und viele andere Mitglieder

dieser Versammlung gemacht hat, und wovon die Gründe, die mich bewogen haben gegenwärtige Erklärung zu geben, noch bestehen, — ein Schreiben, das ich nach genommener Einsicht mit Verachtung auf die Seite gelegt, und wobei ich eingestehen mußte, daß es wieder auf's äusserste gekommen seye; und weßwegen ich bekenne, daß in diesem Augenblik kein anders Mittel, keine andere Wahl scheint übrig zu bleiben. — Aber erscheint es nicht als eine frevelhafte Verspottung der so sehr gedrükten und verarmten Bewohner unsers Vaterlands, denen man so kaltblütig diese neue Last, blos mit Bezeugung eines innigen Leidwesens, zu den andern schweren Bürden auflegt, welche bereits ihre Schultern drüken, — wenn man bey diesen Aeusserungen bedenkt, wem und wessen unverantwortlichem Betragen die Nation es zuzuschreiben habe, daß keine andere Mittel vorhanden, und also keine andere Wahl übrig sey, wenn man anders den mit Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten nachkommen wolle?

Wird nun die Nation, werden die so sehr gedrükten und verarmten Einwohner sich diesen Machtspruch der Regierung gefallen lassen? Wird die Nation, an deren bekannter und stets bewiesener Treue, an deren Bereitwilligkeit, nach allem Vermögen beizutragen, wenn die eingegangenen Bedingungen nicht großmüthig erfüllt worden sind, es nie gefehlt hat, und die vielleicht darum allein nur um so mehr Leid erfährt und Mißhandlungen erleidet; — wird diese Nation zugeben, daß die Gründe, welche die Regierung angiebt, richtig seyen? wird sie leiden, daß man es ihr zuschreibe, daß jene nicht erfüllt werden, wenn der gesezgebende Körper nicht beschließt, blindlings den Forderungen der Regierung Genüge zu leisten?

Wird die Nation nicht mit Recht, (entrüstet und beunruhigt durch die allgemeine Sage, daß sie unter einer oligarchischen Regierung ohne Vaterlandsliebe seufze, unter welcher ihre Colonien und ausländisches Eigenthum an den allgemeinen Feind verkauft und ausgeliefert worden seyen) — fragen: „Sind die Vorstellungen dieser Regierung Gründe, worauf „man sich verlassen darf, denen man sich unterwerfen muß?"

Wird sie nicht fragen, wie es mit den Versprechungen der

Regierung beschaffen sey, alle mögliche Ersparnisse ins Werk zu stellen? Und wird sie bei dieser Untersuchung, selbst ohne weitere Beleuchtung der Verhandlungen und Beschlüsse, die darüber noch mehr Licht verbreiten würden — nicht finden, daß das Geldverschleudern nicht allein noch fortdauert, sondern auch noch auf verschiedene Weise von Tag zu Tag überhandnimmt? Wird die Nation, wenn sie ein solches fortdaurendes und achtloses Versäumniß bemerkt, nicht in Zweifel gerathen, ob diese Versammlung, wenn sie dem Vorschlage der Regierung zustimmt, mit gutem Wissen und Gewissen handle, wird sie nicht vielmehr glauben, daß sie von Uebereilung und Unwissenheit geleitet werde?

Uebrigens kann man nicht umhin, die Stelle in der Botschaft der Regierung, worin sie versichert, sie verstehe nicht, was diese Versammlung unter Ersparungen meyne, für blosen Spott zu halten, da ihr Finanzausschuß so oft in ihrem Namen darauf hingewiesen hat; — und wenn wirklich die Regierung nichts davon weiß, so zeige man ihr's dann und überzeuge sie auf jeder Seite der unübersehbaren Ausgaben-Liste, von der Möglichkeit und Gewißheit, viele wichtige Ersparnisse anzuwenden.

Um überzeugt zu seyn, daß, weit entfernt an Ersparnisse zu denken, damit die Staatsbedürfnisse die Einkünfte nicht so ausserordentlich übersteigen möchten, man vielmehr handle, als lebten wir in der glänzendsten Periode der Republik; — darf man nur die Ausgaben der lezten Jahre nachsehen, und mit dem Generalitäts-Beschluß, über die Ausgaben der Bundgenossenschaft im J. 1792, ja selbst mit der Schäzung von 1799, 1800 und 1801 vergleichen; man wird daraus die stets wachsende Vermehrung der Ausgaben ersehen. — Man vergleiche nun, ausgenommen den Artikel für die gesezgebende Versammlung, alle Artikel von Ausgaben, welche, ohne mehrern Nuzen hervorzubringen, alle vorhergehenden übersteigen.

Wird die Nation, beim Untersuchen dieser Schäzung nicht fragen: — wozu die ungeheuren Ausgaben für eine scheinbare Vertheidigung und Verstärkung der Colonien, von denen man in ganz Europa sagt, daß sie zweimal an den Feind verkauft

und ausgeliefert worden seyen? Sie wird fragen, ob die verschiedene Collegien, besonders die der Regierung selber, des Staatssecretairs für ausländische Affairen, des Kriegs- und Seewesens, der unnöthigen Weitläuftigkeit in der Departemental Verwaltung nicht zu erwähnen, — ob sie jezt bessere und mehr Geschäfte betreiben, da sie ungleich größere Summen kosten? — Sie wird fragen, ob es mit unsern Umständen übereinkommt, überall solche theure Gesandtschaften zu besolden? und ob es nicht besser wäre, dem Beispiel der amerikanischen Regierung zu folgen, und nur da, wo es höchstnöthig und von Nuzen ist, allein diplomatische Agenten zu halten? ob es mit unserm Zustand übereinstimmt, alle die Menge von Festungen und die dazu gehörigen Magazine mit ihrem Zubehör zu unterhalten, da wir sie doch nie besezen können? und warum diese in den lezten Jahren noch vermehrt worden seyen? — Sie wird beim Nachlesen der Pensions-Listen betroffen seyn, wie viel Offiziere (um von den unendlich vielen als politische anzunehmenden Pensionirten nicht zu sprechen,) in den lezten Jahren auf Pension gesezt worden sind, die meist noch alle wohl hätten dienen können und wollen? Sie wird fragen, was wir mit den vier Artillerie-Schulen thun, da wir nur ein Corps Artilleristen haben? — und was wird die Nation sagen, deren höchster Wunsch es ist, ihren alten Ruhm zur See noch einmal zu erringen, wenn sie hört, daß man zum Anbau und Unterhalt neuer Linienschiffe solche unermeßliche Summen fordert, indessen man über diejenige, welche man hat, Dächer baut, um sie bis zum Frieden zu bewahren. *

Sie wird der Organisation des See-Raths, des Kriegs-Raths und anderer Collegien nachspüren, und durch diese und tausend andere Untersuchungen überzeugt werden; daß, wenn man nur keine Posten und Besoldungen für sich und seine Freunde auf ihre Unkosten erschüfe, Ersparungen genug zu machen wären, um größtentheils im Stand zu seyn, die Verpflichtungen gegen unsern Bundsgenoßen zu erfüllen; und daß man nicht nöthig habe hierin etwas fehlen zu lassen, wenn die Regierung nur wolle.

* Vor Amsterdam liegen wirklich zwei schöne Linienschiffe, über die man bretterne Dächer geschlagen hat.

Und muß sie nicht fragen, ob das wohl seit dem Jahr 1801 der Fall gewesen ist, ob wohl seit dieser Zeit eine einzige Ersparniß ins Werk gestellt worden ist? Man lasse die Regierung diese nennen, und dann die Nation urtheilen, wem die gefürchteten schrecklichen Folgen zuzuschreiben seyen?

Hat nicht vielmehr seit diesem Zeitpunkt die Erfahrung gelehrt, daß das Verderben des Staats aus den Reibungen der verschiedenen Souverainetäten, in unserer kleinen ein- und untheilbaren Republik, auf eine so kostspielige Weise eingesezt, hervorgeben müßte, und hat man deßwegen, seit diesem Zeitpunkt, wohl je mit Ernst daran gedacht, eine der größten Ersparnisse, die Aufstellung und Ausführung allgemeiner regulärer Auflagen, einzuführen? große und allgemein heilsame Einrichtungen der Nation zu schenken?

Und wird dann diese Versammlung den Vorschlag der Regierung bekräftigen, und damit zugeben, daß keine andere Mittel vorhanden seyen, als die Nation fortdauernd mit gezwungenen Geld-Contributionen zu drüken, und dieselbe durch einen solchen Beschluß bewegen, eine so kostspielige Staatsgesellschaft zu verlassen? — Sollte aber diese Versammlung in ihrer Weisheit anders urtheilen, und die vorgeschlagene Maasregel beschließen, — obschon allem Angeführten nicht widersprochen werden kann, obschon die Regierung bei unserm hohen Bundgenoßen zur Erleichterung der Kriegslasten Versuche hätte machen müssen und durch Abschaffung aller unnöthigen Ausgaben, durch Vereinfachung der Staats-Verwaltung und möglichste Ersparung in derselben hätte darauf hinwirken müssen; und obschon die Regierung diß nicht, sondern gerade das Gegentheil gethan hat — sollte sie in Erwägung der dringenden Noth, die noch dringender dadurch geworden, daß man zum Voraus die Schäzung gut geheissen, ohne genug Mittel bereitet zu haben, derselben Genüge zu leisten, sollte sie in Erwägung also, daß die Noth eben dadurch jezt aufs äusserste gekommen ist, und daß, gesezt man wollte nun auch gleich die größte Ersparniß anwenden, und allgemeine ordinaire Auflagen als das einzige Rettungs-Mittel einführen, diß doch keine augenblikliche Hülfe schaffen kann; — sollte sie urtheilen, daß wirklich in diesem Augenblik

kein anderes Mittel vorhanden sey, und sich dadurch bei dem Batavischen Volk verantworten wollen; — so finde ich für meine Person wenigstens mich nicht berechtigt, meine Stimme dazu zu geben. — Auch muß ich mich gegen die vorläufige Erhebung, die vorgeschlagen wurde, erklären, und zwar aus dem Grund, weil die vorigen Termine der ausserordentlichen Contribution vom J. 1804 bei weitem noch nicht berichtigt sind, und der 2te Termin beinah noch ganz zurük ist, wodurch, wenn nur dafür gesorgt würde, daß es mit kostspieligen Untersuchungs-Commissionen schnell abliefe, Geld genug angeschaft werden sollte, um die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten, und es also unnöthig ist, eine Prämie wegzuschenken, welche schon wieder die National-Einkünfte aus diesem vorgeschlagenen 3ten Termin verringern würde. — Auch ist diß noch überdiß ein Grund, warum ich, durchaus unüberzeugt von der Dringlichkeit der Sache, mich für verpflichtet halte, mich gegen den Vorschlag der Regierung zu erklären, und also eine der tödtlichen Folgen, womit diese nähere Vorstellung uns bedroht, gänzlich der Regierung zur Verantwortung überlasse, da es nicht dieser Versammlung, sondern der executiven Gewalt obliegt, dafür zu sorgen, daß alle gleichmäßig ihre Verpflichtungen gegen das Gesez erfüllen.

Möge dann die Regierung dem Kaiser der Franzosen, der ohne Zweifel von dem Zustand der Sache sehr wohl unterrichtet ist, freymüthig erklären, was die Bataver seit 1795 zur Erlangung und Erhaltung ihrer Freyheit und Unabhängigkeit, in der Behauptung und Befolgung der Allianz mit der französischen Republik gethan, getragen und erlitten haben, möge sie durch Einführung der strengsten Oekonomie in allen Fächern zeigen, daß es unmöglich ist, sie länger mit Last auf Last zu drüken und auszusaugen, nachdem durch den Gang der Zeit-Vorfälle, und durch den Drang besonderer Umstände, die Quellen ihres Vermögens und ihrer Wohlfarth vertroknet sind und noch täglich abgeleitet werden; — möge die Regierung durch ein aufrichtiges und großmüthiges Betragen als Feind des allgemeinen Feinds, in seinen Verhandlungen mit dem Kaiser zeigen, daß sie seiner bekannten gütigen Gesinnung gegen das

gegen das batavische Volk würdig ist; möge sie, wenn ministerielle Anschläge zu Schleichhändeln mit den Feinden dieses Staats statt gefunden haben oder noch statt finden, die Schuldigen exemplarisch bestrafen, — so bin ich versichert, daß das Interesse unsers hohen Bundsgenossen für diese kleine, so gesunkene Republik die besten Folgen haben, uns Achtung erwerben, und in unserm Zustand Erleichterung und Hülfe bewirken, ja selbst dazu beitragen wird, die nationale Unabhängigkeit respektiren, und endlich die vorgeschlagene Maasregel der Regierung unnöthig zu machen, und uns der peinlichen Aufgabe entheben würde, dieselben zu decretiren.

III.

Von der alten Schweizer Denkungsart und Kenntnissen in der Mitte des fünfzehenden Jahrhundertes.

Vorerinnerung.

Diese Abhandlung ist ein Bruchstük der bald erscheinen sollenden Fortsezung von Johann Müller's Geschichte der Schweiz. Wir besizen sie von einer solchen Hand, daß wir bei dem Abdruk die Genehmigung des Verfassers voraussezen, oder doch keine Mißbilligung vermuthen können. Da er, weit über die Gränze seiner Nationalgeschichte, zu den Anfängen und Schiksalen aller Kenntnisse hinaufsteigt, so dürfte dieses Stük ein eigenthümliches, allgemeines Interesse haben. Indeß bleibt es freilich ein Capitel der Geschichte der Schweiz, das ohne Zweifel am Ende des langen Kriegs, den Zürich in Verbindung mit Oestreich wider die übrige Schweiz geführt hat, bey Anlaß Felix Hemmerlin's (Malleolus), damals des gelehrtesten Schweizers, eingerükt wurde. Ohngefähr fünfhundert Noten, welche die Anführung der Quellen oder bestätigende und erläuternde Geschichtszüge enthalten, sind, wegen der Schranken dieser Blätter, weggeblieben, und werden in dem Buche selbst den Leser unterrichten.

Der Ursprung aller Geistesbildung und Gelehrsamkeit verliert sich in dunkles Alterthum, dessen Ueberlieferungen barbarische Völker mündlich fortgepflanzt, andere schriftlich aufgezeichnet, jene geglaubt, diese geprüft und bewunderungswürdig bearbeitet, beide verschiedentlich entstellt, große Männer aber von Zeit zu Zeit, hin und wieder, auf lange hinaus erneuert haben. [1] Dieses Schikfal hatten die Begriffe von Gott, von dem Ursprung und Gang der Welt, von dem was wir sind, seyn sollen, und werden.

Was im allerersten Augenblik, als auf einer von Kaschmiriens glüklichen Auen, oder auf ei er gesunden Höhe Tibets der Funke göttlichen Geists in einen Erdkloß fuhr, der Mensch in seiner Seele gefunden; wie er es mitgetheilt, wie oft seitdem die Sonne aufgieng, und die lange Arbeit seines Geschlechts, die Art und Folge der Weltveränderungen, und die Zahl der Völker, bis in die Zeiten, von deren Gestalt durch morgenländische Lieder und kaum kennbare Symbole etwas vernehmlich wird, wer vermag, das zu ergründen! Aber nicht das Inventarium, sondern das Ererbte macht das Glük eines Mannes; eben so bestimmt allein weise Anwendung oder Vervollkommnung des angestammten Ideenschazes den Werth und Ruhm eines Volks. Die ewige Ordnung ist, daß der Geist den Körper beherrsche: die geistreichste Nation war immer die erste; bis, da sie sich vernachlässigte, das Uebergewicht an eine stärkere fiel. Auch dann überwältigten die Reste ihrer Geistesarbeit den rohen Sieger; der politische Untergang vernichtete ihren Namen und ihren Einfluß nicht.

Alle transalpinische Gelehrsamkeit ist von den Römern, die Römische von den Griechen, von den Hebräern, bei welchen beiden Völkern sie sich in unbekannte Zeiten verliert. Moses und Homer sind keine Elementarschriftsteller; ihre Werke tragen einen Stempel der Vollendung, als Resultate mannigfaltigen, frühern Fleisses.

Ohne bekannte Vorgänger, ohne unmittelbare Nachfolger [2] stehen sie in einsamer Majestät da. Eben so bewunderungswürdig ist in dem ältesten griechischen Geschichtschreiber die nach ihm unerreichte Vollendung der Kunst seiner Anlage und seines Vortrags [3] und jene Fülle wahrhafter wichtiger Nachrichten, deren Gehalt bei jeder neuen Untersuchung steigt. [4] So unterrichtet und geleitet, unter dem glüklichsten Himmel, im Schooße der freygebigsten Natur, voll Sinn für alle Arten ihrer Schönheit, in zwanglosen Verfassungen und Sitten, ausnehmend geschikt in Veredlung eines jeden Stoffs, und der Bruchstüke fremder Weisheit, bildeten die Griechen ihre Litteratur; Roms und unsere Lehrerin und Lust, aller menschlichen Weisheit vortreflichste Schule. Höher, weit rauher, nicht so mannigfaltig, eben so wirksam, war israelitische Art und Kunst. Durch eine mehr als tausendjährige Sammlung [5] von Originalwerken [6] lehrte sie, daß der Selbstständige [7] allein Gott; hierauf milder, daß Er Erbarmung und Liebe ist. Rom, der Welt Königin, hatte (in Ermanglung des den ältern Völkern eigenen Ueberlieferungsstoffes und des feinern Griechensinns) eigenthümliche Weisheit in dem ihr von dem Weltgenius [8] angewiesenen Geschäfte der Weltregierung [9]. Was dem Religionsbedürfniß die Bibel, was der Menschenbildung die Griechen, das wurde Roms Gesezgebung [10] für die Anordnung bürgerlicher Gesellschaft; nicht ein Werk ein für allemal; nicht eine der Vervollkommnung unbedürftige Vorschrift; oder ein Markstein der die Fortschritte des Geistes begränzte; aber Wegweiserin, Vorbild, Arbeitsthema, eine Säule zu Anknüpfung des leitenden Fadens. Denn, so drükend, hemmend, endlich entweder betäubend oder unerträglich, das Herumtreiben in einerlei Kreise ist [11], so mißlich ist der Weg zwischen schauerlichen Abgründen ohne andere Leitung als trügerische Irrwische der Phantasie: bei der Kürze des Lebens ist gut, etwas zu haben, wovon man aus-

gehen könne. Da dem größten Theile des Menschen zu eigenem Gehen, wo nicht Kraft, doch Muße fehlt, so ist gute Haltung wünschenswerth, diese aber in den Vorarbeiten zu finden, wodurch seit so vielen Jahrhunderten in Europa [12] blühende Staaten und nicht nur trostbedürftige Menge, sondern auch höherer Geistesgenüsse empfängliche Männer befriediget, oder weiter geführt worden sind.

Als durch die Folgen tyrannischer Verwaltung die Herrschaft Roms nach langer Entkräftung untergieng, begnügten sich die barbarischen Sieger mit gewissen Bruchstüken der alten Weisheit, welche im ersten und zweiten, im alten und neuen Rom [13] und einigen geweihten Winkeln der Erde [14] erhalten und ihnen, obwohl unvollkommen, vorgetragen wurden. Da ereignete sich, daß das Religionsbuch allem Volk Summe des Wissens und Vorschrift ward, und bei dem Uebertritte der neuen Staaten aus germanischer Einfalt in künstliche Formen das Gesezbuch zu Hülfe genommen wurde, ehe bei erreichter Fülle eines gewissen Wohlstandes Gefühle seiner Bedürfnisse entstanden, und Litteratur sich dem Ideenkreise anschmiegte.

Aber die Erziehung des Nordens [15] bekam durch zwei Umstände einen Aufhalt.

Im alten Süd war die Weisheit, entsprossen in Haynen der Stammältern, in freyer Natur, ohne Zwang, hoch wie Libanons Ceder, oder lieblich wie die holden Blumen des jonischen Gartens, anmuthig und edel erwachsen; eine Frucht der schönsten Stunden großer Volksbefreyer oder froher Weisen. Unsere Väter, über den Trümmern einer verwüsteten, verdorbenen Welt empfiengen für den rauhen, hohen Gesang ihrer Heldenzeit Lehren, die ihren Geschichten, Landen und Begriffen fremd, durch Schreken dieser und jener Welt aufgenöthiget, aber durch keine Zuchtmeister so einheimisch wurden, als wenn sie bei ihnen erwachsen wären [16].

Doch die ausländische Religion und Gesezgebung hatte in der Natur, Erfahrung und Bedürfniß gute Gründe. Sie konnte dem Verstande unserer Väter faßlich, ihren ideenarmen, offenen Seelen eingepfropft werden. Aber die eine und andere wurde von den Lehrern selbst nicht verstanden. Die christliche Lehre, deren Hauptsumme, Vertrauen auf Gott [17] und Liebe der Menschen [18], dem edlen Held [19] so gut als dem Taglöhner gefallen mußte, lag unter einer Last ausserordentlicher Bestimmungen, worüber der Gesichtspunkt des Stifters, bald nachdem er die Welt verließ [20], vergessen ward. Die meisten Lehrer, ohne ästhetische Bildung, für den Geist morgenländischen Alterthums und der Reformation Jesu ohne Sinn, und, in völligem Widerspruch mit der Natur, suchten Größe in Uebertreibung. Eben so irrig ward die Auslegung des Rechts, durch die Unkenntniß des ächten Lateins und römischer Geschichte [21]. Ueberhaupt (was zur Warnung dient) waren viele Gelehrte der mittlern Zeit an Geist und Fleiß den größten aller Zeiten gleich, aber ohne wohlthätige Wirkung für die Zeitgenossen und für die Nachwelt verloren, weil sie für bodenlose Tiefen selbstgemachter Theorie den Weg der Erfahrung und Beobachtung verliessen, und, unbekümmert um den Sinn der Verfasser, aus Texten der Schrift und des Rechts herausfolterten, was ihnen gefiel.

Alle diese Hirngespinnste, ohne Grund im Alterthum, ohne Verhältniß zur Gegenwart, gaben weder guten Stoff für die Wissenschaft, noch gesunde Nahrung für bildungsdürftiges Volk. Die Gelehrten und die Menge (die Werkmeister [22] und die Materie; die Lehrer und die zu Belehrenden; Leib und Seele) wurden sich fremd; jedes Theil, ohne auf die andern zu achten, gieng seinen Weg, und keiner führte zu Weisheit und Glükseligkeit, sondern durch düstere Schatten [23] in haltungslose Luftreviere, oder in Wildniss roher Sinnlichkeit. Hiedurch geschah, daß, obwohl endlich [24] nach und nach [25]

richtigere Bahn getroffen worden, die Kenntniß dessen was jeder ist, seyn soll und werden kann [26], selten blieb. Darum hielt man einerseits Fehler, Mißbräuche, Lügen, das Böse, für Grundfesten der Gerechtigkeit, Wahrheit und Sittlichkeit: Anderseits blieb die vernachlässigte Menge schmeichelnder Verführung Preis gegeben. So wurde das gemeine Wesen von ganz Europa (jener für die Menschheit und Nachwelt kostbare Schaz alter und neuer Sicherheitsanstalten und Bildungswerkzeuge) in äusserste Gefahr gebracht.

Bey den alten Schweizern, im Anfang der Freyheit, war Lesen und Schreiben etwas nicht gewöhnliches [27]; die Erfahrungen und Erinnerungen der Väter kamen, wie die Druidenweisheit oder wie Homers Gesänge, ungeschrieben auf die Enkel [28]. Ruhiges Hirtenleben, auf einsamer Alp, in reiner Luft, unter höherm Sternenglanz, und Erscheinungen großer und wunderbarer Natur, das war ihre Schule. Diese Abgeschiedenheit ist nicht fähig, neue Begriffe zu erzeugen [29]; desto fester hält man auf angestammten. Sie durchdringen die Seele [30]. Daher wurde für die ursprüngliche Freyheit und Brüderschaft bei weitem am tiefsten zu Schwyz gefühlt. Dieses gab ihnen den Stolz, gerecht [31] und wahr [32] zu seyn. Die Ehre des Nationalnamens ist zuerst im Hirtenlande empfunden worden [33]. Dieses Selbstbewußtseyn machte sie den Feinden zum Schreken, und entzündete nicht allein in den Glarnern, in den Appenzellern [34] und in Hohenrhätiens rauherm Volk [35] die Begierde, mit ihnen und wie sie zu seyn, sondern gab in Europa der kleinen Schaar Namen und Rang [36]. Schwere auswärtige Händel überliessen sie vertrauensvoll den Landeshäuptern [37]; in inneren Anordnungen, in öffentlichen Verträgen bewiesen sie Vorsicht, Ueberlegung [38] und Biedersinn. Froh stiller Unabhängigkeit in der Alp, ohne andern Ehrgeiz als wessen Heerde die schönste, wessen die Königin der Heerde sey [39], von ihrem freundlichen, dankbaren Vieh [40] wie

wohlthätige Götter geliebt [41], verlachten sie der Stadtleute unwissende Verachtung des Hirtenlebens [42] und stellten Fremden die vergnügliche Alpenfahrt schauspielsweise gern vor [43]. Wenn auf einem prachtvollen Tage, wie dort in Costanz, vor den Augen der Großen des Reichs, die Kuh bei dem Anblik der Gesandten von Schwyz, in gewohnte schmeichlerische Freude ausbrach [44], so vergaben sie der Unbekanntschaft mit ihrem Lande die Verwunderung, die spöttischen Urtheile [45], welchen der Hirt überall allezeit ausgesezt war [46]. Ihre kraftvollen riesenmässigen Körper [47], an welche die feindlichen Helden und Gelehrten erstaunt hinaufsahen [48] und die der Herzog Visconti wie Naturwunder betrachtete [49], ihre Wuth, ihr Stoß in der Schlacht [50] und ihre unüberwindbare Freyheit [51], bewiesen, daß weder die weibisch geglaubte Hirtenarbeit [52] noch irgend eine Unmässigkeit entmannte [53].

Im übrigen waren die Schweizer und Schwaben, zum Theil wegen der Sitteneinfalt, welche nichts verbarg [54], vor den meisten damaligen Völkern als die bekannt, bei welchen die Uebertretung der Keuschheitsgebote am häufigsten vorkomme [55], so daß die Sterndeuter es aus den Constellationen zu erklären sich bemühten [56]. Die Ursachen lagen in ihrer Kraftfülle, der Nahrhaftigkeit ihrer Speisen [57] und in ihrer Denkungsart. Unredlichkeit, Verläumdung und Uebervortheilung schienen sündhafter als eine Befriedigung des sich selbst verzehrenden Triebes [58]. Uebertretungen dieser Art schienen leicht abzubitten; wenig wurde dawider geprediget [59]. Bei dem vielfältigen Kampf sehr unvollkommener Gesezе mit dem Hang der Natur begnügten sich die Sittenlehrer, wenn Anstand beobachtet wurde; Könige und Fürsten, Bischöfe [60], Aebte, Geistliche [61], selbst Nonnen, wenn sie solche Fehler begiengen, wurden mehr um Unklugheit als um die Sache getadelt [62] und Härte der Strafen gemißbilliget [63]. Verderbliche Folgen der

Unmässigkeit waren selten oder zufällig [64], von dem venerischen Uebel kaum Vorboten [65]. Die Unenthaltsamkeit wurde theurer, nachdem die Officialen des bischöflichen Hofes zu Constanz, wo alles mit wenigen Zeilen um vier Pfennige abgethan war, zur Zeit der Kirchenversammlung von römischen Canzleiübungen unterrichtet, anfiengen, weitläuftige Urkunden zu stellen [66], dieselben auf Pergament zu verzeichnen [67] und mit Sigillen zu behängen [68]. Diese Mischung des Eigennuzes mit Grundsäzen, welche aus guter Meinung und Eitelkeit übertrieben, und nie recht aus einander gesezt worden, erhielt über diesen Theil der Sittenlehre dunkle Begriffe, wodurch bald Verderbniß befördert, bald durch unmenschliche Schrekniſſe Lebensfreuden getrübt, der Geist unterjocht und die Todesstunde schwer gemacht wurde [69].

Wenige und unlautere Quellen menschlicher Weisheit waren offen, und über das Religionswesen kämpften, in dieser alten Schweiz, verschiedene Meinungen.

Die Schriften der griechischen und römischen Weisen waren den Gelehrten bekannt [70], aber die thörichten Historienbücher, die widersinnigen Schulstudien und allzu verschiedene Sittenbildung hinderte sie, den Geist der alten Welt aufzufassen. Die morgenländischen Mähren von Salomo und Alexander sind nicht abentheuerlicher als was von ihnen hier geglaubt wurde [71]. Des milden Aeneas göttlicher Sänger war den grösern Theil seines Ruhms der Meinung schuldig, daß er (ein Reichscanzler des Kaisers Augustus) im Besiz aller dienstbaren Dämonen gewesen, welche in Salomons Zauberflasche gebannt waren, und unter anderm die Grotte des Pausilipo auf einen Wink durchbrochen hätten [72].

Hanns Fründ, Landschreiber von Schwyz, Itel Redings Freund, suchte die Sagen von der nordischen Abkunft seines Volks [73] durch eben so fieberhafte Träumereien [74], als weiland Ricordano Malaspina die florentinischen Historien [75], dem römischen Geschichtskreise

anzuknüpfen; indeß der Kirchherr des Paradieses [76], Elogj Kiburger, von der zwölf Gemeinden um den Wendensee [77] gemeinsamem Tempel, von des Thurms Strättlingen [78], von des goldenen Hofes zu Spiez romantischem Glanz [79] alte Ueberlieferungen den Burgundergeschichten anschloß. Diese Arbeiten hatten das Verdienst eigenthümlicher Beziehung auf den Ideenstoff und die Verhältnisse der Nation; die ältere und ausländische Weisheit soll jenen befruchten helfen, und nicht vertilgen; keinem Volk ist gedeihlich, was nicht aus seiner Natur hervorgeht. Löblich war der Fleiß der Landschreiber von Schwytz [80] und Glaris [81], des schwytzerischen Landammanns Wagner [81b] und des Stadtschreibers von Rapperschwyl [82], die jenen schweren Zürcherkrieg aufzeichneten, des Baselschen Zunftmeisters, welcher beschrieb, wie glorreich die Schweizer an der Birs gestorben [83], und des Stadtschreibers von Lucern, der die Urkunden seiner Stadt in ein silbernes Buch zierlich geordnet [84].

Ueber fremde, veralterte Wissenschaft und Historien bot die alphabetische Encyklopädie Bischof Salomons von Costanz [85] und das Fabelbuch Konrads von Mure, Chorsängers von Zürich [86], die allgemeinen Begriffe noch immer hinlänglich dar. Die hochgehaltenen Sittensprüche des Dionysius Cato [87] erweckten in Jakob von Solothurn den Gedanken eines ähnlichen Versuches [88]). So wie in Sprüchwörtern die Volksweisheit war [89], so gefiel sich die junge Litteratur in Gnomen, Früchten der Lebenserfahrung und Ueberlegung der Alten und Weisen [90]. Indeßen glückte einem lausannischen Domherrn, Martin le Franc, den Kampf der Tugend und des Glücks und die Vorzüge der Damen [91] besser als alle vorigen und viele spätere französische Dichter zu besingen [92]. Dieser neue Schwung der Dichtkunst fiel in die Zeit eines eben so merkwürdigen Uebergangs der Musik [93] in künstlichere Modulation [94]. Die Keime aufblühender Wissenschaft wurden in der Schweiz

nicht mit Gleichgültigkeit angesehen. Wie vormals [95], so immer noch, zogen Edle [96] und geistliche Herren [97] auf die hohen Schulen zu Bologna, Paris, Heidelberg [98]. Obwohl die Reisen auch dazumal vielen bloß Vorwand ungebundenen Lebens waren [99], und Doktorsgrade schon zu selbiger Zeit leichtsinnig ertheilt wurden [100], obwohl klugen Männern die aufgeblasene Unfähigkeit der jungen Vielwisser mitleidenswürdig vorkam [101], und bey den oberflächlichen Prüfungen [102] meist Gunst oder Geld [103] entschieden, dennoch, und mit Recht, wurden Universitätsreisen auf das nachdrüklichste begünstiget [104]. In Zeiten, wo kein Buchhandel im Umtriebe, Büchersammlungen selten, ärmlich, schwer zu benuzen [105] und nur des Zufalls planloses Werk [106], und in des Bischofs von Costanz weitem Sprengel bei keinem Privatmann mehr als fünfhundert Bände waren [107], hatte der eigentliche Zweck hoher Schulen (Uebersicht des Ganzen jeder Wissenschaft und Kenntniß ihrer Litteratur) eine nicht zu ersezende Unentbehrlichkeit.

Die Glaubensvorstellungen, worin in der Schweiz viele sich von der herrschenden Kirche unterschieden, hatten doppelten Grund in des Hirtenvolks Anhänglichkeit an alte Einfalt, (womit für den Hausbrauch vergnügt es alles verwarf, was Andacht oder Eigennuz von Zeit zu Zeit hinzugekünstelt [108]) und in der geheimen Lehre der Brüder des freyen Geistes [109], welche aus den Morgenländern auf mehr als Einem Wege in die Alpen kam.

Die Menschen waren von Alters her durch den innwohnenden Glükseligkeitstrieb über den Ursprung des Uebels, und über die Mittel, ihm zu helfen, zum Nachdenken gekommen; mannigfaltig versuchten sie, ihre Auslegungen dem christlichen Religionsvortrag anzupassen; seine Einfalt und Mässigung erlaubte mehr als einerley Gedanken. Die Verhältnisse und Leidenschaften der Vorsteher beschränkten diese Freyheit; sie bestimmten Formeln als Bestandtheile der Religion, welche nur in

der Lauterkeit ihres Wesens eine unveränderliche allgemeine Grundfeste menschlicher Glükseligkeit seyn konnte. Nachdem diese Vorschriften durch oft sehr unedle Künste [110] Hofsprache und Staatsgesez geworden, mußten Gesellschaften, welche ihre Privatmeinung nicht aufopfern wollten, sich verbergen, oder mit Gewalt behaupten. Beydes erreichten sie am besten in Gebürgen. So in dem Syrischen [111]); so in Armenien, wo Taurus und Kaukasus sich vereinigen. Lang und gewaltig erhielten die Manichäer zu und um Tephrike [112]) den unbezwingbar scheinenden Siz; weit in den grossen Flekeu und Höhlen des Hochgebürgs herrschte ihr Glaube; bis der erste Basilius, einer der vortreflichsten Kaiser [113], zu einer Zeit, wo das Reich der Araber sie nicht unterstüzen konnte [114], durch unermüdeten und geschikten Gebrauch der Uebermacht die Manichäer bezwang. Er verpflanzte sie in das thracische Gebürge, wo sie ihm unter Augen wären. So lang diese Gränze von Bulgaren, Russen und mancherley Türken beunruhiget wurde, und unter des zweyten Basilius kraftvoller Verwaltung, lebten sie meist im Hämus [115], unbemerkt; bis Alexius, der erste Komnene, durch Ueberredung und Gewalt sie nöthigte, die Glaubensverschiedenheit aufzugeben. Diese tyrannische Unternehmung war ihnen so wenig unerwartet, daß ihre obersten Häupter längst sicherern Siz in der Bulgarey genommen [116], und ihre Gemeinde über Hungarn [116b] theils durch Dalmatien nach Italien [117], theils durch Rhätien [117b] in die Schweiz, und auch nach Böheim ausgebreitet. Sie fanden die Gemüther vorbereitet. Dann (wie gemeiniglich, wo Gewalt für Ueberzeugung gelten muß), viele gnostische, viele arianische Meinungen [118] waren verdammt, aber nicht vergessen; öffentlich wurde zu vielem geschwiegen, unter Vertrauten blieb der Mißmuth nicht stumm. Wenn man die Mittel bedenkt, wodurch seine Fortpflanzung nie, sein Ausbruch nur eine Zeitlang,

verhindert wurde, so erkennt man die Gefahr und Eitelkeit eines Kampfs wider Meinungen, und des Selbstbetrugs der Vorsteher über Gesinnungen der, zum Heucheln genöthigten, Menge. Diese hiedurch dem Auge der Obrigkeit entzogen, wurde den wildesten oder feindseligen Eingebungen überlassen, welche unwiderstehliche Revolutionen bereiteten, unerwartet denen, welche ihr Volk nicht kannten, weil sie es durch Schrecknisse von sich entfremdet [118 b].

Die Schweizer, durch hohe Natur und einsames Leben zu Gottesgefühl und Nachsinnen veranlaßt, mit Päpsten [119] und Klöstern [120] in mannigfaltigem Kampf, hatten von Alters her Vorliebe [121] zu geheimer Lehre und verborgenen Gesellschaften. Wer will durchdringen, was der damaligen Zeit selbst unbekannt war? welchen Saz jene aus Hungarn [122] und Rhätien, was die aus Böheim fast jährlich in die Schweiz [123] wallenden Apostel, was auf der Flucht in ein Alpenthal [124] mannhafte Schüler des unglüklichen Dolcino [125], was im romanischen Lande der von des Jünglings Hanrich fesselndem Eifer ausgestreute Saame [126] oder die dunkle Erhabenheit des Buchs von teutscher Theologie [127] in ihren unzähligen geheimen Kreisen [128] zur Sprache gebracht!

Ueberhaupt wurde die Dreyeinigkeit Gottes in der Einheit des Willens, der Sohn als des Alleinewigen erste Vorstellung, der Geist als die gemeinsame Wirkung verehrt [129]; die Religion, erhaben über die vorbeyfliehende Sinnenwelt und alles Machwerk der Sterblichen, in der ewigen Arbeit unserer Seele zu Annäherung des unerreichbaren Urbildes der Vollkommenheit gesucht; „von der Besprengung unverständiger Kinder mit ein „wenig Wasser [130], von Geheimnissen in Brodt und „Wein [131], von besondern Kräften eines verfluchten „Holzes [132], von der Heiligkeit steinerner Tempel und „des Staubes [133], von der gemeinen Menge sogenannter Geistlichkeit [134], ihren Anmassungen, ihren tau-

„send Geboten", mit Verachtung gesprochen. „Wozu „Ablaßzeddul von Sündern [135]! Wozu ewige Lichter! „Seelmessen, Wallfahrten, Vigilien, Heiligenfeste [136]! „Der Mensch ist, der er ist; sollte der Allsehende frem„des Verdienst für deiniges halten [137]? oder jemand ihm „etwas vormachen, auf daß er wolle, was er nicht „will? Nein, unvergänglich, unzerstörbar, wie das „Licht, so ist der Leib der Seele [138]; unser Körper, in „Verhältniß zu der Körperwelt, wie ein Kleid bis zur „Abnuzung uns angepaßt: der vollkommene [139] gebeut „ihm [140]; diene ihm nicht; aber wenn du, noch Auf„strebender, seine Lust durch Befriedigung [141] tödest [142], „glaube nicht, daß der Allgerechte Allvater die ewige „Seele ewig unglüklich macht, um Sachen des Körpers, „in welchen sie einmal verhüllt gewesen! [143] Glaube und „Liebe erfülle dein Herz [144], so ist Gott in dir, der „der durch Christus, der durch die Weisen Roms und „Athens geredet [145]. Eines ist; Gott ist das Eine [146]: „unendlich die Arten der Gestaltung; aber im Käfer, „du Stolzer, ist Gott wie in dir [147]. Das ist die Wür„de der Menschheit, daß sie Gefühl der Gottheit hat. „Sey still; öfne dich; Gott wird kommen, dich erfül„len, und von ihm seyn, was du thust [148]; so war „Christus sein Sohn [149]."

So (wie Peter von Brüeys es gefaßt [150], und Haurich von ihm empfieng [151], und der bressanische Ar„nold [152] verstand), glaubten jene vor vielen Jahren verbrannten Schwarzenburger [153], jene von dem Inquisitor Franz Borell zu Genf und Aubonne eigennüzig [154] und fürchterlich Bestraften [155], und die, welche vor Wilhelms von Monthonay, Bischofs zu Lausanne, abgesandten Commissarien zu Bern und Freyburg ohne Bedenken [156] scheinbaren Widerruf thaten [157]. So die zu Freyburg unlängst [158] aus inniger Heimlichkeit und Gütergemeinschaft aufgestörten, gefolterten, mit Hunger, Gefängniß, Güterverlust und schmählichen Bussen [159]

gestraften Menschen. So die zahllosen Lollharden, Beghardeu, Begutten und Claußner [160], die mit ihren Eselein und Bettelsäken demüthiglich und andächtig herumwanderten, oder in einsamer Waldung Hütten oder in Städten Häuser bauten, für den Wanderer, für Arme, Kranke, auch in Pestzeiten, christmildest besorgt [161]. Aber (wie meist in geheimen Verbindungen und im Gehorsam bekannter oder unbekannter Ordens-Obern [162]) der Geist der Lehre war wenigen bekannt: einigen gab er hohen Schwung; andere dollmetschten halbverstandenes leidenschaftlich. Doch erhob die meisten der Gedanke, daß aus der Menge Gott sie erwählt, die herrschenden Meinungen als Wahn zu erkennen, und ihn in hellerm Lichte zu schauen; daher der Bruder Karl im Lande Uri und Bruder Burkard im Zürichgau und ihre standhaften Schüler freudig in den Flammen starben [163]; wenn unser Geist seine Hoheit fühlt, so gebeut er allmächtig der Sinnlichkeit Stillschweigen [163b].

Durch das Buch teutscher Theologie, vom rechten Verstande, was Adam und Christus sey [164], vermeinte Johann Taulers, des erleuchteten Predigers [165], würdiger Freund [166], die heimliche Lehre [167] vor Mißbrauch zu bewahren [167b]. Daß Gott das Wesen aller Wesen und ihrer Bewegungen; daß alles, was ist, (selbst der Teufel, insofern er ist) gut, und Gottes Ausstrahlung, und ohne Wirkung Gott selbst nicht Gott wäre [168]; daß der wahrhaft freye, gute, edle Mensch der ist, der nichts will, als was Gott will [169]; da hingegen Ichheit oder Selbstheit das falsche, durch seine Kundigkeit betrügende Naturlicht und der Teufel selbst [170] und im Eigenwillen die ganze Sünde und die Hölle sey; daß leidende, wartende Stille der Seele die Gottheit vermenschliche und den Menschen (wie den Menschen Christus [171]) vergöttliche; das war die Summe. Diese Vorstellung, wohl gefaßt, mochte die höchsten Tugenden, Selbstbezwingung, Enthaltsamkeit und Standhaf-

tigkeit, mochte Heldenmuth, mochte Gemeingeist, und unerschütterliche innere Glükseligkeit begründen. Gleichwie aber ein unreines Gefässe den edelsten Trank ungenießbar machen, ja in Gift verkehren kann, so mochte ein in sich nichts fühlender Mensch die Entschuldigung der Selbstvernachlässigung, und der Unmoralische einen Freiheitsbrief jeder ihn anwandelnden Lust in eben dieser Lehre zu finden glauben. Wenn man den Mißbrauch nicht nur des mystischen, sondern auch des biblischen und des gegenbiblischen Vortrages bedenkt, so muß man endlich schliessen, daß der Eindruk von Schriften, wie die Wirkung von Handlungen, nicht sowohl davon abhängt, was sie zu wollen scheinen, als von dem Schiksal oder Gottes Willen, der heute oder morgen dadurch eine Ordnung der Dinge befestigen, oder eine andere aufbringen will.

Wie eine endliche Zerstörung [172] oder eine Erneuerung [173] des ganzen Erdballs auch von den alten Weisen erwartet wurde, so sahen damals viele einer früh bevorstehenden Umänderung der politischen und geistlichen Weltverfassung, welche ihnen sehr alternd vorkam, in mehr als einem Sinne entgegen: je nach der verschiedenen Deutung jenes alten christlichen Buches, welches die Offenbarung heißt, obwohl von keinem Buche der Sinn weniger offenbar ist. Der Jünger, dessen Feuer und hohen Geist Jesus lieb hatte, scheint [174], als er, (wie sein Zeitgenosse Juvenal) schon sehr alt [175] aber noch kraftvoll war, im Kreise seiner Brüder [176], den fürchterlichen Ruin der Freiheit, Verfassung und heiligen Stadt seines Volks [177] besungen, und, nach Art seines Lehrers [178], den Blik zugleich auf die Vollendung [179], und auf die Entwikelung des Drama der Welt geworfen zu haben. Der Gang des Ewigen schien der Ungeduld kurzlebender Menschen immer langsam [180], und jedem seine Zeitgeschichte groß genug, um die nächste vor der allerlezten zu seyn [181]. Daher von achtzehen

Jahrhunderten keines verflossen, das nicht als das lezte verkündiget worden wäre. Schriftsteller haben, zu Uebersicht des Ganzen, ihre Geschichtbücher umständlich bis an den jüngsten Tag fortgesezt [182]. Aber nichts machte die fromme Einfalt so irre, als die Vergleichung der hebräischen Orakel [183] und jubelvoller Ankündigungen des Reichs Christi [184] mit den seither nicht gebesserten Zeiten und Menschen [185]. „Sollte der Allmächtige etwas vergeblich versuchen! sollte unerfüllt „bleiben, was aus dem Munde der ewigen Wahrheit „floß [186]!" Zwar Meister Hemmerlin glaubte die Entwiklung nahe, weil in dem vierzehnhundert vier und vierzigsten Jahr der Antichrist gebohren sey [187]; diesen werde Christus schlagen, und hierauf das Reich der Gerechten beginnen. Aber auch die Meinung fand Beyfall, daß, nachdem weder der Vater durch die Propheten, noch der Sohn durch die Apostel, das Werk der Menschenbesserung vollendet, nach dem Rath Gottes in einem dritten Weltalter der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium, in Glükseligkeit und Vollkommenheit gründen soll [188]. In diesem Geiste stand Niklaus von Buldesdorf [189] auf, in Teutschland, Frankreich, Spanien und vor den zu Basel versammelten Vätern [190] die heranbrechende neue Zeit [191], das Ende des alten Evangeliums und des ehebrecherischen Roms [192], Israels Rettung, die Erscheinung des Gottgesandten, gnadevollen ewigen Englischen Hirten [193], Gottes Sohnes, der Erde, des Todes und der Hölle allmächtigen Richters, mit Wort und Schrift, und in solcher Ueberzeugung zu verkündigen, daß weder die Traurigkeit Jahre langer Gefängnisse noch die Flammen, worinn er starb, seinen Glauben erschüttern mochten. Es war eine gemeine Krankheit gottseliger Christen, von künftigen Zeiten mehr wissen zu wollen als Christus [194]. Von dem Schimmer ihrer Phantasiegeschöpfe vermochte so wenig der Sohn Gottes als menschliche Weis-

heit [195], den unstäten Blik auf ruhigen Genuß [196] und Frohsinn [197] zu leiten.

Der gemeine Mann hatte eine Religion für seinen Hausgebrauch.

Eine Vorstellung, nicht ohne Grösse (dem göttlichen Geist im Menschen komme über alle Creaturen die Herrschaft zu; durch Entfernung von Gott eingebüßt, sey sie mittelst Rükkehr wieder zu behaupten) brachte auf den Glauben, giftiges Gewürme, Viehkrankheiten, Wunden, Gewitter, in der Kraft Gottes durch Worte von oft hohem Sinne [198] besprechen zu können [199]. Sollte der Fronleichnam des Herrn der Natur unkräftig [200], sollte den geistlichen Gewalten, die den Himmel schliessen und öfnen und Brod in Gott verwandeln, die Macht über Ungeziefer versagt seyn! So wenig, daß Wilhelm von Chalant, Bischof zu Lausanne, durch Heiligkeit hochwürdig, die Aäle verfluchte, die bisweilen in den lemanischen See kommen [201], und sein Nachfolger Georg von Saluzzo, für die grossen Forellen besorgt, auf ihre Verfolger, die Blutsauger, den Bann legte, womit er die Erdwürmer, Heuschreken und Mäuse schlug [202]. Er hatte die Gefälligkeit für den Schultheiß und Rath von Bern, durch den Official seines geistlichen Hofes eben diese Macht ihrem Leutpriester zu ertheilen [203]. Die Ausübung derselben erfoderte heilige Beobachtung der Menschlichkeit und landüblichen Rechtsform: daß nach Gebet und Umgang ein richterlicher Vorstand [204] oder die Gemeinde dem Volk einen Sachwalter seze, die Citation an Wassern, auf dem Feld und in Weingärten verkündiget, einige Thiere vor das Landgericht [205] gebracht, ihr Fürsprach [205b] gehört, und nach genau gehaltenen Zielern [206], unter feyervollem Gebete [207], die Creatur Gottes [208] in wildes Gebürg, und, nur bey starrsinnigem Ungehorsam, unter den Fluch aller Strafen, denen sie erreichbar sey [209], gebannt würde. Mangel an Erfolg wurde Sünden zugeschrieben: der Glaube war

allgemein [210], von Universitäten gutgeheissen [211], durch traurige [212], aber auch gute [213] Erfahrung bewiesen, und Stufe der Hoheit für eine Menschenklasse, so mächtig über Feld und Stall wie über den Himmel, und gleich kraftvoll, das Feuer unkeuscher Lust zu dämpfen [214] und eine Seele aus dem Eisklumpen zu befreyen, in welchem sie das Fegefeuer litt [215].

Innwohnendes Gefühl eines Wesens, das Gegenwart und Sinnenwelt nicht fesselt, machte die Menschen (besonders in erschütternden Zeiten) auf irgend einen Laut, einen Widerschein jener ihrer andern Welt begierig. Wie erschrak Zürich in der Mitternachtstunde des Festes der Stadtheiligen, über den schauervoll durchdringenden Schlag, der (wie im Jahr der grossen Feuersbrunst [217]) wieder einmal durch die Hallen des grossen Münsters erklang [218]! Und Blut bey Mellingen quellend; Blutklumpen im friedlichen Sursee; Mittagshelle im Aargau bey Mitternacht und nach plözlicher Bewegung wie zusammenstürzender Natur plözliche Stille; zu Ebersek das Gesicht gehäufter Leichname; Schnee im August, todverkündigende Vögel, Zeichen an Gloken, an Bildern, Mißgestalten, nächtliches Geklirre, verhallendes Klaggeschrey, und was von Trab, und Schlacht und Ruin an der Birs grausslich tönte, seufzte, bebte [219], was verkündigte es als Theilnahme der Natur und Geister am Jammer der wahnsinnigen Sterblichen!

Ueberhaupt war jeder Hall aus dem Schattenreich traurig und finster, so daß man dessen gern vermißte. Wenn der staunenden Gemeinde ein lang verehrter Vorsteher [220], wenn dem bekümmerten Bruder der, den er wie sich selbst geliebt [221], tief in Flammen, wo nicht an dem Ort ewiger Quaal gezeigt wurde, wenn, wie bey Basel im Bruderholz, verlohrne Geister mit Vogelstimmen die (ach so lange) Ewigkeit klagten [222]; oder zu Bern in tiefer Nacht Rumor und Aechzen der Abgeschiedenen aus dem Schlaf schrekte [224], oder des Teu-

fels Gespenst auf Meister Leonhards, des grauen Arztes und Zauberers, Befehl, dem Untern Schächenthal die heilreichen Wasser verwirrte[225]! Was war es, wenn Satan, voll weltalter Erfahrung[226], um eine mit Blut verfaßte Verschreibung[227], oder durch Salomons magische Bande gefesselt[228], einem Elenden Schäze zeigte[229]; oder wenn in mittäglicher Alpen paradiesischem Thälchen[230] geile Sylfen[231] den bezauberten Fremdling mit Wollust übersättigten[232]! Verbindung mit dem Höllengott (vermuthete, oder selbst geglaubte[233]) brachte tausend Unglükliche[234] zum Feuer, dem Vorbilde des ewigen.

Glüklich, wer, aus der Zeitlichkeit scheidend, mit inniger Andacht und wohlangebrachter Vergabung seinen Uebergang sicherte[235]; sollte er auch an einem der zwey und fünfzig Sonntage, oder an einem der sechs und fünfzig Festtage[236] sein Heu oder Korn vor Ungewitter eingebracht[237] oder einem Nachbar geholfen haben den Kelterbaum aufrichten[238]. Erbarmend und klug[239] hatte Rom den rükfallenden[240] Sündern den Genuß des Ablasses der Jubeljahre erleichtert. So verwüstend die Barbarey innerlicher Kriege den Klöstern gewesen[241], so bedenklich die Abnahme der Zahl geistlicher Männer[242], so lau die Andacht wurde[243], doch trachtete Zürich ausnehmend aufmersam durch prächtigen Gottesdienst[244] die Eindrüke zu erhalten. Denn, obwohl einige musterhafte Prediger[245] den genugtuenden Tod Jesu Christi[246] und die Würde heiliger Schrift[247] priesen, dennoch schienen Bilder, seltsame Historien[248], Kirchengebote[249], Gehorsam, Gesang[250] und höchstens ein herzliches Gebet[251] der, dem gemeinen Mann gebührendste, Religionsunterricht. In diesem Geist wurde zu Schafhausen der „grosse Gott" (Christus, zwey und zwanzig Schuh hoch, von Holz) im Bogen des Chors von Allerheiligen Münster aufgerichtet[252] und gebot weit her

wallfahrtenden Sündern die Ehrfurcht, welche Wunder glaubt [253] und manchmal thut [254].

Auf eine andere Weiſe lehrte in Kreuzgängen der Todtentanz [254b]; wo nicht ein freundlicher Genius mit umgekehrter Fakel [255] aus Getümmel und Mühe in Wohnungen des Friedens winkte, ſondern das geſtaltloſe Gerippe mit nichts ſchonender Sichel alle Alter und Stände der Menſchheit, aus meiſt unvollbrachten Arbeiten oder ungeſättigtem Genuß, feindlich grinzend wegrafte. An der Wölbung prächtiger Kirchenportale [256] ſah man den Ausgang, den allergrößten Theil der mühſeligen Sterblichen von unwiderſtehlichen Klauen grauſamer Ungeheure, in unauslöſchlich flammenden Abgrund geriſſen. Ein ſtarkes Maaß von Glaube oder Unglaube war nöthig, um des Augenbliks, den wir leben, froh zu werden.

Doch, was der Maſtbaum Schiffbrüchigen, das war, den Bekümmerten, Gott in der Hoſtie, oder das Gebein eines Heiligen. Anna Vögtlj, die aus böſem Verdacht ihr Vaterland Biſchoffzell verlaſſen, kam auf ihrem Irregang nach dem aargauiſchen Pfarrdorfe Ettiswyl. Da brachte ihr böſer Geiſt ſie auf den Gedanken, Zauber mit Hoſtien zu verſuchen. Kaum beſtahl ſie den heiligen Schrein, ſo fiel auf ſie Schreken der That; ſchwer drükte der Gott. Sie, zitternd, warf die Hoſtien in die Neſſeln des Grünhaags. Siebenblätterig ſproßte eine weiſſe Roſe, das Heiligthum tragend. Ihm neigten ſich die Thiere des Feldes; umleuchtender Glanz entdekte es der unſchuldigen Hirtin. Worauf der Leutprieſter mit Glokenſchall, Creuz, Fahnen, Licht und dem glaubigen Volk die Feyer der Einholung bereitet. Da umfaßte die glükliche Erde den HErrn. Aber ein Theil der Hoſtie, in ſchön erbaueter Capelle, gab den weit her zuſammenflieſſenden Menſchen Vergebung der Sünde, und bekräftigte dieſelbe durch begleitende Zeichen [257].

Seit Kaiser Sigmund, auf die Vorstellung Itel Redings des ältern, die Schirmvogtey Einsiedeln der Redlichkeit von Schwyz vertraute [258], welche Landleute den meist hochgebohrnen Religiosen von Alters verhaßt und verächtlich waren [259], verschmähete der Adel den Dienst Unser Lieben Frauen an diesem Ort [260]. Da Anstand genommen wurde, durch freye Männer den Abgang der Freyherren zu ersetzen, blieb zuletzt der Abt mit dem Custos allein [261], und nahm, übergrosser Wallfahrt wegen [262], von andern Klöstern Aushülfe an Mönchen, die ein sehr ungebundenes Leben führten [263], täglichen Dienst obenhin verrichteten, und nächtliche Andacht unterliessen. Da trug sich zu, daß die geheiligten Reliquien der Königin des Himmels [264] und vieles Kirchengeräthe durch drey Fremdlinge [265] entwendet wurde [266]. Drittehalb Stunden jenseits Zürich überfiel der Schreken die Gebeneyeten die Männer; gleich den Feinden Israels, welche die Lade des Gottes der Götter entführt, liessen sie den Raub mitten auf der Landstrasse. Da dieses zu Zürich angesagt wurde, eilten alle geistlichen und weltlichen Gewalten und die ganze Stadt, hinaus, und brachten ehrfurchtsvoll das Heiligthum an die Mauren, bis nach Zubereitung prachtvoller Feyer der Einzug in das grosse Münster geschah. Längst erfreute die Züricher kein so fruchtbares Jahr, als da sie die Mutter des HErrn empfangen [267]. Traurig, beschämt, furchtsam fühlte Einsiedeln die Verlassenheit, bis Franz von Rechberg, der trostlose Abt, durch die Erinnerung der Treu seines Vetters [268], den Herzog Albrecht, nach Zürich zu reisen, bewog. Der Fürst von Oesterreich erwarb dem Kloster das Heiligthum [269] wieder.

So andachtsvoller Stimmung ohngeachtet wurde allem, was den damaligen Glaubigen das Höchste war, Untergang bereitet: nicht hauptsächlich durch jene geheimen Gesellschaften, sondern durch die überspannten

Vorstellungen von des Papstes und der Geistlichkeit übermenschlicher Gewalt, Kraft und Grösse; wodurch man sich zu Erwartung tadelfreyer Vollkommenheit berechtiget glaubte, indeß die Klerisey, im Besiz alten Ansehens und Reichthums, und auf den Volksglauben trauend, die gemeinsten Klugheitsregeln kaum beobachtete.

Theoretisch verehrte man die päpstliche Heiligkeit als bestehende [270] Quelle aller den Menschen gebietenden Vorschriften [271], das canonische Recht als die Norm, die allen Formen der Gottesgelahrtheit [272], auch den vier grossen Kirchen-Vätern [273], vorgehe [274], und S. Johann in dem Lateran als Hauptkirche der ganzen Christenheit [275]. Diesen Begriffen sezte Meister Felix Hemmerlin (voll Gelehrsamkeit und Biedersinn, über alle Folgen gleichgültig) Erfahrungen entgegen, mit welchen ihre Anwendung schwerlich bestehen konnte. Er bezeugte, daß zu Rom Ablaß der Sünde und geistliche Aemter und Würden ohne die geringste Rükſicht auf Armuth [276], auf Verdienst [277], seit Menschengedenken bald auf das unverschämteste [278] bald unter mancherley künstlichem Vorwand [279] feil gewesen. So frech es geschah unter dem neunten Bonifacius [280], so gierig (und wie vergeblich!) es von Martinus für seine Verwandten [281] getrieben worden, doch übertreffe des mörderischen [282] Eugenius seiner Nachfolger [283] alle seine Vorweser in der Kunst, sein Bley in Gold zu verwandeln [284]. „Und der sollte," seufzt Hemmerlin, „Allerheiligst seyn [285]! Aus Niedrigkeit und Armuth steigt „ein Religiose an Einem Tag über Könige empor, glänzt „und lebt wie Ahasverus [286], wie Nachfolger Cäsar Augusts, und nicht des Fischers oder des Zimmermanns„sohns [287]! Die Cardinäle (wären lieber keine [288]!), „was ist ihr Thun als Commenden häufen, zum Ruin „des Gottesdienstes, der Klosterzucht, selbst der Gebäulichkeiten? Welchen Beifall verdiente nicht Kaiser Friede

„rich der Zweyte, der die Geistlichkeit der Einfalt ihrer „Bestimmung zu nähern suchte [289]! Das werden aber „auch Concilien nicht thun; auch zu Basel habe der „Glanz verehrten Silbergeschirres Auditoren und Richter „über die Güte der Sachen geblendet [290]. Was in der „Schweiz zu hoffen sey, von einem in Todsünde leben„den, und von seiner Geistlichkeit schamlos nachgeahm„ten Bischof [291]! von Pfaffen, deren Tonsur ein Für„stenhut dekt, der widersprechende Pflichten gebeut [292]!" Ueberhaupt würde Meister Felix (in dem Geist jenes Gutachtens an weiland König Edward den Ersten [293]) die Hoheitsrechte geistlicher Personen und Gemeinheiten gegen ein bestimmtes einfaches Einkommen [294], selbst mit Verlust, gern vertauscht haben [295]. Wenn er bey den deutschen Herren oder bey den Johannitern die herrlichen Curien [296], die vollen Küchen und Keller [297], die hochmüthige Eitelkeit [298] und Weichlichkeit [299] und Schwelgerey [300] und den versäumten Gottesdienst und die vergessene Regel sah, so nahm er keinen Anstand, ihr unnüzes Daseyn [301] für zweklos zu erklären. Er konnte sich nicht zurükhalten, wenn er den grauen Abt wollüstige Jugend beneiden [302], wenn er durch geizigen Betrug Novizen geärgert [303], wenn er in Klosterkellern Weinfässer sah, gröſſer als die Cellen der von Hieronymus gepriesenen Väter [304], wenn er taumelnde Bußprediger mit unstäter Zunge Fasten empfehlen hörte [305]. Es entrüstete den gerechten, wenn zu Betreibung drükender Grundzinse der Bann gemisbraucht, wenn alle Reallasten von den Gütern der Klerisey auf den Landmann gewälzt wurden [306]. Dann verwünschte er Konstantins Freygebigkeit [307], und prophezeihte den Ruin der Nation, oder, wie in Böheim, Aufstand gegen die alles Verschlingenden [308].

Um so trüber wurde sein Blik, als der Ausgang der Baselschen Kirchenversammlung die Verbesserungshoffnung [309] vereitelte. Wie vorhin Cardinal Julian,

einer ihrer ersten Vorfechter, aus Ueberzeugung, die Väter gehen zu weit, oder aus anderer Furcht oder aus Gefälligkeit, zur Hofparthey übertrat [310], so wirkte zu ihrer Auflösung die Geschiklichkeit eines der geistreichsten Staatsmänner, Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher dem Eifer für sie sein Glük zu danken hatte. Es ist wahrscheinlich, daß Johann von Lysura, des Kurfürsten zu Mainz erster Rath in geistlichen Sachen, und nachmals der kaiserliche Hof selber durch ihn und die Freygebigkeit Nicolaus des Fünften umgestimmt wurde [311]. Da benachrichtigte ein Kaiserliches Befehlschreiben den Bürgermeister und Rath von Basel von der dem römischen Papst geleisteten Obedienz und von Aufkündung des für das Concilium sechszehn Jahre bestandenen kaiserlichen Geleites [312]. Die Baseler, im Gefühl der Ehre und des Nuzens ihrer Stadt, behaupteten gegen drey drohende Mandate [313] fast ein Jahr das gegebene Wort. Endlich wurden sie durch strenge Fruchtsperre [314] und ein Urtheil des kaiserlichen Hofgerichtes zu Grätz auf der Steyermark zu reichspflichtmässigem Gehorsam angehalten [315]. Als Zeit genug verflossen war, Basel zu überzeugen, daß nach des Kaisers Rüktritt, keine Macht geneigt wäre, die Kirchenversammlung zu behaupten, und nachdem durch Mittheilung jedes neuen Vorfalls die ehrerbietigste Rüksicht für dieselbe bewiesen worden, erklärte die Stadt durch eine feyerliche Deputation [316] den vorbereiteten, standhaften Vätern den Schmerz, das in ihren Mauren so lang und fest gehaltene Aufenthaltsgeleit [317] in einen Paß zur Abreise verwandeln zu müssen [318]. So viele Würde in dem Sturm der Partheyen wurde von der Obrigkeit mit Mühe behauptet. Hanns Gemminger, der Rechte Licentiat, Official Friedrichs ze Rhyne, Bischofs zu Basel, eines etwas zweydeutigen Prälaten [319], hatte mit oder ohne ausdrükliche Vollmacht [320], bey dem Papst Nicolaus für Hochstift und Stadt Ba-

sel voreilig die Obedienz geleistet [321], und war wohl belohnt [322], unerwartet, mit Bullen [322b] in die Nähe gekommen. Die Päbstlichgesinnten wollten das Concilium mit Schimpf und Gewalt endigen [323]. Es mochte auf eine Stunde ankommen, daß der Stadt Basel diese Unehre in ihren Mauren begegne [324]. Um eine Stunde früher als überall schlug von dem an die Uhr, zum Andenken dieser Nacht [325]. Die Väter, durch fünfhundert Bewafnete von Basel begleitet, ritten das Land hinauf [326]. Am Hauenstein fanden sie Solothurner und Berner, von welchen sie nach Lausanne begleitet wurden.

Diese Kirchenversammlung, welche die zu Constanz verschobene Reform, die Ausgleichung der hussitischen Trennung, die Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Christen und andere Plane mit ruhmvollem Eifer unternommen und mit Gelehrtheit standhaft betrieben, nahm, durch des Pabstes Nicolai mannigfaltige Kunst, zu Lausanne ein unansehnliches Ende [327]. Eine so allgemeine, zahlreiche, freymüthige Zusammenkunft ausgewählter Führer des christlichen Volks über Sachen der öffentlichen Religion, hat kein Jahrhundert wieder gesehen [328]. Die Verfassung der, durch alle Theile des Erdbodens verbreiteten, christlichen Gesellschaft, welche vor allen die Entwiklung des Geistes begünstigte [329], wurde durch den Eigensinn der Päbste, und die Aufhebung aller gemeinnüzigen Verbindung, entnervt. Ein Werkzeug moralischer Bildung, wie weder Moses noch die delphische Priesterin, weder Pythagoras noch die Braminen so weitreichend und vollkommen es hatten, zerbrach, weil man weder den Muth noch den Verstand hatte, es auszubessern [330].

Hierauf blieb in der Schweiz die oberste Leitung der geistlichen Sachen unter dem Bischof zu Constanz, Heinrich von Höwen, dessen Wandel über Friedensvermittlungen, dem Lieblingsgeschäfte seines öffentlichen Lebens, gern vergessen wurde; unter Friedrich ze Rhyne, Bi-

schof zu Basel, der auch wohl darum doppelsinnig schien, weil er das Uebertriebene aller Partheyen verwarf, um sie friedfertig zu stimmen; wie er auch in Sachen seines Hochstifts, bei größter Sorgfalt ihrer Verwaltung 331, das schiklichscheinende dem urkundlich rechten willig aufopferte 332; unter dem lausannischen Bischof Georg von Saluzzo, der das zerrüttete Hochstift 333 wieder ordnete 334, durch Geschiklichkeit ehrte, durch Anstalten stärkte 335 und nebst großem Lob milder Gerechtigkeit 336, ehrenvolle Denkmale hinterließ 337. Den Bischofsstab zu Genf, den der savoyische Pabst sich zugeeignet 338 und vergnüglich geführt (die Genfer thaten was er wollte, weil er ihre Freyheit ehrte 339,) übergab er, auch geistlicher Hoheit satt, seinem Enkel, einem achtjährigen Knaben 340, und überließ sich der genußreichen Ruhe zu Ripaille 341. Zu Chur verhinderte Sturm der Partheyen, eines Bischofs einig zu werden; viele Jahre pflegte der von Constanz auch dieses Hochstifts 342.

Das hatte die Hierarchie, daß der geringste vom Volk durch Gelehrsamkeit, Sitten und Klugheit über Adel und Könige emporsteigen mochte 343: aber viele Domcapitel machten (zuwider dem Geist der Gesezе 344 und dem Willen der Päpste 345) adeliche, ja hochadeliche Geburt 346 zu so strenger Bedingniß der Aufnahme, daß Präbenden lieber unmündigen Knaben oder gar nicht vergeben wurden 347! Als wenn die Stifter nur hätten wollen Familienfonds heiligen, vergassen sie den höhern Zwek hiemit auch nur zu vereinigen 348. Ueberhaupt entstellte Selbstvernachlässigung die alternden Anstalten. Wo für öffentliche Sitten gesorgt wurde, war der schwerste Kampf der Obrigkeit mit sittenlosen Mönchen 349 oder geistlichen Herren 350. Die Anmassungen des römischen Hofes verwirrten die Klosterordnung 351; es war nichts erwekendes in den geistlosen Statuten 352; die Wirthschaft aber so schlecht 353, daß jeder Unfall unwiederbringlicher Verlust ward 354. Trostlos irrten

die bejahrten Nonnen von Engelberg aus dem verbrannten Kloster durch die unbekannte Welt [355]; lang verlassen, seufzten zu Seedorf und im Gefenne St. Lazars gutmeinende Schwestern, um Leitung [356], oder Schwestern aus der zerrütteten Sammnung am Oetenbach [357] um ruhigen Erbauungsort [358]: denn, freywilliger Eintritt in eine von den vier und zwanzig Religionen [359] hatte bei vielen die redliche Meinung zum Grunde, in ihrem Leben einen sündetilgenden Abschnitt zu machen [360]. Der theatralische Canzelvortrag der Bettelmönche [361] und die Schauspiele öffentlicher Andacht [362] waren geschikter zu schnellen Entschlüssen als zu daurender Ordnung des moralischen Wandels [363]. Uebrigens blieb, zumal reicheren Klöstern, das ursprüngliche Verdienst um Belebung wilder Gegenden, durch Beschäftigung einer großen Zahl Menschen [364]. Ein Land wird um so mehr blühen, je mehr Mittelpunkte des Arbeitfleisses allenthalben Bewegung ausbreiten [365].

Immer sichtbarer wurde der Uebergang aus den Zeiten ausschließlicher Größe der Burgen und Klöster in solche, wo Würde und Genuß allgemeiner verbreitet wurde; wozu das Beyspiel der schweizerischen Freyheit sehr beytrug [366]. Die Sterblichen, welche die nie stillstehende Arbeit der Natur nach dem Maaßstab ihres Daseyns beurtheilten, erschöpften sich auch damals in vergeblichen Klagen und Kämpfen über das Werk der Zeit. Aber was geschehen sollte, wurde durch den Widerstand befördert.

Die Freyheit, nach jenen alten Begriffen, war eine von Willkür unabhängige, innwohnende Würde des Menschen [367]; der Adelstand, die Classe freyer Landeigenthümer, in deren Hand hauptsächlich die Landwehre war. Angestammte lebenslängliche Bereitschaft zur Selbstaufopferung für die Erhaltung des Ganzen war die Auszeichnung [368] und nächst geschikter Waffenführung [369] reine Geisteshoheit die Haupteigenschaft der edlen Ritter [370].

Zwischen einem freyen Landmann und einem Edelmann war wesentlich kein Unterschied, in viele geistliche [371] und weltliche Würden [372] lange auch jenem Zutritt offen, und gleiche Eifersucht (selbst im Jura bey freyen Landleuten [373]) durch unebenbürtige Heirath ihren Stamm nicht zu entehren [374]. Von dem Blute [375], von der ersten Bildung des Mannes, dessen Väter nie sich knechtisch hingeworfen [376], wurde höherer Sinn erwartet. Auf den Vater wurde gesehen, Mißheirath etwa vergeben [377], ja, wenn nöthig [378] oder wo Landessitte es zu erlauben schien [379], sein Bastard Erbe. Aber so eifrig schmeichelnde Geschichtschreiber [380] und Redner [381], den Ursprung vornehmer Häuser in Fabeln verhüllten, so verkündigte das Christenthum ursprüngliche Gleichheit [382] zu laut, als daß Göttersöhne wieder aufkommen mochten [383]. Also da der höchste Adel verdient oder erworben wurde, die Abstammung bei dem vielen Herumreisen der Ritter [384], dem mannigfaltigen Geschmak [385] und den Bedürfnissen der edlen Frauen [386] oft zweifelhaft seyn mochte [387], schien Geburt weder ein untilgbarer [388] noch ein ausschließlicher Titel [389]. Adelich geworden zu seyn, war dem nachtheilig, der nichts edles in sich fühlte [390] oder in den Augen deren, welchen vergessene Tugend die bequemste schien [391].

Dadurch fiel der Adel, weil er in dem Wahn, zu allem geboren zu seyn, der Mühe unwerth glaubte, es zu verdienen, und über seinen Ursprung unwissend [392], gegen die neue Zeit mit Rohheit kämpfte, oder der Herabwürdigung sich hingab. Durch den Arbeitfleiß war ein Capital von weit unbegränzterm, genußreicherm Ertrag als das unvollkommen benuzte Landeigenthum zusammengelegt worden, und die Zeit erschienen (von der ein Minorite [393] längst geweissagt, daß sie die lezte seyn würde) wo Gold und Silber Waare wurden. Capitalisten erhoben sich, deren Geld, um fünf Procente [394] auf Unterpfand für Verschwender und Unternehmer bereit,

nicht wie Darlehne der Juden durch Machtsprüche [395] vernichtet werden konnte. (Von dem an entluden sich die schweizerischen Städte der Judenschaft [396], wo nicht Geldnoth [397] oder persönliches Verdienst [398] Ausnahmen abnöthigte, oder, wie zu Schafhausen [399] jüdische Gelehrte [400] gegen billiges Geld [401] sichern [402], möglichst ehrenhaften [403] Wirkungskreis erhielten).

Allen durch die Zeit herbeigeführten Aenderungen menschlicher Dinge ist nur durch Mitfortschritte im Geiste der Zeit zu begegnen. Aber List und Gewalt schienen den meisten bequemer. Die Fürsten suchten Größe und Sicherheit in Unterdrükung des Adels, Entfernung weiser Männer [404], Daniederhaltung aufkeimender Volksvernunft [405], Unterhaltung der Partheyungen und des Mißtrauens [406], in Spionen und Leibwachen, in Beschäftigung des Volks mit blos physischer Bedürfniß und auswärtigen Kriegen [407]. Gemeine Edle, statt ihre Landwirthschaft zu verbessern und in Arbeitfleiß mit Bürgern zu wetteifern, erpreßten von Gerichtsangehörigen in schauervollen Burgverliessen übertriebene Geldstrafen [408], mißbrauchten selbst in Andachtszeiten [409] für sich und Vieh und Knechte die Schirmvogtei furchtsamer Klöster [410], oder sie lauerten auf vorüberziehende Kaufleute [411], oder übten Unterdrükungen, die sie durch vorgebliche Nothwendigkeit entschuldigen wollten [412]. Indessen sie sich so viel erlaubten, versäumten sie, durch Geschiklichkeit und Kriegskunst öffentliche Achtung zu behaupten [413]; im Genuß, nicht in Kühnheit suchten sie Zierde [414], weniger Lust selbst auf Jagden [415] als beim Schmause [416]. Daher wurden die verfallenden Burgen auf den Felsen und im Walde verlassen [417]; die Junkern zogen städtisches Leben vor: seltener um das gemeine Wesen zu führen, als auf Trinkstuben [418] zu zechen, und alternde Vorzüge [219] zur Schau zu tragen oder in allem [420] unter die Classen herab zu steigen, welche edler gewesen wäre, zu sich zu erheben.

Felix Hemmerlin, dieser wohlunterrichtete unerschrokene Vorfechter der Wahrheit und Tugend, war aus einem alten ansehnlichen Bürgergeschlechte [421] von Zürich [422], rastlos in Erwerbung einer Summe von Kenntnissen, die allezeit ungemein, damals bewunderungswürdig war; gewohnt was die Kirche ihm gab, als Mittel hiezu, die Gelehrsamkeit als Mittel der Zurükrufung aller Stände zum Gefühl ihrer Bestimmung zu benuzen; in seinem Leben untadelhaft [423], gleich scharf gegen den Mißbrauch des Reichthums, wie gegen Arme mildthätig und gut [424]. Während und nach seinen gelehrten Reisen [425] wurde er zu Zürich und in Zofingen Chorherr, und Probst zu Solothurn [426]. Der römische Hof ließ sich bewegen [427], ihm die Propstey des großen Münsters in Zürich aufzutragen. Gleichwie aber von dort her sein Verdienst mißbraucht werden wollte, um eine Anmassung durchzusezen, so benuzte das Capitel begierig die herkömmlichen Rechte für die Wahl eines Vorstehers, dessen Sitten weniger unbequem wären [428]. Hemmerlin begnügte sich nicht ungern [429] mit der Chorsängerey, welcher Stelle das ehrwürdige Andenken Konrads von Mure für ihn besondern Werth gab. Einkünfte und Freyheiten der Geistlichkeit billigte er, in sofern dadurch die Musse und Kosten gelehrter Untersuchungen und Freymüthigkeit in Ahndung der einreissenden Mißbräuche erhalten wurde [430]. Uebrigens hielt er für nothwendig, daß die Richter der Sitten der Welt über jeden Vorwurf eigener Unanständigkeit erhaben wären [431]. Also trat er gegen Pflichtversäumnisse [432] und ordnungswidrige Sitten [433] seiner Stiftsbrüder so eifrig auf, daß sie seine Feinde wurden, und er einst auf der Landstraße meuchelmörderisch eine Wunde erhielt [434]. Nachdem er vieles beigetragen, Matthäus Nydhard, einen Mann von Einsicht und Erfahrung, an die Propstey zu erheben [435], ergab er sich immer mehr den gelehrten Arbeiten [436]. Herzog Albrecht [437], Markgraf Wilhelm [438], viele vor-

nehme, viele wohlgesinnte Männer 439, kannten seine Brauchbarkeit für ihre Parthey oder öffentliches Wohl. Was aber dem gern begegnet, welcher mit Büchern mehr als mit Menschen umgeht, und was zur Zeit allgemeiner Theilnahme an großen Partheyungen schwer zu vermeiden ist, Hemmerlin, da er während dem bürgerlichen Krieg Staatsschriften abfaßte 440, ergriff den vorschwebenden Gesichtspunkt mit einem Feuereifer, der ihm alle übrigen Seiten des Gegenstandes verdunkelte, und ihn auch nachmals 441 zu übertriebenen Aeusserungen verleitete 442. Wie er dann, uneingedenk der sonst bestandenen Verhältnisse, für nöthig erklärte, die ganze schweizerische Nation 443 zu deportiren oder auszurotten 444, und kaum zweifelte, daß Gott, samt Reding und anderen Vorstehern, das ganze Volk und die geringsten Aelpler den ewigen höllischen Flammen zuerkannt habe 445. Um so zuversichtlicher schrieb er dieses, weil nach so einem Krieg Herstellung einer Eidgenoßenschaft unmöglich schien 446.

Der weniger leidenschaftliche Propst Nydhard 447 urtheilte hievon richtiger 448. Gleichwie er Meister Hemmerlin, als einen lästigen Mann, den er aus Furcht und Neid haßte, mit List um das Wohlwollen seiner geistlichen Obern gebracht 449, so benuzte er diese Unvorsichtigkeiten zu dessen Ruin. Dieses erleichterte der arglose Gelehrte durch den freymüthigsten Tadel herrschender Männer, beissende Scherzreden über die Eitelkeit unwürdiger Stiftsbrüder 450, sorgloses Vertrauen auf die Kraft von Wahrheit und Recht. Nydhard reizte seine Empfindlichkeit vermittelst ungerechter Behandlung 451; wenn er klagte, durch Schweigen 452.

Es ist uralte Sitte, daß ein Theil der finstern Zeit starrender Natur, kurz vor oder nach der Sonnenwende des Winters 453, in zerstreuender Lustbarkeit zugebracht wird; worüber man, jährlich Einmal, den Zwang der gewöhnlichen Verhältnisse zu vergessen scheint 454. Diese

rfrischung nach der Arbeit eines Jahrs 455 war den chweizern bei ihrer einförmigen Lebensart auch ange- hm. In der Fastnacht lief auch des Frauenmünsters tissin mit ihrem Bruder vermummt durch die Stadt 456; ungescheut äusserte die Natur ihre Oberhand über vere Gelübde 457. Von allen oder mehreren Orten en, unter obrigkeitlicher Führung, oft viele hundert veizerische Jünglinge auf den Besuch einer eidgenoßi- n Stadt; wo Spiele gehalten, oder um Preise ge- ssen, besonders bei herzöffnendem Wein traute ewige osbrüderschaft auf das wärmste, innigste, gefühlt, ugt, mit manchem Handschlag befestiget wurde. So e, nach dem lezten Frieden in dem achten Jahr 458, eld, Greifensee, der fremde Bund, der ganze Krieg, em Fastnachtschmause vergessen, welchen anderthalb- nd Jünglinge von Schwyz, Unterwalden, Lucern, und Glaris 459 in der Stadt Zürich hielten. Diesen dentag mißbrauchte heimtükische Bosheit zum Ver- n der Unschuld.

aut war die Freude, schneller giengen die Becher 460, und nie drükten treue liebe Eidgenoßen die rschaft kräftiger, als hier die Aussöhnung sich In dem bemerkte einer der Herren 461, "Ewig diese dauren, doch nähren einige noch Groll". deß einer noch trank, "die Eidgenoßen sollen hoch , halblaut beifügend "und sterben die Feinde" igten sich die Jünglinge, Wer, Wo solche seyn? lispelte von dem Großweibel Hanns Asper, als Schweizerfeind, Rottmeister im vorigen Krieg. e (von dem unerschütterlichen Eidgenoßen, dem Propst Nydhard unterrichtet) erwähnten Meister rlins: „Dieser Oesterreicher (Schweizer zu seyn, er sich) beschuldige sie in öffentlichen Schriften natürlichsten Laster, schimpfe über ihren Bund, auf Landenbergisch 462, allgemeines Blutbad, er Weiber und Kinder, und erkenne sie dem Teufel

„zu." Indeß die erhizten Gemüther Feuer faßten, und etliche fortschlichen, den Großweibel aus den Fenster des Rathhauses zu stürzen, bezeugten andere festen Willen, mit Meister Hemmerlin gleiches zu thun, wenn er nicht gefreyter Pfaffe wäre [463]. „Vor dem Bann" sagte einer, „dürfe in diesem Fall sich niemand fürchten; die unbän„dige Feder dieses Mannes habe weder Papst noch Bi„schof geschont; was dem gemeinschaftlichen Feind von „tapferen Männern in Zorn und Wein widerfahre, werde „Entschuldigung finden." „Nicht tödten soll man ihn" meinte ein anderer. „Der Generalvicarius Gundolfinger „ist in der Stadt [464]; dem überliefert ihn als Verbrecher; „überlasset hierauf den Geistlichen, wie sie ihm das Leben „sauer machen werden." Dieses alles war verabredet worden [465].

Die Jünglinge stunden auf [466]. Indeß Hanns Asper durch ehrbare Rathsherren mit Mühe gerettet wurde, eilten jene auf Meister Felix Hemmerlins Chorherrnhof bei dem großen Münster. Der alte Mann saß in seiner Studierstube, umgeben von seiner auserlesenen, ordentlich aufgestellten Bibliothek [467]. Seine Feinde und ihre Anschläge waren ihm nicht unbekannt; vielleicht, wenn er hätte wollen auftreten, konnte er sich erhalten [468]; allein, über seine Studien hatte er das vergessen. Die Jünglinge, im Namen des Bischofs von Constanz [469], führten ihn gefangen hinweg. In derselbigen Stunde bemächtigte sich der Generalvicarius seiner Geräthschaften und Bücher. Einige Stunden blieb er im Gerichthause [470]. Am Abend wurde er, unter großem Zusammenlauf des erstaunten Volks [471], im Angesichte der theils kraftlosen [472], theils einverstandenen Obrigkeit [473], gebunden [474] auf seinem Pferd, von einem Bedienten des Generalvicarius [475], nach einem bischöflichen Schlosse [476] abgeführt, wo er in einem finstern unreinen Kerker [477] fünfzehn Tage unverhört zubringen mußte. Die Fürworte Albrechts und Sigmunds, der Herzoge von Oesterreich,

bewirkten einige Linderung [478], nicht Loslassung noch Beschleunigung des Verhörs. Die Rache beleidigter Gottheit [478b] ist wie die Rache beleidigter Majestät einer Nation oder eines Fürsten [478c] schranklos, weil vorgeblicher Eifer alles Recht und Menschengefühl niederschlägt.

Nach vier Monaten wurde Meister Hemmerlin von dem hohen Thurme, wo er in Gesellschaft eines aussäzigen Mörders (weil er einmal entkommen war [479],) in Ketten lag, vor den Generalvikarius gebracht, wo man ihm heftig vorhielt, wie frech von seinen Obern, dem Pabst und Bischof, wie ärgerlich von Pfarrern [480] und Religiosen, wie bitter von den alten Eidgenossen seiner Vaterstadt er geschrieben. „Eigentlich" erwiederte er „ist jedes Wort meiner Entschuldigung unnüz: der „Proceß hat mit der Verdammung angefangen, unter „deren Folgen mein fünf und sechzig jähriges Alter bereits fast erlegen ist. Allein, ihr habt klüglich gethan: eure Leidenschaft mußte vor dem Verhör befriediget werden, denn das Verhör wird meine Unschuld darlegen. Das Gericht, welches ihr führet im Namen von Obern, die ich gelästert haben soll, könnte ich ablehnen [481]. Wenn aber ihr nicht selbst unanständig fühlt, in gleicher Sache Richter und Kläger zu seyn, so komme vor eurer Gewalt mir die Geduld zu gut, womit ich auch dieses dulde. Zum Glük wird diese Dahingebung mir leicht: sollte etwas in meinen Schriften den Bischof unsern Herrn beleidiget haben, so wird es wohl nicht diese Diöcese, sondern die Pflege des Hochstifts Cur, die uns fremde ist, betreffen [482]; von Seite des Pabstes möchte eher meine Mässigung Lob und Dank verdienen. Ohne zu gedenken, was von Kaisern und Königen, Fürsten und Städten, was auf Concilien, was von freyen biedern Schriftstellern von Alters her [483] weit heftiger vorgetragen worden, fodere ich euch selbst auf, zu urtheilen, ob möglich, ob zu wünschen sey, daß Pflicht und Empfindung vor den

„Schrekniſſen der Macht ganz verſtummen? ob die Er„gieſſung warnender Klage, oder ob ein endlich alles „unaufhaltbar umſtürzender Ausbruch des lang peinlich „gepreßten Gefühls, den Obern furchtbarer ſey? Nicht „einſchläfernde Schmeichler ſind ihre Freunde, ſondern „die, welche ſie hindern, zu vergeſſen, wer ſie ſind. „Den Spiegel der Wahrheit zerbrechen wollen, zeigt „ſchlechte Meinung von ſich. Der müßte wenig Ver„dienſt um ſeine Untergebenen haben, der durch falſche „Zulagen ſo leicht um Ehrfurcht und Liebe zu bringen „wäre 484. Allein, ich rede zu Richtern, die, wann „ich gefehlt habe, Mitſchuldige ſind. Verſchiedene mei„ner Schriften habt ihr veranlaſſet, alle vor der Heraus„gabe geleſen; einige ſind verbeſſert, in ſo viel Jahren „iſt keine widerlegt worden. Was ich für das unvergeß„liche Vaterland, welchem ich Daſeyn, Erziehung, mein „vornehmſtes Einkommen, vieljährige Ehre und meine „beſten Freunde zu danken habe, in Kriegszeiten, im „Gefühl ſeiner Leiden ſchrieb, iſt in der Amneſtie des „Friedens. Zu viel, und faſt als wäre mir an den ver„lohrnen Glüksgütern gelegen, oder meine Ehre in frem„der Gewalt, habe ich über die Anklage geſprochen: der „gebeugte, von den Feſſeln zernagte, zitternde Greis, „der Lebensarbeit müde, begehrt nichts, als ſeinen Abend „in einer ſtillen Celle unter guten Religioſen ruhig zu be„ſchlieſſen 484b.

Drohungen, Hofnungen wurden verſchwendet, ihn zu einem Widerruf zu vermögen 485. Er, lebenslänglich Diener der Wahrheit, verſchmähete, die Beſänftigung ſeiner und ihrer Feinde durch Entkräftung ſeiner Zeugniſſe zu erkaufen, und vertraute, die Nachwelt werde ihm Dank wiſſen, daß er nichts zweifelhaft gemacht. Hierüber wurde er (wider den Willen des guten, aber beherrſchten Biſchofs 486) ſeiner Stellen bei dem groſſen Münſter beraubt, und nach drei Monaten unerſchütterlicher Standhaftigkeit, (weil er die Heucheley der

Bettelmönche mit besonderm Eifer entlarvt hatte 487), den Baarfüssern zu Lucern mit dem Auftrage der übelsten Behandlung überliefert. In der Hand seiner niedrigsten Feinde 488, von denen, welchen er nüzlich war, verlassen oder schlecht unterstüzt 489, in seinem Thurm endlich vergessen 490, blieb Felix Hemmerlin sich selbst gleich; bis er das Schikſal ermüdete. Einmal sagte er dem nicht bösen, aber unachtsamen 491 Gwardian dieser Baarfüsser: „Der Strom der Aare sey vom Alpenschnee „in einem heissen Sommer über die Maasse angeschwol„len; wobei jemand bemerkt, wie ehrlich die Solotur„ner seyn; sie könnten aus der Aare viele tausend Ei„mer Wasser entwenden, ohne daß die Baseler es merk„ten. Pater Gwardian, aus eurem Ueberflusse könn„tet ihr mir viel thun, das die Feinde nicht wüßten 492." Nach einigen Monaten erwürkte ein mächtiger Freund oder der Bischof oder ein Schamgefühl, daß erlaubt wurde, ihn menschlich zu behandeln 493; er bekam wenigstens ein Theil seiner Bücher 494, auch wohl seine Leute 495 wieder. Jene benuzte er ferners für die Gerechtigkeit, selbst wann sie den Verfolgern vortheilhaft war 496, und um für alle Wahrheiten, wegen deren er litt, Anhänglichkeit zu bezeugen 497. Seine lezten Worte verhallten vor den Baarfüssern 498; er aber, nicht weniger froh, eilte 499 aus Gundelfingers und Nydhards Welt, hinüber in die ewige Stille, oder an den, von ihm, und den Besten erwarteten Ort gerechter Ordnung der Dinge.

Schön sind die Tage bei Morgarten, bei Laupen, bei Sempach, bei Murten; viele sind in schweizerischen Jahrbüchern der schönen Tage in Friede und Kriege. Aber das wisse die Schweiz, jeder Fürst, jedes Volk, daß die Unterdrükung Eines gerechten Mannes ein Flek in allen Geschichtbüchern ist.

1 Relum'd her ancient light, not Kindled new. Pope.

2 Von ähnlicher Grösse. Hesiods ungewisse Zeit abgerechnet, ist nach Homer eine so grosse Lüke, wie von Moses bis auf der Debora Gesang.

3 Siehe die Bearbeitung dieses Gesichtspunktes durch seinen Landsmann Dionysius, und vergleiche die Abhandlungen Gatterers im Anfang seiner historischen Bibliothek.

4 Gatterer in Vorlesungen bei der göttingischen Gelehrten-Gesellschaft und in anderen Schriften zeigt, was durch der Frau Guthrie taurische Reise und alle neuen Beobachtungen bestätiget wird, wie überraschend richtig seine Geographie Skythiens ist. Siehe, in Zachs Ephemeriden, Heerens Bemerkung über das Zutreffen seiner Nachrichten vom Niger mit Mungo Parks Entdekungen. Vergleiche Rennels Geography of Herodotus explained. Er war im Verdacht, entfernte Gegenstände so zusammengeworfen zu haben, daß er das Pyrenäengebirge mit dem Schwarzwald verwechsele. Allein, der Name Pyrene kömmt häufig dem Tyrolergebirge zu, (welches ihn im Mittelalter behielt, und wovon im Brenner die Spur bleibt): wie wenn er (wie Aristoteles und selbst Neuere) nicht das Bächlein zu Donaueschingen, sondern den Inn, für wahre Donauquelle nahm! So gereiniget erscheint auch diese feine Notiz in der Würde lichter Wahrheit.

5 Von Moses bis Maleachi, dem lezten alt-hebräischen Autor.

6 In der Landessprache verfaßten.

7 Der da ist, (durch sich ist); Jehova, Jao; dahin zielt das Delphische E.

8 Ist die Vorsehung Gottes oder seine Weltregierung. Die Schwachen, die sich stark dünken, fassen Aerger an altmodischen Worten.

9 Tu regere imperio populos, Romane, memento.

10 Aus den guten Zeiten bis ungefähr Alexander Severus.

11 Wie die armen Thiere, die der Orient braucht, um die Mühlsteine umzutreiben, und manchmal blendet, damit sie es ohne Schwindel thun.

12 Auf welches wir uns hier beschränken. Formeln, die Welt umfassend, gehören mit ihren Erläuterungen in die Geschichte der Menschheit.

13 Ein zweites Rom nennen wir das päbstliche; der Name des neuen Roms ist urkundlich Konstantinopel eigen.

14 Klöstern, die Litteratur trieben; wie wir im ersten Theil von St. Gallen sahen.

15 Wir beschränken uns, um in die Schweiz zurükzukommen.

16 Es sey erlaubt, den Contrast altnordischer und neuchristlicher Weisheit an einem grossen Beispiele zu zeigen. Hundert und zwanzig Jahre hatte Ossian gelebt, als die Missionarien des Christenthums nach Caledonien kamen. Zu ihm redete Paadruig (S. Patricius?) Dein Vater, Ossian, ist .... Er: o, wo, wo ist Fingal, Du wohlunterrichteter? Padr.: Dein Fingal, Dein Vater, ist in der

kalten Hölle, und alle seine Freunde mit ihm, im engen Grabe verschlossen. Ossian: wo ist die kalte Hölle, o heuchlerischer Paadruig, mächtig in böser That? Ist sie nicht so gut als der Himmel eures Gottes, wenn Wild darin läuft und schnellfüßige Hunde! P.! Mein Gott ist allmächtig. O.: Wäre Carril und Gaul im Lande der Lebenden, der braungehaarte Diarmid, und Oscar, mein sieghafter Sohn, der Gott von Leuten wie Du bist, könnte keine Mauer bauen, schüzend für sie. Ueberhaupt sagte Ossian: ich bin alt, und wünsche zu finden Fingal in seiner Wolke; ich mag nicht zu dem Gott der Söhne der Schwachen. Siehe Thomas Hill's ancient Erse poems.

17 Auf seine besondere Vorsehung; Lucä 12. Eben dahin gehören Vergebung und Unsterblichkeit; wer könnte erzürnter macht vertrauen (Psalm 130, 3.)! und wer dem nicht, der nach dem Tode noch hilft!

18 Auch der Unchristen; Lucä 10.

19 Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten; weiter vermögen sie nichts; Lucä 12.

20 Den Charakter der Gemeinden, die der Jünger bildete, welchen Jesus lieb hatte, (bei Plinius Epp. X, und er ist kenntlich in Lucians Spott) gieng über Käzermachereien und Anmassungen der Vorsteher für die Gelehrten verlohren; dem gemeinen Mann blieb etwas von seiner Kraft.

21 Die wahre Manier seiner Behandlung ist die, von der Montesquieu in Behandlung der Erbrechte ein Beispiel gab: (Esprit des loix L. 27.), dergleichen im ganzen Mittelalter und weit hinab keines vorkömmt.

22 Δημιουργοι.

23 Per loca senta situ vadunt noctemque profundam.

24 Seit Erasmus und Luther.

25 Seit Descartes, Bayle, Leibniz, Montesquieu.

26 Das, nichts anderes, ist Aufklärung, wie widersinnig, sie nicht zu wollen!

27 Eingang des ewigen Bundes von 1315: „Wann menschlich Sinne blöd und zergänglich, daß man der Sachen, „so stäte sollend blyben, lychtlich vergisset, durch das so ist „nothdürftig, daß man die Sachen, die den Lüten ze Frid „den und Eren ufgesezt werdend, mit Schrift und Briefen „wissentlich mach". Diese Formel ist der Anfang vieler Urkunden, aber durch gleiche Veranlassung.

28 Daher an Begebenheiten, deren Spur urkundlich ist, wegen Abgang eines gleichzeitigen Geschichtbuches zweifeln zu wollen, unrecht wäre: aber in der historischen Kunst ist Kritik der Sagen eines der am wenigsten bearbeiteten Capitel.

29 So wenig als auf Otaheiti's glüklicher Küste. Um sich zu entwikeln, muß der Mensch durch Ueberlieferungsstoff und Umgang elektrisirt werden.

30 Sie werden durch keine fremden Ideen verwischt.

31 Selbst ihr bitterer Feind, Hemmerlin: Licet feroces, pacem tamen cum omnibus accolis firmiter tenuerunt (dial.

de Suitensib. welcher der 33ste ist in seinem grossen Werk de nobilitate et rusticitate).

32 Magnae legalitatis apparentiam gesteht auch er ihnen zu.

33 Suitenses arroganter volunt appellari. Man zog 1798 den helvetischen Namen vor, auf daß das Andenken der sieghaften blühenden Freiheit über dem Namen derjenigen vergessen würde, die sich unter das römische Joch bequemt haben.

34 Sie und die Tokenburger gens radicaliter protervissima.

35 Caeteris ruralibus magis horribiliores.

36 Clamor famosissimus per Europam de Suitensium supermirabili potentiae pompa.

37 Den Reding im Züricherkrieg; siehe Th. II, 273 und 556, was sie thaten, wenn sie sich getäuscht glaubten.

38 In domibus providi, in consiliis maturi, in tractatibus circumspecti; Hemmerlin. Ich bedaure sehr, die Landbücher, und die Hirtenordnungen im Hochgebirge, nicht bei Handen zu haben, um ihren Geist eben so darzustellen, wie anderswo, den der Züricher aus dem Richtebrief, der Berner aus der Handveste. Dieser Abgang ist eine unwillkührliche Unvollkommenheit dieses Geschichtbuches.

39 Die mit den kostbarsten Schellen und reichsten Bändern geschmükt vortretende Kuh, der beim Schatten bei der Brunn-Quelle alle andern den Rang lassen. Siehe Ebels Schilderung der schweizerischer Gebirgsvölker, (ein mit seltener Weisheit und Unpartheilichkeit geschriebenes Buch).

40 Wer es nicht selbst sah, lese die Bemerkung in der Reise und in dem 2ten Th. der prosaischen Schriften der edlen Schweizerfreundin Friederike Brun. Die Alpennatur hat niemand ausführlicher noch wahrer gemahlt, noch mit mehr Geist belebt.

41 Das ist der (vernachläßigte) Titel des Herrschaftsrechtes über das Vieh, daß der Mensch für seine Nuzung ihm hülflich sey.

42 Hemmerlin: Sic nominari coram gentibus ovant; vaccarum caudas pileis et capuciis ligant.

43 Eben derselbe: Wie dieses zu Baden geschehen. Es war ein Scharivari; (Siehe meines Freundes von Bonstetten Briefe über ein schweiz. Hirtenland, S. 112.)

44 Da sie vom Rathhause kamen, fieng eine Kuh überlaut an zu muhen, und lief unabtreiblich mit in ihr Quartier. Hemmerlin boshaft: Natural ter sequebatur corrivales.

45 Der ehrliche Meister Hemmerlin entwikelt hier seine ganze Casuistik: Minus peccatum sodomiticum est, ubi non debitus servatur sexus; minus autem est, dum homo peccat in corpus proprium. Er sagt noch, sie machen sich nicht viel aus dem (unsinnigen) Vorwurf.

46 Siehe bei Theokrit und Virgil eine Menge Nekereien dieser Art; was ist nicht über Calabrien erzählt worden!

47 Prae caeteris filiis hominum robusti, proceri; Hemmerlin.

48 Hemmerlin, den Grafen von Greyerz, (den Hirten-Grafen, Th. I, 330.) habe er gesehen; grossissimis mem-

bris caeterorum hominum modulos multum excedentibus; und auf dem Schlosse zu Greyerz liegen Rüstungen wie von Riesen, mensuram hominum pro nunc majorum nimis excedentes. Dergleichen hohe, sehr schöne Gestalten haben wir in der Grafschaft Greyerz, in Sillenthal, in Oberhasli, in Schwyz, noch viele gesehen.

49 Andreas Billius: hist. l. III, p. 55. (Murat. Scriptt. XIX.) erwähnt eines erstaunlich grossen Eidgenossen in der Schlacht bei Bellinzona (Th. III, 208), welcher, als er viele Italiener umgebracht, und endlich durchstochen wurde, noch stritt, da er schon die Lanze im Leib hatte; der Herzog habe dessen Körper in das Schloß zu Mailand bringen lassen.

50 Billius: Intolerabilis gentis furor.

51 Eben derselbe: Nec tyrannum nec dominum norunt.

52 Hemmerlin nimmt ihnen übel, „daß sie selbst melken; anderwärts thun das die Weiber"; wobei der gute Probst über die Ansicht eine Beobachtung macht, wenn die Mädchen mit kurzen Röken sich hiezu bükten; dum securvat ad hoc juvencula (brevibus utens habitibus) cunctis retro patebit anus.

53 Wer nie in seiler Wollust Schooß die Fülle der Gesundheit goß! Bürger.

54 Die Italiener spotteten dessen; mußten aber dafür hören, sie selbst seyn macarelli et buferones; Hemmerlin de matrimonio.

55 Dixerunt viri peritissimi, quod numquam viderint regionem, regnum vel djocesin, in quibus tot moverentur causae matrimoniales; eben derselbe.

56 Dieses Land sey genöthiget, dem Einfluß der schlüpfrigen, geilen Venus zu dienen; eben derselbe.

57 Küchenzeddul des Beilagers Markgraf Karls von Baden mit Katharina von Oesterreich, zu Pforzheim 1447: 100 Ochsen, 1500 Kälber, 9000 Gänse, 15000 Hühner, unzählige Tauben, 150 Fuder Wein. (Jedermann hett öch gnug; Haren und Buben ohn Zahl vil, und fahrende Spillüt); Georg Hagen bei Sinner catal. manuscriptt. bibl. Bern. III, 165. Nicht Schweizerisch, aber aus den Zeiten.

58 Sodomiti melius erit in die judicii quam rerum vel honoris ablatoribus; Hemmerlin de anno jubileo. In seinem Eifer fügt er bei, auch besser als den heuchlerischen Begharden und Beginen. Er glaubte, dieses sagen zu können, wegen Christi Wort, Matth. 11, 24.

59 Adulteriorum et concubinariorum tam terribilis est multitudinis, usus, et pastorum per taciturnitatem declaratus consensus, quod praedicatio contra tales nullius est profectus; eben derselbe im Buch de religiosis proprietariis.

60 Der Bischoff von Constanz, Heinrich von Hewen, hielt öffentlich Beischläferinnen; eben derselbe de boni et mali occasione. Auch erzählt er von dem Bischoff von Aichstedt, welchen das Dom-Capitel vermittelst des 109ten Psalms zu

Tod gebetet, weil er so viele Weiber hatte wie Salomo; eben daselbst.

61 Unser Casuiste Hemmerlin erlaubt, daß sie in unreine Häuser gehen, eher, als daß sie mit Beischläferinnen, selbst im Alter, wie ehelich leben; jenes meint er, werden sie eher bereuen und aussezen; d. ann. jubil.

62 Man erzählte dem Legat, Bischoff zu Tarento, die Nonnen mögen hier thun was sie wollen; es werde nicht untersucht; nur sehe darauf ein finsterer fürchterlicher Kerker, wenn sie schwanger werden. Da sprach der Legat: Selig sind die Unfruchtbaren! Hemmerlin de pecuniis pro praebenda. Die Publicität des Umgangs Karls VII. mit der Agnes Sorel fiel ihm so auf, daß er zweifelt, ob dieser König (den er sonst wegen der Schlacht bei St. Jacob an der Birs ungemein erhebt) ferners könne der Allerchristlichste heissen; dial. de nobilit.

63 Mit sicilianischer Tyrannei behandle man jene unglükliche Nonnen, findet Hemmerlin a. a. O.

64 Wie als der tapfere König Ladislaus von Neapolis starb, igne Persico in pudibundis vehementer accensu; eben daselbst. Man weiß, durch was für einen Handgriff ihm dieses zugestossen.

65 Spuren findet man in Hemmerlins obigem Buch de matrim.; sie sind aber sehr unbestimmt. Siehe jedoch Hottinger H. E. N. T. IV, q. Um 1431 habe die unerhörte Seuche scabies Gallicana oder grossa verola genannt, viele Menschen angesteckt. Novus et molestus rugadiarum morbus kam zur selbigen Zeit auf; Jann. Manetti vita Nicolai V; in den muratorischen scriptt.

66 Faciunt totam prosam ad latitudinem, cum infinitis clausulis. Hemmerlin de matrim.

67 Darüber sagte der Bauer; „und do ich unter die Wyßlederer kam, do bin ich gar gschunden worden". Ibid.

68 Sugillatores nennt Hemmerlin diese Leute.

69 Si diabolus non esset, clerus non haberet unde viveret, et sic Papa cum Cardinalibus egeret; eben derselbe im Buch de boni et mali occasione. Commentar des theologischen Vortrags des Profanzlars einer schwäbischen Universität zu unserer Zeit (neuer teutscher Mercur 1800; Th. II, 82.): „Ja meine Herren, der Teufel ist halt's Fundament „der Religion; wer den Teufel nicht glaubt, der ziehe nur „seinen schwarzen Rok aus".

70 Es versteht sich, daß ihnen viele unächte Arbeiten zugeschrieben wurden; dahin gehören bei Hemmerlin gewisse geographische Werke des Aristoteles, und sein Buch de regimine principum ad Alexandrum; das unter Antonins Name bekannte Postbüchlein wurde dem Dictato Cäsar zugeschrieben.

71 Siehe bei Hemmerlin de nobilitate, wie Alexander auf Greifen die Himmelshöhen und in gläsernen Gefässen an Ketten die Tiefen der Meere erforscht. Von den Träumereien der Stander Nameh's, die auch Mirchond hat,

vielleicht ein andermal (Proben hat Herbelot): Es ist nicht ohne Interesse die Veranlassungen aufzuspüren, und zu zeigen, wie morgenländische und abendländische Phantasien den Stoff bearbeitet; historische Kritik fehlte aber nicht nur in dem rauhen Schweizerland; es übertrifft alle Vorstellung, welchen Unsinn sogar über die ersten Jahrhunderte des Kaiserthums, Cedrenus und andere zusammengestoppelt.

72 Die Eyburg (das Castell dell'uovo) zu Napoli bestehe durch den Zauber einer Kugel in der Mitte, worein Virgilius einen Geist gebannt.

73 Hemmerlin de nobilit., fol. 8, 9. und a. a. Stellen. Th. I, Cap. 17. 73.

74 Tschudy in dem (grundgelehrten) Werk über die Gallia Comata liefert sie S. 113. ff. im Auszuge.

75 Diesen Aberwiz, wo Catilina, der König Florinus, der Kaiser Octavianus und unsere sächsischen Kaiser und Attila und Karl der Grosse, wie in der Phantasie eines irredenden Menschen durch einander geworfen sind, siehe in Muratori scriptt. VIII, 881.

76 St. Michaels Kirche zu Einigen, unfern dem Thunersee, hieß so. Die Chronik ist ungedrukt; wir haben sie gelesen.

77 Lacus Vandalicus wurde der Thunersee im siebenten Jahrhundert genannt; das teutsche Wort kömmt auch in spätern Schriften vor.

78 Welcher in den Sagen berühmt ist; s. Bonstetten in Eggers deutsch. Magaz. 1799. S. 281. f. . Man findet gemaurte unterirrdische Gänge; weit umher Spuren grösserer Zeit; dieses Oberland mag die Freistätte der verdrängten Nation gewesen seyn.

79 Noch sind Spuren der Stadtmauer, die Namen der Gassen und adelichen Häuser, die Verzeichnisse von Schultheissen bis weit herab.

80 Eben desselben Fründ; Haller, Bibliothek, Th. V, 51, 53.

81 Jacob Wanner; Tschudy, Chr., II, 554.

81b Ulrich Wagner; Haller a. a. O. .

82 Eberhard Wüst; Tschudy a. a. O. . Wüß, Haller 54.

83 Hans Sperer, genannt Brugglinger; Haller 59.

84 Egloff Etterlin, von Brugk, freier Künste Baccalaureus, unternahm diese Arbeit im J. 1433. Das Buch war mit weiß und blauem Sammt überzogen und mit Silber beschlagen. Seine Stadtschreiberstelle legte er 1442 nieder. Im J. 1452 wurde er bei den Baarfüssern zierlich begraben. Cysat bei Haller VI, 331.

85 Liber vocabulorum. Hemmerlin im Buch contra validos mendic . .

86 Den Fabularius, eben desselben Clypearius (Wapen-Gedicht) führt Hemmerlin häufig an. Wir haben des Verfassers in seinem Zeitalter erwähnt; von dem Fabelbuche giebt H. H. Hottinger (Schola Figur) den besten Begriff; aus dem Wapenbuch ist bei Hemmerlin de nobil. eine lange

Stelle. Jenes hat bei Anfang der Buchdrukerei Berchtold Rodt in Basel edirt; Denis, Merkwürd. der garellischen Bibl., S. 225. ff.

87 Sie sind nicht ohne ihr Gutes. Hemmerlin erkannte den Verfasser für hominem christianissimum, (im Buch de exorcism.); und hatte eine Glosse über denselben (de credulitate daemonib. exhib.); es war aber auch quaedam nova compilatio magistri Cathonis, Sacri jureconsulti (de nobil.), von jenem Buch verschieden!

88 Flores moralium. Hemmerlin citirt vieles. Die Absicht Jacobs war, unvergeßliche Dinge in kurze Verse zusammen zu drängen: (Jam nova curta placent, gaudent brevitate moderni), durch Nachdenken zu beschäftigen: (Otia dant vitia. Otia si tollas, periere cupidinis arcus), und auch seinem Unwillen Luft zu machen: (Dirue juristas, Deus, Satanae citharistas)!

89 Hemmerlin führt viele an, und solche, die sich erhalten. In unserer Epoche des Uebergangs in andere Zeiten erstirbt dieser Nachhall der alten Welt. Schreibe doch jemand auf, was von alten Bürgern und Landleuten noch aufzufassen ist!

90 Wie Salomons, Agurs und Lemuels Sprüche und Räthsel; wie die griechischen der Pythagoräer und des Megarensers.

91 Le champion des dames und l'estrif de la fortune et de la vertu, Paris 1505.

92 Die Nachweisung und das Urtheil verdanke ich Zurlauben (ehrwürdigen Andenkens).

93 Deren bisherige Muster Jacob des Mürs, Philipp de Vitry, und andere parisische Compositoren gewesen; Hemmerlin de nobil. Bl. 116, a.

94 Contrapunctus, dulcissimis fracturis cribratus; eben das.

95 Th. II, 52 f.

96 Hemmerlin selbst; wie er oft erzählt.

97 Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß zwischen dem grossen bolognesischen Rechtsgelehrten Bartolommeo Saliceti, und der vornehmen Familie dieses Namens im Freiburgischen Verwandtschaft gewesen.

98 Der erste Züricher wurde im J. 1405 eingeschrieben; Universitätsmatrikel (Hotting. Schol. Tig.)

99 Die vermeinten Studenten hielten sich manchmal anderswo, oder doch übermäßig lang auf der Reise auf; Statutenbuch vom grossen Münster beim J. 1420 (Hotting. H. E. T. VIII.)

100 Stolidi per stolidos in studiis generalibus Doctores fiunt, ut similis generet sibi similem, et qualis est pater, talis sit filius; Hemmerlin in der Satyre Doctoratus in stultitia.

101 Studiorum baccalarii de se multum praesumunt et in practica nihil concludunt, umbram pro veritate proclamantes. Hemmerlin de nobil.

102 Bene legit, competenter exponit et sententiat, compntum

ignorat, male cantat, in aliis competenter respondet. Fiat admissio! Examen Leonhards Brun, (Pfarrers zu Horgen, den wir Th. III, 694. sahen), bei Hotting. Schola.

103 Hemmerlin, Nro. 100.

104 Statutenbuch, Nro. 99.

105 Wer weiß nicht, daß Hauptwerke gekettet waren, damit sie niemand wegbringe!

106 Aus Johannes von Ragusa, (den Pabst Felix zum Cardinal gemacht), gesammelten Büchern bildete sich im Predigerkloster zu Basel der Stoff der Universitäts-Bibliothek; Sinner, voy. de la Suisse occid. T. I. Er hatte seine Handschriften grossentheils zu Constantinopel gesammelt. Siehe Scrippt. ord. Praedicator. t. I, S. 797. Unter denselben war jenes berühmte griechische Evangelienbuch aus dem siebenten oder neunten Jahrhundert, unter allen (die Wetstein kannte), an Wichtigkeit das fünfte, und jenes nicht viel neuere N. T., welches Reuchlin entlehnte und dreißig Jahre behielt, Erasmus aber bei seiner Ausgabe gebraucht; Michaelis, Einleitung in das N. T.

107 So viele hatte Hemmerlin (im passionali; bei Hotting. Schola)

108 Siehe die Stelle Th. III, 366. in der Note.

109 So nannten die Begharden sich; Mosheim, institut. hist. eccl., S. 484. not. t.

110 Wer diesen Ausdruk hart findet, wer zweifelt, lese in des gewiß rechtgläubigen Walchs Ketzerhistorie die schändliche Geschichte des ephesinischen Conciliums.

111 Der drusische Lehrbegriff hängt mit den Vorstellungen uralter Sekten zusammen; ihr Hakem ist nicht der Getische.

112 Nun Divrigni. Der grössere Theil klassischer Namen ist bei etwas veränderter Aussprache nur durch fehlerhafte Rechtschreibung unkenntlich geworden.

113 867—886. Sein Haus blieb auf dem Thron bis 1056.

114 Sie hielten sich sonst an das arabische Reich; aber seit Al Mamun, besonders seit Motawakkel's Ermordung, näherte sich die Macht des Fürsten der Gläubigen ihrer Auflösung.

115 Zumal um Philippopolis. Wenn in der Türkey die barbarische Herrschaft einst untergeht, so wird sich wie von vielem Alten, auch den Sekten, Spur finden; vieles wird man verstehen lernen.

116 Matthäus Paris bei 1223. Bosnien, das Gränzland Bulgariens, Dalmatiens und Kroatiens, war der Siz ihres geistlichen Hauptes. Fußlin, Kircheng. mittl. Zeiten, 1; Engels Gesch. von Ungarn, III, 216 f.; vergleiche unsere Anführung oben Th. III, 366.

117 Fußlin Th. II, nach muratorischen Quellen.

117b Wo ein Hauptsiz war: Mosheim a. a. O. Es wäre zu wünschen, der Herausgeber seines Werks de Beghardis (Leipzig 1790) möchte die 89 Sententias Beghardorum ganz haben abdruken lassen.

118 Jene hatten, wie man aus Irenäus weiß, im zweiten Jahrhundert viele Anhänger in Gallien, welche am Ende des vierten in dem schnellen Fortgang der Priscillianer kennbar sind. So gewannen die Lehrer im Gothenlande auf beiden Seiten der Pyrenäen, wo der arianische Glaube am längsten geherrscht, den größten Anhang.

118b Die Beweise vieler in diesem Abschnitt angeführten Thatsachen sind in byzantinischen Quellen, und sollen anderswo vorgelegt werden.

119 Sie waren meistens gibellinisch; Th. I,

120 Wie mit Einsiedlen, Th. I, Cap. 15.

121 Von der Gesellschaft des Schusters Berchtold in Rüti Th. I, 311; sie ist die von Hartmann, Annalib. Eremi ad A. 1216. angeführte.

122 Zwischen welchem Lande und Rhätien, in den österreichischen Erblanden, die geheime Lehre auch fortgepflanzt worden war; Th. II, 367. f.

123 Hemmerlin de Lollhardis: vornemlich in die Städte und Landschaften Solothurn und Bern. Füge Freyburg bei; nach Lang's Kirchenh. zum J. 1430.

124 Urkunde aus dem Sesiathal 1305: mehrere propter factionum et bellorum calamitates in his Alpibus pacem quaesiverunt (Saxius in animadversionib. ad hist. Dulcini). Zwar diese waren von der herrschenden Kirche; Andersgesinnte hatten aber einen Grund mehr.

125 Dessen Geschichte, s. bei Muratori Scriptt. IX, 423.

126 Seine Sachen hat Füßlin im zweiten Theil der Kirchenh. mittl. Zeiten beleuchtet.

127 Siehe eben denselben im dritten Theil.

128 Worüber Hemmerlin a. a. O. klagt.

129 S. Bernhard schreibt dieses Arnolden von Brescia zu; Füßlin I. Johann von Winterthur den Constanzer Kätzern 1339.

130 So, nach dem Abt von Clugny, Peter von Bruys, Hanrichs Lehrer; Füßl. Diese Abneigung von der Kindertaufe brach im Reformationsjahrhundert in der Schweiz wieder aus.

131 Peter von Bruys. Jene in der Constanzerdiöcese drüken sich (im Mund ihrer Feinde) so unanständig aus, daß wir es nicht wiederholen.

132 Woran Christus geblutet. Peter der Ehrwürdige (jener Cluniacenser Abt) Bruys und Hanrich haben zu St. Gilles an einem Charfreytage die Crucifixe verbrannt, und dabei gebraten.

133 Bruys. Hanrich habe auch den Kirchengesang (nach damaliger Form und Sprache) verworfen; welche Abneigung sich in der Schweiz fortpflanzte (Hemmerlin d. novis officiis).

134 Sie wurde überhaupt von allen feindselig behandelt.

135 Ihren eigenen Lehrern, den Vollkommenen, gaben sie diese

Gewalt; Reiner von Sacho, bei Füßl. So absolvirten die Geiseler (Flagellanten) einander selbst; Etterlin.

136 Bericht von den Käzern im Eichstettischen in Hockers Alterthümern von Heilbronn bei Füßl.; und überhaupt.

137 Für Muster, nicht Versöhner, hielten sie Christum.

138 Füßlin I. aus den Quellen.

139 An diese machten sie die strengsten Foderungen.

140 Sie schienen keine Wichtigkeit auf die sinnlichen Dinge zu legen, und verlachten, daß Enthaltung vom Fleisch, oder daß Cälibat Verdienst seyn soll. So im Zürichgau 1216, Hartm. Ann. Erem.

141 Den Vollkommenen geboten sie strenge Enthaltung. Unvollkommenen gestatteten sie (zur Fortpflanzung) Beischlaf. Sie werden, wie alle, mystischen, geheimen Gesellschaften aller Zeiten, von Feinden vieler Regellosigkeit beschuldiget. So Hanrich von St. Bernhardon. So die Zürichgauer 1216, als die omnis veneris usum erlaubt hätten. So klagt Demmerlin viele der griechischen Liebe an (de Lollh.), und hiebei erinnert Füßlin an Käzer, die zu Paris delictum spinae dorsi unter sich getrieben hatten (eine bei morgenländischen Schwärmern geheiligte Verirrung; Abulphar. Kirschii 451). So wie nach Natur und Geschichte entbrannte Phantasien von Ausschweifungen der Wollust unmöglich losgesprochen werden können, so scheint gewiß, daß sie zugelassen, aber nie autorisirt worden ist.

142 In Dolcino's Lehre: coniungere ventrem, ut cesset tentatio, non est peccatum.

143 Sie glaubten die Auferstehung des Fleisches in gewöhnlichem Sinne, so wenig als Origenes oder die Gnostiker. Mannigfaltig, wie die Vorstellungen von der Seele, waren von jeher Versuche zu Vereinigung unserer Wünsche und Interessen mit Systemen, welche sie zu zerstören schienen. So ist gezeigt worden, daß bey vorausgesetztem Untergang unserer ganzen Organisation, und bei der Unerweislichkeit eines unzerstörbaren Keims, die Pflicht, alles für die Nachwelt aufzuopfern, nicht weniger heilig seyn würde. Dieser durch Verwesung in das Pflanzenreich übergehende, durch Genuß wieder animalisirte, endlich wieder zum Menschengebild sprossende Körper, würde in freyer oder sclavischer Welt, in Barbarei oder Licht, wieder aufleben, so wie wir diese oder jene Zukunft bereitet hätten. Der glückliche Tyrann, der Selbstmörder, wird der alles ordnenden, alles zusammenhaltenden, ersten Ursache, durch den Tod nicht entgehen: in der durch ihn verdienten Lage der Dinge wird sie ihn wieder auf den Schauplaz rufen. Des vorigen Daseyns mag er sich so wenig erinnern, als seiner ersten Kindheit: aber jedes Mißbehagen an verdorbenem Weltzustand fodere ihn auf, für künftige Zeit einen bessern bereiten zu helfen. Hiefür geht kein Opfer verloren. Mit Recht Lessing: "Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als

„Einmal in dieser Welt vorhanden gewesen seyn? Ist diese Meinung darum so lächerlich weil sie die älteste ist?" Forsche nicht nach dem Wie. Ungewisses Licht —

Quale per incertam lunam, sub luce maligna,
Est iter in sylvis, ubi coelum condidit umbra
Jupiter, et rebus nox abstulit atra colorem —

das ist unser Theil; mehr wäre nicht verträglich mit unseres Lebens Genuß oder Erduldung; vielleicht, daß irgend einst eine Uebersicht der Laufbahn ist! Indeß, o Mensch von Erde und göttlichem Geist, genußreich, mühselig, eitel und ewig, wirf die unnützen Sorgen wohin sie gehören —

(There they alike in trembling hope repose)
The bosom of thy Father and thy God —

in den Busen des Allerbarmers, durch welchen du bist.

144 Die Liebe mache, daß eine Handlung aufhöre Sünde zu seyn; Amalrich (dessen Lehre an unsere Gränzen kam), bei Füßlin III, aus Dupin Biblioth. X.

145 Gott habe auch in Ovid geredet; eb. derſ. Wie viel mehr im Virgil!

146 Eben derselbe.

147 In der Laus, sagten die Thurgauer Beghardeu; Johann von Winterthur 1339; welches ihnen so übel ausgelegt wurde, wie ähnliche Reden dem Vanini.

148 Diese Darstellung ist nach Füßlins Quellen. Der Mystiker Heinrich Säus (Suso) stimmt sehr mit; siehe Mosheim a. a. O. n. 5; und oben Th. II.

149 Daher könne auch ein anderer Sohn Gottes werden; wie Tanchelin, Baronius 1126. Dann "der gute Mensch ist der eingeborne Sohn Gottes" nach der von Mosheim 482 angeführten geheimen Schrift.

150 Und zwar im Alpengebirge; Peter der Ehrwürdige. Alle diese Angaben betreffen Lehrer, die in der Schweiz gewesen oder auf sie gewirkt haben.

151 Peter fieng 1104 an. Vor 1116 war Hanrich in dem romanischen Lande; S. Bernh.

152 um 1140 zu Zürich; oben Th. I, 303.

153 1177 Stettler.

154 Zwey Drittheile der Güter behielt er, die Obrigkeit bekam ein Drittheil.

155 Zwischen 1380 und 1393; Perrin hist. des Vaudois.

156 Man sey, lehrte Doleino, Prälaten und Inquisitoren die Wahrheit nicht schuldig. (Das glauben auch die Druſen.)

157 1399. Tschudy; Lang.

159 1430, zur Zeit Wilhelms von Chalant, Bischofs zu Lausanne; Lang.

159 Sie mußten in öffentlichen Umgängen baarfuß, baarhaupt, mit Lichtern und aufgehefteten Creuzen gehen.

160 Hemmerlin 1) contra validos mendicantes 2) contra Anachoretas, Beghardos Beginasque Sylvestres 3) Lollhardorum descriptio.

161 Welches Lob (durch das Aeuſſerliche, meint Hemmerlin, ge-

täuſcht) Gregor XII und Eugen IV ihnen geben; Hemmerlin, gloſſa bullarum.

162 Die Myſtiker im Eichſtettiſchen (bei Hocker) wie die am Niederrheine; (Egbert., adv. Catharr. errores, bei Ffl.) hatten zwölf Religionsmeiſter; einer ſey über ſie; wer, wo er ſey, ſagt keiner.

163 Hemmerlin Lollhard.

163b Joſephus περι Μακκαβ., beſonders gegen das Ende.

164 Titel des, um 1378 geſchriebenen, um die Reformationszeit häufig, unter anderm zu Straßburg 1520, herausgekommenen Buches.

165 So wurde er genannt, Illuminatus.

166 Des teutſchen Hauſes zu Frankfurt (wo Tauler einſt im Dominicanerkloſter war) Cuſtos. Der Laie von gar großer Erleuchtung, der ihn viel gelehrt habe (Iſelins Lexikon), war wohl dieſer Verfaſſer.

167 Heimlich, nicht blos geheim gehalten; im Gegentheil war das Buch teutſch: ſondern, weil nicht für jedermann, und eigentliche Herzensſprache nach dem Sinne des Verfaſſers.

167b Weil einige nichts für Sünde hielten; ſelbſt Mord nicht.

168 Dieſer Saz ärgerte die, welche vor und neben der (übelverſtandenen) moſaiſchen Schöpfung und Chronologie andere Welten anzunehmen damals nicht wagten.

169 Man wird im folgenden Theile finden, daß Bruder Claus völlig in dieſem Geiſte war, der überhaupt im Alpgebirge ſich ſehr verbreitete, wo (namentlich dieſer Punkt) noch Haupttheil der Denkungsart des Hirtenvolks iſt.

170 Das ſey der Sündefall (der erſte, tägliche) daß dem Willen Gottes eigenes Urtheil und vermeintes Intereſſe entgegengeſezt wurde.

171 Er ſey "ein vergöttlichter Menſch" und ſeine Menſchheit ein Haus Gottes Die Myſtiker und Servet kamen zuſammen.

172 Ovidius Metamorph. I, 7

Eſſe quoque in fatis reminiſcitur, affore tempus,
Quo mare, quo tellus correptaque regia coeli
Ardeat et mundi moles operoſa laboret.

Wann nämlich — πυρος γεμουτα θησαυρον σχασει
χρυσωπος αιθης.
Sophokles.

Siehe vieles geſammelt bei Gale: Court of the gentiles, B. III, p. 74. ff.. Glaubte man, daß in der Schwerkraft die Zeit Veränderungen bereite, oder daß nach langem Kampf ein auflöſendes Element Oberhand bekomme?

173 2 Petr. 3, 13; nach Jeſaias 66, 22.

174 Dieſes Buch wurde nachmals einem andern zugeſchrieben, weil der mißverſtandene Inhalt Aergerniß ward.

175. Als die benachbarten Kirchen den erſten Geiſt zu verlieren anfiengen. Hiezu kömmt die Sage von der Zeit ſeines Aufenthaltes auf Pathmos.

176 Der benachbarten ſieben Biſchöfe.

177 Auch gedachte er in seinem Geschichtbuch der Rede Jesu von gleichem Inhalte darum nicht, weil er die ausführlichere Ausmahlung vor hatte.

178 Matth. 24, Marc. 13, Luc. 21.

179 Ανακεφαλαιωτις.

180 Jesajas 5, 19; Paulus an die Korinthier und an die Thessalonicenser.

181 Viele vergessen auch nun grausamere, verwüstendere Zeiten eigentlicher Umkehrung, nicht nur der Verfassungsformen, sondern aller Städte und der ganzen Cultur einer höchstblühenden Welt von Caledoniens Wall bis an den Ganges durch der Araber und Nordländer gleich barbarische Waffen, auditumque Medis (mehr als Einmal!) Hesperiae sonitum ruinae.

182 Ottons von Freysingen und vieler aus dem Mittelalter nicht zu gedenken, wurde in Portugal zu unserer Zeit auch der prophetische Theil als Universalhistorie gelehrt (Baretti, Reisen). In der protestantischen Schweiz lehrte Abraham Kyburg (st. 1765) die Kirchengeschichte nach apokalyptischen Perioden bis an der Welt Ende.

183 Deren Erfüllung selbst Michaelis von der Zukunft erwartet.

184 Lucä 2, 14, und sonst wo das Evangelium verkündiget ward.

185 Vergleiche die stürmische schrekenvolle, Barbarey des Mittelalters mit dem Jahrhunderte Trajans, der Antonina. Wann der Nord gewonnen, wie kann unser Süd und Ost neben der Vorzeit erscheinen? und was brandmarkte Juvenal, das nicht auch bei uns wäre? haben wir nicht Proscriptionstafeln, und was haben wir im Namen der Religion und Philosophie nicht gesehen? Aber das Reich Gottes ist nicht aus den Welthändeln zu entnehmen.

186 Lerne, Mensch, von Moses und Petrus die Chronologie! Ps. 90, 4. 2 Petri 3, 8. Lessing: "der Schwärmer thut oft sehr richtige Blike in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nicht erwarten. Wozu sich die Natur Jahrtausende nimmt, soll in dem Augenblik seines Daseyns reifen."

187 Im dial. de nobilit. und sonst oft; er beruft sich auf die prophetische Zeitrechnung eines gewissen Cyrillus und des berühmten Abt Joachims. Vermuthlich lag in den drey Vier etwas, wie unsere Zeitgenossen in LUDoVICUs die Epoche des Thiers bemerkt. S. N. 191.

188 So das, im Anfang des XIII Jahrhunderts oder (nach Claude Fleury) etwas später von dem Franciscanergeneral Johann von Parma) verfaßte ewige Evangelium (Mosheim 456). Lessing: Vielleicht, daß sie einen Stral aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Anfang des neuen ewigen Evangeliums so verkündigten.

189 Füßlin, II, vermuthet mit Grunde, daß er ein angesehener Mann aus regensburgischer Diöcese war.

190 Daher Wurstisen seine Geschichte erzählt, S. 430 bis 33. Die Zeit seines Todes bestimmt er auf den achten July 1446.

192 Da nach der griechischchristlichen Zeitrechnung bis auf Christi Geburt 5508 (bis auf Kaiser Friedrich III also 6948) verflossen seyn sollten, verkündigten viele das nahe Ende auf 7000 (auf das J. 1492, worinn die neue Welt nachmals entdekt wurde); hierauf ohne Zweifel gründet auch Hemmerlin, (regiſtr. querel. bei Hotting. H E t. IV.) seine Rechnung.

193 Nach Wurſtiſen glaubte er, dieſer zu seyn.

194 Er, Marci 13, 32. Von demſelben Tage, demſelben Zeitpunkt wiſſen die Engel im Himmel, weiß der Sohn ſelbſt nicht.

195 Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus.

196 Chriſtus ließ die Jünger der Zeit genieſſen; Lucä 5, 33; carpere diem (Hor.)

197 Freuet euch in dem Herrn (in Erinnerung eurer Befreiung von ſclaviſcher Furcht); freuet euch, ſage ich, allezeit. Paulus, Philipp 4, 4.

198 Formel der Schlangen-Beſchwörung: Ich beſchwöre euch, Würmer, bei dem allmächtigen Gott, daß euch dieſes Haus als immer, (ſo unerträglich) ſey, als immer Gotte der Mann iſt, der falſch Urtheil ſpricht und ein rechte kann, (wiſſentlich, nicht aus Irrthum, falſch richtet)! Hemmerlin de exoreiſmis, im zweyten Traktat

199 Beſchwörung der kranken Kuh: Ob das ſey: (So wahr es iſt), daß Maria Mago, (Jungfrau, ein Kind Jeſum gebahr, ſo komme dieſem Thier das Blut ab; in dem Namen des Vaters Sohnes und heiligen Geiſtes, Amen Eben daſelbſt, im erſten Traktat. Wundenbeſprechung: Chriſt ward gebohren, Chriſt ward verlohren, Chriſt ward gefunden; der geſegnet dieſe Wunden. Im Namen u. ſ. f. Im zweiten Traktat. Von den Wettermacherinnen ſagt er (de nobil.), ſie kochen giftige Kräuter und laſſen ſie unter freiem Himmel verdünſten.

200 Hemmerlin findet löblich, das Hochwürdige an die Kirchenthür bringen zu laſſen, um die Temperatur der Luft zu ſegnen, (de benedictionibus aurae).

201 Hemmerlin bemerkt ſelbſt, es gebe keine in den, das Beken des Genferſees füllenden, Flüſſen (de exore.); doch haben Reboulet und la Brune (Voyage; à la Haye 1686; t. I.) ſolche geſehen, und Burnet meldet von einer ſehr ſchädlichen, ſeit 1679 wieder bemerkten Art, welche durch unterirdiſche Verbindungen mit dem Neufchatellerſee (oder anderen Waſſern (Sinner, voyage, II.) darein gekommen zu ſeyn ſchien.

202 Aus Hemmerlins beiden Traktaten.

203 Schreiben des Officials an den Leutprieſter, 24. März 1451; bei Hemmerlin

204 Gewöhnlich der Pfarrer; Hemmerlin.

205 Procedur des Biſchoffs zu Cur wider die Laubkäfer und Inger; eben derſ.

205b Was der wohl vorbringen mochte? Sie seyn von Gott gesandt, ein Volk um gewisse Sünden zu strafen. Hier war der Anlaß zu Strafpredigten.

206 Das Endurtheil wurde auf Jahrszeiten gezogen, wo das Ungeziefer natürlich abnimmt.

207 Siehe Formeln bei Hemmerlin de exorc. Bl. 78, a.

208 Aus der curischen Procedur: jedes Geschöpf Gottes müsse doch seinen Plaz haben.

209 Ihre Excommunication mußte sich auf den Verlust des, alle Welt erhaltenden, Segens beschränken.

210 Sinner, voy. de la Suisse occid., t. II, 266 führt einen Spruch des Officials von Troyes 1516 an. In dem locarnesischen Thal Verzasca sind 1772 die Wölfe gebannt worden; H. R. Schinz Beyt. z. Kenntn. der Sz.

211 Von Heidelberg; Hemmerlin.

212 Oft, meldet Hemmerlin, habe St. Anton die gestraft, welche Schweine beleidiget, die ihm geweihet waren.

213 Hemmerlin vermeint viele zu kennen.

214 St. Ursula und andere zwei Jungfrauen brachten Petern von Coblenz, der zu Basel Dominicaner war, ein Amulet wider den Wollustreiz; Bezovius 1432, bey Hotting. H. E., IV. Man hat solche Compositionen; sie sind aber gefährlich. (Wer kennt nicht das Beispiel Albrecht Friedrichs von Brandenburg-Preussen!)

215 Heinrich Nydhard, bei Hotting. in antiqq. eccl. Tigur. (H. E., VIII), führt dieses als eine Beobachtung des heil. Theobaldus an.

216 Die πολιουχοι Zürichs waren S. Felix und Regula.

217 1280.

218 Hemmerlin de nobilit.

219 Aus eben desselben mehreren Schriften.

220 Auffage eines Besessenen 1455; Hemmerlin de crudelitate (lies credul.) daemonib. exhibenda (er glaubt sie.)

221 Auffage; St. Bernhardins von Siena; Hemmerlin de boni et mali occas.

222 Beschworen von einem Conciliumherren, seufzte das Vögelein: Ich bin ein verlorner Geist, und warte auf den jüngsten Tag, da mein Leiden kein Ende nehmen wird; o Ewigkeit! wie so lang! Groß, Basel. Chronik.

223 Wie zu Bologna wegen Poltergeistern ein großes Haus unbewohnt sey, erzählt Hemmerlin de credul. daem. exh. 1797 ist so ein Gebäude unweit Zürich uns gezeigt worden.

224 Dieser Geist wurde gebannen; er war ein Bettbruder (Fratricellus, qui spiritualitatem prae se ferebat, Semibeghardus; Joh. Nyder in formicario aus dem Munde des Inquisitor Nic. von Landau, bei Hott. H. E., IV.). Dieser Inquisitor war 1399 zu Bern.

225 Aufschrift im Badhause: er sey der Magie Pro-

fessor gewesen; 1414 fand er das Bad; 1450 Subvertit (bei Scheuchzer Itin. Alp. 204). Natürliche Ursachen in der Erde können den Grad der Wärme einer solchen Quelle verändern.

226 Hierauf pflegt Hemmerlin seinen großen Begrif von der Teufelskunst zu gründen.

227 Eben derſ. de emtione unius pro viginti.

228 Nigromantici in uno librorum suorum volumine, quod dicitur officiorum, habent canones quos dicunt Vincula Salomonis; aus dem arabischen durch Virgilius übersezt. Eb. derſ. de exorc.

229 Plözlicher Reichthum erregte diesen Verdacht (N. 227). Schäze aus den Zeiten des fallenden Roms waren so wenig selten, als sie es künftig in revolutionirten Ländern seyn mögen.

230 Hemmerlin de nobilit.: zwischen Sienna und Perugia.

231 Incubi, succubi. Daß die Idee von Sylfen in der Schweiz uralt, sahen wir Th. I, Cap. 6, n. 72.

232 Wenn die Aussage des Manns von Schwyz, auf die Hemmerlin sich gründet, nicht erdichtet ist, so war es Muthwille eines Wollüstlings; dem Fremdling mag begegnet seyn, wie jenem in Lasca's (Grazzini's) novelle, mit welchem der mediceische Lorenzo Scherz trieb.

233 Viele gerichtliche Aussagen unmöglicher Dinge beweisen, daß die Inquisiten verrükt waren.

234 Besonders in der Diöcese Sitten; ſ. N. 227. Wo die Barbarei am größten, ist die meiste Teufelei.

235 Hemmerlin de credul. führt ein paar Geschichten an, hiebei behutsam zu machen. Einen sterbenden Bologneser frug der Pater, ob er den Carmeliten wohl zehen Pfund geben würde? Ja. "Auch den Predigern?" Ja. So, allen Klöstern in der Stadt. Der Sohn, über die ungewohnte Freygebigkeit staunend, that endlich auch eine Frage. "Soll ich diesen Pater die Treppe herunterwerfen?" Ja. Hieraus merkten sie, daß der Sterbende nicht mehr bei Sinnen war. Ein, nicht eben frommer, Kranker umarmte, küßte innbrünstig das Crucifix. Nach seiner Herstellung hierum befragt, sagte er: "Mich dürstete sehr; da glaubte ich, ihr gebet mir die Weinflasche, suchte zu schluken, und fand, zu meinem großen Leidwesen, keine Oefnung."

236 So viele zählt Hemmerlin.

237 Cum modulo discretionis sey es erlaubt. (Noch in unserer Jugend schien protestantischen Predigern dieses nicht unbedenklich. Die Fortschritte seit Hemmerlin sind nicht so riesenmäßig.)

238 Hemmerlin schrieb wider die, dagegen eifernden, Prediger das vernünftige Büchlein de torculari in die festo ducendo.

239 Martin V sezte das Jubeljahr auf das 25ste, um der, durch des Hofs lange Abwesenheit verarmten, Stadt Rom aufzuhelfen; Hemmerlin, recapitul. d. jubileo.

240 Eben derſ. Man habe nach 1450 wenig Besserung bemerkt. Graf Friedrich von Cilley auf die Vorstellung, was es ihm helfe, da er lebe wie zuvor? erwiederte: Auch mein Schuster war zu Rom, und macht doch wieder Stiefel; Hottinger H. E, IV.

241 24 Gotteshäuser seyn verbrannt worden; Hemmerlin, sehr oft.

242 Hierüber klagt er im Buch de novis officiis. Die Pluralität der Beneficien sey hiedurch unvermeidlich.

243 Siehe die Klage in Hemmerlins epist. de coelis missa per patronos eccl. Tig.

244. In ganz Hochteutschland kein herrlicherer Gottesdienst; eb. derſ. de furto reliquiar.

245 H. H. Hottinger (H. E. IV, und sonst) beziehet sich oft auf eine bei den Nonnen im Oetenbach (zu Zürich) gefundene Sammlung von Prediaten der Wiener Theologen. Brachte sie der gelehrte Thomas Ebendorfer von Haselbach? waren sie sein?

246 Wie bei dem opfernden Alterthum, herrschte auch bei Christen die Idee unerläßlicher Genugthuungspflicht, welch an drükenden Lasten fruchtbar war, und gemißbraucht wurde. Aber „weler (welcher) Mensch andachtenlich das Lyden Christi betracht, der wird verünt, und erfüllet sin verlohren „Zyt; er wird gezieret mit viel Tugend und erhebt (erwirbt) „Seligkeit; er wird geführt in Bekanntniß synes Adels, er „wird vereint mit Gott. Das Lyden Christi vertrybt alles „Wehsal, wer es inentlichen in syn Hertz truket."

247 Wo ein Evangelienbuch im Hause "da möa der böse Geist minder Wandlung haben;" Wiener Prediaten.

248 Hottinger liefert aus den Prediaten eine Probe, welche rabbinischer Erfindung würdig ist. Aber Felix Faber (de miseria vitae; Hott. H. E. VIII) gesteht, daß man in dem Predigtvortrage am allermeisten gefehlt; anicularum visiones et terriculamenta seyn vorgekommen.

249 Fastenbrechen sey Todsünde; W. Pred.

250 Dessen Latein sinnloser Schall seyn mußte. Hemmerlin de nobilit: ein sehr schlechtsingender Pfaff habe mit Verwunderung ein Weib, sobald er anstimmte, in Thränen zerfliessen gesehen. Endlich frug er um die Ursache dieser ausserordentlichen Rührung. "Ehrwürdiger Herr Pfarrer" sagte sie, "ihr erinnert mich immer so schön an ein liebes junges Esel„chen, das die Wölfe mir neulich zerrissen."

251 Dieses Lob giebt Hottinger den Wiener Predigten.

252 Rüger und Waldkirch, Schafh. Chroniken, bei 1445, in welchem Jahr am 30 July die Erhöhung voraiena. Wenn la Brune (voy. de Roboulet, t. II) dieses Bild Patron der Stadt nennt, so hatte er den Grund, daß das Kloster St. Salvatorn und A. H. H. geweihet war. Nicht die Stadt, sondern Abt Berchtold Wiechser errichtete es. Nach den meisten Beschreibungen hieng das Bild.

253 Hafner Soloth. Chron. 267 f.

254 Die physische Kraft der Gemüthsvorstellungen, wird in der Wunderkritik nicht genug erwogen.

254b G E von Haller, Bibl. IV, 391, setzt den berühmtesten, zu Basel ganz wahrscheinlich in diese Zeit.

255 Lessing, wie die Alten den Tod gebildet.

256 Wie an St Niclausen Kirche zu Freyburg (und mehreren), die 1283 der Thurm 1440 erbauen ward (Sinner. voy. II). Das Portal scheint aus dem XV, höchstens dem Anfange des XVI Jahrhunderts

257 Diese Begebenheit trug sich zu am 24 Mai 1447. Wir folgen der Nachricht Hemmann's von Rüssek, Herrn zu Büren, 16 July 1447 welche vieles hat, was J. J. Hottinger in polemischem Eifer für spätere Dichtung hält; Haller III, 16). Hemmerlin's de exorc., welcher Ettiswyl mit Wilsnach (in der Prianz), das durch so ein Wunder (etwas früher) ein blühendes Städtchen wurde, parallelisirt; Etterlin's S. 180; Tschudy's (der solche Dinge immer sehr bescheiden erzählt); Hafner's (dessen Zeitbestimmung auf 1487 offenbar falsch ist) und Joh Jacob Hottinger's Kirchenq. II, 416 ff., der ein ungemein fleißiger Mann war, und sich nur zu oft in Controversen einläßt. Anna Vögtli wurde, wie leicht zu erachten, verbrannt.

258 Im J. 1431. Hemmerlin de nobil., sehr beklagend.

259 Th. I, Cap. 15; II, Cap. I.

260 Die übrigen drei oder vier waren auf Exposituren.

262 Sie brachte solchen Reichthum, daß, wenn die Wirthschaft gut gewesen man das Kloster mit Silber und Gold hätte bedecken können; Hemmerlin, de furto reliquiarum.

263 Wie dissolutae laicae personae; eb. das.

264 Von ihrer Milch, ihren Haaren, ihrem Gürtel u. a.; eb das.

265 Hemmerlin: Gott habe diese erwekt; auch zweifelt er nicht an ihrer Seligkeit.

266 Sonntags Lätare, Nachts um eilf, 1448; J. J. Hottinger.

267 Hemmerlin.

268 Sein Vater Albrecht war 1427 gestorben; Konrad, sein Bruder, war 1441 Bischof zu Cur; ein anderer Bruder Gaudenz war Stammvater des noch blühenden Hauses. Ein Hanns war unter seinen Neffen, muß aber von dem ritterlichen Feldherrn des Zürcherkrieges unterschieden werden. Dieser war von einem andern Zweige, Bruder Bischof Albrechts von Eichstett.

269 Welches Hemmerlin seufzend erzählt.

270 Concilien versammeln sich nur von Zeit zu Zeit.

271 Die weltliche Macht ist Ausfluß päbstlicher Allgewalt.

272 Hemmerlin de nobil, gleich anfangs.

273 Weil spätere Zeit andere Bestimmungen erfodert.

274 Prout sol praelucet omnium planetarum coruscationes; eb. derſ. de exorc.

275 Nicht St. Peter, noch St. Maria maggiore; eb. derſ. de novis officiis.

276 Ad diabolum pauperes, niſi habeant paticntiam et faciant de neceſſitate virtutem. Hemmerlin d. negotio monachor. Es ſey Leibſpruch eines Geſchäftsmanns Bonifacii IX geweſen; eb. derſ., de nobil.

277 Hemmerlin ſpottet der Bullen, die Lobſprüche von Männern enthalten, die der Pabſt nie ſah, welche ihr Glük durch die Küchenparthie gemacht.

278 Unter Martinus ſey der Pfründeverkauf ſo öffentlich getrieben worden, wie der Schweine auf dem Markt. Eb. derſ. de jubileo.

279 Si pro eccleſiarum conſecratione nihil ambiunt, pro utenſilibus et urceolis reverenter tollunt; ſi pro beneficio nihil exigunt, pro collationis littera pertinenter conquirunt; ſi pro ſigillo nihil, at pro cera et chordula conſuetudinaliter: Praeſertim clerus per clericos angariatur. Eb. derſ. de libert. eccleſ.

280 Via non palliata, propter frequentationem. Eb. derſ. recapit. de jubileo.

282. Derſelbe in epiſt. Caroli M.; wo auch bemerkt wird, wie wenig es half. Inner zwei Jahre nach ſeinem Tod hatten die Nipoti den ganzen Schaz nebſt dem väterlichen Erbgut eingebüßt. Beides beſtätigen die italiäniſchen Geſchichtſchreiber.

282 Derſelbe recapit. d. jub. Er beſchuldiget dieſen Pabſt der Ermordung des Annibale Bentivoglio. Doch müſſen wir bemerken, daß der glaubwürdige Fortſezer des Fra Bartholomeo della Pugliola (Murat. Scriptt. XVIII) den Partheigeiſt des Baldaſſare Canedolo und die grauſame Härte des Franceſco Ghiſilieri, nicht aber den Pabſt, dieſer Unthat beſchuldiget.

283 Nicolaus V, als Herſteller der Litteratur berühmt.

284 Hierin übertreffe er alle Alchemiſten; in curialibus nunquam execrabilior exorbitatio (derſ., recapit); unter keinem Subtilior rapacitatis exactio (derſ. in conſolat. ſuppreſſor). Dieſer Pabſt machte für Gebäude, Bücher, Gelehrte, ſtarken Aufwand und hatte Sinn für das Große. Dafür hat man ihm vergeben, was Hemmerlin klagt.

285 Hemmerlin de libert. eccl. Er meint, es wäre (wie auch in Beatiſſimus) am Poſitiv genug.

286 Eb. derſ. eb. derſ.

287 Eb. derſ. d. nobilit.

288 Si nullus eſſet, univerſali eccleſiae plus proficeret; eb. derſ. eb. derſ. doch bemerkt er, die meiſten ſündigen aus Unwiſſenheit.

289 Petrus de Vineis bei Hemm. d. libert. eccl., welcher beifügt, man habe Weiſſagungen, daß einſt ein Kaiſer

dieses thun werde, und aus den Acten des Baseler Concilii eine ungemein starke portugiesische Aeusserung über squalores curiae R. anführt.

290 Eb. derſ. d. jubil. Zum Beispiel beruft er sich auf Nydhard, nachmals Probsten zu Zürich, der vasa studiosa pretiosa, besonders geliebt; de consol. inique suppressor.

291 Heinrich von Heben, Bischof zu Constanz, concubinarius; eb. derſ. de boni et mali occas.

292 Eb. derſ. d. nobilit. In gleichem Eifer nennt er die infulirten Aebte gekrönte Maulesel und Capaunen. Er redet namentlich wider den Abt von St. Gallen.

293 De recuperatione Terrae S., Bongarſ. II, 316: Der Verfasser will den Pabst, als den Führer des allergrösten für Menschen denkbaren Geschäftes, weltlicher Zerstreuung entladen; er soll gegen ein Jahrgeld seine zeitlichen Güter einem weltlichen Fürsten in emphytevlin geben, u. ſ. f.

294 Vornemlich Zehenten, hiefür ursprünglich bestimmt.

295 Hemmerlin d. negotio monach.

296 Palatia, curialitatis amore nimium praepollentia.

297 Sinceriori frequentantur sollicitudine quam ipsorum ecclesiae, in quibus indulgentiarum thesauri

298 Odiosa inflatione, religione superba, proventus consumunt.

299 Major pars cruorem videre non meruit, nisi dum minutione sanguinis frueretur (beim Aderlassen).

300 Per lanceas caponibus contendunt, et perdicibus, anseribus, anetis (Enten), palumbis, deliciosiſſime rustitis, trixatis et politis. Eb. derſ. de nobilit.

301 Was das für eine Ritterschaft, wallfahrten zum heil. Grab! Die alten Weiber thun das auch. Eb. derſ.

302 Im Buch de nobilit. erzählt er von dem durch strenges Leben sich zur obersten Würde im Kloster emporgearbeiteten Mönch, der nun sogleich zwei schöne Dirnen zu sich in das Bad rufen ließ; aber bald seufzte: „O die verfluchten Ver„suchungen, zur Unzeit waren sie mir überlästig; zur Unzeit „verlassen sie mich!"

303 Im Buch de negot. monach.: Wie der Abt einen Edelmann, der in das Kloster getreten, ausgesandt einen Esel zu verkaufen; er brachte ihn zurük, denn, da er den Kauflustigen redlich seine Fehler gesagt, wollte ihn niemand; worüber der Abt den Conversen hart anfuhr; dieser sprach: „Schöne „Burgen verließ ich um Gotteswillen, und sollte für den Klo„steresel meine Seele beflecken!"

304 Eben daſelbſt, mit dem Beifügen, quod non est comparatio de illorum hilari penuria ad nostrae societatis, cum anxietate continua in omnium negotiationum varietate, abundantia.

305 Per rubentes buccas tumentiaque ora; im Buch de nobil. Wir sind das Salz der Erde, sagten sie, aber man muß es anfeuchten; kein guter Geist wohnt im dürren (Raphael hat den Teufel dahin gebannt).

306 Im Buch de libert. eccles.

307 Mehr als einmal erzählt er die nicht übel erdachte Legende: Als Constantinus die (damals geglaubte) Schenkung that, sey aus der Maur des Laterans eine Hand erschienen die geschrieben: Heut ist in die Kirche das Gift ausgegossen!

308 Man sey in Böheim zu viel beladen, und kein Fußbreit Land frey gewesen; de nov. offic.

309 Unter anderm: Verminderung der Festtage (Hemmerlin de arbore torcularj), Erlaubniß der Priesterehe (de libert. eccl.).

310 Dial. de nobilit.; wo er Julian der Abtrünnige heißt, und für sein Unglük bei Varna Gottes Gericht gepriesen wird.

311 Es würde ausser dem Wege führen, darstellen zu wollen, was Horix, Koch, und andere Gelehrte über diesen Zeitpunkt an das Licht gebracht. Eine Variante der tschudyschen Chronik darf nicht übergangen werden. Wir lesen in der iselinschen Ausgabe Th. II, 494, der Pabst habe „bi dem gütigen römischen Künig Friedrichen" die Auflösung des Conciliums erwirkt; Johann Jacob Hottinger las in seiner tschudyschen Handschrift "bey dem geitzigen" (Kirchenh. II, 419). In der That schrieb Tschudy "by dem aytigen." Wer das wahre wissen will, bedenke was Th. III, 625 vorkommt; dann wird er auch wohl verstehen, wozu Nicolaus V das viele Geld brauchte.

312 Mandat, Aschaffenburg, Donnerst. nach Marg. 1447; bey Wurstisen Buch 5, Cap. 46. Siehe in dem Leibnizischen Codex juris gent. I, 377 avisata in dieta Aschaffenburgensi.

313 Das zweite um Weihnacht 1447, das dritte Anfangs der Fasten 1448; Wurstisen.

314 Wozu Friedrich gegen Ende 1447 seinen Bruder Albrecht anwies.

315 Spruch, 18 Mai 1448; W

316 Der Bürgermeister Hanns Roth, der Obristzunftmeister Andreas Ospernelle, Hanns Surlin, Doctor Heinrich von Beyheim.

317 In der Nachbarschaft wurde es oft verlezt; der Urheber war nicht unbekannt. Siehe, sprach der (einer solchen Nachstellung entkommene) Cardinal von Arles, des Conciliums Präsident; „um 30 Silberlinge haben sie den HErrn verkauft; ich muß „mehr werth seyn; Gabriel (Taufname Pabst Eugenius) hat „sichs 30,000 Gulden kosten lassen, mich zu bekommen". Hem. d. nobil.

318 Am 28 Juny 1448.

319 Hemmerlin de boni et mali occasione.

320 Vermuthlich nur mündlich, die schriftliche Instruction (wie noch zu geschehen pflegt) war zweideutig.

321 Seine Rede fieng er an: Venient ad te qui detrahebant de te et adorabunt te. Heinrich der Minorite, florib. tempor. (in scriptt. minorib. rer. Basil. t. I.).

322 Er zog tausend Ducaten aus officio scripturiae bullarum, dessen Verkauf ihm gestattet wurde; Heinrich a. a. O.

322b Bulle Nicolai V, Rom. 3. Kal. Jul 1448, wodurch das auf Basel liegende Interdict getilgt wird (Hallerische Urkundensammlung, VI). Sie ist nicht vom Tage der Ausfertigung, sondern der zu Basel geschehenen Präsentation datirt.

323 Ihn wollten sie feierlich empfangen, und alle Versammlungsorte des Conciliums verschliessen (keinen Prorogationsact gestatten); Heinrich.

324 Quasi divinitus avisati hielten die Väter früh am 25 Juny, als die Gegner noch schliefen, die 45ste Sizung, worin sie die Translation beschlossen; eb. ders.

325 Vermuthung des in Baselschen Sachen grundgelehrten Daniel Brukners (in einer Note zu Heinrichs Erzählung) Es erhielt sich die Erinnerung, daß die Sonderbarkeit aus den Zeiten der Kirchenversammlung und einer Verschwörung (wider das Ansehen der Obrigkeit, wider die Ehre der Stadt,) herkommen. Ein astronomischer Grund wird in der nicht genau östlichen Stellung des hohen Altars beim großen Münster gesucht, aber jene Erklärung ist im Geiste der Stadtregierungen. Man sieht aus der, nach diesem über Gemmingen verhängten Verfolgung (deren Zeitbestimmung Wurstisen richtiger als der etwas unchronologische Minorite angiebt), welche Wichtigkeit man auf die Sache gesezt.

326 Wurstisen.

327 Am 25 April 1449; Hottinger K. H. II, 424.

328 Das lateranische Concilium 1512 wird hiewieder niemand anführen; bald nach diesem erfolgte die protestantische Revolution

329 Vergleiche die christliche mit der mohammedanischen Welt.

330 Wir bemerkten Th III, 102, 112 f, wie man hätte müssen mit dem menschlichen Geist fortschreiten, wenn die Hierarchie wohlthätig bleiben und bestehen sollte. Die Litteratur würde ihr Licht, und ihr Zweck nicht Hintanhaltung, sondern weise Leitung der sich entwikelnden Vernunft gewesen seyn. Sie fällt durch fremde und eigene Schuld. Wem zum Besten? Die zur Menschenbildung vergabten Reichthümer dienen zu Verstümmlung und Mordung der Menschen in Kriegen. Ausgenommen, was im sechzehenten Jahrhundert (ärmlich genug) mit einem Theil verfüttet wurde, hat, weder ein reformirender Fürst noch ein revolutionirender Convent an die zu veredelnde Bestimmung der Fonds, jeder hat auf Befriedigung der eigenen Habsucht und Ehrfurcht gedacht

331 Das Lob der Ordnung giebt ihm Len und erzählt die durch ihn hergestellten Schlösser.

332 Vergleich, daß, obwohl Arguel im Weltlichen zu der Hochstift Basel dient, in geistlichen Sachen gleichwol der von Lausanne dort Bischof ist; chron. episc. Lausl und 1948.

333 Zerrüttet durch mehrere Jahre zwischen Johann von Prangins und Ludwig de la Palu strittige Wahl (1431—39).

334 Von ihm die Sammlung der Synodalverordnungen 1447.
335 Cully, durch ihn Städtchen, bekömmt Markt 1440.
336 Lezter Wille: dem zu glauben, und Ersaz zu thun der durch ihn gelitten zu haben, schwöre; die Rükstände von armen Leuten nachsichtlich einzutreiben. Leu.
337 Einen silbernen Tisch, viel seidenen goldgestikten Ornat, das Klostergebäude zu St. Maire, vier Altaristen; chron. episc. Lausan. Bischof war er von 1439 bis 61.
338 Bei Leben des nachgiebigen schwachen Franz von Miez; vollends aber nach dessen erfolgtem Tod, 1444.
339 Bestätigung der Freyheiten und Rechte 1444; Revers, daß die ihm auser dem Sprengel geleistete Hülfe nie präjudiciren soll 1448. Levrier Comtes du Genevois II, 30, 33; lezterer Urkunde bey Spon.
340 1450; nach Besson bei Haller Bibl. III, 306.
341 Er starb zu Genf 1451; Guichenon.
342 Von 1441 bis 52.
343 Hemmerlin de nobilit. Das ist clericalis militia.
344 Gregorius IX Decretal. III, 5, 37: Attendentes quod non generis, sed virtutum nobilitas idoneum Deo facit servitorem, eo quod non est personarum acceptio apud ipsum.
345 Nobilem prae ignobili noluerunt praesignari; Hemmerlin, nobil. c. 32. Jene Decretale zeigt es.
346 Zu Strasburg und Cöln sey nicht genug, spectabilis und clarissimus zu seyn; illustres et liberi werden gefodert; Hemmerlin eb. das.
347 Eben das., und in der Decretale.
348 Hemmerlin entscheidet (wie wir Th. III, 240), es müssen Edle seyn ad temporalium defensionem (durch persönliches Ansehen, Einfluß, Erziehung), Gelehrte ad observationem spiritualium.
349 Achilles de Gratis von den Dominicanern zu Bern: hi fratres toti quanti sunt poltrones, ecclesiae devoratores. Die Stadtchronik: geistliche Erzbuben. Gruner in delic. Bern. S. 256. Das Kloster Interlachen Schule aller Unkeuschheit; bei Hottinger K. H. II, 428.
350 Bei den Johannitern, deren drei waren, giengen in einem Jahr 4800 Maaß Wein auf. Sie nennen vor Rath ihren Meister Atheist, Spieler, Schwelger; er sie, Hurer und Esel; Hottinger, aus Acten 1449, eb. das.
351 Wie 1444 die von Klingenberg St. Georgen Kloster bei Stein wider Eugens Eingriffe schirmten, zeigt J. J. Hottinger II, 412.
352 Wie die durch Probst Eberhard von Nellenburg 1454 zu Embrach gegebenen; H. H. Hottinger Spec. Tig. 366.
353 Sie hatten weder Geld verborgen noch im Ausland Güter gekauft; Hemmerlin d. negot. monach.
354 Eb. derf. d. pecuniis pro praebenda.
355 Aliquae, anxietatibus collapsae, turpitudinis actus commiserunt; eb. derf. d. nobilit. Im J. 1449.

356 Der Ordensgeneral Br. Peter von Rüxau an diese Meisterinnen und Schwestern, bei Hotting. Speculo, 352. Präceptor und Comthur Br. Johann (Schwarber), von Eglisau, zu gedenken der Stifter, Grafen Rudolphs von Rapperschwyl, Br. Berchtolds Fankyli u. s. w.; im Jahrzeitbuch von Uster. Beide Urkunden sind von 1443.

357 Sammnung war besonders in Gebrauch für nicht auf einmal, sondern nach und nach freiwillig zusammengetretene Schwesterschaften.

358 Br. Bartholomäus Texern Predigerordens-Meister, für die Anna Strusin, Lyon 1447. Hott. Spec. 302.

359 Auf so viele und auf nur drei Regeln: (Basilianische, Benediktinische, Augustinische) reducirt Hemmerlin (de relig. proprietariis) die damaligen Mönchsorden.

360 Eben derf. de jubileo.

361 Gestus, confabulationes, fictas religiositates, incurvationes, altos manuum applausus, sursum et infra tendentium; eben derf. de relig. propr.

362 Jezt Missionen. Vergleiche die 1779. zu Lugano gehaltene (H. R. Schinz Beitr. 494.) mit den feierlichen Umzügen jener Zeit, (bei Georg Stella Annal. Genuens. S. 1170. der murat. Ausg.).

363 Hemmerlin a. a. O. . Daß aber in Klöstern auch herzliche, freie Religion (zwei, bei den Besten, sich paarende Eigenschaften) geblühet, das beweisen die innigen Gebetversen des Jünglings Rudolph, und die sinnvollen Regeln eines Mönchs Allerheiligen zu Schafhausen, in meines Bruders Reliquien alter Zeit, Th. II, S. 302. ff. Wie weit war dieser Mönch über so viele!

364 Eben derf., de neg. monach., liefert ein Verzeichniß von mehr als 70 Aemtern und Geschäfften, die in einem Kloster erforderlich seyn.

365 Das ist ein Vortheil solcher Nationen, welche ein zusammenhaltendes Band, aber viele kleine Staaten haben.

366 Wie zu unserer Zeit die Schweizer-Reisen und oft übertriebenen Lobsprüche mißglükte Versuche für Freiheit hervorbringen halfen.

367 Hemmerlin de nobilit. .

368 Nam pulchrum est quod custodit ordinem; eben derf.; in der Ausführung meist nach J. Gerson.

369 Eben derf., wo er die Turniere beschreibt, cribra naevorum excellenter necessaria.

370 Resultat seiner Beschreibung der schon meist abgekommenen Gebräuche der Aufnahme.

371 Gräfinnen und Fräulein (baronissae et liberae, nobiles et illustres), aber auch eines freien Landmanns (rustici) freigebohrne Tochter wurde im Frauenmünster zu Zürich angenommen; eben derselbe.

372 Freie Landleute (rustici) mochten Vice-Grafen und Gerichtsvorsteher werden; eben derſ.

373 Hemmerlin führt die im bischoffbaselschen Freyenberg an.

374 Durch Mütter non sine libertatis, suas et liberorum conditiones, in infinitum facere viliores.

375 Fortes creantur fortibus; et bonis
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus. Horat.

376 Wollte doch zu Tüngen, als Friedrich Barbaroſſa durchritt, der Freiherr von Krenkingen nicht von seinem Siz aufstehen; den Hut rükte er. Denn er war an Leib und Gut ein ganz freier Mann. Der edle Kaiser freute sich des biedern Muthes. Hemmerlin.

377 Wie wenn jener böhmische Herr, dessen Kaiser Sigmund gedachte, durch einer Wäscherin Töchter sein Haus erneuert, oder dieser Kaiser, dem Wunsch des Volks gemäß, (Schmaßmanns?) von Rappoltstein von einer unadelichen unehelich erzeugte Söhne legitimirte. Hingegen bei ungünstigeren Umständen sank der schwäbischen Grafen von Landau alter Stamm durch Mißheirathen in gemeine Classe. Eb. derſ.

378 Sonst wäre Rappoltstein erloschen.

379 Wovon in dem Hause Este mehr als ein Beispiel.

380 Wie Thomas Lirer von Rankwyl, (von Bürgermeister Wegelin zu Lindau 1761 neu herausgegeben); ein Buch voll Unsinn und Treuherzigkeit. Der Verfasser, welcher (wie mit isländischen Sagen im Norden geschah) Romanzen und Fabeleien mit Geschichte verwechselte, ist nicht von 1133, noch weniger von 920; sondern aus dem XVten Jahrhundert. Wie konnte der gelehrte Herausgeber seinen Blik ausschließlich auf die Stammtafel des Hauses Weidenberg richten, und vergessen, daß im J. 920. weder in Portugal Könige noch auf Rhodos ein Ritterorden war! Auch Romanzen pflegt manchmal, nicht immer, eine Zelle wahres zu Grunde zu liegen; aber der Lirer oder Leirer von Rankwyl, wohl Meistersänger des montfortischen Hauses, verdient dadurch so wenig einen Plaz unter Geschichtschreibern, als das Buch vom Kaiser Octavianus, welches vom dreizehenten Jahrhunderte an bis in unsere Jugend, nebst Tyll Eulenspiegel, Lustlektüre der Kindheit war.

381 Wie Peter Castelleti in der Lobrede auf Johann Galeaz Visconti, wo er von Aeneas, durch eine lange Reihe Könige, auf Uberto Visconti, der im Thor zu Mailand mit einer Keule den Drachen erschlug, und eine Menge viscontische Romanhelden fortschreitet. Hemmerlin erzählt es im Buch de nobilit.; die Rede ist bei Muratori.

382 Nemo non idem est a principio mundi; Hemmerlin.

383 Es fehlte nicht am Versuch. Siehe die durch Thüring von Ringoltingen aus Bern um 1470 übersezte Geschichte der schönen Meerfey (Fee) Melusina; Stammmutter der Könige in Frankreich.

384 Der Landmann behauptet bei Hemmerlin, daß oft coquus supplet locum; hierauf antwortet der Edle weislich, quod talium ignoratio jucundior est omni scientia.

385 Hemmerlin klagt, Bauerkerls und Mönche bekommen den Vorzug. Der ersten einer sagt die Ursache, wie wir in einer lebenden Sprache es ihm nicht nachsagen möchten, (es bezeichnet aber den Ton der Zeit; Hemmerlin war Geistlicher, Gelehrter, ein Mann von ungetadelten Sitten): Virile membrum gessi, rubro birreto capellatum, insigniter praeputiatum, testiculos bene compactos, rugolos, rotundos, firmiter, ad instar apri potentis.

386 Nummus venales Dominas facit imperiales, führt er als Sprüchwort an.

387 Omnia longa varietas miscuit.

388 So ist Hanns Erhard von Zessingen, Ritter, vom Kaiser seines Adels entsezt worden; Hemmerlin.

389 Er beruft sich auf den grossen Nicola Piccinini aus einer Metzgerfamilie, den Ott von Terzi, den Sforza.

390 Ein Herold pflegte die Edlen Du zu nennen. Dem sprach ein Junker: den Grossen thue das, ihre Hoheit kann es aushalten, mich würde es schimpfen. Hemmerlin.

391 Zu Bern wurde ein reicher Mann geadelt. Jezt nannte er einen Freiherrn Du. Dieser: woher solche Zuversicht? „Ich habe einen herrlichen Brief". Der Altadeliche stolz: Ich und meines gleichen haben keinen Brief. So alt also wie Hemmerlin war zu Bern die Eifersucht zwischen altem und Diplomen-Adel, welche bis auf unsere Zeit gewähret, und nebst vielen bösen auch lächerliche Dinge hervorgebracht hat.

392 Hemmerlin: Multi nobiles viri a me scire desiderabant, quid fuerint. Das war viel.

393 Bruder Berchtold von Regensburg, (Th. I, 499.); Hemmerlin de emtione et venditione unius pro viginti.

394 Die Väter zu Costanz und Basel billigten diesen Zinß; eben derf. a. a. O.

395 Kaiser Friedrich, Wien, Do. nach S. Ambr. 1446, (in Ulrichs Judengesch. 430.): Daß die Züricher nicht schuldig seyn, den zu Costanz verhafteten Juden von der Zeit an, da sie gefangen würden, zu zinsen.

396 Rath und Bürger Zurich, 1435. f.; Ulrich S. 119; von Winterthur 128.

397 Urkunde Zürich 1425. (um 2000 fl.); Ulrich 118.

398 Ausnahme für Joseph den Arzt, wegen seiner Kunst; Zurich 1423; Ulrich, eben das.

399 Bürgermeister, klein und groß Räthe und alle Bürger gemeinlich zu Schaffhusen; Sonnt. v. Pfingsten 1435; abgedrukt, eben das. 462.

400 Löw Jud, welcher für fremde Juden Schule und Capitel hielt, (wofür er allemal in die Rathsstube zwei Glas-Fenster machen läßt).

401 Jährliche 80 Gulden rheinisch.

402 Die Urkunde ordnet gerecht, wie es mit ihren Darlehnen auf Pfänder zu halten, über die Sicherheit ihrer Hinterlassenschaft, wie sie nicht höher als andere zu strafen, über den freien Abzug.

403 Nur in der Stadt soll jeder vorn am Obergewande ein Zeichen von rothem Tuch tragen.

404 Hemmerlin de nobilit.: Ne opera arguant et populum provocent. Siehe Aristoteles, Politik, V, 11; er offenbarte diese Künste.

405 Vellet subditos fore ignaros, quoniam odit lucem.

406 Quoniam socii de se confidunt, et notitia facit fidem.

407 Dergleichen Künste, sagt er, übe auch wohl ein Senat, oder eine Demagogie.

408 Eben derſ., über die unerlaubten Privatkerker klagend.

409 Ihr Sitte sey, zu österlicher Zeit sich in Klöster zu begeben.

410 Mit Pferden, Mauleseln, Hunden, Reitknechten, Jägern, kamen sie. Sie sagten: „Haben die Klöster nicht „alles von uns? Sollten sie uns Verarmte nicht nähren"?

411 Nemo securus, nisi qui non potest exui, jam nudatus.

412 Ungentem pungit, pungentem rusticus ungit. Und: Rustica gens, optima, flens, pessima, gaudens. Viele behaupteten periodische Verwüstungen zu Dämpfung des Muthwillens nothwendig. Alles, bei Hemmerlin de nobil.. Aber meist fängt nicht unter Landleuten das Uebel an, und Unmenschlichkeit ist die Frucht versäumter Bildung, wie Unzufriedenheit Folge der Unkenntniß von Seite des Regenten. Die, welche das meiste zu verlieren haben, sind am wenigsten furchtbar. Dem Baur gebührt nicht die Regierung, aber Gerechtigkeit und die Hoffnung, sich oder die Seinigen einst auch emporbringen zu können.

413 Militaris disciplina, quam docuit Vegetius, se in quandam delinquendi licentiam et scurrilitatis speciem deformavit.

414 Sie kommen sine ruga et macula, integris armis, per Dei gratiam, ovantes, heim, und machen Großsprecher.

415 In mirificis generibus venationum, quibus dietim solatioso conamine occupabantur.

416 In bibendi conflictu.

417 Schon waren von den meisten nur Trümmer.

418 In popularium mechanicorum conventiculis.

419 Praetensas suae nobilitatis praerogativas.

420 Wozu Hemmerlin das gewöhnlich werdende duzen (tibizare) rechnet.

421 Ulrich, zu Rudolph Bruns Zeiten Zunftmeister; seither einer im Rath; einer des grossen Münsters Chorherr; Leu.

422 1389 gebohren, wie er selbst sagt.

423 Honestae conversationis. Er beruft sich hierauf selbst (registr. querelar.); seine Feinde haben ihm nichts unsittliches vorgeworfen.

424 Dieses hat H. H. Hottinger, (Schola Tig.) aus Nic. von Wyl teutscher Lebensbeschreibung Hemmerlins.

425 Er wurde zu Erfurt Baccalaureus der Rechte, zu Bologna 1426 Doktor der Dekrete; F. F. Hottinger K. G., bei 1427 und Leu; aus seinem Passionali, (dem Buch seiner Leiden).

426 Das erste 1412, das zweite 1421, das dritte 1422. So Hottinger in Schola und Leu.

427 Die Mittel sind ungewiß: Man sieht aus allen über Pabst Martin und seinen Hof bei Hemmerlin vorkommenden Stellen, daß er demselben keine Verbindlichkeit zu haben glaubte. Simonie hielt er für eine zu schwere Sünde, als daß er sie dürfte begangen haben. Das sagt er, non somus multum curiosi, aut inquisitores subtilitatum, circa donationes de praebendis (de pecun. pro praeb.) und in dem Buch de jubileo, Geschenke von Speisen und Getränken seyn zu Rom üblich gewesen. Mehrere Teutsche waren bei Martini Canzlei (im Buch contra iniquos judic.). Es bleibt also ungewiß, ob er durch Verdienst, weil man ihn gewinnen, oder aus Politik, weil Rom dieses Amt vergeben wollte, oder als Landsmann, oder für ein paar Schweizerkäse begünstiget worden.

428 Im F. 1427. Heinrich Anenstetter, welcher einen Sohn und drei Töchter hatte, (Leu) wurde Probst. F. F. Hottinger in der Schola und im 8ten Band der H. E.; F. F., eben dieses Namens, im 2ten Theil der K. G. zum angezeigten Jahr.

429 Er nennt sich bene recompensatum; Passion.

430 Ueberhaupt fand er gutes Auskommen der Moralität förderlich (de nobilit. 64. a.), und war von der Schwärmerei weit entfernt, die von den Apostein gefoderte Lebensweise christlichen Lehrern zu allgemeiner Vorschrift geben zu wollen.

431 Auf daß nicht begegne, was dem Censor Appius, welcher den Cölius, Ciceros Freund, griechischer Liebe anklagte; er hatte kaum ausgeredet, so erhob Cölius mit Beifall des Volks, die nämliche Anklage wider den Censor; Cic. ad famil. VIII, 12.

432 Aus dem passionali.

433 Er erklärte Caplan Frieß für gebannt, so lang er seine Meze nicht lasse. Eben so eiferte er wider die Dirnen im Aargau: aber die Connivenz trug dem Bischoff zweitausend Gulden ein; und die Pfaffen kauften gern um pecuniam copiosam, vitam in diebus suis solatiosam; (Hemmerlin, registr. quer.).

434 Im F. 1439, bei Schwamedingen; Hottinger, Kirchengeschichte.

435 Inter inutiles minus inutilis; im Passion. Sonst Doctor famosus.

436 Beide von uns gebrauchte Sammlungen seiner Schriften sind wahrscheinlich zugleich herausgekommen: 1) De nobilitate et rusticitate dialogus, theologiae, jurium, philosophorum et poetarum sententiis, historiis et facetiis, (ja wohl)! refertissimus, mit zwei N. 440. vorkommenden Schriften;

152 Blätter in Folio; 2) variae oblectationis opuscula; 131 Bl. auch in Folio; von Sebastian Brant im Jahr 1496 oder 97 herausgegeben: Man sieht aus der Zuschrift, daß Lorenz von Vibra, (welches im Oktober 1495 geschah), schon als Bischoff zu Wurzburg eingeweihet, Simon von der Lippe, (der nur noch titulare Bischoff zu Paderborn, der 1498 starb) noch lebte. Das Passionale, Registrum generale und andere merkwurdige Schriften sind, meines Wissens, ungedrukt. Es wäre Verdienst, in solchen Sammlungen enthaltene Geschichten und eigenthümliche Gedanken durch authentische vollständige Auszüge genießbar zu machen.

437 Ich weiß nicht, in welchem Sinn Hemmerlin diesen Herrn gratiosissimum praeceptorem nennt; (dedic. dial. de nobil.).

438 Er war dessen geheimder Rath; Hottinger Kircheng.

439 Wir bemerken noch Erasmus, Kirchherrn zu Rapperschwyl, (de contractib. per Cysel).

440 Das 33ste Capitel des Buchs de nobilitate: de Suitensium, urbana bene, gestis; Processus coram eo contra Suitenses; Epist. Caroli M. ad Fridericum III, ut de illis vindicta sumat. Auch abgedrukt im Thesaur. Helvet.

441 Das Buch de nobilitate, angefangen 1443, wurde nicht vor Ende des 1449sten Jahres vollendet.

442 Gelegenheitsschriften, besonders anbefohlene, unter Aufsicht verfaßte, dürfen so wenig als Cicero's oder andere Reden als genaue Darstellung der Ueberzeugung und Wahrheit betrachtet werden: Für die Geschichte enthalten sie die Urkunde der Stimmung, welche die Regierung geben wollte.

443 Gegen Basel, Bern, und andere schweizerische Städte ist er so aufgebracht, als gegen die Länder. Die Berner, ursino more, nobiles laniando persequebantur. In der consol. inique suppressor; 1455 oder später geschrieben).

444 Alles in dem Buch de nobilitate gegen das Ende.

445 Weil Belehrungsmittel nicht gefehlt!

446 Eben daselbst am 139sten Blatte. Salchen Haß, die Greuel dieses Krieges, wie schnell aber, wie innig, zu wie glorwürdigen Thaten, auf wie viele Geschlechtalter der Brüdersinn, alle Orte bald wieder vereinigte, dieses bedenket, o Zeitgenossen, und fasset die Zuversicht, Schweizer zu bleiben!

447 Hemmerlin bei F. H. Hottinger Spec. Tig. 503: Incedens in agni vellere mansuetus.

448 Er sey von der schweizerischen Parthei in Zürich gewesen; eben derselbe; und Hotting. biblioth. Tig. (bei der Schola).

449 F. F. Hottinger, K. G. beim Jahr 1439.

450 Besonders Pürlin von Waldenburg, den er ruris (für juris) peritum und Rydhards conthoralem nennt, (in consolat. inique suppressor.); den Sohn eines gekrönten Vaters und einer Verlobten des Königes der Könige. (Ein tonsurirter Geistlicher hatte ihn von einer Nonne erzeugt. So

wurde Johann Beltramino, Verräther von Padova, Sohn eines Gekrönten genannt, weil man seinem Vater, als Verbrecher, eine mit Teufeln bemahlte papierne Krone aufgesezt hatte; Cron. di Padova di Andrea Gattaro 1405.); dieser Waldenburg war einer der wichtigsten Männer im Stift (Leu).

451 In der consolat. inique suppressor. klagt er über Verlust eines Theils seines Gehaltes. Dieses Unglük war nicht sein lezles, worinn er alles verlohr, oder er muß ein Theil wieder erhalten haben. Aus dem Buch de relig. proprietariis (1457. geschrieben) sieht man, daß er der Probstei Solothurn (ich weiß nicht wann) freiwillig entsagt, ut possit propositum iter in sanius dirigere.

452 Er habe nur immer gemurmelt, es wäre kein Unrecht geschehen; de consol. in suppr.

453 Die Saturnalien fiengen am 19ten December, unsere Faßnachtszeit nach der drei Könige Fest an.

454 Daher die Masken.

455 Bekanntlich endigte es noch nicht überall mit dem December, sondern, zumal in Italien, vielfältig mit Februar oder einem Theil des März.

456 Anna von Hewen mit Friedrich, ihrem Bruder, (der andere Bruder war jener Bischoff zu Constanz); es geschah 1433, „mit ziemlichem Unwesen", laut Akten, bei F. F. Hottinger K. G. II, 696.

457 Pfaffen „schlugen sich um die schönste Hur"; Zürcher-Chronik, bei Waser, Jahrzeitbuch, voce Faßnacht.

458 1454. Tschudy, Rhan, und andere sezen die folgende Geschichte in das 1447ste Jahr; dieser Angabe widersprechen die Schriften Hemmerlins, der am besten davon wissen mußte. Es mag in den Chroniken dem Ende des Züricherkrieges als Folge angehängt worden seyn.

459 So Ludwig Edlibach. May führt alle Orte und Solothurn, Basel, auch Appenzell, aber, nach seiner Gewohnheit, ohne Belege, auf. Daß nach jenem die Orte, nach Tschudy die Züricher die Faßnacht veranlasset, läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß immer noch zweierlei Züricher (schweizerisch gesinnte und andere) waren.

460 Beim Morgenessen, damals meist um zehen, spätestens um 11 Uhr.

461 Entweder von weltlichen, Gesellschaft leistenden, oder von dazu gebetenen Geistlichen Herren.

462 Siehe Th. II, 714. N. 938, wie Beringer von Landenberg die Appenzeller ausgerottet wissen wollte; Hemmerlin de nobil. c. 33. meint, es sey schade, daß es nicht geschah.

463 Deswegen veranstalteten seine Feinde dieses; die ordentliche Obrigkeit würde nie ihn arretirt, selbst der Bischoff es nicht autorisirt haben.

464 Niklaus Gundelfinger, welcher sich ganz hatte lassen gewinnen.

465 Man vermuthete einen geheimen Friedensartikel. Stalder, über Entlibuch, Th. 2.

466 Am 18ten Februar 1454, um die Mittagsstunde; Peter Rumagen bei Hottinger; er selbst im regiſtr. quer. .
467 Notabiliter regiſtrata et in Studorio ſuo regulariter tabulata; er ſelbſt in paſſionali.
468 Si Malleus (Hammer), non Malleolus (Hemmerlin) fuiſſem, fortaſſis me defendiſſem (im Buch de conſolat. inique ſuppreſſ.).
469 Der General-Vicar lieh den Namen.
470 Praetorio; regiſtr. quer. .
471 3000 Menſchen zählte er; eben daſelbſt.
472 Der Gen. Vicar gab vor, er müſſe ihn fortbringen, damit er von der (verblendeten) Menge und ſeinen Feinden nicht umgebracht werde.
473 Ich ſehe, daß Hans Keller, ſeit 1445 Bürgermeiſter, die letzten ſechs Jahre ſeines Lebens (nach 1454.) nur als Rathsherr vorkömmt, (Leu). Sollte ſein Benehmen in dieſer Geſchichte ihn unpopular gemacht haben!
474 Die Füße unten zuſammen, eine Hand auf den Rüken; regiſtr. querel. .
475 Heinrich von Gerwyl, Gundolfingers familiaris.
476 Gottlieben, wo auch Huß gelegen.
477 Er bemerkt, daß die böſen Würmer ihm nichts gethan.
478 Er kam in locum largum, wo er zwei Wachten hatte.
478b Das iſt der Geiſtlichen.
478c Das iſt der Demagogen oder der Miniſter.
479 Bei hellem Tag, da die Wächter ſchliefen, gieng er hinweg, und lag zwölf Tage zu Conſtanz, bis er ausgekundſchaftet wurde.
480 In Anſehung der Beiſchläferinnen.
481 Er konnte nach Rom, (oder an ein Concilium) appelliren; regiſtr. querel. .
482 Dieſe Entſchuldigung iſt etwas ſophiſtiſch und mit verſchiedenen Stellen ſchwer vereinbarlich.
483 Schon in der Spaltung zwiſchen den Kaiſern und der Kirche; mehr noch ſeit Entzweiung der ſtrengeren Franziskaner mit Johann XXI; vornehmlich im Schisma, und in erfolgten Concilien.
484 Die Herzen des Volks ſind auch wohlthätigen Regierungen geraubt worden; Aber wohl nicht vermittelſt lateiniſcher, mit gothiſchen Buchſtaben gedruckter Schriften, wie Hemmerlins; nicht ohne lange, ſyſtematiſche, durch ſiegreiche Waffen begünſtigte Arbeit; und nicht ohne eigene Schuld. Gieng man mit den Zeiten fort? Arbeitete man auf die öffentliche Meinung? Wurde Rath geſucht? befolgt? Hat man nicht ſich ſelbſt verlaſſen?
484b Dieſe Rede iſt aus dem regiſtr. querel., der conſolat. ſuppreſſ. und anderen Aeuſſerungen zuſammengezogen.
485 Hottinger K. G. I. 736.
486 Bullinger Er giebt es auch ſelbſt zu verſtehen. Des Biſchoffs Beiſchläferinnen konnten ihm nicht gut ſeyn.
487 Beſonders in dem Buch „wider die ſtarken Bettler".

488 Er war Prälat und Doktor; und Sklave ordinis fratrum, totius mundi minorum. Er selbst, de miseric. captivis impend..

489 Die von Zürich, (wo die schweizerische Parthei wieder herrschte), tettend nüzid dazu; Tschudv. Die Gegenpartei hatte Heinrich Meiß ja auch nicht geschont!

490 So daß man sein Todesjahr nicht bemerkt hat; Hottinger a. a. O. 435. Der ehrliche Tschudy (wohl im Gefühl derjenigen Wahrheit, mit welcher dieses Capitel schließt), eilt über Hemmerlins Geschichte, (als wenn er sie ungern berührte), weg. Dreihundert Jahre, bis noch in meine Jugend, blieb sein Name dem gemeinen Mann Spruchwort, für einen, „der etwas ist, aber dessen Unternehmen „nicht wohl ausfällt:" (Bullinger), für einen Mann, erfinderisch an Einfällen, und furchtbar dadurch. „Auf dem Titel der Brandischen Ausgabe seiner vermischten Schriften ist er im Holzschnitte: geistreich und heiter, umschwärmt von Hornissen, deren eine ihn sticht, und zwischen Rohrpflanzen, wie die, womit man Christus schlug.

491 Inertia naturali stipatus; im Buch de misericordia captivis impendenda.

492 Registr. quer.

493 Worauf die Mönche ihm omnem humanitatis elementiam praestiterunt.

494 Zwar klagt er oft über Mangel an Büchern; doch sind auch die in dieser Lage von ihm verfaßten Schriften so voll genauer Anführung vieler Autoren, daß jener Mangel eigentlich wohl nur von den vielen Bücher zu verstehen ist, welche er in besserm Glük von Klöstern und Kirchen geliehen (Passion.). Wenn man bedenkt, daß auch seine lezten Schriften (das Pass., das Registr. quer.) an das grosse Münster in Zürich kamen, so scheint seine Bibliothek ihm unter dem Beding wieder eingehändigt worden zu seyn, daß nach seinem Absterben alles dahin zurükfalle.

495 Diese verstehe ich unter tribulationum sociis, deren er im zweiten (spät geschriebenen) Traktate de exorcismis gedenkt.

496 Er schrieb das sehr freimüthige Buch de libertate ecclesiastica, da er schon lange gefangen war, auf Ersuchen des General-Vicars.

494 So in dem Registr. querel.; Hottinger, a. a. O. S. 435. Diese Schrift und das Passionale verdienten Abdruk.

498 Lucernae apud Minoritas mortuus dicitur; eine alte Hand in einem Exemplar seiner Werke; bei Hottinger.

499 Vor 1464; eben daselbst S. 435. In diesem Jahr schrieb Niklaus von Wyl, Schulmeister in Zürich, nachmals Stadtschreiber zu Eßlingen, sein Leben.

I.

Ueber den staatswirthschaftlichen Werth des Papiergeldes in deutschen Reichsländern.

Ein verheerender Krieg schlug so manchem deutschen Staate Wunden, die wahrscheinlich so bald nicht vernarben werden. Schulden aus der Vorzeit, Schulden des Kriegs, Schulden, die jenseit Rheins her auf Entschädigungsländer gewälzt wurden, Schulden, die dem Frieden zum Opfer gebracht werden mußten, Lasten auf einer beträchtlichen Anzahl der grössern und kleinern Reichsländer. Viele erhielten unvollständigen Ersaz für Länderverlust, und viele, die entschädigt wurden, sehen sich im Besize von Ländern und Renten, deren Ertrag erst in der Zukunft ergiebig werden kann, zum Theil auch noch ungewiß ist.

So viele Erschütterungen, so neue auf der einen, so auffallend veränderte Staatsverhältnisse auf der andern Seite, haben in den meisten Entschädigungs- und übrigen Ländern einen Geist der Staatswirthschaft aufgeregt, wie man ihn selten gewahrte. Allgemein scheint man es zu fühlen, daß neue Verhältnisse neue Maasregeln fordern. Fast überall ist man beschäftigt mit neuen Finanzplanen, mit Schuldentilgungs- und Landesverbesserungs-Entwürfen. Allgemein fühlt man Pflicht und Nothwendigkeit, die Staatsausgabe mit der Einnahme in richtiges, dauerhaftes Verhältniß zu sezen, der willkührlichen Aufnahme neuer Staatsschulden feste Geseze vorzuschreiben, die innere Einrichtung der Staatsverwaltung den wahren Bedürfnissen, so auch den Hof- und Militär-Etat den vermehrten, oder verminderten Kräften des Staates und dem Zeitgeiste anzupassen.

Der Geist thut alles, wenn Bedürfniß ihn schärft. Aber traurig wäre es, wenn so viel reger, wohlgemeinter Eifer unreife, oder wohl gar schädliche Früchte trüge. Das „Eile mit Weile„ in der neuen Organisation der Länder wird keine Staatsverwaltung übersehen, der es um gründliche, weise und dauerhafte Einrichtungen zu thun ist. Sorgfältige Vorbereitung, gewissenhafte Ueberlegung, reife, prüfende Staatsklugheit, redliches Zusammenwirken der obersten Staatsbeamten, ohne vordringenden Egoismus, wird erfordert, wenn eine neue dauerhafte Staatsverfassung und Staatsregierung gegründet werden soll. Möge der sanfte Schuzgeist des Vaterlandes und der Menschheit, der ruhige Geist ächter Staatsweisheit, dreifach über den Fürsten und seine Gehülfen walten, die Hand an jenes grosse Werk legen!

Unter allen Aeusserungen jenes politischen Verbesserungstriebes ist keine, die so merkbar wäre, und so allgemeines Interesse erregte, als das Streben nach Schuldentilgung, nach neuer Finanzordnung, und nach Land- oder Nationalreichthum. Soll ein neuer Finanz- und Schuldentilgungsplan gründlich entworfen, und mit glüklichem Erfolg ausgeführt werden, so wird erfordert, daß man nicht nur den wirklichen Finanzzustand des Landes und den Schuldenstand, sondern auch die Hülfsquellen vollständig kenne, die das Land, oder eine bessere Administration darbieten können. Soll wahrer Reichthum des Landes erhöht, oder erschaffen werden, so müssen die Quellen desselben, Land, Arbeit und Kapital, bis zu ihren ersten Bestandtheilen hin aufgesucht, eröffnet und zwekmäßig benuzt werden.

Unter den verschiedenen Hülfsquellen der Schuldentilgung hat man, in mehrern Ländern, neben der Veräusserung der geistlichen Güter, Domänen und ganzer Landesdistrikte, Erhöhung der Eigenthumssteuer, Einführung oder Erhöhung indirekter Auflagen u. d., auch **erzwungene Anleihen** bei den Unterthanen, und

Papiergeld in Vorschlag gebracht. Beide sollen aber, der Angabe zufolge, auch als Mittel dienen, dem Geldmangel in dem Lande abzuhelfen.

In einem landesherrlichen Publikandum, vom 30. Jan. 1805, wird eine bedingt nothwendige Anleihe der einzelnen Unterthanen an den Landesherrn, gegen verzinsliches Papiergeld, kund gethan; namentlich unter der lokenden Bedingung, daß widrigenfalls „eine sehr drükende, beträchtliche Erhöhung der Steuer erfolgen, der Steuerausschlag „ohne Verzug vollzogen, und der Betrag mit Nachdruk beigetrieben werden solle„. — So wenig man besorgen mag, daß dieses landesherrliche Beispiel irgendwo zur Nachfolge reizen werde, so ist doch für die Geschichte der deutschen Finanzkunst eine Beschreibung und Prüfung jenes merkwürdigen Finanzhebels um so interessanter, da ihm durch die hinzugefügte potestative Bedingung ein so mächtiger, und durch das als Prämie zugesagte Papiergeld ein so vielversprechender Stüzungspunkt verliehen ist. Jene Beschreibung und Prüfung wird am Schlusse dieses Aufsazes folgen.

Inzwischen abgesehen von diesem belehrenden Probestük einer modernen Staatswirthschaft ist es, vorzüglich in dem jezigen Zeitpunkte, wichtig, überhaupt fern von Beziehung auf irgend ein individuelles Reichsland, den staatswirthschaftlichen Werth des Papiergeldes, in deutschen Reichsländern, einer genauern Prüfung zu unterwerfen.

Papiergeld ist eine Art simbolischer Münze, eine Art von Staatsschuldscheinen oder Verbriefungen mit oder ohne Zinsen, auf den Staatscredit unter dem Versprechen der Entschädigung, als gangbares Münzzeichen errichtet, mithin lautend auf jeden Innhaber.

Form und Name sind ausserwesentlich. Man kennt Papiergeld unter dem Namen von Staats-Bankonoten, Bankzetteln, Kassenbillets, Steuerscheinen, Staats-

papieren, Bons, Transportzetteln, Assignaten, Rescriptionen, Mandaten u. d. m. Man fabrizirt es, das Stük zu 1, 2, 5, 10, 20, 50, 100, 200, 500, 1000 und mehr Einheiten einer gangbaren reellen oder Rechnungsmünze.

Die Bequemlichkeit, Geldmünze mit der Feder zu machen, ohne sich das Geld einander zuzuzählen, welche durch eine Giro = oder Umsazbank den Handelnden eines grossen Handelsplazes, und durch Wechselbriefe den Handelnden der ganzen Welt verschaft wird, scheint zuerst auf die Idee von Papiergeld geleitet zu haben. Man suchte jenen Gebrauch, der nur auf gewisse genannte Personen sich einschränkt, aufs Allgemeine zu erweitern, indem man die Verbriefung für jeden ungenannten Innhaber (payable au porteur) mithin ohne darinn einer Person als Empfängers oder Eigenthümers namentlich zu erwähnen, ausstellte. Auf diese Weise legte man dem Papiere völlig die Eigenschaft des Geldes bei, welches ohne förmliche schriftliche Uebertragung von Hand zu Hand geht. Indeß bleibt immer ein unverkennbarer großer Unterschied zwischen Papiergeld und Metallgeld; derselbe, wie zwischen der Sache und ihren blosen Zeichen. Dem Metallgelde giebt seine Substanz einen innern Werth, der dasselbe nebst seiner Theilbarkeit, vorzüglich geschikt macht, als Aequivalent des Werthes aller Güter angesehen zu werden. Das Papiergeld hat keinen innern, sondern einen fingirten Werth, und dieser beruht blos auf Meinung, die sich nicht erzwingen läßt; es ist nicht an sich selbst schon eines Tausches fähig, welches hingegen bei den Metallen, Gold, Silber und Kupfer, der Fall ist. Es ist also das Papiergeld an sich, das heißt als Papier mit künstlichen Federzügen, keine mit verkäuflichen Dingen vergleichbare Masse. Theilbar ist es zwar, aber es giebt keinen andern Grund zu dieser Eintheilung als die Willkühr. Nur die willkührlichste Ue-

bereinkunft, oder gebietender Wille des Staates hat dem Papier den Vorzug des Geldes verschaffen können, so daß es in den meisten grossen europäischen Staaten als Zeichen des Werthes umhergeht. Die meisten derselben machen hauptsächlich in Papiergelde, und manche derselben in diesem allein, ihre Umsäze. Ja sogar solche Staaten, die sich bei ihren Zahlungen fast allein des Goldes bedienten, wie Portugall, haben sich dazu bequemt.

Die Rechtlichkeit des Papiergeldes bestimmt, bei dem Mangel positiver Gesezе, das allgemeine Recht dahin: es streitet nicht mit dem äussern und vollkommenen Rechte der Einzelnen gegen den Staat, sofern eine gewaltsame Finanzoperation darunter nicht verborgen ist, und der Staat die Verbriefung zu gehöriger Zeit in wahrer vollgültiger Münze, oder deren Werth, al Pari realisirt.

Dieser Saz ist sehr einfach, aber desto fruchtbarer in seiner Anwendung auf einzelne Fälle. Auch möchte bei dessen Anwendung auf wirkliche Fälle, eine gewisse publicistisch-staatswirthschaftliche Sekte sehr ins Gedränge kommen. — Von einem Reichs- oder Territorial-Münzfusse kann bei papierner Münze nicht die Rede seyn; und eben so wenig von einem Zwangsrechte gegen deutsche Partikulär-Staaten und gegen auswärtige Staaten, das disseitige Papiergeld anzunehmen, oder frei kursiren zu lassen. Dessen ungeachtet wird die Ausfertigung oder Ausprägung des für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Pagiergeldes, als Ausfluß des Münzregals betrachtet.

Verwikelter und bestritten ist hingegen die politische und staatswirthschaftliche Seite des Papiergeldes, insonderheit in deutschen Reichsländern.

Dessen ungeachtet darf man als unläugbar voraussezen: daß der gangbare Werth des kursirenden Papiergeldes einzig auf der Meinung der Inhaber, daß

solches der klingenden Münze gleichzuschäzen sey, und nach Belieben jeden Augenblik in diese verwandelt werden könne, sonach auf dem Grade von Zutrauen beruht, welchen das Publikum in die Zusage des Ausstellers sezt, jeden Inhaber vollständig zu entschädigen. Dieser Werth ist unabhängig von Zwangsgeboten, wie jeder kaufmännische Geldkurs, wobei Geld blos als Waare betrachtet wird. Ja er hat bei dem Papiergelde einen desto freiern Spielraum, da bei jenem sein innerer oder reeller Werth nicht in Betrachtung kommt, folglich eine Erhöhung seines Nenn- oder Nominalwerthes über den innern so gut wie unmöglich ist. Stehen selbst Gold und Silber gegenseitig nicht in absolutem Verhältnisse, so kann ein solches noch weit weniger zwischen Papier- und Metallgeld statt finden. Daher das ewige Schwanken, das unvermeidliche Steigen und Fallen des Papiergeld-Curses in fast allen Ländern und Zeiten, wo man Papiermünze im Umlauf sezte.

Die Bestimmung des Papiergeldes ist: daß sein Tauschwerth als Maasstaab des Tauschwerthes anderer Sachen (als repräsentirendes Medium) dienen soll. Mit dieser Bestimmung verbindet jedoch der Aussteller meist noch eine Absicht, welche oft nur seinen Privatvortheil bezwekt. Es läßt sich nämlich auf Seite des Ausstellers eine zweifache Absicht bei Ausgebung des Papiergeldes denken. Die eine geht dahin, die inländischen Gewerbe zu befördern, indem man durch Papiergeld theils dem Mangel an kursirender klingender Münze nachzuhelfen, theils den inländischen Geldverkehr zu erleichtern sucht.

Die andere Absicht besteht darinn, daß man sich mittelst des auszugebenden Papiergeldes, ein maskirtes, verzinsliches oder unverzinsliches, Anlehn zu verschaffen sucht. Das lezte ist meist nur dann der Fall, wenn man sich in Geldverlegenheit befindet. Es ist denkbar,

daß beide Absichten coincidiren; indeß liegt, sobald die Annahme des Papiergeldes völlig frei gelassen wird, bei dem unverzinslichen gewöhnlich nur die erste, so wie bei dem verzinslichen die lezte Absicht zum Grunde. Begreiflich wird jedoch bei dem unverzinslichen Papiergelde fast immer nur die erste zur Schau ausgelegt.

Ob und wiefern es in deutschen Staaten, deren jedem die Landeshoheit eine Art von isolirter Selbstständigkeit, vorzüglich auch in finanzieller und commerzieller Hinsicht, giebt — räthlich sei, papierne Münze einzuführen? das ist die grosse, vielseitige Frage, die bei der jezigen Finanzlage so vieler Reichsgebiete unmittelbar praktische Wichtigkeit hat.

Von eigentlich sogenannten Commerz-Staaten — und wie wenig giebt es deren in Teutschland! — kann hier zunächst die Rede nicht sein. Diese verstehen, selbst im Nothstande, die Kunst, eines Theils den Fall, wann und wieviel Papiergeld in Umlauf zu sezen sei, so richtig zu berechnen, andern Theils den Werth desselben so bestimmt aufrecht zu erhalten, daß man nur von ihnen lernen, nicht sie belehren kann. Auch befinden sie, zumal bei gehöriger geographischer Contiguität und einem verhältnißmäßigen Areal mit einem Haupthandelsplaze, wie z. B. Kursachsen, sich ganz eigentlich in einer Lage, wo durch eine verhältnißmäßige Quantität Papiermünze der inländische Verkehr bedeutend erleichtert werden kann. Eben so wenig kommt hier ein souverainer, grosser, mächtiger und reicher Staat in nähere Beziehung. Einem solchen ist vergönnt, Manches zu unternehmen und durchzusezen, was einem kleinern subordinirten Staate, der sich nicht dispensiren kann, seinen Gläubigern auf Verlangen vor dem Reichsrichter zu Recht zu stehen, wo nicht ganz unmöglich, doch höchstgefährlich sein kann.

Indeß, welche Art von Staaten man in das Auge faßt, souveräne oder sogenannte halbsouveräne, grosse,

mittlere, oder kleinere, geld- und gewerbereiche oder arme, — das Princip, von dem hier auszugehen ist, bleibt bei allen dasselbe: daß die Einführung einer verhältnißmäßigen Summe Papiergeldes nur dann räthlich sei, wenn sie ohne Zweideutigkeit als Wohlthat für die Unterthanen erkannt wird, mithin den höchsten Grad von Zutrauen des Publikums verdient.

In jedem andern Falle kann Papiergeld für Staats- und Privatwohl keinen wesentlichen Nuzen bringen, und selbst nicht für zuverlässig erachtet werden. Es geht aber auch unmittelbar aus dem Princip hervor, daß die Menge des Papiergeldes in keinem Falle einen gewissen Grad übersteigen dürfe. Es darf nur einen kleinen Theil der Totalität des circulirenden Numeräre ausmachen; und es ist nur dann richtiges Geld, wenn es jeden Augenblik zum vollen Werth realisirt werden kann, mithin die Kraft eines guten Sichtwechsels hat.

Angenommen, was gemeiniglich angegeben wird, ein Staat habe die Absicht, durch Papiergeld die inländischen Gewerbe zu beleben, indem er dadurch das Hinderniß zu beseitigen gedenkt, welches für jene aus dem Mangel an kursirender klingender Münze entsteht. Hier ist die Klage über Mangel an Numéraire effectif entweder gegründet, oder nicht. Im ersten Falle müßte man freilich auf Mittel sinnen, dem Mangel abzuhelfen. Dieses würde aber durch simbolische Münze so wenig geschehen, daß vielmehr durch sie die noch vorhandene klingende Münze (die Scheidemünze etwa ausgenommen) grossentheils in das Ausland würde verdrängt werden, und die noch vorhandene, würde, im Verhältniß zu der Papiermünze, sofort und unausbleiblich über Pari steigen*. Dem selbst für Commerzstaa-

* Seitdem Gustav III. auf dem Reichstage vergebens versucht hatte, sich zum Meister der schwedischen Bank zu machen, erschuf er in dem Kriege von 1789 für viele Millionen Staatspapiere, die er als Papiergeld gebrauch-

ten gefährlichen Agiotage würde Thür und Thor geöfnet werden und der Discont des Papiergeldes in ein Schwanken gerathen, das die Idee der Kipper- und Wipperzeit wieder verwirklichen könnte.

Es wäre demnach das Papiergeld ein künstliches Mittel, die in dem Lande kursirende klingende Münze in das Ausland zu vertreiben; es würde eine Wirkung hervorbringen, welche derjenigen gerade entgegengesezt wäre, die man auf Seite des Staates beabsichtigte. Selbst der Inländer, der, zumal nahe an der Gränze des Landes, den Verkehr mit dem Auslande nicht entbehren, und doch das Ausland zur Annahme seiner Münzzeichen nicht zwingen könnte, würde dadurch genöthigt, sich vor diesen möglichst zu hüten. Wären nun diese Münzzeichen im Lande selbst ohne sonderlichen Credit, wie vielmehr müßten sie es im Auslande sein!

Ist ein Staat geldärmer als diejenigen Staaten, mit denen er in Verkehr steht, ist die Handelsbilanz zum Vortheil des Auslandes, so kann er an klingender Münze nicht reicher, als vorhin durch Einführung inländi-

te, indem er Kriegsbedürfnisse damit einkaufte, und sie neben den Banknoten in den Kurs brachte. Dieß hatte die Folge, daß beide weit unter ihrem Pari zu stehen kamen, und daß das baare Geld in großer Menge in das Ausland wanderte, wohin es noch immer geht. So ward Schweden abermal reich an papiernem, arm an baarem Gelde. — Seitdem in Dännemark der verstorbene Graf Schimmelmann die Bank, durch Auskaufung der Actionisten, von dem Hofe allein abhängig gemacht, dieselbe in allerlei Commerzplane verwikelt, und die Banknoten nach Willkühr vermehrt hatte, fiel nicht nur der Wechselkurs ungemein, sondern es gieng auch das baare Geld so sehr ins Ausland, daß im Jahr 1780 in dem eigentlichen Dännemark, alles baare Geld fast ganz verschwunden war.

schen Papiergeldes werden, welches das Ausland nicht achtet, an Zahlungsstatt nicht annimmt, und anzunehmen nicht gezwungen werden kan. Im Gegentheil sein Mangel an klingender Münze muß mit jedem Jahre in demselben Verhältniß wachsen, in welchem die Handelsbilanz zu Gunsten des Auslandes steht, und der Staat selbst an dieses beträchtliche Baarzahlungen an Passiv-Capitalien und Zinsen zu machen hat, die aus der inländischen Cirkulation genommen werden. Soll jenem Mangel abgeholfen werden, so müssen demnach andere, als papierne, Quellen des innern Reichthums und Wohlstandes eröfnet werden. Es kann in diesem Falle sogar nüzlich sein, von dem reichern Auslande gegen billige Zinsen zu borgen, und das Capital in den inländischen Gewerben anzulegen, vorausgesezt, daß diese dadurch zuverlässig mehr als die Zinsen gewinnen.

Wird durch das Papiergeld der Mangel an kurfirender klingender Münze nicht vermindert, sondern nur vermehrt, so wird durch solches nicht nur von dieser Seite übel ärger gemacht, sondern es wird auch den Bürgern desselben Staates noch auf manche andere Art beträchtlicher Schaden zugefügt. Der Zinsfuß und mit ihm der Zinswucher steigt, die Preise der Dinge gerathen in ein tägliches Schwanken, man schließt doppelte Käufe, nach baarem Gelde, und nach dem in geringerm Zahlwerthe stehenden Zahlwerthe des gesunkenen Papiergeldes, die Wechselkurse sinken, fixirte Einnahmen, selbst des Staates, werden ihrem wahren Werthe nach zweifelhaft, und neue Auflagen, neue Finanzkünsteleien werden nothwendig. Der Rentenirer verliert von dem in seinen Händen befindlichen papiernen Capital seine Geldrente, und leidet bei seinen inländischen Schuldnern in so fern, als diese durch das Papiergeld und die durch dieses eingetretene Vermehrung des Mangels an klingender Münze nun weniger im Stande sind, ihren Verpflichtungen gegen ihn zu genügen. Noch bedeutender ist der

Schaden für den Gewerbmann. Diesem kann, in seinem Verkehr mit dem Auslande, und vielfältig auch im Lande selbst, das Papier, was in seine Hand oft gegen seinen Willen kam, die Stelle klingender Münze nicht vertreten. Er kann also sein Capital nun in seinem Gewerbe so vortheilhaft nicht anlegen, als ihm möglich wäre, wenn er blos mit klingender Münze verkehrte. Auch dem Tagelöhner wirft seine Arbeit nun nicht mehr das ab, was ihm vorzüglich bisher der Canon des Lebens: „baar Geld lacht„, praktisch gewährte. So wahr ist der Denkspruch: daß baares Geld oder klingende Münze die Seele alles Verkehrs der Kaufleute, der Kapitalisten und der Gewerbleute sey!

Soll das Papiergeld dem Staate wahren Nuzen schaffen, so muß dieser an sich schon verhältnißmäßig reich (nicht künstlich reich) sein, er muß sich gleichsam in dem behaglichen Zustande eines gesunden wohlgenährten Körpers befinden, das Papiergeld darf in nicht grösserer Menge in Umlauf kommen, als gerade nöthig ist, die Lebhaftigkeit des Verkehrs zu erleichtern und zu vermehren, und der Staat muß eine Anstalt treffen, die es jedem Einwohner möglich macht, seinen papiernen Vorrath jeden Augenblik gegen klingende Münze umzusezen. —

Das kann aber in einem geldarmen Staate vernünftigerweise nicht der Zwek, wenigstens nicht der Erfolg des Papiergeldes seyn, man müßte denn die Möglichkeit zu schaffen verstehen, einen geldarmen Staat durch papierne Münzzeichen geldreich, in dem allgemein gültigen Sinne des Wortes, zu machen. Durch Einführung papierner Münze borgt der Staat von seinen Unterthanen, durch unverzinsliches Borgen bei einem Geldarmen wird dieser aber nie reich. Dem geldarmen Staate, der das umlaufende baare Geld im Innern durch Anleihe vermehren will, bleibt anders nichts übrig, als von dem Auslande zu borgen.

Wollte der Staat bei seinen inländischen Ausgaben papierne Münzzeichen in Kurs sezen, und den Empfängern die Wahl zwischen ihnen und reellem Gelde lassen; so ist nicht zu zweifeln, daß der Empfänger das lezte vorziehen würde. Wollte er aber diese Wahl nicht lassen, so wäre die Ausgabe des Papiergeldes ein gezwungenes und unverzinsliches Anlehn bei seinen Unterthanen. Werth und Folgen eines solchen Anlehns lehrt die europäische Staatengeschichte. —

Auf eine bedeutende Umlaufsphäre des Papiergeldes im Auslande ist, unter den jezigen Umständen zumal bei dem dermaligen hohen Zinsfusse nicht zu rechnen, da selbst das im besten Credit stehende kursächsische Papiergeld * ausser Landes fast gar nicht kursirt. Ueberhaupt ist es noch keinem souveränen Staate, selbst dem mächtigsten, reichsten und größten Handelsstaate nicht gelungen, seinem Papiergelde im Auslande einigen bedeutenden Kurs zu verschaffen. Man darf, um diesen Erfahrungssaz bewährt zu finden, nur an das englische, nordamerikanische, östreichische, dänische, russische und schwedische Papiergeld erinnern; so wie an die französischen billets de la caisse d' escompte jezt de

* In Kursachsen wurden, auf die Sicherheit der Accise, im Jahr 1772 für eine Million und 500,000 Thaler Cassenbillets creirt, und nach und nach in Umlauf gesezt, und zwar zur Bequemlichkeit des Gebrauchs in folgenden Summen: 500,000 Billets jedes zu 1 Thaler, 200,000 zu 2, 60,000 zu 5, 22,500 zu 10, 1000 zu 50 un 250 zu 100 Thaler. Vor etlichen Jahren gieng eine Veränderung damit vor. Sie werden in den Landescassen statt baaren Geldes genommen. Privatpersonen unter sich sind nicht schuldig sie anzunehmen. Auch können sie zu jeder Zeit gegen einen Rabbat von 3 1/8 pro Cent oder 9 Pf. vom Thaler bei einer Einwechslungsanstalt in baares Geld verwandelt werden.

la caisse de commerce, ohne der Assignaten und Mandaten zu erwähnen. Was diesen grossen souverainen Staaten, selbst bei einem oft sehr lebhaften Wechselverkehr mit dem Auslande, nicht hat gelingen wollen, möchte vollends für ein einzelnes deutsches Reichsland eine chimärische Hofnung, ein schöner Finanztraum bleiben.

Sollte in dem Inlande der Credit der papiernen Staatsgeldzeichen einigermassen erhalten werden; so müßte der Staat im ganzen Lande nicht nur bei allen Zahlungen, die ihm zu leisten sind, seine Papiermünze fortwährend ohne Widerrede annehmen, und Niemand zu deren Annahme zwingen, sondern auch überall im Lande eigene Einwechslungs-Comtoire mit verhältnißmäßig starken baaren Fonds unterhalten, bey denen jeder Inhaber, in der Nähe und zu jeder Zeit, sein Papier gegen klingende Münze umsezen könnte. Es ist vorauszusehen, daß diese Comtoire von den Inhabern der Papiermünze in steter Thätigkeit würden erhalten werden, sobald das Papiergeld in Menge existirt (und in kleiner Quantität würde es, vermöge jder Absicht des Staates, nicht fabrizirt werden).

Wollte man nun, zu mehrerer Bequemlichkeit und Ersparung der Kosten, den landesherrlichen Receturen, allenfalls gegen Tantième, die Besorgung dieses lebhaften Geldwechsels übertragen; so würden nicht nur 1) die Geschäfte der Rendanten dadurch sehr vermehrt werden, und hierbei ihr Hauptgeschäft leiden; sondern es müßten auch 2) einer jeden Receptur ansehnliche baare Fonds unausgesezt in den Händen gelassen, oder wenigstens die Möglichkeit eröfnet werden, sich solche nach Gefallen augenblicklich für den Nothfall zu verschaffen, weil man nicht wissen kann, wo und wieviel Papiergeld bei jedem Wechselcomtoir zu einer bestimmten Zeit zum Umwechsel werde präsentirt werden, und man bei keinem Comtoir eine Zahlungsverlegenheit

dürfte eintreten lassen, wenn nicht der Werth der Papiermünze auffallend sinken soll.

Nun ist aber vorauszusehen, daß bei einem offenkundigen Mangel an klingender Münze, und bei dem sicher zu erwartenden Unwerthe des inländischen Papiergeldes im Auslande, jeder Innhaber eilen würde, sein Papier theils bei Zahlungen an den Staat, theils durch willkührliche Präsentation bei einem Wechselcomtoir, dem Staate baldmöglichst zurükzugeben. Ja manche Recepturen z. B. die in, oder bei gewerblichen Orten und Handelsplätzen, werden sich in der mißlichen Lage befinden, fast nur allein Papiergeld zu empfangen und einzuwechseln, und dafür mit beträchtlichen Kosten baare Fonds aus andern Staatskassen anzuschaffen.

Um den Credit der Münzzeichen zu handhaben, müßte man in den Staatskassen und in allen Wechsel-Comtoiren immerwährend eine so grosse Menge klingender Münze zinslos oder lahm, wie man es nennt, in Bereitschaft halten, daß diese den vollen Betrag des wirklich in Umlauf seyenden Papiergeldes nicht etwa erreichen, sondern wenigstens um das Dreifache übersteigen würde; während das Verhältniß vielleicht gerade umgekehrt, wie 1 zu 3 zu seyn brauchte, wenn es möglich oder räthlich wäre, nur ein einziges Einlösungs-Comtoir zu unterhalten. Man müßte Jahr aus Jahr ein für den Fall gerüstet seyn, daß wenn an Einem Tage an mehrern, und zwar an den entlegensten Orten des Staatsgebietes, die man unmöglich voraus bestimmen kann, an jedem ein merklich grosser Theil der im Umlauf gebrachten Masse des Papiergeldes zum Auswechsel präsentirt würde, solches auf der Stelle ohne Schwierigkeit und ohne Abzug realisirt werden könnte, während dieselbe Casse selbst vielleicht schon mit eingewechseltem, oder an Zahlungsstatt erhaltenem Papiergelde von den nächstvorhergehenden Tagen oder Wochen her überladen ist.

Wie wäre es bei einer solchen nothwendigen Mehrheit oder Vervielfältigung der Einwechslungs-Anstalten möglich, partikuläre Zahlungsverlegenheiten bei einzelnen Recepturen und Einwechslungs-Comtoiren ganz zu vermeiden? Wie schnell würde hier die tausendzüngige Fama das Partikuläre zu dem Universellen erheben, und so dem Credit des papiernen Geldes den Todesstoß versezen! Ja es läßt sich der Fall denken, daß etliche wenige bedeutende Handelshäuser, denen es um Entfernung oder Herabwürdigung des Papiergeldes, oder auch darum zu thun wäre, den Staat auf die Probe zu stellen, oder in Verlegenheit zu bringen, durch eine verabredete, eben so einfache als leicht ausführbare Manipulation, mittelst bloßer lokaler Anhäufung und Präsentation des kursirenden Papiergeldes, ihren Zwek zum größten Nachtheil des verkehrenden Publikums und zu nicht geringer Verlegenheit und Demüthigung des Staates unaufhaltsam durchsezten. Dieses Reviriren, diese geflissentlich veranstaltete Rückkehr einer grossen Menge Papiergeldes kann weder der Zeit noch der Lokalität nach vorausgesehen werden, um sich auf die Prüfung hinlänglich gefaßt zu machen, und den Anfall gerüstet zu erwarten. Auch ist der Angriff desto leichter, bequemer und minder kostspielig für den Versucher, da er nicht etwa nur Eine Einwechslungsanstalt, sondern mehrere, zum Theil von einander sehr entlegene und isolirte zu selbst beliebiger Auswahl vor sich hat. Es kann die ihm gelegenste, die schwächste, die hülfloseste, und auch mehrere zugleich wählen, falsche Attaquen machen, kurz ein förmliches Angriffssystem entwerfen und ausführen, und ziemlich sicher seyn, daß der Sturm nicht abgeschlagen werde.

Es wäre möglich, daß man dem allzuhäufigen Rekrutiren des Papiergeldes in die Staatskassen und Wechsel-Comtoire und den für diese daraus zu besorgenden Verlegenheiten, durch eigene Maasregeln auszuweichen gedächte. Man könnte festsetzen:

daß nur Papiergeldzeichen von einer bestimmten Größe, z. B. nicht unter 50 Thaler oder Gulden zur Auswechslung angenommen würden; daß von Einem Inhaber nicht über eine bestimmte Summe mit einemmale und an demselben Orte zur Auswechslung präsentirt werden dürfte; daß der Hand- oder Kleinwechsel des Papiergeldes als freies Gewerbe betrachtet, die Auswechslung bei den Recepturen und öffentlich angesezten Campsoren hingegen anders nicht als gegen ein bénéfice, von etwa $\frac{1}{2}$ p. $\frac{0}{0}$, geschehen solle; daß bei Zahlungen an die Staatskassen nur ein bestimmter Theil, etwa die Hälfte, oder drei Viertheile, in Papiergeld angenommen werden dürften; daß die Besoldungen der Staatsdiener zu einem bestimmten Theile in Papiergeld bezahlt werden sollen; daß alle Auswechslung und Annehmung des Papiergeldes in den Staatskassen, in dringenden Fällen sistirt werden solle, u. d. m.

Allein Maasregeln dieser Art wären dem staatswirthschaftlichen Grundprincip aller Papiermünze, wenn sie ja stattfinden soll, gerade zuwider. Sie wären das Signal zu dem verderblichsten Agiotiren, zu der gaunerartigsten Stock-Jobbery (indem nun selbst die kleinsten Papiermünzen in dem gemeinsten Verkehr nicht al Pari gehen würden), und zu Vernichtung des Staatskredits im Inn- und Auslande. Ja sie würden in einem teutschen Reichslande — dessen Beherrscher den Reichsgesetzen und Reichsgerichten unterworfen ist, mithin Eigenmacht und gewaltsame Maasregeln gegen die Staatsgläubiger durchzusetzen nicht vermag, der sich nicht erlauben darf reichsgefährliche, durch Pönal-Sanction verbotene Verwirrung in dem Münzwesen anzurichten — nicht ungegründete Besorgnisse eines Staats-Bankerots und einer kaiserlichen, wenn auch nicht Münz-Inquisitions-, doch Debit- und Administrations-Commission ziemlich allgemein erregen.

Da also bei dem Diskont der Staatsgeldzeichen, eine durchgängige kaufmännische Pünktlichkeit, rebus sic stantibus, bei den Staats-Recepturen und Auswechslungs-Comtoiren ohne bedeutenden Verlust nicht möglich zu machen, und demüthigenden Geldverlegenheiten nicht wohl auszuweichen ist; so wäre weder dem inländischen Verkehr, noch dem Staate selbst mit solchem Papiergelde dauerhaft gedient.

Ich sage: ohne bedeutenden Verlust. Denn bedeutend würde dieser auf Seite des Staates zuverlässig seyn. „Aber — wird man einwenden — das (unverzinsliche) Papiergeld kostet ja dem Staate keine Zinsen". — Desto schlimmer und desto grösser der Verlust! Eben darum ist 1) der Staat genöthigt, in den Wechsel-Comtoiren eine ungleich grössere Summe baaren Geldes, gleichfalls ohne Zinsen, als disponiblen Fonds stets vorräthig zu halten, weil gerade der Unverzinslichkeit wegen, jeder Inhaber nach Möglichkeit eilen wird, dasselbe wieder den Staatskassen zuzuwälzen. 2) Diese nothwendigen Auswechslungs-Büreaux vermehren die Verwaltungskosten und die Verantwortlichkeit des Staates, der für die Angestellten und die Papier-Falschmünzerei zu haften hat. Der Staat kann 3) in keiner Receptur auf eine sichere Einnahme an klingender Münze rechnen. Er muß 4) wegen der stets und unausbleiblich zurükströmenden Menge des nicht sehr geachteten Papiergeldes darauf rechnen, daß Ein Drittheil, wo nicht die Hälfte des fabrizirten Papiergeldes unausgesezt in seinen eigenen Cassen sich befinde, und er solches nur mit Mühe wieder in Umlauf sezen könne; und daß 5) der Staats-Geldcredit im Inlande, wie im Auslande, dadurch merklich geschwächt, wo nicht grossentheils vernichtet werde. Dabei sind 6) die nicht unbedeutenden Kosten der Banknoten-Fabrikation und ihrer Erneuerung, welche von Zeit zu Zeit, theils wegen der Abnuzung des Papiers, theils als Vorsichtsmittel

gegen Falsifikation nothwendig ist, nicht in Anschlag gebracht.

Wo fände sich nun der Vortheil solcher Papiermünze für den Staat? Wie könnte durch sie dem Mangel an kursirender klingender Münze im Lande abgeholfen, der inländische Verkehr erleichtert, den Gewerben des Landes aufgeholfen, das landverderbende Agiotiren verhütet, und der Staatscredit unverlezt erhalten werden?

Zwar ist es an sich gleichgültig, ob bei dem Tausche des Geldes gegen andere Sachen, der Metallwerth des Geldes zugleich von Hand in Hand geht, oder ob der Geldwerth idealisch durch ein Zeichen dem Andern so übergeben wird, daß dem der reelle Geldwerth zur Disposition an einem dritten sichern Orte ruhig liegen bleibt. Allein gerade diese Sicherheit ist das punctum saliens, das nur bei einer Giro-Deposital- oder Umsaz-Bank, als der öffentlichen allgemeinen Kasse der Kaufleute eines grossen Handelsplazes, nicht aber bei einer Zettel- oder Cirkulationsbank, zumal wenn diese ausschliessend in den Händen einer Staatsregierung sich befindet, zur vollen Beruhigung der Privatinteressenten vorhanden ist. Wie weit ein Staat die Spekulation mit dem Papiergelde treiben werde, ja vielleicht zu treiben durch lokende oder gebietende Umstände einst genöthigt werde? das kann das Auge des verkehrenden Publikums weder gleichzeitig sehen, noch mit Bestimmtheit voraussehen. Zudem stellen sich so manche warnende Beispiele von mißlungenen Staatsbank- und Papiergeld-Projekten und Labyrinthen in den Gesichtkreis des aufmerksamen Beobachters, daß Mißtrauen und Skepticismus in dieser Hinsicht, wenn nicht schon volle Rechtfertigung, doch gewiß alle Entschuldigung für sich haben.

Noch nie hat es eine Zettelbank gegeben, bei welcher die Obern nicht zugesagt hätten, sie in ihrer

vollen Integrität, d. h. in einem Zustande zu lassen und zu erhalten, in welchem sie fähig wäre, Jedem, der es verlangt, zu jeder Zeit das edle Metall gegen den papiernen Stellvertreter auszuwechseln. Aber wie oft ist jene Zusage erfüllt worden? Die Erschaffung des Papiers mit Buchstaben und Ziffern war leicht, das Bedürfniß groß und häufig, der Bogen ward gespannt, bis er brach. Die Londner Bank schlug sich glüklich durch bis zu dem J. 1797. Wie viel sind der andern, die es ihr so lang gleich thaten? — Ein zweite Ursache des Verfalls der Zettelbanken liegt darin, daß man sie nicht bei ihrer ursprünglichen Bestimmung ließ, bei der Erleichterung der Baarzahlungen im Handel und Wandel. Die Staatsregierungen haben, wie Büsch sehr richtig bemerkt, den scheinbaren Vortheil von der Vermehrung des Papiergeldes an sich gerissen, und sich ihre Ausgaben zu erleichtern gesucht! Sie haben ihr Schuldenwesen an die Banken geknüpft, mit den eigentlichen Banknoten ihre Schuldscheine in Verbindung gesezt, und mit und neben denselben in Umlauf gebracht. Schweden hat nun seine Reichsschuldenzettel, von denen es sich so gerne losmachen möchte. Die östreichischen Staatspapiere cirkuliren mit den Banknoten. Spanien hat seine Staatspapiere an seine Carlosbank geknüpft, und nun cirkuliren in ihm beide, zu einem Werthe, der unter den vierten Theil des ursprünglichen zu sinken droht. Nie ist die handelnde Welt durch diese Papiere aller Art so zerrüttet worden, und wann wird diese Zerrüttung aufhören?

Nothwendig wäre es, ein angemessenes Verhältniß nicht nur zwischen dem in Umlauf gebrachten Papiergelde und dem zu dessen Einfreiung bereit liegenden Depot von Münze, sondern auch zwischen der im Lande kursirenden klingenden Münze und der Summe des in Umlauf zu sezenden Papiergeldes *) festzusezen, damit

*) Nach Oeders Vorschlag wäre nie mehr Papiergeld aus-

durch den papiernen oder erkünstelten Reichthum der Staatskörper nicht in ein gedunsenes, wassersüchtiges Wesen ausarte. Aber wie ist dieses möglich? Kein Problem der politischen Arithmetik ist schwerer zu lösen, als die Schäzung der Quantität des in einem Staate kursirenden baaren Geldes. Weder die Volksmenge, noch der Flächeninhalt, noch die Summe der jährlichen Staatseinkünfte, noch der Ertrag der Consumtions- und Handelsabgaben, noch das Landescapital, noch die Quantität des ausgemünzten Geldes, sind fähig ein approximatives Resultat zu gewähren. Dieses bewähren die ungeheuern Differenzen in den Angaben der verschiedenen politischen Rechner, welche von verschiedenen Bestimmungshypotheſen ausgiengen. Auf eine Million Seelen berechnet der eine den Vorrath an klingender Münze auf 45 $\frac{4}{5}$ Millionen Gulden, während der andere ihn nur zu 18 $\frac{3}{4}$ Millionen anschlägt. Nimmt man noch den Einfluß hinzu, welchen unbestimmbare Ereignisse auf den Verkehr mit dem Auslande, auf die Exportation des Geldes, auf die inländische Industrie und auf die gröſsere oder mindere Lebhaftigkeit des innern Geldumlaufs haben müſſen, so muß man, den undenkbaren und unsichern Fall einer wirklichen Zählung abgerechnet, fast an der Möglichkeit verzweifeln, je etwas Sicheres über jene Frage zu bestimmen.

Hält es schon schwer geringhaltige Metallmünze zu vervielfältigen, in Kurs zu sezen, und bei Credit zu erhalten, wie vielmehr muß dieses der Fall bei

zugeben, als der vierte Theil der jährlichen sichern Staatseinkünfte beträgt; wenn nur Eine Einlösungs-Casse existirt. Dann würde in einem Staate, der 10 Mill. Rthlr. jährliche Einkünfte hat, das zu creirende Papier-Quantum 2,500,000 Thaler, und der Depot von klingender Münze in dem einzigen Einlösungs-Comtoir 833,333 1/3, oder in runder Zahl 850,000 Thaler betragen.

bloſſer Papiermünze ſeyn, die in ſich ſelbſt keine Realität darbietet, und die doch ein Staat nicht ausgeben wird, ohne Valuta dafür zu erhalten. Iſt doch der innere Werth auch des geringhaltigen Metallgeldes immer unendlich gröſſer, als der des Papiergeldes; und nimmt man doch daſſelbe zu jeder Zeit in allen Kaſſen deſſelben Landes ohne Abzug! Ja der Staat kann es wieder einwechſeln laſſen und auſſer Kurs ſezen, wie das Papiergeld; und die Einwechslung deſſelben iſt nie ſo ſchädlich und gefährlich für ihn, als bei der Papiermünze, da bei jenem kein ſo ungeheures Mißverhältniß zwiſchen der Sache und ihrem Zeichen oder dem repräſentirenden Zeichen und dem repräſentirten Werth ſtatt finden kann, als bei dieſer. Was bei jener geringhaltigen Münze der Verruf der Reichskreiſe und benachbarter Landesherren bewirkt, das thut bei Papiergeld ſchon die Einwirkung widriger, auch nur zu beſorgender politiſcher Ereigniſſe auf die Meinung von der Soliditär des Staatscredits, das natürliche Mißtrauen des Publikums, und die Ueberzeugung des gemeinſten Mannes von dem unvergleichbar groſſen Mißverhältniß zwiſchen dem Werthe des Papiers und dem der Metalle.

Das Papiergeld, wenn es auch, unter gehöriger Vorſicht, für den Augenblik einige Vortheile darböte, und ein ungehinderter beliebiger Austauſch deſſelben gegen klingende Münze eine Zeit lang ſtatt fände, iſt ein zu lokendes, zu verführeriſches, zu gefährliches Mittel, als daß ein teutſcher Landesherr, ſein eigenes und das Wohl ſeiner Familie und ſeines Landes dadurch auf das Spiel ſezen dürfte. Er mag ſich wohl bedenken, ehe er hierin dem Beiſpiele groſſer ſouverainer Staaten folgt, während ſeine Staatskunde ihm nicht verhelen wird, daß ihm nicht die Hülfsmittel groſſer Staaten zu Gebote ſtehen. Seine Staatsweisheit wird ihm ſagen, daß nicht das (engliſche) Anleihe-Syſtem, ſondern das (preuſſiſche) Erſparungs-Syſtem den Ver-

hältnissen seines Staates angemessen sey, und daß dieses lezte um so gedeihlicher für ihn seyn werde, da seine Lage ihn der drükenden Last eines grossen Aufwandes auf das Kriegswesen überhebt. Es ist Pflicht eines Staates, gegen mögliche Versuchungen sich selbst desto mehr zu bewachen, je mehr er von Zeit zu Zeit durch politische und persönliche Verhältnisse der Gefahr ausgesezt wird, in jene zu gerathen. Weltläufte, Leichtsinn, Verschwendung, kostbare Lieblingsneigungen, wirklich augenblikliches Bedürfniß, Hoffnung zu grossen Vortheilen, die Leichtigkeit der Papiergeldfabrikation, die im Finstern schleicht, und tausend andere Ursachen reizen zu Ueberschreitung des richtigen Verhältnisses und zu Vervielfältigung des Papiergeldes, das endlich wie ein reissender Strom aus seinen Ufern tritt, und das Land unwiderstehlich überflutet *). Und wenn gleich Mißbrauch

*) Die Totalsumme der in Frankreich während der Revolution fabrizirten Assignaten war = 45/581/411/618 Livres (in der lezten Zeit waren täglich 800 Arbeiter damit beschäftigt, die täglich 2 bis 300 Millionen drukten, numerotirten und stempelten); der Mandaten = 2/400 Millionen Livres; der Reskriptionen = 60 Millionen Livres. Man hatte Assignaten von 5 Livres, und noch geringer. Hundert Livres in Assignaten kaufte man einst für 3 Sous 6 Deniers baares Geld. Hundert Franks in Mandaten bezahlte man mit 5 Livres 13 Sous baar. Ein Ey kostete bisweilen 200 bis 300 Livres in Assignaten. Am Ende hatten weder Assignaten noch Mandaten irgend einen Geldwerth. — Wie man einst in Frankreich, unter dem Herzoge Regenten, durch Verbrennung der auf viele hundert Millionen lautenden Handels-Aktien, die Staatsschulden sich vom Halse schafte, ist bekannt.

Der antibrittische Payne schäzt die Summe der cirkulirenden englischen Banknoten auf 60 Millionen Pfund Sterling (660 Millionen rheinische Gulden). Andere geben sie auf wenigstens 50 Millionen an. Dagegen soll die Summe alles baaren Geldes in Großbritannien und

den rechten Gebrauch nicht aufhebt, so kann doch eine

Irland, nach Archenholz III. 349, auf 20 Millionen, nach Wendeborn I. 111, auf 24 Millionen Pf. St. sich belaufen.

Die Menge der östreichischen Banknoten und auf den Inhaber lautenden Staatspapiere, ist öffentlich nicht bekannt.

Die Summe der dänischen Bankzettel schäzte man im J. 1784 auf 13 bis 14 Millionen Thaler. Seit 1784 bis 1787 sollen ungefähr 3 Millionen aus der Welt geschaft worden seyn. Man hat Zettel von 1, 5, 10, 50, 100 Thaler.

Die schwedischen Myntecken waren so geringhaltig, daß ein Daler Silbermünze mehr nicht als zwei teutsche Pfennige wahren Werth hatte. Sie hatten also nur 1/96 des Werths, den ihr Stempel angab. Dieser Münzen wurden geprägt, nach einigen 80 Millionen, nach Canzler nur 37 Mill. Daler. Des Barons Görz Freunde selbst gestanden, daß bei seiner Hinrichtung noch 29 Mill. kursirt hätten. Seit dem J. 1726 wurden Transportzettel oder Banknoten ausgegeben. Diese vermehrten sich nach und nach so sehr, daß nach dem J. 1762 bis auf 600 Mill. Kupferdaler in Umlauf waren. Gustav III. gab in dem Kriege 1789 für viele Millionen Staatspapiere aus, mit denen er Kriegsbedürfnisse kaufte. Dadurch kam Schweden wieder ganz in die Papiercirkulation.

In Rußland kursiren Banknoten zu 500, 100, 50, 25 und 20 Rubel, in grosser Anzahl. Catharina schuf deren einst für 100 Millionen, und Paul I. für 20 Millionen Rubel. Sie werden in der Bank zu St. Petersburg, wiewohl nur gegen Kupfermünzen, ausgewechselt.

Das nordamerikanische Papiergeld, welches am 1. Sept. 1777 al Pari mit klingender Münze gieng, hatte so sehr überhand genommen, und war so unwerth geworden, daß man am 1. März 1780 für einen Dollar in Silber, 40 Papier-Thaler, in Maryland im Jun. 1781 für 1 Dollar Spec. 280 Papier-Thaler bekam.

übergrosse Gefahr des Mißbrauchs, selbst den rechten Gebrauch widerrathen. Konnte doch König Friedrich II. sogar bei seiner dringendsten Verlegenheit des siebenjährigen Kriegs, und ungeachtet der ihm dadurch abgedrungenen metallenen Nothmünze, sich nie entschliessen, zu dem verzweifelten Mittel des Papiergeldes Zuflucht zu nehmen!

Doch, vielleicht verspricht unser Papiergeld, von einer andern Seite betrachtet, einen glüklichern Erfolg: als maskirte unverzinsliche Staats-Anleihe bei In- und Ausländern, um den Geldverlegenheiten der Staatskasse abzuhelfen!

Die Auflösung dieses Staatsproblems kann wohl Niemand in Verlegenheit sezen, der folgende Fragen genügend zu beantworten versteht:

1) Durch welchen Kunstgriff will man die Maske verbergen, sobald man bei nothwendigen Staatszahlungen dem Empfänger nicht freie Wahl läßt zwischen klingender und papierner Münze?

2) Ist nicht die Maske in dem Augenblike abgenommen, wo man diese Freiheit der Wahl beschränkt oder aufhebt?

3) Könnte eine solche Freiheit neben einer bekannten wirklichen Geldverlegenheit des Staates unbeschränkt bestehen?

4) Kann sie dieses nicht, und ist die Maske einmal hinweg, — unvermeidlich! durch welche Macht könnte man gesunde Augen hindern, auf den ersten Anblik unter dem papier-monnoie die leibhaftige Nothmünze oder Nothklippe, das bloße Münz-Symbol, als nothwendige unverzinsliche Anleihe für den Staatsnothfall geprägt, zu erkennen? Giebt es etwas, das in der öffentlichen Meinung mehr herabsezt, als Staatstrug? Und etwas, das mehr allgemeines Zutrauen erwirbt, als Wahrhaftigkeit und Publicität? Zu Law's Zeiten schlug man sich in der Bank, aus

Begierde Billets gegen ecus zu haben: viele Menschen kamen dabei um, und man mußte die Bank schliessen, um dieser Unordnung zu steuern: aber bald nachher giengen der getäuschten Nation die Augen auf. Dafür schlug man sich in der Assignaten-Periode, in der Strasse Vivienne, um ecus zu haben. Viele Menschen litten dabei, und man schloß die Casse zu, wegen dieser Unordnung.

5) Wenn nun gleich der Staat die redliche Absicht hegt, nach geendigtem Nothstande die Nothmünze al Pari einzulösen, und dann jeden Inhaber, blos gegen Verlust der Zinsen zu entschädigen, wer wollte das jezt mehr als je mißtrauische und geschichtkundige Publikum, welches hier das Sehen dem Glauben vorziehen wird, hindern, in der ganzen Zwischenperiode bis zu der wirklichen Einlösung, den papiernen Staatsgeldzeichen ein höchsttrauriges Schiksal zu prophezeihen? z. B. das bekannte Schiksal der ledernen Münzen Kaiser Friedrichs II. und des venetianischen Herzogs Michael, der schwedischen Myntecken (les Dieux de Görtz), der Lawschen Aktien unter dem Herzoge Regenten, der sogenannten Ephraimiten in dem siebenjährigen Kriege, des nordamerikanischen Papiergeldes, der französischen papiernen Revolutionsmünzen oder Assignaten, Rescriptionen und Mandaten, oder auch nur der russischen Papier-Rubel und der jezt mit ungefähr 30 p. $\frac{0}{0}$ Verlust gehenden Wiener Banknoten. Wer vermöchte das Mißtrauen des Publikums gegen Staatsgeldzeichen zu entfernen oder zu beseitigen, seitdem solches an den neuern allgemein bekannten Operationen selbst mit verzinslichen Staatspapieren ein so warnendes und ziemlich allgemein fühlbares Beispiel vor Augen hat? Welche zerstörende Wirkung würde aber, auch nur die Ahnung eines solchen Schiksals, für den Staatscredit im In- und Auslande in Friedenszeiten, noch weit mehr aber im Kriege, unvermeidlich hervorbringen! Wie theuer käme dann dem

Staate der eingebildete augenblikliche Vortheil einer papiernen Münz-Fabrikation zu stehen?

6) Gesezt der Staat wollte bei seinen geldarmen Unterthanen, gegen unverzinsliche Papiermünze, zu dem Ende baares Geld borgen und so aus der Masse der inländischen Cirkulation herausheben, um damit seinen ausländischen Gläubigern gerecht zu werden, würde er nicht nur die Unterthanen durch gewaltsame Entziehung der Geldzinsen von ihren baaren Vorschüssen, in offenbaren Schaden bringen, sondern auch die im Lande cirkulirende, zu geringe Geldmasse noch mehr vermindern? Wäre es dann nicht besser, er borgte gegen Zinsen im Auslande, theils um seine ausländischen und inländischen Schulden abzutragen, theils um ein beträchtlicheres Geldkapital in den inländischen Gewerben anzulegen, damit er gegen die blosse Geldrente, die er jährlich ins Ausland sendet, seinen Unterthanen zu Gewinn und Arbeitslohn verhelfe?

7) Würden, wenn es so leicht wäre, Papier in Geld zu verwandeln, nicht auch alle benachbarten, grössern und kleinern Staaten dem von ihrem Consorten gegebenen, hell leuchtenden Beispiele folgen, und gleichfalls nicht nur mit der bequemsten Manier sich durch Papiergeld unverzinsliche Anleihen verschaffen, sondern auch die kursirende baare Münze auf solche Art grossentheils aus dem Lande verdrängen? Und würde dann bei so vielfach sich durchkreuzendem Werth und Unwerth der hundertfältigen papiernen Territorial-Münzen, bei der Seltenheit der klingenden Münze, und dem herrschenden Agiotage, das endliche Schikſal dieſer Münzerei nicht noch weit schlimmer ausfallen, als die bekannten Folgen der mit Adlerflügeln bedekten Münz-Anarchie des siebenjährigen Kriegs, wo doch das schlechteſte Metallgeld in dem Schmelztiegel noch einigen reellen Werth lieferte? Würde das getäuschte und mißtrauisch

gemachte Publikum, während einer solchen Münzverwirrung nicht fast genöthigt sein, vielfältig zu dem Gelde der ersten bürgerlichen Gesellschafts-Vereine, dem Vieh, zurükzukehren?

8) Würde vollends das Papiergeld dazu bestimmt, ein anhaltendes Etats-Deficit zu deken, welche unabsehbare Verwikelung der Finanzen und des Staatscredits müßte es dann unvermeidlich nach sich ziehen? Selbst Law's Bank, nebst dem Aktienhandel und dem weltberufenen commerce de la rue quincampoix, konnte in ihrer Art keine verderbendere Resultate liefern, als dort zu erwarten wären. Könnte man sich denn verhelen, daß jene Papiergeld-Fabrikation, wobei fortwährend die Sache selbst und deren Zeichen zugleich ausgegeben werden, und in Umlauf gerathen, etwas anderes wäre, als ein heilloses Schuldenmachen?

Gewährt nicht eine aufrichtige, redliche, fundirte Anleihe, mit verabredeten billigen Zinsen, ungleich grössere Vortheile, mehr Ruhe, eine durch die Einforderung der Zinsen abgenöthigte Finanzordnung, ein immerwährendes Gefühl der Schuldenlast und der Nothwendigkeit eines richtigern, gewissenhaft zu befolgenden Schuldentilgungs Plans, eine jeden Augenblik fühlbare Warnung vor weiterm Schuldenmachen! Hat eine Regierung durch sichtbare Staatsklugheit und Wirthschaftlichkeit sich Zutrauen erworben, daß sie mit den ihr anvertrauten Fonds gut und nüzlich umgehe, so wird es ihr nicht fehlen, wenn sie Passiv-Anleihen zu machen für nöthig oder nüzlich findet.

Ganz andere Folgen hat dagegen eine mit unverzinslichem Papiergelde gemachte Staatsschuld! „Diese Art von Schulden", sagt Oeder, hat in Verbindung mit dem Reize, wenn Geld nöthig scheint, gleich einen bereiten Ausweg vor sich zu haben, vorerst die Folge, daß sie mit Einschläferung des Gedankens an die Zukunft, zu einer Bereitwilligkeit zu Ausgaben führt, —

zu Unternehmungen, die wenn auch an sich unter gewissen Bedingungen gut, doch nicht den Umständen der Zeit angemessen sind, noch mit der gehörigen Sparsamkeit betrieben werden, und unterbleiben würden, wenn die Schwierigkeit im Aufbringen der Mittel eine heilsame Bedenklichkeit über die Sache erregte und verstärkte„.

„Hiernächst so ist bei dieser Schuld, bei welcher sich kein Creditor zu Einfoderung der Zinsen meldet, welches dann, so lang alles gut geht, treflich behagt, gleichwohl das Publikum Creditor, und ist dann, wenn es erwacht, der unbequemste und ungestümste aller Gläubiger. Mit einem gewöhnlichen Gläubiger kann man Abrede nehmen, kann man sich über einen etwa eintretenden Verzug in der Zahlung vergleichen, und wenn er beruhigt ist, so hat man insoweit vorerst Ruhe und Friede: aber die Anfälle des Publikums, wenn es erwacht, und die Opinion, auf welcher der Umlauf des Papiergeldes lediglich beruht, gekränkt ist, sind unabläßig, und reproduciren sich mit jedem Inhaber eines Zettels. Da entsteht dann ein Zusammenfluß unabsehlicher, zur Verwirrung und Schaden im Staate von innen und von aussen gereichender, verwikelter Umstände, die ich nur summarisch beleuchten kann, da eine ausführliche Entwikelung zu weit führen würde„.

„Sobald die Opinion, daß ein Zettel so gut sei als klingende Münze, durch Schwierigkeiten, welche der Realisation nach dem vollen Laute des Zettels, durchaus in Münze, in den Weg gelegt werden, gestört ist: so macht Jedermann den Unterschied; und dann ist das Papiergeld das gerade Mittel, jeden Schilling klingender Münze aus dem Lande zu vertreiben. Physisch betrachtet läßt sich das Ausführen derselben nicht verhindern; und juristisch betrachtet, läßt es sich nicht verbieten, denn mit welchem Rechte kann man Jemand hindern, sein Eigenthum, — und Geld ist ja des Besizers Eigenthum in sensu eminenti, so gut als mög-

lich zu nuzen, nicht da auszugeben, wo er am meisten damit ausrichtet„?

„Es steigen dann von Stunde an die numerischen Preise aller Dinge, die in Papiergeld berichtigt werden. — Alle Schuldverschreibungen und auf Geld lautende Contracte werden schwankend, und es entstehen Irrungen zwischen den Contrahenten. — Die Diener des Staats, welche mit Papiergeld aus den Cassen des Staats bezahlt werden, und damit nicht so weit als mit Münze reichen können, klagen darüber mit Grunde. — Dem Staate selbst wird auch alles kostbarer: und er sieht sich genöthigt, da wo das Papier sich nicht statt Münze in gleichem Numerus anfodringen läßt, die Differenz des Werthes in Numerus zu vergüten. — Es kömmt eine Menge Zettel in Umlauf, die unter ihrem buchstäblichen Werthe ausgegeben werden, und wofür doch Valuta bei der Einwechslung gefodert wird. — Es entsteht ein nachtheiliger Wechselkurs, da Bezahlungen an Ausländer nicht mit Papiergeld thunlich, Wechsel aber bei denjenigen, welche im Auslande Geld in Cassa oder Credit haben, nicht anders als zu hohem Preise zu kaufen sind. — Es entsteht ein Einmengen der Staatsschulden in Handelsangelegenheiten; nämlich, anstatt daß, wenn der Staat seine Zinsen auf dem kürzesten Wege berichtigt, das Schuldigsein zwar freilich an sich ein Uebel ist und bleibt, das Abtragen aber keinen Einfluß auf die Abgleichungen der Negocianten des Staates, mit den Negocianten anderer Nationen, in Ansehung der gegenseitigen Exporten und Importen hat; so muß bei dem Geldmangel der Regierung, sie sich an die Negocianten wenden, und durch diese die Zahlungen so gut als thunlich, oft mit Verzögerungen, bewerkstelligen lassen. Und da solchergestalt zu der Masse der Importen immer auch die Zinsen der Staatsschulden hinzukommen; so muß nothwendig, da die Masse der Exporten dagegen nicht aufwiegen kann, der Kurs dem zur Last ausfallen, der mehr schuldig ist, als er zu fordern hat„.

Man verfällt dann auf Palliative, welche, ohne dem Uebel aus dem Grunde abzuhelfen, nur vergebliche Kosten verursachen: als z. B. daß man von Zeit zu Zeit eine in Rükſicht auf die ganze Papiergeldmasse unhinlängliche, nie aber für den verschuldeten Staat unbeträchtliche Summe anwendet, um durch Einlösung einer Quantität Zettel, da, wo ihre Erscheinung besonders ungestüm wird, ein Fallen des Kurses zu bewirken; welches aber, wie jeder effectus cessante causa, gleich wieder aufhört, so daß die Operation nichts weiter ist, als Aufgiessen wenigen Wassers auf einen heissen Stein."

Die Anhäufung der Zettel zum Dienste eines Staates, der seinen Bedürfnissen durch baares Geld abzuhelfen nicht weiß, ist eine Anticipation seiner Einkünfte für die Zukunft, oft auf viele Jahre. Die eintreffende Zukunft führt dann auch wieder ihre, theils vorherzusehende, theils oft unerwartet aufsteigende Bedürfnisse, mit sich: und selbst ein grosser, ein von der Natur begünstigter Staat, kann in eine politische Schwäche gerathen, und muß erfahren, daß nur das Geld nervus rerum gerendarum ist, was in der ganzen Welt dafür gilt. — Der Staat erfährt dann, daß der reizende Anschein, Geld für den Augenblik von dem Publikum ohne Zinsen zu leihen, äusserst trüglich ist, und es ungleich mehr kostet, den in der Folge entspringenden dringenden Ungelegenheiten abzuhelfen, als die Zinsen einer richtig fundirten, zur Wiederbezahlung, und überhaupt zu dienlichen Maasregeln, Zeit lassenden Anleihe, je hätten kosten können„.

„Die Kur dieses Uebels ist, gleich der Kur eines jeden, allmählich in der Länge der Zeit, unvermerkt anwachsenden, und dann bei dem Ausbruche mit einemmale in fürchterlicher Grösse erscheinenden physischen, moralischen oder politischen Uebels, äusserst schwer. Palliative helfen nicht; Ausflüchte und Kunstgriffe, die der

wahre Finanzier nicht kennt, eigentlich kennt und verachtet, helfen auch nicht; und es giebt in der Staatsverwaltung, wie in der Privathaushaltung, keinen Rath gegen Schulden, als zahlen, — den Anfang, wenn die Schuldenlast zu groß ist, mit dienlichen Versuchen zu machen, die vorerst Luft, und zu dienlichen Maasregeln Zeit schaffen; sodann ohne Verzug zu solchen Maasregeln mit Klugheit und Standhaftigkeit zu schreiten, sich einzuschränken und zu sparen„.

„Indeß„, — wird man vielleicht einwenden — „eine vorläufige Probe mit einer mäßigen Summe „Papiergeldes könnte unschädlich die sichersten Resultate „gewähren, und über den Werth der Gründe und Gegengründe am besten belehren"! — Wo Gründe a priori, und unläugbare, gehäufte Erfahrungssäze so zusammenwirken, und so einstimmig ein abschrekendes Resultat liefern, wie hier, da möchte eine Probe in jeder Beziehung wohl mehr als bloses Wagestük sein. Wer möchte durch eine auch nur zweifelhafte Feuersbrunst aus einem schönen Traume sich aufschreken lassen?

Mißlingt die Probe — wie alle Zeichen verkündigen; — wie gedenkt man dann dem dadurch nur tiefer gesunkenen Staatscredit wieder aufzuhelfen? Könnte wohl die Leichtigkeit, mit welcher man durch ein Simbol augenblicklich die Mühe und Schwierigkeit einer offenen, aufrichtigen und förmlichen, verzinslichen Anleihe umgieng, die Nothwendigkeit künftiger Anleihen dieser Art aufheben? Wird nicht diese Nothwendigkeit aufs wenigste doppelt und dringender als je wiederkehren, sobald die Probe der Papier-Münzoperation mißlungen ist? Und wird nunmehr nicht die Mühe und Schwierigkeit, Credit gegen billige Zinsen zu finden, zehnfach sich vergrössern? Wie viel Familien und Einzelne werden am Ende durch eine Reduction dieser représentation numéraire zu Grunde gerichtet!

Auch bedenke man, in welche noch grössere Ver-

legenheit der Staat und das Publikum durch Verfälschung der Banknoten gerathen kann. Die neueste Geschichte Dänemarks, Englands, des nordamerikanischen Freistaates, Frankreichs, mit den Assignaten und auch schon zu Law's Zeiten, und Oestreichs bei der Falschmünzerei des Grossischen Complots, ja erst unlängst wieder in Böhmen, liefert warnende Beispiele von Manufakturen der Papiergeld-Falsifikation; eine Verfälschung, deren Möglichkeit, auch nach den neuesten Vorschlägen Niemanns und Palmers, wenigstens für den grossen unkundigen Haufen, der täglich mit Papiergeld verkehren soll, noch keineswegs über alle Besorgnisse erhaben ist; selbst wenn man, nach Palmers Vorschlag, jedes Billet am Rande mit einer Farbe tingirt, die das zufällige Produkt einer Million Combinationen seyn kann.

Was Menschenhände machen, kann von Menschenhänden auch nachgemacht werden. Die Unnachahmbarkeit des Papiergeldes ist so wenig erwiesen, daß vielmehr die Beispiele von falschen Bankzetteln, von Hammond in Dänemark und Charles Price in England, beweisen, daß falsche Bankzettel den wahren so ähnlich seyn können, daß sie unentdekt selbst durch die Hände der Bankbeamten gehen, und in grosser Menge sogar in der Bank cirkuliren können. Auch der Vorschlag, welcher der französischen Nationalversammlung geschah, das Papiergeld anders nicht, als Endossement, d. h. mit Unterschrift derer, die es ausgeben, cirkuliren zu lassen, ist theils unausführbar, z. B. bei Schreibensunerfahrnen; theils unsicher, weil man die Handschrift auch nur des ersten Indossenten, und vielleicht selbst seine Existenz an den wenigsten Orten kennt, und ein falsches Indossement eben so leicht, als die Falsifikation der Zettel, möglich ist, ja der Indossent selbst das Papier gestohlen haben kann, zudem der Nachmacher dadurch, daß man die Falschheit des Indossements gewahrt, noch nicht entdekt ist; theils würde es dem Verkehr viele Hindernisse in den Weg le-

gen, z. B. auf Vieh- Jahr- und Wochenmärkten, so wie überhaupt vorzüglich in dem Kleinhandel. Giebt es ein Papier, einen Stempel, eine Signatur, wovon Jemand garantiren möchte, daß es durchaus nicht nachgemacht werden könne?

Endlich, welche Reize bietet nicht eine Papiermünze, da sie zu den effets au porteur gehört, den Böswichten nicht nur zur Falsifikation, sondern auch zu andern Betrügereien und Spizbübereien dar, indem sie so leicht und so unbemerkt umgesezt werden kann! Law entdekte einst, daß man mittelst der Transparence, nur in Brüssel, für mehr als 50 Millionen Papiere nachgemacht habe. Eben so existirten für die nordamerikanischen, englischen und östreichischen, dann für die französischen billets de la caisse d'escompte und für die Assignaten recht organisirte Fälschungsfabriken.

Wahrscheinlich hat man es blos dem Mißlingen der mit dem Staatspapiergelde gemachten Proben zu danken, daß jezt in vielen Staaten entweder gar keine Staats-Papiermünze, oder doch verhältnißmäßig nur wenig kursirt. Das Gelingen eines Versuchs mit Papiergeld könnte auch, aus ganz besondern, zusammenwirkenden, günstigen Umständen und bei grosser Vorsicht (wie in Kursachsen), nur individuell und nur dann Statt finden, wenn man dabei die beiden oben angegebnen Principien, das rechtliche und das staatswirthschaftliche, streng befolgte. Ja es würde in den allermeisten teutschen Partikulärstaaten, selbst im besten Falle, nur schnell vorübergehend, mithin von kurzer Dauer seyn.

„Sollte," — so könnte endlich Jemand fragen — „wenn die Fabrikation einer Staats-Papiermünze eine „so bedenkliche Operation ist, nicht derselbe Zwek mit „Banknoten erreicht werden können?" — Hier hüte man sich vor einer Verwechslung der Begriffe. Bildet man, mit Unrecht, den Begriff der hier in Frage stehenden Papiermünze und den der Banknoten identisch, so

daß die Banknoten nur dem Namen nach von dem Papiergelde sich unterscheiden, dann treffen alle vorhin erwähnten Gründe diese sogenannten Banknoten nicht minder; und dann wird mit solchen Banknoten nicht mehr ausgerichtet, als wenn man das Finanzkind mit dem rechten Namen, Papiergeld, nennt. Das Publikum würde sich durch einen bloßen Namen oder Titel nicht täuschen lassen. Der Kaufmann sieht in seinen Geschäften weder auf Titel noch auf Zunamen allein; er will seinen Mann auch dem Taufnamen nach kennen, und wissen, ob er „gut" sey?

Soll hingegen nicht etwa Staats-Papiergeld blos unter der Rubrik von Banknoten kursiren, sondern soll die Verbriefung (gleichviel ob verzinnslich oder unverzinnslich) mit der wahren wesentlichen Eigenschaft der von einer soliden Zettel- oder Cirkulationsbank ausgegebenen Banknoten ausgestattet seyn; soll sie in dieser Eigenschaft als repräsentirendes Medium in den Gewerben, in dem Waaren- und Wechselhandel, und in den Staatskassen cirkuliren; will man sich dadurch, wenn es mit dem Umlaufe gelingt, bis auf einen gewissen Grad, einen künstlichen Reichthum verschaffen, um dadurch nach und nach einen soliden Fonds zu gründen, mit dem man wuchern kann; so muß sie einzig — unter den kaufmännischen Gesichtspunkt gestellt werden. Dann aber ist sie nichts weniger, als Staats-Papiermünze im eigentlichen Sinne. Nun beruht die Ausgabe und Annahme des repräsentirenden Papiers blos auf freier Uebereinkunft der Interessenten, ihr Werth oder Unwerth auf dem commerziellen oder Privat-Credit des Ausstellers, wo nicht gar, wie oft der Fall ist, des Indossenten, der für die Realisation zu haften hat.

Vermag der Staat kaufmännische Sicherheit zu geben, vermag er die zarte Pflanze des Merkantil-Credits gehörig anzubauen und zu pflegen, — was manchem Privatmanne leichter seyn dürfte, als manchem teutschen

Staate, — dann wird er seinen wahren Banknoten zum wenigsten dasselbe Zutrauen verschaffen können, welches auf manchen Handelsplätzen die metallenen Bankier-Marquen genieſſen, ja sie werden in manchen Fällen, wegen der Bequemlichkeit im Gebrauche, selbst Vorzüge vor der klingenden Münze erhalten, wenn auch keine ihnen völlig entsprechende wirkliche Valuta, sondern groſſentheils nur eine idealische vorhanden wäre.

Ohne mich hier auf die Vorfrage einzulaſſen, ob und in wiefern es schiklich und dem Staatszwek angemeſſen sey, daß der Staat Privatgewerbe für eigene Rechnung treibe, daß er eine Rivalität mit dem Privatfleiſſe blikken laſſe, oder wohl gar sich zum Monopoliſten der groſſen Geldgeschäfte, wenn auch nicht gesezlich, doch faktisch constituire? — sey hier genug, zu bemerken, daß manche Staaten durch sogenannte Staatsbanken oder auch durch Landes-Creditkaſſen, die sie ganz oder zum Theil für eigene Rechnung errichteten, sich kaufmänniſches Ansehen und Gewerbe verschaft, oder zu verschaffen gesucht haben. Bis jezt sind Versuche dieser Art, meines Wiſſens, nur in solchen Staaten gelungen, welche in dem Rufe vorzüglicher Finanzordnung und einer gänzlichen Schuldenfreiheit, oder doch nur freiwilliger, und für die eigenen Unterthanen wohlthätiger Staatsschulden standen, und wo die sogenannte Staatsbank blos nach Principien einer soliden Privatbank fundirt und bearbeitet, mithin nach einem bewährten und festen Syſtem gebildet ward. In andern Staaten haben dergleichen Unternehmungen einen zweifelhaften Fortgang gehabt, oder sie sind offenbar mißlungen; ein Gegenstand, über welchen unter andern die Schikſale der ehemaligen Düſſeldorfer, und der im Jahre 1802 zu Coburg errichtete Leih- Giro- und Depoſito-Bank erläuternd sind.

Doch, wie gesagt, die Ausgabe wahrer Banknoten wäre eine rein kaufmänniſche Unternehmung. Sie könnte also von einem Staate mit Erfolg nur dann gemacht wer-

den, wenn er eine kaufmännische Firma angenommen, und sich, neben fester Bestimmung angemessener Fonds, zureichenden kaufmännischen Kredit erworben hätte. Aber auch in diesem Falle würde man sich der Banknoten von kleinen Summen, unter 50 oder 25 Thaler, zu enthalten haben, um sich nicht in den kleinen Verkehr zu mischen.

Ob jedoch — wenn ein Land mit Schulden belastet, die Masse der cirkulirenden klingenden Münze zu gering, und der Zinsfuß verhältnißmäßig zu hoch, mithin der Staatscredit nicht im Steigen ist — Banknoten oder gar Staats-Papiergeldzeichen diejenigen Mittel zum Zwek seyen, mit denen man den Anfang zu machen habe? — das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht schwer fallen kann. Natürliche Mittel werden vor künstlichen, Radikal-Kuren vor Palliativen, ewig den Vorzug behaupten.

In dem oben erwähnten landesherrlichen Publikandum, eine bedingt nothwendige Anleihe der einzelnen Unterthanen an den Landesherrn betreffend, heißt es: „die grosse Masse älterer Kriegs- und Landesschulden könne nur durch beträchtliche Erhöhung der Steuer getilgt werden. Diese müsse jedoch den Unterthanen sehr drükend werden, weil sie von den Folgen des Kriegs nur langsam sich erholten, und die einzelnen Gemeinden mit sehr beträchtlichen Schulden belastet seyen. Bevor jedoch die sehr drükende Steuer-Erhöhung erfolge, wolle man einen Versuch machen: ob vielleicht durch ein kraftvolles Zusammenhalten der Unterthanen mit ihrem Landesherrn, durch ein beträchtliches Opfer auf Seite des lezten, und durch bereitwillige Unterstüzung von Seite der ersten, dieselben von einer Erhöhung der Steuern, mithin von einer drükenden Last, befreit werden könnten? Er, der Fürst, wolle a) seine sämmtlichen Domanialgrundstüke ver-

kaufen, so weit es ohne Schaden geschehen könne, und b) die unverkauften in die Steuer legen, auch c) an seinem Hofe eine noch strengere Oekonomie einführen, ferner d) das zu Tilgung der auswärtigen Kriegs- und Landesschulden nöthige Kapital (bei seinen Unterthanen) aufnehmen, und e) dieses nach und nach aus seinen (unverkauften) Domanialeinkünften bezahlen. Alles dieses jedoch nur unter der Bedingung: daß seine Unterthanen zu dem bei ihnen aufzunehmenden Kapital sich mit beträchtlichen Summen (und zwar keiner unter Einhundert Gulden) einzeichnen würden; weßhalb eigene Commissarien von Ort zu Ort reisen, und jedem Einzelnen die Kapital-Subscriptionsliste zur Einzeichnung vorlegen würden. Zum voraus müsse Er jedoch erklären, daß, wenn der Erfolg dieser Unternehmung nicht so günstig seyn werde, als Er sich schmeichle, Er sodann an seine Zusicherung nicht weiter gebunden seye, dann den (sehr drükenden) Steuerausschlag ohne weiters vollziehen, und den Betrag mit Nachdruk beitreiben lassen werde. Komme die erwartete freiwillige Anleihe (deren Betrag im Ganzen unbestimmt gelassen ist) zu Stande; so erhalte jeder Darleiher ein Schulddocument, welches auf jeden Innhaber laute (verzinsliches Papiergeld), und jährlich sechs Procent, wovon jedoch zwei Procent als Kapitalabtrag anzusehen sind. Zugleich werde eine Landesleihbank errichtet, und mit derselben eine Schuldentilgungs-Kasse verbunden werden. Gemeinde-Kirchen-Stiftungs-Pupillen- und Deposital-Kapitalien könnten in diese Anleihe nicht eingezeichnet werden; für deren Aufnahme und Sicherung sey eine besondere Einrichtung getroffen."

Motivirt wird diese Finanzoperation noch durch folgende Nebenbemerkungen: „die Gewerbe lägen im Lande danieder; das Land sey von baarem Gelde sehr entblößt; es sey seinen, des Landesherrn, Be-

griffen von Staatswirthschaft durchaus zuwider, das in das Ausland schuldige Kapital ausser Landes aufzunehmen, und (nur) die Zinsen jährlich ausser Landes zu senden, dadurch den Geldumlauf im Lande, zum Nachtheil der ohnedem danieder liegenden Gewerbe, zu vermindern, und durch alles dieses das Land vom baaren Gelde noch mehr zu entblössen."

Nach der staatswirthschaftlichen Logik des Verfassers dieses merkwürdigen Publikandums, wird nicht nur der Geldumlauf in einem geldarmen Lande vermehrt, sondern auch den danieder liegenden Gewerben aufgeholfen, wenn man 1) nicht die Zinsen der in das Ausland schuldigen grossen Masse von Landesschulden jährlich, sondern vielmehr die ganze grosse Kapital-Masse mit einemmale in das Ausland sendet; 2) wenn man diese ganze grosse Kapital-Masse bei den Gewerbetreibenden Unterthanen, mithin aus dem geldarmen Lande, nimmt; 3) wenn man überdem die Gemeinde-Kirchen-Stiftungs-Pupillen- und Depositat-Kapitalien in die Landesherrliche Kasse zieht; 4) wenn man eine landesleihebank errichtet, die ihren Namen von den Anleihen führt, welche die Unterthanen, die Gemeinden, Kirchen, Stiftungen und selbst die Pupillen ihr machen müssen; 5) wenn man für diese Anleihen Papiergeld ausgiebt, und 6) dem Empfänger, seinen Erben und Nachfolgern, das Verzehren des Kapitals dadurch erleichtert, daß man ihm jährlich zwei Procent von dem Kapital, mithin binnen einer langen Reihe von Jahren das ganze Kapital heimzahlt; 7) wenn man den Unterthanen (doch mit Ausnahme der Gemeinden, Kirchen, Stiftungen und Pupillen) völlig freien Willen läßt, sich bei obiger Anleihe-Masse mit einer selbstbeliebigen Summe baaren Geldes, nur nicht unter 100 Gulden, unter den angebotenen vortheilhaftesten Bedingungen zu interessiren, jedoch mit dem An-

hange: daß wenn die freiwillige Einzeichnung der Unterthanen zu der grossen Anleihe-Masse (die Summe der Landesschulden und der geforderten Anleihe bleibt verschwiegen!) von der obersten Finanzbehörde nicht für ergiebig genug geachtet werden sollte, alsdann eine sehr drükende Erhöhung der Steuern sofort vollzogen, und der Betrag mit Nachdruk beigetrieben werden solle.

Auch wird 8) nur unter der Bedingung einer solchen Ergiebigkeit, der Domänenverkauf und die Einführung einer strengern Oekonomie am Hofe zugesichert. Endlich 9) sollen unter gleicher Bedingung sämmtliche Domänen, soweit es ohne Schaden geschehen kann, verkauft, der Ertrag der unverkauften durch patriotische Einlegung in die Steuer vermindert, und hiedurch dem Lande ein beträchtliches Opfer gebracht werden, nachher aber soll die successive Heimzahlung der ganzen grossen, bei den Unterthanen aufgenommenen Kapital-Masse aus den besagten Domanial-Rest-Einkünften geschehen.

Ob es wohl für das Interesse sowohl des Landesherrn, als auch des Geld- und Gewerbe-armen Landes nicht zuträglicher gewesen wäre, jenes Dominial-Opfer nicht zu bringen, das sogenannte freiwillige Anlehn den Unterthanen nicht zu proponiren, die ganze grosse Kapitalmasse mit einemmale in das Ausland nicht zu senden, und die sehr drükende Erhöhung der Steuern als überflüssig nicht anzudrohen, — eine solche Landesleihbank nicht zu errichten, und Papiergeld nicht zu fabriziren, auch den Unterthanen durch zweiprocentige Partialabzahlung die unvermerkte Verzehrung des Kapitals nicht zu erleichtern; sondern lieber — ohne den geringsten Aufschub, die, jezt nur bedingungsweise zugesicherte, Einführung einer strengern Oekonomie am Hofe unbedingt und staatspflichtmäsig vorzunehmen, überhaupt aber die Staatseinnahme zum Maas-

stabe der Ausgaben zu machen, und aus dem unverminderten Ertrage der in ihrer vollen Integrität zu erhaltenden Domanial-Masse, so wie aus den übrigen Staatseinkünften, die Staatsschulden im Auslande successive abzutragen?

Dieses lezte muß möglich seyn, wenn, wie man nicht zweifeln darf, die gegebene Zusage treu und ohne Gefährde ist, daß die ganze auswärtige, nun bei den Unterthanen aufzunehmende Kriegs- und Landesschulden-Masse aus den Domanial-Einkünften nach und nach, auch sogar dann noch bezahlt werden solle, wenn die sämmtlichen Domänen, soweit es ohne Schaden geschehen könne, werden verkauft, und die Einkünfte von den unverkauften, durch Einlegung in die Steuer werden vermindert seyn. Denn ist die Abzahlung der sämmtlichen Schulden, aus den verminderten Domänen und Domanial-Einkünften, ohne Steuererhöhung möglich, so muß sie gleichfalls ohne Steuererhöhung, noch viel mehr bei unverminderten Domänen stattfinden können. Wozu also, wenn überall Wahrheit und Aufrichtigkeit herrscht, eine solche Anleihe, eine Domänenveräusserung, eine Drohung mit Steuererhöhung? — —

Der oben angegebene Inhalt des Publikandums ist Thatsache, offenkundige Thatsache; es ist unter dem Datum vom 30. Jänner 1805 in öffentlichem Druk erschienen, und in dem ganzen Entschädigungslande (von ungefähr 27 ½ Quad. Meilen Flächeninhalt, mit etwa 80,000 Einwohnern, aus ehemaligen Bestandtheilen drei ganz verschiedener Länder und 2 Abteien völlig neu zusammengebildet, die beiläufig 550,000 Gulden jährliche Einkünfte liefern) publicirt worden. Es ist hier nicht die Absicht die darinn angekündigte Operation aus dem sittlichen und rechtlichen Gesichtspunkte zu beleuchten. Es blieb einzig dem Urheber desselben die Verantwortung, wenn er etwa für gut sollte gefunden haben, die beiläufige Aeusserung eines berühmten Philo-

sophen, der jedoch durchaus auf den Ruf eines praktischen Politikers keinen Anspruch machte, zur Maxime seines politischen Wirkens zu erheben: "in der Politik werde der Werth der Handlungen mehr nach der Größe, Kraft und Schiklichkeit der Mittel, die man anwendet zu seinem Zwek zu gelangen, als nach der Moralität des Zweks, mehr nach den Talenten, die in der Ausführung bewiesen werden, als nach der Rechtmäßigkeit der Ansprüche beurtheilt; Gerechtigkeit und Achtung für das Eigenthum Anderer sey zwar auch eine Tugend, aber sie sey die lezte unter allen, so wie sie im Privatleben die erste sey."

Der Tadel bleibe indeß, in dem vorliegenden Falle, ohne individuelle Beziehung; blos die logische Manier und die staatswirthschaftliche Theorie, welche in dem Publikandum vorherrscht, gilt es. Die Totalsumme der Landesschulden ist weder darinn angegeben, noch sonst öffentlich bekannt. Blos so viel weiß man, daß für einen Bestandtheil des Landes, der aus ungefähr 6 1/2 Quadratmeilen und 28,000 Einwohnern besteht, Eine Million 312, 500 Gulden Schulden pro Rata (zu 13 5/55) übernommen worden sind.

Ob der Erfolg die Propositionen des Publikandums gekrönt habe? daran wäre beinahe nicht zu zweifeln, wenn man dem Inhalte einer gedrukten Erklärung (in einer ziemlich allgemein gelesenen Zeitung vom 5ten März 1805, Num. 65) von Aschaffenburg datirt, vollkommen trauen dürfte. Der ganze Ton dieser Erklärung führt zwar auf die Muthmassung, sie sei, wenn gleich panegyrisch und anonym, doch offiziell und zuverlässig. Allein diese schöne Muthmassung wird wo nicht zerstört, doch sehr geschwächt, durch den wundersamen Contrast, der zwischen ihr und dem Inhalte des unzweifelhaft offiziellen Publikandums herrscht, und durch die Ueberzeugung, daß heut zu Tage eine Wunder, wenigstens keine Finanzwunder geschehen.

In dem Publikandum erklärt der Landesherr, unter eigenhändiger Unterschrift: das Land sei von baarem Gelde sehr entblößt, die Gewerbe lägen danieder, die einzelnen Gemeinden seien mit sehr beträchtlichen Schulden beladen; es laste eine grosse Masse älterer Kriegs- und Landesschulden auf dem Lande; diese könne nur durch eine beträchtliche sehr drükende Erhöhung der Steuer getilgt werden; inzwischen wolle man einen Versuch machen, ob die Tilgung, ohne Steuererhöhung nicht möglich sei, durch den Verkauf sämmtlicher Domanialstüke, durch Einlegung der unverkauften in die Steuer, durch strengere Oekonomie am Hofe, durch die Gemeinde- Kirchen- Stiftungs- Pupillen- und Deposital-Kapitalien, und durch einen gemeinen Pfennig (communis denarius), den jedes Mitglied einer Gemeinde, doch keines unter 100 Gulden, gegen Papiergeld verzinslich vorzuschiessen hätte.

Hier athmet sichtbar ein Geist der Landesnoth, der Zahlungsverlegenheit, der Verlegenheit um ergiebige Hülfsquellen, ein allenthalben im Lande umhersehender Geist, der das Gefühl eines jeden Unterthans, der ein Herz im Busen trägt, dringend anspricht. Vier Wochen später verhält sich Alles anders. Denn die Zeitungs-Erklärung verkündigt, es sei (unterdessen) eine allgemeine Landesvisitation vorgenommen worden, bei welcher folgende Entdekungen gemacht wurden: eine so herablassende landesherrliche Sorge für das öffentliche und Privatwohl, und von Seite des Unterthans ein so ruhiges entgegenkommendes Vertrauen, eine so allgemeine Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit für das Gute, daß dieß glükliche und wünschenswerthe, obgleich höchstseltene Zusammentreffen allein nur fähig war, Quellen des innern Reichthums und Wohlstandes zu entwikeln, über die, bei bevorstehender öffentlicher Darstellung, das Ausland sich verwundern werde, welche nun den

Landesherrn in den Stand sezten, allen Ansprüchen der Staatsgläubiger an die Landeskassen mit kaufmännischer Pünktlichkeit Genüge zu leisten."

Der aufklärenden Zeit bleibt es vorbehalten, Aufschlüsse über diesen Contrast zu liefern. Sie wird auch die Aufgabe befriedigend lösen, ob die Stimmen, welche bis jezt noch wider die hier verkündigten Resultate sich erheben, der Mißgunst und Entstellung, oder der Wahrheit und Unbefangenheit huldigen?

D. J. L. Klüber.

II.

Französische Finanzen.

I.

Rede zu Unterstüzung des über die Finanzen des Jahres XIII überbrachten Gesezesentwurfs, gehalten in der Sizung des gesezgebenden Körpers in Frankreich am 11ten Februar 1805, durch den Staatsrath Regnauld (de St. Jean d'Angeli.)

Meine Herren, der Zeitpunkt, wo der Finanzetat eines großen Volks in seinem Ganzen und in seinen Details, nicht nur dem gesezgebenden Körper übergeben, sondern auch durch eine uneingeschränkte Publizität zur Kenntniß aller Bürger gebracht wird, ist eine Art von öffentlicher Feierlichkeit. Die darin angekündigten Thatsachen, die darin bekannt gemachten Resultate, berühren im Innern des Reichs alle Interessen, und erweken im Aeussern die allgemeine Aufmerksamkeit; sie zeigen uns unsern Freunden und unsern Feinden, mit allen unsern Bedürfnissen und allen unsern Hülfsmitteln; sie begründen zu gleicher Zeit das gerechte Zutrauen der erstern und die muthlose Furcht der leztern. Dieser doppelte Saz wird Ihnen desto mehr gerechtfertigt erscheinen, da in dieser periodischen Sizung, wie bei allen vorhergehenden, die, seitdem Se. Majestät die Ver-

waltung Frankreichs leiten, Statt gehabt haben, und diesmal, wo möglich, mit noch größerer Bestimmtheit, Ihnen das Gemälde des Zustandes der französischen Finanzen, nicht blos für das laufende Jahr übergeben wird. Es ist nicht die isolirte Lage einer vorübergehenden Periode, welche auf Befehl Sr. Majestät Ihnen vor Augen gelegt werden soll; es ist die ununterbrochene Folge des Finanzzustands seit dem Jahre VIII; es ist die genaue Uebereinstimmung aller Jahre unter einander; es ist das leichte Verständniß der Comptabilität eines jeden Jahrgangs; es ist die volle Gewißheit der Vereinigung aller dazu gehörigen Ausgaben, sobald die Liquidationen erlauben, sie den Grundsäzen der Gerechtigkeit gemäß anzuweisen. Auf diese Art umfaßt das Gesez, welches ich Ihnen, meine Herren, überbringe, zugleich den verflossenen, den gegenwärtigen und den herannahenden Zeitraum; es verbürgt die Gewissenhaftigkeit für das Vergangene, die Zulänglichkeit der Hülfsmittel für die Gegenwart, und die Sicherheit für die Zukunft. Ich werde daher, meine Herren, die Auseinandersezung, die ich Ihnen zu machen habe, in drei Theile theilen, deren jeder sich auf einen der eben angezeigten Zeiträume beziehen wird.

Erster Theil.

Ausgaben aus frühern Zeiten als das Jahr XIII.

§. I. Jahrgänge vor dem J. 9.

Sie haben, meine Herren, jene Zeiten des Unglüks und der Desorganisation noch nicht vergessen, von denen uns schon Jahrhunderte des Wohlstands und der Ordnung zu trennen scheinen; wo die Nation von einer Seite unermeßliche Bedürfnisse, von der andern schwache, und durch ihre schlechte Verwendung noch verringerte Hülfsmittel vor Augen hatte. Die Regierung, im Jahr VIII gerufen um die Ruinen unsrer zerrütteten Finanzen wieder zu erheben, oder vielmehr um unsre zerstörten Finanzen wieder zu erschaffen, wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, wenn sie sich von Allem vorhergegangenem isolirt hätte. Allein sie wollte es nicht, und das Gesez vom 10ten Ventose IX bereitete die gänzliche Berichtigung der Jahrgänge 5, 6 und 7 vor. Zwei Millionen sieben-

hunderttausend Livres Renten zu 3 Prozent wurden erschaffen und dazu gewidmet. Eine Million Renten zu 5 Prozent wurde durch das nämliche Gesez zu den Ausgaben des Jahrs 8 gewidmet. Ausserdem bestimmte man zur Liquidation dieser Jahrgänge alle baaren Einnahmen, die dazu gehörten. Die Vergleichung des Aktiv- und Passivstandes für die frühern Jahrgänge als das Jahr 8, giebt am 1sten Vendemiaire 13 folgendes disponible Resultat:

	Fr.
An baarem Gelde, auf die wahrscheinlichen Einnahmen	1,073,356
An Kapitalien von Renten zu 3 Prozent	32,095,200
An Kapitalien zu 5 Prozent	1,917,560
	34,012,760

Diese beiden Summen zusammen werden, nach den ungefähren von den verschiedenen Departements des Ministeriums aufgestellten Etats, zu Berichtigung aller Ausgaben, die höher als bis zum J. 8 hinaufsteigen, zureichen. Das Gesez hat in diesem Betracht nichts weiter festzusezen, und ich erwähne es hier nur, um in Ihrer Uebersicht, meine Herren, keinen Zweifel und keine Dunkelheit über alle jene Jahre zurükzulassen, mit deren Komptabilität Sie sich vielleicht beschäftigen, und deren Regularisirung Sie vielleicht kennen lernen wollen.

§. II. Rechnung vom Jahre 9.

Die durch das Gesez zu den Ausgaben des J. 9 gewidmeten Fonds bestanden aus 526,477,041. Die Ausgaben waren stärker. Hingegen zeigte sich hier schon eine glükliche Zunahme in unsern Einkünften, die sich nachher alle Jahre erneuert hat; sie beliefen sich im J. 9 auf 4,541,809 Fr. mehr als man sie im Voraus geschäzt hatte. Ausserdem boten die baaren Geldeinnahmen der frühern Jahrgänge vor dem J. 9, von denen ich im vorhergehenden Artikel sprach, eine grössere Summe dar, als wir nöthig hatten; einen Ueberschuß, der uns zuließ, über 8 Millionen für die Ausgaben des J. 9. zu disponiren. Dennoch liessen diese beiden Summen noch einen Unterschied zwischen den Bedürfnissen und den Mitteln. Und die strenge Gewissenhaftigkeit, welche der Kaiser seinen Administratoren in Erfüllung ihrer Verpflichtungen empfohlen hat, ist einerseits so gros, unsre gegenwärtigen Hülfsmittel sind andrerseits so

weitumfassend, daß nach dem Willen Sr. Majestät das J. 13, obschon mit einer, unsrer Lage angemessenen Ausgabenlast, beschwert, doch dem J. 9. zu Hülfe kommen, und dessen Liquidation vervollständigen muß. Dem gemäß werden 5,981,150 Fr. von den außerordentlichen Hülfsmitteln des J. 13. genommen werden. In Verbindung mit den beiden vorher beschriebenen Summen werden sie allen Bedürfnissen des J. 9. ein Genüge leisten, indem sie dessen Kredit bis auf eine Summe von 545 Millionen bringen. Diese Dispositionen sind im 1sten Titel des Gesezes enthalten.

§. III. Vom Jahr 10.

Die Einkünfte des Jahrs 10 sind auf 500 Millionen geschäzt worden; sie erreichten diese Schäzung, und die auf die nemliche Summe festgesezten Ausgaben haben sie nicht überschritten. Es bleibt daher für dieses Jahr nur eine Summe von 13,210,390 Fr. an rükständigen Einnahmen einzuziehen und an Liquidationen zu Stande zu bringen, oder vielmehr an Beweisstüken zu regularisiren. Für diesen Jahrgang bedarf es daher keiner legislativen Verfügung. Allein ich kann es mir nicht versagen, meine Herrn, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß von nun an die Regelmäßigkeit der Einnahmen beim öffentlichen Schaze beginnt, eine Folge der Genauigkeit in Bezahlung der Abgaben. Diese Genauigkeit war damals schon so merklich, daß auf mehr als 273 Millionen direkte Abgaben des J. 10. nicht 300,000 Fr. im Rükstande geblieben sind. Die folgenden Jahre werden Ihnen, meine Herrn, die nemlichen Beweggründe darbieten, um über einen so glüklichen Fortgang, über eine so schnelle Verbesserung zu erstaunen, und den Maaßregeln, die sie bewirkten, Ihren Beyfall zu zollen.

§. IV. Vom Jahr 11.

Im Jahr 10 hatte die Unterzeichnung des Friedens erlaubt, die Ausgaben einzuschränken. Die Verlezung des Traktats von Amiens schuf neue Bedürfnisse, verlangte neue Hülfsmittel fürs J. 11. Das Gesez vom 4ten Germinal 11 hatte nur einen Kredit von 589,500,000 Fr. eröfnet. Das vom 5ten Ventose 12 erhöhte den Kredit um 30 Millionen, und brachte das Budget des Jahrs 11 auf 619,500,000 Fr. Die Ausgabe

wird diese leztere Summe noch übersteigen, und muß auf 624,500,000 Fr. gebracht werden. Für das Jahrr 11 bleibt demnach ein supplementarischer Kredit von 5 Millionen zu bewilligen übrig, und der 11te Titel des Gesezes enthält diese Verfügung. Allein der Gang der Verwaltung war im J. 11 von der Art, daß die Summe von 30 Millionen, die im J. 12 nachträglich für diesen Jahrgang bewilligt wurde, und die von 5 Millionen, die man heut von Ihnen begehrt, von den Einnahmen des Jahres selbst genommen werden können, für welches diese Vermehrung bestimmt ist, und so erhalten und verbessern sich unser Finanzsystem und unser Kredit von Jahr zu Jahr, ohne Rükstände und Vorausnehmungen. Der 11te Titel des Gesezes regulirt auf diesen Grundlagen die Rechnung des J. 11.

§. V. Vom J. 12.

Nun sind wir, meine Herrn, bei dem merkwürdigen Zeitpunkte des Jahrs 12 angekommen. Welches war damals unsre Lage? Ein Seekrieg war auszuhalten, ein Continentalkrieg zu vermeiden, Flotten zu erschaffen, eine Flotille zu bauen, Häfen zu ihrer Aufnahme zu graben, Rüstungen zu veranstalten, Matrosen zu versammeln, Equipagen zu besolden, eine Armee auf den Kriegsfuß zu sezen, Remonten zu beschleunigen, ausserordentliche Lebensmittelvorräthe zusammenzubringen, Artillerie zu giessen, die Bespannung zu erneuern, Festungswerke zu bauen oder auszubessern. Und dabei waren die Arbeiten im Innern fortzusezen, die beiden Meere durch neue Kanäle zu vereinigen, die Gipfel der Alpen auf dem St. Bernard und Cenis zu ebnen, Städte zu gründen, Landkommunikationen zu errichten, Moräste auszutroknen, Brüken über große Ströme zu werfen, Lyzeen zu organisiren — diß, meine Herrn, ist ein flüchtiges Gemählde der Ausgaben, für welche dieses merkwürdige Jahr zu sorgen hatte. Diese Ausgaben sind vorgesehn, vorgeschlagen, beschlossen, verordnet, vollzogen worden; sie sind bis auf beinahe 7/8 berichtigt, und die Hülfsmittel des Jahres, welches sie vollziehen sah, werden auch zureichen, sie ganz zu bezahlen. Wir wollen eilen, durch Entwiklung unbestreitbarer und bewiesener Thatsachen dieses

Wunder zu erklären. Wir wollen eilen, die Ungläubigen von Auſſen und Innen zum Schweigen zu bringen, und die zu überzeugen, die vor Erſtaunen ſchwanken, die aus Unwiſſenheit zweifeln, die aus vorgefaßter Meinung ſtreiten, oder die aus Bosheit läugnen. Das Ihnen, meine Herrn, im vorigen Jahre vorgelegte Budget, ſchäzte unſre Hülfsmittel und unſre Bedürfniſſe auf eine gleiche Summe von 700 Millionen; unſre Bedürfniſſe wie unſre Hülfsmittel, unſre Ausgaben wie unſre Einnahmen, werden dieſe Schäzung, nach Maaßgabe der den Rechnungen des Finanzminiſters beigefügten Tabellen, um 62 Millionen überſteigen. Die Departements des Krieges und des Seewesens haben den größten Theil dieſes Ueberſchuſſes verbraucht, dagegen aber haben ſie ſich auch mit all den großen und kleinen Schiffen, Equipagen und Munitionen, die ſie geſchaffen, mit all den Vorräthen jeder Art, die ſie zuſammengebracht haben, bereichert. Das Miniſterium des Gottesdienſtes fordert ebenfalls eine Vermehrung der Ausgaben, und der allgemeine Wunſch zwang die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers dazu. Man mußte für die dringenden Bedürfniſſe der Prieſter ſorgen, welche die Sukkurſalkirchen bedienen, und ſchon ſeit dem Jahr 12 leiſtete ein kaiſerliches Dekret, in Erwartung des Geſezes, welches Sie geben werden, dieſer von der Menſchlichkeit ſo ſehr als von der Religion gebotenen Pflicht ein Genüge. Auch das Miniſterium des Innern nahm an dieſer Vermehrung der Ausgaben, durch die Beſchleunigung der in ſein Departement gehörigen Arbeiten aller Art, Theil. Das Glük unterſtüzte die Weisheit; es wollte nicht, daß ſo ehrenvollen und ſo gerechtfertigten Bedürfniſſen die Mittel fehlten, und es bleibt Sr. Majeſtät nur übrig, ſich gemeinſchaftlich mit Ihnen zu freuen, daß das öffentliche Zutrauen und der Kredit einer aufgeklärten und wachſamen Verwaltung zu Hülfe gekommen ſind, und ihn in ſeinen weitumfaſſenden Entwürfen unterſtüzt haben. — Sie werden, meine Herrn, in den Rechnungen der Miniſter der Finanzen und des öffentlichen Schazes, welche, obgleich abgeſondert und aus verſchiedenen Beſtandtheilen gebildet, dennoch überall identiſche Reſultate geben, ſehen, wie mehrere Theile der öffentlichen Einnahme die von ihren Generaldirektoren gegebene

Schäzung überstiegen haben. Sie werden sehen, daß unerachtet des Krieges die Verwaltung des Enregistrements und der Domainen diese Schäzung um beinahe 19 Millionen übertroffen hat. Sie werden bemerken, daß diese Verwaltung, welche bis zum J. 12 mit unermeßlichen Erhebungsdetails beladen war, deren kleinlichste künftig die Régie des droits réunis besorgen wird, im J. 12, mit Weglassung der Brüche, eine Brutto-Einnahme von 257 Millionen zu Stande gebracht hat; worunter freilich 48 Millionen vom Ertrage der Forsten mit begriffen sind. Sie werden zugleich sehen, daß sie nicht mehr als 18 Millionen an Verwaltungsausgaben, d. h. 5 bis 7 Prozent gekostet hat, ein Vortheil, der erstaunenswürdig, und ein Verhältniß, das bei Erhebung der indirekten Abgaben beinah unerhört ist, dessen Fortdauer aber durch sichre und unabänderliche Grundsäze von der einen, und durch eine thätige Aufsicht von der andern Seite verbürgt wird. Uebrigens darf ich nicht unterlassen Ihnen zu bemerken, meine Herrn, daß in diesem Ertrage die Pacht der Fischereien in den schifbaren Flüssen mit begriffen ist. Diese Pacht beläuft sich schon auf mehr als 600,000 Fr. Indem ich zu Ihnen, meine Herren, hievon spreche, erinnere ich Sie nur an das Gute, was Sie gestiftet haben, da Sie das Gesez votirten, welches diesen von fremden Händen usurpirten Theil des kaiserlichen Domainenguts zurükvindizirte, und das persönliche Interesse zu Gunsten einer durch so viele Mißbräuche nöthiger gewordenen Polizei bewafnete. — Sie werden ferner, meine Herrn, in den Rechnungen der Minister sehen, daß die Zölle, welche man des Krieges halber für das Jahr 12 nur auf 25 Millionen angeschlagen hatte, nahe an 42 eingebracht haben. Als Se. Majestät die Zügel der Regierung ergriffen, war der Ertrag der Zölle fast null, und die Verwaltungskosten vergleichungsweise ungeheuer. Im J. 9 erhielt man schon einen Ertrag von ungefähr 17 Millionen. Im J. 10 von beinahe 31 Millionen. Im J. 11 von mehr als 36 Millionen. Endlich im J. 12, wie ich Ihnen eben sagte, von 41,485,621 Fr. Es ist billig, meine Herrn, Ihnen gleichfalls wieder zu bemerken, daß die Quelle dieser Vortheile in Ihrer schleunigen Annahme der Maaßregeln zu suchen ist, welche Se. Majestät Ihnen

durch den Generaldirektor der Douanen vorlegen liessen. — Der Zolltarif war vor einigen Jahren nur das Resultat von ökonomisch-politisch-kommerziellen Berechnungen, die man fast ausschließlich auf das Interesse unsers Landbaus, unsrer Manufakturen und unsrer Industrie anwandte. Man hatte bei den Vorberathungen über diesen Tarif die zugleich einfache und gerechte Idee ganz vernachlässigt, durch eine, auf die mehr oder minder wahrscheinliche Gefahr der Kontrebande berechnete, Auflage die Mittheilungen des Luxus, und solche Gegenstände zu belegen, deren Namen und Existenz die zahlreichste Klasse, weit entfernt ein Bedürfniß darnach zu fühlen, nicht einmal kennt. Dieser wichtige Irrthum ist den Blikken Sr. Majestät nicht entgangen, Sie haben mit weiser Geschiklichkeit sich Ihres Rechts, den Zolltarif abzuändern, bedient; Sie haben nüzliche Versuche gemacht, und einen fruchtbaren und zwekmäßigen Zweig des öffentlichen Einkommens, an die Stelle einer schmachtenden und übel organisirten Erhebung gesezt. Se. Majestät hätten indessen diesen Zwek nur unvollkommen erreicht, wenn Sie nicht zu gleicher Zeit dem Betruge stärkere Regel entgegengesezt hätten. Die doppelte Douanenlinie hat fast überall die List und die Bemühungen der Kontrebande vereitelt, während die Gerichtshöfe, gerechter und strenger geworden, keinen Anstand mehr nehmen, ihre Urheber zu bestrafen. So hat dieser von Ihnen, meine Herrn, genehmigte Theil der Gesezgebung die Hofnungen, welche Se. Majestät davon gefaßt hatten, gerechtfertigt; und es ist keine Anmaßung, wenn man auf eine fernere Entwiklung des nemlichen Systems, auf die Anwendung des nemlichen Grundsazes auf andere Gegenstände, oder auf die nemlichen Gegenstände nach einem stärkern Maaßstabe, annoch neue Hofnungen baut. Je höher die erhobene Summe steigt, desto mehr werden sich verhältnißmäßig die Verwaltungskosten vermindern, und es läßt sich alsdann hoffen, sie von 21 Prozent, worauf sie sich jezt schon, (Statt der 50, die sie vor wenig Jahren kosteten) beschränken, auf 17 oder 18 Prozent herabgebracht zu sehn. Dennoch haben die Handlung, die Manufakturen, der Akerbau, keine Ursach sich zu beschweren, denn die rohen Stoffe sind beim Eingang nicht impostirt, so

wie auch die Erzeugnisse unsers Landes oder unsrer Industrie ohne Abgabe ausgeführt werden. Auch hat von einer andern Seite die arme oder arbeitende Klasse keine Ursache zu klagen, denn die Konsumtion der taxirten Gegenstände liegt nicht in dem Umkreis ihrer Gewohnheiten, und die erhobenen Abgaben nehmen nichts von ihren gewöhnlichen Bedürfnissen. Also ohne sich von den weisesten und strengsten Grundsäzen der öffentlichen Verwaltung und Oekonomie zu entfernen, blos durch Auffammlung der Früchte einer geschikter ausgedachten und klüger unsrer Lage und unsern Sitten angepaßten Gesezgebung, blos durch Geltendmachung und Benuzung aller unsrer Hülfsmittel, hat sich das öffentliche Einkommen verbessert, und wir können das Budget für das Jahr 12, ohne den vorigen Jahrgängen zu schaden, ohne dem laufenden oder dem künftigen Jahre etwas von dem, was ihnen gebührt zu entziehen, auf die Summe von 762 Millionen erheben. Die Etats, welche Ihnen mit den Rechnungen der Minister übergeben werden, beweisen es, und das Gesez autorisirt dazu. Der IIIte Titel befriedigt nun vollständig die Bedürfnisse der verflossenen Jahre, und läßt uns keine andre Sorge übrig, als die nöthigen Hülfsmittel für das Jahr 13 zu realisiren, und die, welche uns die Vorsicht für das nächste Jahr anräth, vorzubereiten.

Zweiter Theil.

Ausgaben des Jahrs XIII.

§. I. Schäzung der Einkünfte.

Das Gesez vom 5ten des lezten Ventose, welches ich Ihnen, meine Herrn, schon angeführt habe, hatte auf Rechnung der Ausgaben des Jahrs 13 eine Summe von 400 Millionen zur Disposition der verschiedenen Departements des Ministeriums gestellt. Der VIII Artikel des IV Titels des Gesezes, welches ich Ihnen bringe, sezt für ihren allgemeinen Kredit während des nemlichen Jahres eine Summe von 684 Millionen fest, als so hoch sich der Etat der präsumirten Einnahmen im Jahr 13 belief. Diese Einnahmen zerfallen in ordentliche Hülfsmittel, die sich auf 600 Millionen belaufen,

und in auſſerordentliche, welche 84 Millionen ausmachen. Sie ſind beide gleich geſichert, und beſtehen durchgehends aus den nemlichen Elementen wie im lezten Jahre. Die direkten Abgaben bleiben auf den nemlichen Grundlagen beruhen, werden nach den nemlichen Verhältniſſen eingefordert, ſind an Kapital und Nebeneinkünften, ohne Modifikation und Veränderung, auf die nemlichen Summen geſchäzt, und können alſo keine Leere laſſen, keiner Verminderung unterliegen. Die zu ihrer Erhebung nöthigen geſezlichen Verfügungen ſind in den Titeln V und VI enthalten. — Der XII Artikel hat blos zur Abſicht, für Paris einen neuen Tarif der Perſonalſteuer zu reguliren, nach welchem dieſe Auflage gleicher vertheilt und leichter erhoben werden wird. — Bei Schäzung des Ertrages der indirekten Auflagen iſt der gemäßigſte Maaßſtab zum Grunde gelegt. Man hat beim Artikel der Verwaltung des Enregiſtrements und der Domainen, nicht blos ſo viel abgezogen, als die Einnahmen betragen, womit die Régie des droits réunis künftig beladen iſt, ſondern auch noch eine ſtärkere Summe wegen der bei den Empfängern der Nationalgüter in Folge der Schenkungen und Käufe ſich gezeigten Verminderung, und weil man die Möglichkeit vorausſezte, daß in den Transaktionen über das Grundeigenthum eine mindere Thätigkeit einträte. Die Zollregie iſt mit einem Ertrag von 46 Millionen in Anſchlag gebracht, ob ſie gleich im J. 12 nicht völlig 42 Millionen brachte. Allein 1) die glüklichen Wirkungen einer beſſern Geſezgebung und Verwaltung wachſen mit jedem Jahre; 2) die Vermehrung der Abgabe vom fremden Tabak iſt nur während der ſechs lezten Monate des verfloſſenen Jahrs ſichtbar geweſen; ſie wird es im Jahr 13 überall ſeyn. 3) Schon der Vendemiaire und Brümaire des J. 13 bieten, in Zuſammenhaltung mit den nemlichen Monaten des J. 12, eine Vermehrung von 5 Millionen dar. Endlich können Se. Majeſtät, wie ich es bereits oben ſagte, die Grundſäze, deren Folgen bereits ſo glüklich geweſen ſind, mit noch größerer Ausdehnung auf den Zolltarif anwenden, und ſo, weit entfernt ein Deſizit beſorgen zu laſſen, einen Ueberſchuß vorbereiten. — Die übrigen Einnahmezweige können, da ſie unter ihrem Ertrag im J. 12 geſchäzt ſind, nicht ermangeln, die ihnen für das J. 13

zugetheilte annähernde Festsezung zu erreichen. — Die ausserordentlichen Hülfsmittel sind nicht minder gesichert; sie bestehen hauptsächlich darin, daß man von den verschiedenen Rechnungsangestellten oder öffentlichen Beamten Nachschüsse zu ihren Bürgschaftssummen fordert, und dieselben zum laufenden Dienst verwendet. Was die Obereinnehmer betrift, so wird 1) ihre Bürgschaft, die nur halb in baarem Gelde bestand, künftig ganz darin bestehen; 2) diese Bürgschaft wird sich auch auf ihre Einnahme an indirekten Abgaben erstreken, die bis jezt bei deren Festsezung nicht mit in Berechnung gezogen worden waren. Durch dieses Mittel wird der öffentliche Schaz eine angemessenere und sichrere Garantie erhalten, und doch können auf den Fall, daß der Rechnungsbeamte seine Entlassung giebt oder stirbt, billige Erleichterungen getroffen werden, daß der Betrag jener Bürgschaft unverzüglich in die Hände seiner Erben zurükkommt. Für die besondere Bezirkseinnehmer hat man das Verhältniß ihrer Bürgschaft bis zum zwölften Theil ihrer Einnahme erhöht. Auch die Notarien und die Unterbedienten aller Tribunäle werden einen Nachtrag zu ihrer Caution einzuschiessen haben, aber diese Caution nebst dem Nachtrage stehen keinesweges mit den Vortheilen, deren Zusicherung sie für diesen Preis erhalten haben, in Mißverhältniß. Die Wechselagenten, die Kommissairs sind zu Paris im Besiz eines zu einträglichen Gewerbes, und die Interessen, welche durch ihre Hände gehen, sind zu wichtig, als daß es nicht von der einen Seite ohne Unbequemlichkeit angehen sollte, ihre Bürgschaft zu erhöhen, und von der andern nicht gerecht wäre, dis zu verlangen. Ohne Zweifel treten diese Bürgschaften nach alter Uebung an die Stelle eines Darlehns, da sie durch die Tilgungskasse in den öffentlichen Schaz gezahlt, und dort zu dessen Bedürfnissen verwendet werden. Inzwischen haben Sie nicht vergessen, meine Herrn, welche Maaßregeln zu Tilgung der öffentlichen Schuld weislich verordnet und streng vollzogen worden sind. 1) Nach den Gesezen vom Monat Ventose 9 sind der Tilgungskasse jährlich 2,500,000 Fr. zum Ersaz der von ihr in den öffentlichen Schaz gezahlten Bürgschaftssummen zurükerstattet worden. 2) Nach den Gesezen vom 30sten Ventose, Artikel XIV und XVI, und vom 21sten

Floreal 10 Titel II Artikel IX und X werden jährlich zu Ablöſung der konſolidirten 5 Prozent zehn Millionen in die Tilgungskaſſe entrichtet. Sie werden dieſe beiden Summen auch noch im Budget für dieſes Jahr, und im Kapitel des Finanzdepartements zu dieſem Gebrauch verwendet finden. Wollen Sie weiter gehen, meine Herrn, und neue Sicherheitsgründe ſuchen, ſo finden Sie dieſelben 1) in der treuen und ſtrengen Haltung des großen Schuldenbuchs, und in der periodiſchen Publizität ſeines Inhalts; 2) in der genauen Bewahrheitung und jährlichen Bekanntmachung der Operationen der Tilgungskaſſe. Die Rechnung des Miniſters des öffentlichen Schazes bietet S. 113 ꝛc. in ſeinen Tabellen, Monat für Monat und Gattung für Gattung, ein Verzeichniß der von Zeit zu Zeit, innerhalb der Gränzen des eröfneten Kredits und nach den von den Geſezen beſtimmten Regeln, in dem großen Buche geſchehenden Einſchreibungen dar. Jedermann kann ſich unterrichten, wie hoch ſich die Schuld an konſolidirten 5 Prozent am 1ſten Vendem. des J. 12, wie hoch ſie ſich am nemlichen Zeitpunkt des J. 13 belief, und wie es mit ihrer Verminderung oder Vermehrung zugegangen iſt, mit allen Feierlichkeiten, welche die kleinlichſte Bedenklichkeit wünſchen könnte. Die Rechnung des Finanzminiſters, unterſtüzt durch die Verbalprozeſſe der Kommiſſion des Staatsraths, beweißt andrerſeits, daß die Tilgungskaſſe Eigenthümerin von 1,732,409 Fr. Renten zu 5 Prozent geworden iſt. So beſizt ſie beinahe den zwölften Theil der konſolidirten Schuld, und ſchon dadurch allein hätte ſie die Mittel in Händen, deren gänzliche Tilgung vorzubereiten. Dieſe Mittel wachſen aber noch durch die jährlichen Zahlungen an, die in Folge der Geſeze vom Ventoſe 9 und Floreal 10, deren Inhalt ich angeführt, und deren Vollziehung ich bezeugt habe, an ſie geſchehen. Nicht nur alſo (und das wollte ich eigentlich beweiſen) ſind die auſſerordentlichen Hülfsmittel gleich dem gewöhnlichen Einkommen geſichert, ſondern ſie ſind auch weder übel gewählt, noch in ihren Bedingungen läſtig, noch für den Kredit nachtheilig. Und wie könnte man zweifeln, meine Herrn, ob dieſer Kredit unverlezt ſey, und ob er nicht vielmehr jeden Tag mächtiger werde, wenn man ſieht, wie wäh-

rend zwei Kriegsjahren die Staatspapiere sich mit einer Art von Unveränderlichkeit, die offenbar nur allen den Bürgschaften, die sie unterstüzen, zu verdanken ist, auf Einem Punkt erhalten haben. Jezt lassen Sie uns von der als unbestreitlich anerkannten Schäzung der Einnahme des Jahrs 13 zu deren Vertheilung übergehen.

§. II. Verwendung der Einnahme.

Da die Bestimmung zu den verschiedenen Ausgaben, und die Vertheilung unter den verschiedenen Ministerien im nemlichen Geiste und in den nemlichen Verhältnissen, wenig Kleinigkeiten ausgenommen, wie im vorigen Jahre geschehen ist, so brauche ich Sie nur auf diejenigen Unterschiede aufmerksam zu machen, die der Mühe werth sind ausgehoben zu werden. Ich erblike keine wesentlichen, und die nicht schon bekannt, gerechtfertigt und sanktionirt wären, als in dem, was auf den Kriegs- und Seedienst, und auf das Ministerium des Gottesdiensts Bezug hat. Die Verminderung der Ausgabe in den beiden ersten Departements ist das Resultat der Anstrengungen, die man in den lezten zwei Jahren auf sie gewendet hat. Für die Bauten und Rüstungen in der Marine sind Vorräthe gesammelt worden; sie vermindern um eben soviel die Ausgaben für die Arsenäle, ohne daß deßhalb die Bauten in irgend einem Hafen unterbrochen würden. Wir sehen vielmehr die Ausrüstung von 6 Linienschiffen, von dem Regulus, Achilles, Ajax, Boreas, Pluto und dem Genueser, von eben soviel Fregatten, und einer verhältnißmäßigen Anzahl kleiner Schiffe gesichert. — Was die Landarmee betrift, so sind nun einmal die Truppen zu Pferde beritten und die Artillerie bespannt gemacht, die Montirungsmagazine angefüllt, die Zeughäuser mit Artillerie und Munitionswagen für das Feld und für Belagerungen versehen, die Säle mit Flinten und Kurzgewehr gefüllt, die Regimenter von allen Waffengattungen an Mannschaft, an Lieferungen ꝛc. auf kompleten Fuß gesezt. Alles dis fordert nur noch Unterhaltung, die zwar auch auf dem Kriegsfuß noch kostspielig genug, aber doch weit von der Summe entfernt ist, die verflossenes Jahr nöthig war, um uns in denjenigen Zustand zu sezen, der für die Einen drohend, für die Andern imposant, und für Alle achtungerregend ist, und

worin wir uns durch kleinere Opfer lange Jahre hindurch werden erhalten können. — Das Miniſterium des Gottesdienſtes hat für 24,000 Angeſtellte bei den Sukkurſalen eine Gehaltsvermehrung von 500 Fr. für jeden erhalten, wobei jedoch der Betrag der Penſionen, welche dieſe Geiſtlichen beziehen, in Abzug gebracht wird. Die Ausgabenvermehrung reduzirt ſich dadurch auf 7,000 Franken. Dieſe Ausgabe, meine Herrn, iſt bereits durch die Bemerkungen, welche ich bei dem zum §. 12 gehörigen Theile gemacht habe, gerechtfertigt, und es kann jedem aufgeklärten und gutgeſinnten Mann, das heißt, allen Zweigen und jedem einzelnen Mitgliede der Geſetzgebung nur das Bedauern übrig bleiben, blos die ſtrenge Gerechtigkeit ſanktioniren zu können, während ſie Großmuth auszuüben wünſchten. — Was die Ausgaben des §. 13 betrift, meine Herrn, ſo werde ich durch eine neue Bemerkung diejenigen unterſtüzen, welche ich Ihnen ſchon über die Ordnung in der Adminiſtration und über den öffentlichen Kredit gemacht habe. Dieſen beiden mächtigen Bundsgenoſſen hat man es zu verdanken, daß die Negoziationskoſten ſich von 18 zu 11 Millionen vermindert haben, denn die Ordnung hat die Zeitpunkte der Einnahmen, die Verfalltage der Effekten näher gerükt, und der Kredit hat die Bedingungen bei Verſilberung der Valore verbeſſert. Alſo kann weder über die Richtigkeit der Schäzung unſrer Einkünfte für das Jahr 13, noch über die Weisheit ihrer Vertheilung, noch über die Zulänglichkeit ihres Betrages, ein Zweifel obwalten, und das Geſez, welches ich Ihnen vorlege, iſt auch unter dieſem zweiten Geſichtspunkte gerechtfertigt. Es bleibt mir daher nur noch der dritte Theil der darin enthaltenen Verfügungen zu motiviren übrig. Allein ehe ich weiter gehe, vermag ich nicht, meine Herrn, einer Art von Enthuſiasmus zu widerſtehen, der wider meinen Willen meine Gedanken auf die moraliſchen Urſachen des Wohlſtandes unſrer Finanzen leitet. Es wird Ihnen nicht läſtig ſeyn, wenn ich Sie einen Augenblik bei einem für Frankreich ſo intereſſanten Gegenſtande aufhalte, und ich freue mich, Sie zu gleicher Zeit als Zeugen und als Richter einiger Wahrheiten, die ich Ihnen aufſtellen will, anſehen zu können. Vor dem Zeitpunkte, zu welchem die Ihnen vorgelegten Adminiſtrations- und Fi-

nanzrechnungen hinaufreichen, bot Frankreich überall nur ein Gemählde von Verwirrung, Unordnung und Anarchie dar. Keine Kunst, kein Talent, keine Profession, kein Handwerk, keine Beschäftigung, hielten die Bürger, die sich ihnen widmeten, lange fest. Ohne Bürgschaft für die Zukunft, glüklich wenn sie eines Monats, einer Woche, eines Tages sicher waren, wagte ihre Voraussehung nie mehr als eine kurze Zukunft zu umfassen; jenseits erblikten sie nichts als Dunkelheit, Privatunglük und öffentliches Elend. Jedermann wechselte ohne Aufhören seine Stelle, aus Furcht oder aus Hofnung, aus Schwäche oder aus Kühnheit, auch Uneigennüzigkeit, oder aus Habsucht, aus Nothwendigkeit oder aus Ehrgeiz. Diese allen Arten von Hervorbringung und von individuellem oder allgemeinem Wohlstand so nachtheilige Ordnung der Dinge hat stufenweise seit fünf Jahren nachgelassen. Die Gesellschaft hat sich von neuem organisirt; die erschlafften Bande sind wieder fester gezogen; die Isolirung, jene traurige Frucht des Schrekens, hat wieder angefangen, ein Uebel zu scheinen; jeder hat gesucht seinen Plaz wieder zu nehmen oder sich in der Familie, der Stadt, im Staat, einen neuen zu verschaffen. Die Bürger haben sich durch eine Art von geselligem, durch die Rükkehr der Ordnung erwekten Instinkt, wieder in Klassen abgetheilt. Durch gewaltsame Bewegungen aus ihrer Sphäre gerissen, mitten in eine Welt von Täuschungen geschleudert, haben die Franzosen ihren Irrthum eingesehen; sie haben die glänzende, aber trügerische Schimäre, nach der sie zielten, verlassen, um zu der bescheidnen aber sichern Realität zurükzukehren, die sie in den Tagen der Unruh geflohen hatten. Das Bedürfniß nach Arbeit hat den Geschmak oder wenigstens die Gewohnheit daran zurükgebracht. Die Achtung für das Eigenthum hat gemacht, daß man sich wieder in die mit der Ungleichheit der Güter nothwendig verbundenen Zufälle zu schiken angefangen hat. Von nun an öfneten sich wieder zwei Hauptquellen jenes Wohlstands, der uns in Erstaunen sezt: der Akerbau und die Industrie. Man begann wieder das Feld zu besäen, das nicht mehr durch Requisitionen abgeerndtet, man erzog wieder Vieh, das nicht mehr durch unbesoldete und verhungerte Legionen aufgezehrt werden sollte. Man unternahm

Austrokknungen, Pflanzungen, Ansäungen, Urbarmachungen, deren Resultat man zu sehen, und deren Früchte einzusammeln man hoffen durfte. Die Güter der in die Emigrantenliste eingeschriebenen wurden bebaut und erhielten Werth, man zog von den Nationaldomainen wieder Pachtgelder, statt von versteigerten Niederreissungen, von Meubels oder Ruinen, die um niedrigen Preis an Spekulanten überlassen wurden, zu leben. Endlich schufen die Grundeinkünfte der Privatpersonen auch die Grundeinkünfte des Staats wieder, und gewährten direkte Auflagen. Von der andern Seite erwachten die alten Arten von Gewerbsfleiß, und geschikte Männer bahnten der französischen Thätigkeit Wege zu neuen Industriezweigen. So bedeken Fabriken, die bisher unbekannt waren, Frankreich von allen Seiten; während Lyon seine zerschlagenen Webstühle ausbesserte, seine verlassenen Arbeitssäle bevölkerte; während die Leinwand aus Bretagne auf unsern Märkten wieder erschien; während Karkassonne und Lodave Unternehmungen nach der Levante vorbereiteten, und die Hutfabrik von Orleans den Weg nach Afrika wieder fand; während die Häute von Buenos-Ayres neuerdings eintrafen, unsre Gerbereien zu unterhalten; während der Markt von Rouen sich mit den gewohnten Waaren anfüllte; während von allen Seiten sich Baumwollspinnereien erhoben, und ihre Produkte zahlreiche Manufakturen von Bazins, Perkalen, Musselinen beschäftigten, Zeuge, die uns heutzutage unentbehrlich geworden sind, und deren Verfertigung aufgehört hat das Vorrecht unsrer Nebenbuler zu seyn. Die Baumwollnen Sammte von Amiens, die Kaßmir von Louviers, von Reims, wetteifern mit den englischen. Wir haben die Zerrüttungen und das Elend unsrer nun geendigten Revolution auf die andre Seite des Kanals geschikt. Großbritannien hat von uns geborgt, was wir nie zurüknehmen werden: die Aufgebote in Masse, die Bewafnung der ganzen Bevölkerung; die Pikenfabrikationen, die Reisen seiner Armeen auf der Post, die Nothwendigkeit seinen zu Soldaten gewordnen Proletarien eine tägliche Bezahlung zu geben, kurz die vernichtende Kunst, seine Kapitalien in Einkünfte zu verwandeln. Dagegen haben wir auf unser friedliches Ufer die bei unsern Nachbarn erschrekten und

unbeſchäftigten Künſte gerufen; wir beſizen ihre köſtlichſten Maſchinen, ihre ſchwerſten Geheimniſſe; es iſt der Chemie gelungen, mitten unter uns, mit wenig Koſten und aus inländiſchen Stoffen die zur Färberei nöthigen Materialien, die wir mit großen Koſten aus der Fremde und aus entfernten Gegenden zogen, hervorzubringen. So hat die Thätigkeit unſrer Handelsleute eine neue Richtung genommen, ſo haben unſre Kapitalien neue Verwendung gefunden, über welche die engliſche Habſucht zu ihrem Aerger keine Macht hat; ſo wuchern unſre Reichthümer im Schooße unſrer Städte, und die Arbeit verzehnfacht, verhundertfacht den Werth der erſten Stoffe; ſo nehmen wir ſchon einen Antheil an dem Gewinnſt von den Konſumtionen des Nordens und Südens, Deutſchlands und Italiens, und bald werden wir mit jenen eiferſüchtigen Inſulanern, mit jenen ausſchließlichen Uſurpatoren und tyranniſchen Monopoliſten des Welthandels mit Vortheil in Konkurrenz treten; ſo, meine Herrn, hat ſich die freie Zirkulation wieder hergeſtellt, ſo haben ſich die Verkäufe, die Tauſche, alle Handelskontrakte vervielfältigt, und ſo hat ſich der feſte Ertrag der direkten Auflagen mit dem eventuellen Ertrag der indirekten vereinigt. So hat der öffentliche Schaz ſchon zu zwei Kriegsjahren zugereicht, ſo ſehen wir ein drittes mit den nemlichen Hofnungen, mit der nemlichen Sicherheit vorbeifließen, und ſo wird das Jahr 14, und alle folgende, die nemlichen aus Frankreichs Innerm geſchöpften Hülfsmittel, deren Gewißheit und Feſtigkeit unſre Feinde nichts anhaben können, darbieten.

Dritter Theil.

Feſtſezung der direkten Abgaben. Prorogation der indirekten Abgaben aufs Jahr XIV.

§. I. Von den direktn Abgaben.

Dieſer Theil des Geſezes, meine Herren, findet ſeine Vertheidigung ſchon im Voraus in der Genehmigung, welche Sie den, im Geſez für das Jahr 12 enthaltenen völlig ähnlichen, Verfügungen ertheilt haben. Alles iſt in dem Geſeze, welches wir Ihnen auf Befehl Sr. Majeſtät überbringen, eben

so. Die Totalsumme jeder Art von Auflage ist die nemliche, der Antheil, den jedes Departement beiträgt, bleibt unverändert, und die Zahl der Zulags-Centimen, die fürs Jahr 12 bezogen wurden, die im Jahr 13 bezogen werden, wird auch im Jahr 14 nicht erhöht werden. Ich habe also bei diesem Punkte keine Veränderung zu erläutern, und es bedarf auch keiner Auseinandersezung, warum seine Majestät es nicht für angemessen oder möglich gefunden haben, eine solche vorzunehmen. Hingegen muß ich Ihnen die Gründe anzeigen, welche Sie vermocht haben, Ihnen auf dem Votum der in den vorigen Jahren bezogenen Abgaben und Zulagen annoch vorzuschlagen: 1° In der Verwendung der 16 Centimen, die zu den festen und abwechselnden Ausgaben der Departements bestimmt sind, einige Modifikationen vorzunehmen. 2° Die Einforderung von 1 1/2 Centimen, als Zulage zu der Grundsteuer, zu autorisiren. 3° Den Generalkonseils der Departementes das Recht zu ertheilen, sich mit Genehmigung Sr. Majestät, bis zu 4 Centimen vom Franken der direkten Abgaben, zu verschiedenen Bedürfnissen selbst zu besteuern.

§. II. Von der Verwendung der 16 Zulags-Centimen.

Nach den Gesezen der Jahre 11 und 12 wurden diese Zulags-Centimen zwischen dem öffentlichen Schaze, der von dem ihm gelassenen Theile alle fixirten Ausgaben bezahlt, und den Departements, die von dem ihnen angewiesenen Theile alle veränderlichen Ausgaben berichtigen sollen, getheilt. Allein von der einen Seite haben mehrere Departements, und von der andern der öffentliche Schaz, beständig zwischen der Einnahme und der Ausgabe einen Unterschied gefunden. Der öffentliche Schaz hat bezahlt und den Schaden getragen; die Departements haben ein Defizit, besonders in den Ausgaben für Findelkinder und Gefängnisse. Seine Majestät suchten es durch Verbesserungen und eine neue Repartition zu vermindern. So haben Se. Majestät einerseits einige Theile der veränderlichen Ausgaben, so wie sie für das Jahr 12 und in der Folge für das Jahr 13 angenommen waren, herabgesezt. Sie haben diese Herabsezung bewirkt: 1° Indem Sie ungefähr 600,000 Fr. von den innern und besondern Administra-

tionskoſten der Präfekturen beſchränkten, und dieſe Koſten, unabänderlich und klaſſenweiſe, von 30,000 Fr. für die unterſte Klaſſe, bis zu 40, 50, 60 und 70,000 Fr. fixirten; 2° Indem Sie von den, den Departements zur Laſt fallenden, Ausgaben, die veränderlichen des öffentlichen Unterrichts, die ſich auf 787,100 Fr. belaufen, wegnahmen und gänzlich den öffentlichen Schaz damit beluden. Andrerſeits haben Se. Majeſtät den Antheil der Departements an den Zulags-Centimen, der bis jezt weniger als 19 Millionen betrug, auf mehr als 20 Millionen erhöhen laſſen. Das Reſultat dieſer doppelten Operation iſt bei den zu veränderlichen Ausgaben beſtimmten Centimen eine disponible Summe von ungefähr 2,500,000 Fr. geweſen, die einerſeits von der Erſparung von 1,400,000 Fr. und andrerſeits von dem Zuwachs von 1,100,000 Fr. herkommt. Se. Majeſtät haben darüber folgendergeſtalt verfügt: Eine Million ungefähr iſt zu Vermehrung der für die Findelkinder und Gefängniſſe beſtimmten Fonds angewieſen; ungefähr 300,000 Fr. werden zu den Ausgaben der Tribunäle, die mit zu kleinlicher Sparſamkeit regulirt waren, verwendet, und der Ueberreſt von 1,200,000 Fr. iſt von Sr. Majeſtät zu Kaſernirung der Gendarmerie beſtimmt. Dieſe Kaſernirung wird, vom J. 14 an gerechnet, denjenigen Departements zur Laſt fallen, denen die Truppen von dieſer Waffengattung zuzugehören ſcheinen, und die Präfekten werden ſie mit mehr Sparſamkeit und Genauigkeit als der Kriegsminiſter, beſorgen. Das Kriegsdepartement und der öffentliche Schaz finden ſich durch dieſes Mittel von einer Ausgabe von etwa 1,200,000 Fr. entladen. Hingegen empfängt der öffentliche Schaz von der Repartition der 16 Centimen 1,100,000 Fr. weniger. Er entrichtet außerdem 800,000 Fr. für die Lyzäen, und hat ſich endlich mit einer neuen Ausgabe von mehr als 300,000 Fr. zu Gunſten der Präfekte, die weniger als 20,000 Fr. Gehalt hatten, beladen. In Zukunft werden dieſelben jährlich 12, 15 und 18,000 Fr. erhalten. In dieſen Maaßregeln, meine Herrn, deren Ganzes und einzelne Verhältniſſe Sie aus den dem Geſez beigefügten Tabellen beſſer überſehen können, werden Sie jenes aufmerkſame Wohlwollen, jenen aufgeklärten Scharfſinn entdeken, der ſich auf die kleinſten Details einläßt, um Erſparniſſe

und Verbesserungen anzubringen, und jene thätige Vorsicht, (Providence), die aus dem Mittelpunkte des Reichs über die Bedürfnisse aller seiner Provinzen wacht.

§. III. Von der Auflage eines und eines halben Centimen, zu Verfertigung des Catasters.

Es scheint, meine Herrn, daß der gegenwärtige Zeitpunkt derjenige ist, an dem alle großen Gedanken zur Reife kommen, und von welchem an alle weitumfassende, schwer ausführbare, anerkannten und dauerhaften Nuzen bringende Vorschläge zur Ausführung gebracht werden sollen. Alle diese Begriffe vereinigten sich in der Errichtung eines Reichs-Catasters, wovon der erste Gedanke schon bei der Entstehung der Grundsteuer (taille) gefaßt wurde. Unter den ersten Regierungen der lezten Dynastie war Frankreich in mehrere Provinzen getheilt, die ganz unabhängige Staaten bildeten. Aber jede Provinz fühlte auch zu der Zeit schon das Bedürfniß eines Catasters. Das Delphinat hatte unter seinen ältern Dauphins ein solches Werk. Carl der V. verordnete im Jahre 1359 die Revision desselben. Jenes von der obern Guyenne wurde im Jahre 1664 revidirt. Im Jahre 1604 wurde die Berichtigung der Landvermessung von Agenois verordnet, so wie im Jahre 1668 jene von Condomois. Carl VIII. beschloß im Jahre 1491 ein allgemeines Cataster vom ganzen Königreiche, das damals in die 4 Generalitäten von Languedoc, Laguedoyl, Outre-Seine und Normandie eingetheilt war, fertigen zu lassen. Allein dasselbe kam nur in Languedoc zu Stande. Colbert, den man in diesem Fache als Meister betrachten darf, ließ im Jahre 1679 ein gleichförmiges Reglement für die wirkliche Landsteuer aufsezen, und Hr. d'Agueſseau, Intendant von Languedoc, wurde mit der Arbeit beauftraget. Allein mit Colbert, der vier Jahre nachher starb, gerieth auch diese wieder ins Stoken. Hr. von Chamillart, einer seiner Nachfolger, wollte sie wieder vornehmen; aber die Unglüksfälle am Ende der Regierung Ludwigs XIV. erzeugten auch da wieder Hindernisse. Seit der Zeit haben sich noch mehrere französische Minister mit dem Gegenstande beschäfftiget, unter

andern verordnete Hr. von Laverdy im Jahr 1763, daß ein General-Cataſter aller liegenden Gründe, ſelbſt der Güter der Krone, der Prinzen, des Adels, der Geiſtlichkeit ꝛc., gefertiget werden ſollte. Damit wurde gegen zu viele Intereſſen angeſtoſſen, und die Ausführung unterblieb. Inzwiſchen wurde die Nothwendigkeit eines Cataſters immer ſtärker gefühlt, ſo daß jede einzelne Provinz die Arbeit unternehmen ließ, ſobald ſich nur Mittel dazu zeigten. Auf dieſe Weiſe wurde die Arbeit in Iſle de France, in Champagne und Limouſin, (wo ſie Hr. Turgot in Ruf brachte,) angefangen. Kaum war in der obern Guyenne eine Provinzial-Adminiſtration angeordnet, als ſie ſich auch ſchon damit beſchäfftigte. Die übrigen Adminiſtrationen dieſer Art, welche nach und nach entſtanden, machten ohne Ausnahme ähnliche Plane, die jedoch ihre kurze Dauer im Entſtehen wieder vernichtete. Im Jahre 1791 war die Grundſteuer nicht ſo bald beſchloſſen, als ſich die allgemeine Stimme gegen die Vertheilung derſelben erhob. Um dieſelbe zu unterdrüken, verordnete die conſtituirende National-Verſammlung die Errichtung eines General-Cataſters; allein die Unruhen der Revolution erlaubten dießmal eben ſo wenig, als zuvor, die Vollziehung. Den Verſammlungen, welche auf dieſelbe folgten, wurden in einem fort zahlreiche Bittſchriften und Plane vorgelegt. Seit der Zeit beſchwerten ſich auch die Departemental-Räthe in ihren Sizungen von den Jahren 7, 8, 9 und 10. über Ungleichheit der Vertheilung und alle forderten einſtimmig ein Cataſter. Gegen das Ende des Jahres 10 verſammelte der Kaiſer eine Special-Commiſſion, welche ohne anderes erkannte, daß in einem General-Cataſter das einzige Mittel liege, die Vertheilung der Steuern zu vervollkommnen. Inzwiſchen ſchrekten Zeit- und Koſtenaufwand wieder davon ab, und man ſchlug vor, nur eine kleine Zahl zerſtreuter Gemeinden auf allen Punkten des Reiches vermeſſen zu laſſen, um durch Vergleichung die ungefähre Einnahme aller Gemeinden zu beſtimmen. Man fieng an, dieſen Vorſchlag wirklich in Vollziehung zu ſezen. Am Ende des Jahres 11 war man noch nicht ſehr weit damit gekommen, und man verſprach ſich auch wirklich wenig davon, als durch einen anderen Befehl der Regierung eine allgemeine

Vermeſſung, ohne jedoch die ſchon angefangenen Arbeiten zu unterbrechen, angeordnet wurde. Der Finanzminiſter ließ es ſich angelegen ſeyn, die Meinung Seiner Majeſtät zu vollziehen, und während des Laufes des 12ten Jahres gieng die Vermeſſung eilend vor ſich. Vier und zwanzig Departemental-Verſammlungen gaben im Jahre 11 dem Plane zur Errichtung eines General-Cataſters ihren ungetheilten Beifall, und wenn die übrigen die Sache auch nicht namentlich berührten, ſo geſchah es nur deßwegen, weil ſie bereits in den vorigen Jahren ihre Wünſche dießfalls geäuſſert hatten. In den Sizungen des Jahres 12 kamen 27 Verſammlungen wieder auf den wichtigen Gegenſtand zurük, und verlangten zum Behufe der Arbeit eine gleich vertheilte Anlage auf alle Departements, weil ſie bei der Sache auch alle ein gleiches Intereſſe hätten. In dieſem Augenblike iſt die Arbeit in voller Thätigkeit; 4029 Vermeſſungen ſind angefangen; 2900 geendiget, und man darf erwarten, daß am Ende des Jahres 13. 5000 Gemeinden ganz vermeſſen ſeyn werden. Indeſſen mußte eine ſolche Unternehmung durch ein Geſez geordnet und beſtätiget werden, und der nöthige Beitrag, um die Koſten zu beſtreiten, (obwohl derſelbe mit Freude von allen Departementen entrichtet wurde,) mußte, wie alle öffentlichen Abgaben, eine geſezmäßige Beſtimmung erhalten. — In dieſem Momente unterbrachen einige Beobachtungen den Gang der Entſchließung, die Se. Majeſtät genommen hatte. Man ſezte die Langwierigkeit der Arbeit, die Größe der Koſten, und die Ungewißheit der Reſultate entgegen. Nunmehr nach einer reifen Prüfung, haben Se. Majeſtät, längſt betroffen durch die rechtswidrige Ungleichheit, die vorzüglich ſeit 1790 in der Vertheilung der Grundſteuer, unerachtet der, verſchiedenen Departementen bewilligten, Nachläſe Statt hat; überzeugt von der Wichtigkeit einer Arbeit, welche allein das ſo ſehr gewünſchte Gleichgewicht in die Territorial-Abgaben bringen kann; gerührt durch die übergroße Mehrheit der Wünſche aus allen Gemeinden und Departements, welche den Verbindlichkeiten ſelbſt entgegen kommen, die man ihnen auflegen will; durchdrungen von der Wahrheit, daß der Gebiethsreichthum Frankreichs die unzerſtörbare Grundfeſte ſeiner Größe

und seiner Stärke sey; daß die Hülfsquellen, welche derselbe darbietet, immer mit Schonung und Gerechtigkeit benüzet werden müssen, und daß eine richtig vertheilte Grundsteuer, indem sie während des Friedens den Landmann nicht hindert zu erwerben, beim Ausbruche eines Krieges ohne Zeitverlust, ohne Ungewißheit und ohne Mißverhältniß die Mittel darbiete, sich zu bewaffnen, zu vertheidigen, anzugreifen und zu siegen; endlich, hingerissen durch den edelsten Trieb, einen Plan auszuführen, dessen Schwierigkeiten nur mit seiner Größe verglichen werden können, hat Se. Majestät beschlossen, Frankreich auch dieses Geschenk noch zu machen; demselben eine sichere Basis seiner Territorial-Abgaben, und zugleich das Mittel zu verschaffen, alle vorigen Ungerechtigkeiten zu ersezen, ihre Wiedererscheinung zu verhindern, und durch Vereinigung aller Interessen alle Klagen zum Schweigen zu bringen. Das künftige allgemeine Reichs-Cataster über die ganze angebaute Masse aller französischen Gemeinden, soll demnach in zwei Theile zerfallen: nämlich in die Aufnahme des Plans oder die Vermessung, und in die Abschäzung des steuerbaren Grundertrages einer jeden Gemeinde. Beim ersten Anblike möchte es scheinen, daß der zweite Theil Irrthümern oder Willkürlichkeiten unterworfen seyn könnte; allein die ertheilten Instruktionen zu den jedesmaligen Proben sind so bestimmt, die Formeln so klar, die Grundsäze, nach denen sich die Schäzer richten müssen, so fest, daß die ganze Arbeit beinahe schon izt den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, auf den sie möglicher Weise gebracht werden kann. Alle Plane sind nach einer einförmigen Scale, nach dem Verhältniß von 1 auf dem Papier, zu 5000 auf dem Felde aufgenommen. Sie sind vollkommen gegen Norden orientirt, und müssen sich an den Meridian des Observatoriums zu Paris und seine Perpendikel durch die großen Triangel der cassinischen Charte anschließen. So bald ein Plan von einer Gemeinde aufgenommen ist, macht der Feldmesser einen Abdruk davon auf öhlgetränktes Papier. Dieser Abdruk wird nach Paris geschikt, so wie die Tabelle der verschiedenen Feldungen, und der Nummern, womit sie bezeichnet worden sind. Hier werden die Arbeiten in eigenen an der Seite des Finanzministers errichteten Bü-

reaus geprüft, und sobald Unrichtigkeiten, oder Verschiedenheiten bemerkt werden, gleich wieder zurükgeschikt. Ein richtig befundener Abdruk hingegen wird dem Central-Büreau der Zeichner übergeben. Von diesen werden 3 Exemplare mit charakteristischen Zügen gezeichnet, und mit gleichen Farben gemahlt. Den ersten Grundriß des Feldmessers erhält sofort der Kontroleur der Steuern, und ein anderer Sachverständiger, um die Probe an Ort und Stelle zu machen. Ist diese vollendet, so schikt sie der Kontroleur dem Direktor, der sie wieder dem Departements-Präfekten mit dem Gutachten zustellt, ob der Riß angenommen oder verworfen werden soll. Im lezten Falle wird eine Gegenprobe verordnet. Ist nun die Probe oder Gegenprobe für richtig erkannt, so erkennt der Präfekt in einem eigenen Dekrete darüber, und bestimmt darin den steuerbaren Ertrag (le revenu imposable) der Gemeinde. Eine Abschrift des Dekretes wird hiernächst dem Feldmesser zugeschikt, der die Probe gemacht hat. Zulezt wird das Resultat aller Vermessungen, und der darüber geführten Proben in den Büreaus des Reichs-Catasters in ein großes Register eingetragen, das in 40 Bänden besteht. Das Eintragen geschieht Gemeinde für Gemeinde, so daß auf einer Seite der Flächen-Inhalt, auf der andern der steuerbare Ertrag von jedem angebauten Grunde verzeichnet wird. Der 40ste Band selbst enthält die Rekapitulation aller vorhergehenden, 1) nach Bezirken (arrondissements) und 2) nach Departementen. Dieses große Register wird sonach genau darstellen, wie groß die Anzahl der metrischen Morgen aller anbaufähigen Ländereien, Gärten, Wiesen, Reihfelder ꝛc. — der Häuser, Mühlen, Fabriken ꝛc., dann derselben steuerbarer Ertrag nach Gemeinden, Bezirken und Departementen sey. Die lezten Kolonnen endlich werden den Totalflächen-Inhalt, und die ganze steuerbare Masse von Frankreich in einer Uebersicht erblikken lassen; ein Denkmahl, das zur Zeit sich noch kein Volk errichtet hat, und das der französischen Nation würdig ist".

§. IV. Von den Zulags-Centimen, welche die General-Konseils der Departemente nach eingeholter Autorisation Sr. Majestät auflegen können.

Se. Majestät haben Ihnen eine beträchtliche Anzahl Gesetze zugesandt, welche für verschiedene Arrondissements oder Departements besondere Auflagen autorisiren. Die Büreaux des Departements des Innern enthalten eine große Menge Begehren ähnlicher Gesetze. Brüken schlagen, nüzliche Institute erschaffen, öffentliche Gebäude errichten, Palläste für die Gerichtshöfe, sichere und gesunde Gefängnisse bauen, Kathedralkirchen, jene der Frömmigkeit so sehr als den Künsten kösliche Denkmäler, repariren, mit minderer Sparsamkeit für die Ausgaben des eingeführten Gottesdiensts und die Bedürfnisse seiner verarmten Diener sorgen, diß sind, meine Herrn, die Gründe solcher Begehren und solcher Gesetze. In einigen Departements dringend, in andern unbekannt, erfordern sie oft schleunige Hülfe, unverzügliche Autorisation. Die in dem heutigen Gesez enthaltene Verfügung wird den Departements Gelegenheit geben, sie zu rechter Zeit zu erhalten, und die der Quotität der Auflage gegebene Einschränkung wird zwar die Vortheile der Maaßregel sichern, aber auch den möglichen Mißbräuchen zuvorkommen. — Sie sehen, meine Herrn, daß der dritte Theil des Gesezes, zwar in Betreff der Hauptsumme der direkten Auflagen, mit dem vom verflossenen Jahre übereinkommt, hingegen in den Nebenabgaben eine vortheilhaftere Vertheilung einführt, neue Ansichten und nüzliche Einrichtungen bestätigt, und Ihre Zustimmung verdient.

§. V. Von den indirekten Abgaben für das Jahr 14.

In dem System der indirekten Auflagen wird Ihnen keine Abänderung vorgeschlagen, meine Herrn, das Gesez prorogirt deren Bezug für das Jahr 14. Ich habe vorher gesagt, was sich von dem Ertrage derjenigen hoffen läßt, deren Bezug schon durch die Geschiklichkeit der Administratoren in's Licht gesezt, durch die Fertigkeit der alten Angestellten ges-

chert, und durch die Gewohnheit der Beſteuerten erleichtert iſt. Nur die Zeit wird uns ähnliche Kenntniſſe von den Vortheilen der Régie des droits réunis geben. Da ſie erſt kürzlich organiſirt wurde, ſo iſt ſie es bis jezt blos in ihren obern Theilen vollſtändig. Umſtändliche Reglements ſind zu ihrem Gange und zu ihrem guten Erfolge nothwendig. Aber dieſe Reglements werden weniger unabänderliche Beſchlüſſe, als temporaire Verſuche ſeyn, die man der Probe der Zeit unterwirft, und die dieſelbe mehr als einmal verbeſſern, einſchränken und abändern wird. Sie haben, meine Herrn, in der Zollverwaltung eine glükliche Erfahrung von dem Nuzen gemacht, den proviſoriſch durch kaiſerliche Dekrete verordnete, und erſt in der Folge durch das Anſehn des Geſezes ſanktionirte Maaßregeln haben. Der nämliche Grundſaz wird ſich noch zwekmäßiger auf eine noch neuere Régie anwenden laſſen, in deren Leitung Zögerung leicht Weisheit, und häufiges Verſuchen Klugheit werden kann. Indem Sie ihn annehmen, werden Sie daraus eben die glüklichen Reſultate erhalten, welche Sie für einen andern Zweig des öffentlichen Einkommens vorbereitet zu haben, ſich mehr als einmal Glük wünſchten.

Rekapitulation.

In der bisherigen raſchen Analyſe der drei Theile des Finanzgeſezes, habe ich mich bemüht, meine Herrn, Ihnen deſſen Harmonie bemerklich zu machen, Ihnen deſſen geſammte Beziehungen zu zeigen, Ihnen die ganze Reihefolge der Operationen ſeit dem Jahr 8, die ununterbrochene Verbindung der Ideen von Ordnung, die ſtrenge Beobachtung der Regeln der Komptabilität vorzulegen; kurz Ihnen alle Vortheile unſrer Lage zu entwikeln. Jeder von Ihnen kann die Richtigkeit der Thatſachen, die Beſtimmtheit der Rechnungen, die Genauigkeit der Schäzungen, die Realität der Hoffnungen, die ich Ihnen vorgetragen habe, verifiziren; ganz Frankreich, und ſelbſt ganz Europa kann daſſelbe mit Leichtigkeit thun, und eine ſolche Unterſuchung wird meinen Worten bei dem Unglauben ſelbſt Eindruk verſchaffen. Man wird mit Erſtaunen ſehn, bis auf welchen Punkt der Wohlſtand einer großen Nation in wenig Jahren durch die Größe ihrer Volkszahl, durch den

Reichthum ihres Bodens, und durch die Thätigkeit ihrer Industrie gehoben werden kann, wenn das Genie alle diese Mittel zur Macht werthet, entwikelt, anwendet und erhält. Man wird seine Empfindung zwischen Bewunderung und Erkenntlichkeit getheilt fühlen, wenn man die Finanzen des Jahrs 8 mit denen des J. 12, des J. 13, des J. 14 vergleicht, und in den ordentlichen Einkünften Frankreichs, in der Weisheit ihrer Verwendung, in der Gewißheit ihrer Soliditat, in der Hoffnung ihres Anwuchses, das Mittel erblikt, eine stolze und treulose Macht, die nur Sklaven zu Alliirten will, die den Völkern, welche sich der Abhängigkeit weigern, Tyranney, und den Regierungen, welche sich gegen Unterdrükung vertheidigen, Despotismus vorwirft, jenseit des Meeres zu bedrohen, zu erschreken, zu erreichen und zu stürzen. Frankreich wird sich über den Ausgang eines ungerechten Krieges, worin es nach seiner Wahl den Feind durch die weise Langsamkeit einer ehrfurchterregenden Defension erschöpfen, oder ihm durch die Kühnheit eines gewaltigen und unvermutheten Angriffs den Todesstreich beibringen kann, mit Vertrauen auf das Gefühl seiner Stärke, das Genie seines Kaisers, und das Glük seiner Waffen verlassen. Wünscht die Nation den Frieden, so wird es so seyn, wie ihn ihr Oberhaupt vorgeschlagen hat, ohne sich vor der Verlängerung eines Krieges zu fürchten, den sie von nun an ohne Furcht, selbst ohne zu neuen Anstrengungen, die doch ihre Ergebenheit leicht machen würde, ihre Zuflucht zu nehmen, fortsezen kann, und zwar mit der Möglichkeit großer Erfolge, welche durch keine Möglichkeit von Einbusse aufgewogen wird. Kurz wenn die Nation den Frieden wünscht, so wird es geschehen, weil ihn der Monarch, den sie wählte, gewollt hat, der Mann, der über gemeinen Ehrgeiz erhaben, von nun an auf keine andre Eroberung, als auf die Dankbarkeit der Welt Anspruch macht, indem er die Freiheit der Meere, den Frieden Europa's und die Ruhe der Menschheit sichern will.

III.

Denkschrift

Heinrich Monod's, die helvetische Revolution, sein Benehmen bei derselben, und die Verhältnisse des Waadtlandes betreffend. *)

(Im Auszuge.)

Einleitung.

Die Losreissung der Waadt von Bern und die Erhebung jener, von einem Unterthanen zu einem unabhängigen Lande, ist ohne Zweifel unter den Resultaten der helvetischen Revolution keines der unwichtigsten. Der Verfasser vorliegender Denkschrift, ein angesehener Bürger und Mitglied des Magistrats der Stadt Morsee vor der Revolution, bekleidete während derselben die ersten Stellen in seinem Canton, und hatte in wichtigen Augenbliken auf dessen Schikfal bedeutenden Einfluß. Als erster Abgeordneter der Waadt wohnte er dem Congresse in Paris bei, dessen Folge die Mediationsacte war; in den neuen Staatsrath seines Cantons gewählt, zog er sich bald nachher in den Privatstand zurük. Den Charakter des Mannes, welchem auch seine Gegner ihre Achtung nie versagen konnten, mag die Stelle bezeichnen, mit der er selbst die Denkschrift ankündigt, welche hier im Auszuge geliefert wird, und deren Hauptzwek die Entwiklung der Vortheile ist, die dem Waadtlande seine, durch die Revolution veränderte, Stellung gewähren soll. „Ich bitte meine Leser, — sagt der Verf. — zu glauben, daß ich nicht meinetwegen, sondern um meines Landes

*) Memoires de Henri Monod, ancien conseiller d'état, et membre à vie du grand-conseil du canton de Vaud; renfermant les détails de sa conduite dans la révolution qui a fait de ce pays un des cantons de la Suisse; les principaux évènements auxquels il a pris part, et la comparaison de ce qui est avec ce qui étoit.

„Justum et tenacem propositi virum,
Nec civium ardor prava jubentium,
Nec vultus instantis tyranni
Mente quatit Solida." Hor.

2 Vol. 8. à Paris, ch. Levrault, Schoell et Cp. 1805.

„willen schreibe. Was sind kleinliche Personalrükſichten neben „dem grossen Interesse des Vaterlands? Niemand weiß besser, „als ich, daß in Zeiten bürgerlicher Zwiste der Ruf eines „Mannes weder von seiner Rechtschaffenheit noch von seinen „Talenten abhängt, sondern einzig Partheysache ist; darum be„trachte ich das Urtheil, welches der Geist des Tages über mich „ausspricht, mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit, und ich „fühle mich durch den bitteren Tadel meiner Verläumder eben „so wenig gekränkt, als ich hier wieder auf die pomphaften Lob„sprüche derer, die mich erheben, stolz bin. Während gespannte „Leidenschaften gegen einander stossen, wird die unpartheyische „Vernunft kein Gehör finden. Von dieser Wahrheit überzeugt, „bestrebte ich mich, mein öffentliches Betragen nicht nach Gunst „oder Ungunst etwelcher eitler Menschen und einiger wankel„müthiger Gesellschaften einzurichten, und eben so wenig nach „der Meinung meiner Umgebungen und nach den Tagesereig„nissen, die gestern für gerecht und groß erklärten, was ihnen „heute ungerecht und verächtlich erscheint, sondern vielmehr „nach den Grundsäzen, die unter allen Nationen anerkannt „waren, ehe noch politische Stürme die Begriffe verwirrten, „und nach den Aussprüchen meines Gewissens, das mich nie „betrog, und das ich gegen die Einflüsterungen der beleidigten „Eigenliebe oder des höher strebenden Ehrzeizes zu bewahren „suchte."

Erster Abschnitt.

Rükblik auf die Lage des Waadtlandes unter der Bernischen Herrschaft und Ereignisse, die der Revolution vorhergiengen.

Das dem Herzoge von Savoyen angehörige Waadtland unterwarf sich im J. 1536 den Bernern, die ihm die Erhaltung seiner Rechte und Privilegien zusicherten; es war damals im Besize von Landständen, welche aus Deputirten aller drey Stände zusammengesezt waren, und über die öffentlichen Angelegenheiten rathschlagten; übrigens befand sich das Feudalsystem in voller Kraft. Zu der politischen Umwälzung des Landes gesellte sich damals die religiöse, indem die Berner die so eben von ihnen angenommne Kirchenreformation auch über ihr neues Gebiet verbreiteten; der Adel und die Geistlichkeit waren über

diese Veränderungen mißvergnügt, und unterhielten lange eine unruhige Stimmung, die selbst durch den Definitivtractat von 1564 zwischen Bern und Savoyen nicht gehoben ward. Noch im J. 1588 ward eine Verschwörung, an deren Spize Deaux, der Bürgermeister von Lausanne, sich befand, und durch die das Waadtland wieder an Savoyen übergehen sollte, entdekt. Das durch persönliches Interesse geleitete Mißvergnügen des Adels und der Geistlichkeit war keineswegs unbegründet. Die Berner hatten die bessere Hälfte der Reichthümer der Kirche für sich behalten, und nur den kleinsten Theil derselben den protestantischen Pfarreyen oder einigen öffentlichen Anstalten zugewandt. Die Klagen der reichen katholischen Geistlichkeit beruhten also nicht auf eitlen Besorgnissen. Die Edelleute hinwieder verloren die Aussicht auf glänzende Ehrenstellen am Hofe eines Fürsten; sie sahen ihre Gerichtsbarkeit durch die Aufstellung ordentlicher Gerichtshöfe beschränkt; die Rechte über ihre Bauren auf mancherley Weise beeinträchtigt, und bald hernach durch Aufhebung der Leibeigenschaft vernichtet; sie sahen die unterste Volksclasse, ihnen selbst, der privilegirten Classe, die einen besonderen Stand zu bilden aufgehört hatte, gleichgestellt. Wann die Gesamtschaft des Landes dabei gewann, so verloren sie hingegen unendlich; hier trat der Fall ein, über Verlezung des Eigenthums zu klagen, und wenn wir, was unsere Jahrbücher von diesen kleinen Despoten erzählen, mit demjenigen vergleichen, was die Vasallen in unseren Tagen gewesen sind, so wird man gestehen müssen, daß Bern den ersteren weniger zu verlieren übrig ließ, als es ihnen abnahm. Ich bin weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, und alle, die den Verlust seiner Herrschaft beklagen, sind es ohne Zweifel nicht minder; aber immer bleibt es wahr, daß man nicht darüber erstaunen darf, wann ihre Altvordern ein Joch ungern trugen, über dessen Verlust sie izt weinen. Ein Edelmann, der mit gutem Willen dem gemeinen Besten das Opfer alles dessen, so er verlor, gebracht hätte, wäre in damaliger Zeit eine allzusehr befremdliche Erscheinung gewesen.

Man wird mich vielleicht fragen: wozu dient es, diese alten Ereignisse in Erinnerung zu bringen; welchen Bezug können sie auf das haben, was in unsern Tagen geschieht? Ich ant-

worte: daß es mir daran gelegen ist, die Vergangenheit zu Beurtheilung der Gegenwart benuzt zu wissen. Mögen diejenigen, welche über den Verlust einer Ordnung der Dinge trauern, die ohne Zweifel für unser Land vortheilhaft war, jene Klagen lesen, welche der Verlust einer früheren Regierung nach sich zog, deren Beibehaltung zuverläßig weniger vortheilhaft für uns gewesen wäre; mögen sie die Folgen davon vergleichen, und alsdann entscheiden.

Die grossen Staaten Europa's, von denen unsere Berge umringt sind, hatten im sechszehnten Jahrhundert einen Bestand gewonnen, der es der Schweiz und dem Canton Bern insbesondere unmöglich machte, sich durch weitere Ausdehnung zu vergrössern. Zu gleicher Zeit bildete sich jenes System des Gleichgewichtes zwischen den Mächten, von welchem die Neutralität der Eidgenossenschaft gewissermassen eine Folge war. Hierin, vereint mit dem kriegerischen Rufe der Schweizer, wird man die Gründe finden, welche das Waadtland in tiefem Frieden erhielten, bis zur Zeit, wo alles um uns her sich veränderte, und wir mit dem Strome fortgerissen wurden. Ein Land, das während dritthalb Jahrhunderten einer ungestörten Ruhe mitten unter stets wiederkehrenden Kriegen genießt, sollte ohne Zweifel eine Menge blühender Anstalten und eine hohe Vervollkommnung des Akerbaus, des Kunstfleisses und des Handels darbieten. Von diesem allem aber war nichts vorhanden. Die schöne Gegend und die gesellschaftlichen Einwohner zogen den Reisenden an sich, aber bei näherer Untersuchung fand er weder öffentliche noch Privatanstalten, keine Manufakturen, keinerley Industrie und unbedeutenden Handel; der Weinbau war ziemlich vervollkommnet, die übrigen Zweige des Akerbaus dagegen vernachläßigt. Mit Ausnahme eines Arztes kannte man niemand, dessen Name auch nur unter den Mitbürgern nach seinem Tode noch wäre genannt worden. Die Wissenschaften waren ohne Aufmunterung, und die Künste ungekannt geblieben. Neben einem ziemlich allgemeinen Wohlstand sah man dennoch Betteley und Lumpen, nirgends aber einen Reichthum, der zu nüzlichen Unternehmen die Capitalien darbieten konnte. Zunächst an den Grenzen unsers kleinen Landes fand sich ein eben so kleines Volk, bei-

nahe ohne Land, dem die Natur geringere Hülfsmittel beschert hatte, und das von bürgerlichen Unruhen oft heimgesucht war, dennoch aber durch Industrie und ausgedehnten Handel, durch Aufklärung und grosse Männer berühmt, die Rivalin von Rom genannt ward. Woher diese Verschiedenheit? — Eine Pflanzschule zu Bildung der Geistlichen für die Pfarreyen des Waadtlandes, mit einigen Ueberresten des Kircheneigenthums ärmlich ausgesteuert, war von den Bernern in Lausanne errichtet worden; unter der Benennung der Akademie, zur Zeit der Reformation organisirt und einem Bernischen Rathe untergeordnet, blieb sie mit geringer Einschränkung bis auf die jezigen Zeiten unverändert; dieß war die einzige Anstalt, die ausschließliche Aufmunterung, welche die öffentliche Bildung und die Wissenschaften während beinahe zweyer Jahrhunderte empfiengen. Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich zu Ende des 17ten Jahrhunderts, und die in die Schweiz geflüchteten Vertriebenen, brachten manche vorher unbekannte Industriezweige in das Land, und von dieser Zeit an konnte man in der Staatsverwaltung von Bern wesentliche Fortschritte bemerken. Damals ward die Eröffnung eines Canals zu Vereinigung der Seen von Neuenburg und Genf und durch sie des Rheins mit der Rhone auf Kosten einer Gesellschaft angefangen; die Arbeit ward nie vollendet; einige, den Akerbau begünstigende, Gesezе wurden entworfen, die vereint mit der früheren Aufhebung der Leibeigenschaft (im J. 1678.) das Schikſal des Landbauers verbesserten, und ihn mit dem Bürger der Städte in gleiche Reihe sezten. Die Polizey ward eben damals besser eingerichtet; die Gerechtigkeitspflege war nicht kostbar, und sie war unpartheyisch, so oft als der Gegenstand des Streites nicht die Regierung oder die Regenten betraf; die gesezlichen Uebungen wurden in Schrift verfaßt, und obgleich die Criminalgesezе theils barbarisch, theils überall nicht vorhanden waren, obgleich der Richter meist nur seinem Gewissen zufolge urtheilte, so war die Proceßform dennoch milde, wie die Sitten der Einwohner. Wenige Staaten hatten ein so wohlgeordnetes Finanzwesen wie Bern, und insofern Ordnung Sparsamkeit verräth, so sollte man denken, daß auch hierin wenige Staaten es Bern gleich gethan hätten.

Man wird weiter unten sehen, was hievon zu halten ist. Die grossen Landstrassen wurden um die Mitte des verflossnen Jahrhunderts angelegt, und die Errichtung mehrerer Kornmagazine, welche Vorräthe für die Zeiten des Mangels aufbewahrten, wurden als eine besonders ausgezeichnete väterliche Vorsorge betrachtet. Dieß ist die vortheilhafte Seite der Verwaltung Bern's, zumal in den neueren Zeiten.

Es scheint indeß der grosse Nuzen der Kornmagazine mehr eingebildet, als wohl begründet gewesen zu seyn; die Erfahrung der Jahre 1798 und 1802, wo bei ausgeleerten Magazinen, bei vielfältig erschwerter und gehemmter Ausfuhr aus Frankreich und Deutschland, und bei schlechter Erndte die Besorgnisse der Theure und des Mangels eitel sind befunden worden, und wo das Korn wohlfeiler war, als in früheren, minder bedenklichen Zeiten, in denen die Regierung ihre Magazine geöffnet hatte, scheint darzuthun: daß der Staat durch directe Theilnahme an dem Kornhandel und durch die Hindernisse, die er der Freyheit desselben entgegensezte, zwekwidrig gehandelt hat.

Die Einkünfte, welche Bern aus dem Waadtlande zog, bestunden wesentlich in folgenden Artikeln: 1) Feudalrechte, Pachtungen und Domainen; 2) Zölle; 3) Salzwerke und Salzhandel; 4) Posten, Münzen und ähnliche Zufälligkeiten; 5) Zinnse.

Sie betrugen in den Jahren vor der Revolution

An Früchten: *)	Franken:
3675 Mütt Korn, das Quart Berner Mäß zu 22 1/2 Bazen berechnet	396/900
2415 Mütt gemischte Frucht, zu 12 1/2 Bazen das Quart Berner Mäß berechnet . .	144/900
4415 Mütt Haber, zu 6 1/4 Bazen das Quart Berner Mäß	132/480
736 Fuder weisser Wein, zu 180 Franken das Fuder	132/450
39 Fuder rother Wein, zu 120 Franken das Fuder	4/680
Latus	811/410

*) Aus den Staatsrechnungen von 1797 gezogen; die Früchte sind unter den Mittelpreisen des Jahrgangs berechnet.

	Franken:
An Salz: *)	
Transport	811/419
19/349 Centner, als der Ertrag von 1797, zu 4 Franken	77/398
An Geld: **)	
Laudemien und Ehrschätze	187/860
Andere Feudalrechte (Foccages, usages) . .	11/500
Bezahlung der Polizeywache, Weinumgeld u. s. w.	7/827
Pachten, Domainen und Fischerey	38/873
Zölle, nach Abzug der Kosten, im J. 1797. ***)	100/129
Salzhandel ****)	60/000
Posten, 1/3 der Pachtung für den ganzen Canton Bern	25/000
Münzen und Pulver	8/000
Zufällige Einnahmen des Fiscus	22/003
Summa	1/350/000

In dieser Rechnung sind 948/648 Franken Zinnse, welche der Staat von Partikularen und Anstalten im Waadtland bezieht, nicht begriffen, und eben so wenig der Ertrag der Waldungen, der landvogtlichen Domainen, noch endlich die Anlagen der Gemeinden für das Militair. Diese Artikel betrugen zuverläßig mehr denn 50/000 Franken. Zu den Lasten, die das Land trug, gehört indeß noch eine andere, deren Ertrag nicht in die Staatskassen floß, nemlich die Feudalabgaben, welche an Gemeinden und Partikularen bezahlt werden mußten, und deren Ertrag nur allein an Zehenden und Grundzinnsen von dem Liquidationsbureau auf ungefähr 284/800 Franken berechnet worden ist. Es zeigt sich demnach, daß in den Jahren vor der Revolution das Waadtland nicht weniger, als 1/700/000 bis 1/800/000 Franken bezahlte, wovon ungefähr 1/400/000 Franken zum Vortheil des Staats, und mehr denn 1/000/000 von den Grundstüken enthoben wurden.

*) Nach Anleitung eines von dem Salzdirector Wild dem Directorium eingegebenen Berichts.

**) Mittelertrag des Jahrs 1792 bis 1796, aus den Staatsrechnungen gezogen.

***) Dieser Artikel stieg in den vorhergehenden zehen Jahren höher, und betrug jährlich 112/729 Franken.

****) Der Verbrauch wird wenigstens auf 30/000 Centner geschäzt. Die Contrebande aus Frankreich vermindert den Ertrag.

Wie wurden dieſe Summen verwandt? Die Ausgaben für das Waadtland waren:

Gottesdienſt und öffentlicher Unterricht, Kirchen- und Schullehrer.	240,000 Fr.
Armen-Unterſtüzung	50,000 —
Militair, Gebäude, Brüken und Straſſen.	100,000 —
Rechtspflege, Polizey, Einnehmer, Perceptionskoſten u. ſ. w.	110,000 —
	500,000 Fr.

Es blieb demnach etwas mehr als ein Drittheil, von dem was das Land zahlte, in dieſem zurük, und der Ueberſchuß von 900,000 Fr. diente zu Verſchönerung der Hauptſtadt, oder er ward in die Gewölber des Stadthauſes vergraben, oder endlich unter die Glieder der Regierungen und ihre Familien vertheilt. Dieſer leztere Theil kann jährlich auf 400,000 Fr. berechnet werden, wenn man zu den 15 Bernerſchen Landvögten, von denen einige in den lezten Jahren vor der Revolution ein jährliches Einkommen von 2500 Louisd'or genoſſen, die übrigen von Berniſchen Individuen beſezten untergeordneten Stellen in Anſchlag bringt. Betrachtet man nun den kleinen Umfang des Landes und ſeine ſo einfachen Intereſſen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß eine ſolche Adminiſtration über alle Maſſen koſtbar, und daß die Berniſche Haushaltung, inſoweit ſie die Waadtländer betraf, mehr als ſparſam, wo ſie hingegen Berner angieng, verſchwenderiſch war. Nur in ununterbrochenen Friedenszeiten konnte eine ſolche Oekonomie beſtehen, und man wird finden, daß mit vollem Rechte geſagt ward: der Vortheil des Waadtlandes habe in den Augen unſrer ehemaligen Regenten wenig, hingegen derjenige Berns und ſeiner Kinder alles gegolten. Ich kann in meinen Berechnungen Irrthümer begangen haben, und ich werde mich in dieſem Falle freuen, wenn ich in den Stand geſezt werde, dieſelben zu berichtigen. Ein Umſtand indeß, der mich glauben läßt, nicht fern von der Wahrheit geblieben zu ſeyn, iſt, daß ſich aus den Rechnungen des Seckelmeiſters über die Einkünfte des Waadtlands ergiebt, wie in den vier zunächſt der Revolution vorgehenden Jahren, eines in's andere gerechnet, 120,000 Fr. baar in die Staatscaſſe

flossen, während die Fruchten und der Wein, welche in die Magazine kamen, so wie der Ertrag des Salzes, der Posten und einige andere, ausser seiner Comptabilität lag. Die, zumal neuere, Verordnungen der Berner über die Landwirthschaft, waren in einem engherzigen Geiste abgefaßt und beschränkten auf mannigfache Weise das Eigenthumsrecht der Bürger. Der Anbau des Weines sollte z. B. in Grundstüken, die für jede andere Cultur sich wenig eignet, nicht gestattet werden, und um den Bürgern von Bern den ausschließlichen Handel mit unserm Weinprodukte zuzusichern, durften wir dasselbe den Einwohnern der deutschen Theile des Berngebiets nicht verkaufen; geschah das dennoch, und es erfolgte ein Fallment, so wurden unsere Foderungen für keine höhere Summe, denn für 100 Thaler, bey der Collokation zugelassen. Wer möchte dann noch läugnen, daß Bern uns lediglich, wie es sein eigener Vortheil mit sich brachte, benuzt und behandelt habe?

Der Geist der Bernischen Regierung und ihre aristokratischen Anmassungen giengen in verjüngtem Maaßstabe, aus dem Regierungssize in unsere Städte über; in jeder derselben bildete sich nach dem Beyspiele der Hauptstadt eine kleine Schildbürgerliche Aristokratie, die um so unerträglicher war, als sie in Ermanglung höherer Interessen sich mit dem gemeinsten Detail beschäftigte. Vom Magistrate herab bis zu den untersten Classen, trat eine Stufenfolge von Anmaßung auf, die in jedem Orte einen unaufhörlichen kleinen Krieg unterhielt und zahllsoe Processe veranlaßte. Ohne bey den Quellen dieses Geistes oder bey der Frage, ob die Regierung ihm nicht entgegenwirken konnte, mich aufzuhalten, will ich einzig die Bemerkung machen, daß ihr Ansehen dabei wesentlich gewonnen hatte. Die Bürgerschaften prozessirten gegen ihre Munizipalräthe, die Ansassen gegen die Bürgerschaften, eine Gemeinde gegen die andere; wann die eine verlohren, so triumphirten die anderen, ohne zu fühlen, daß der Verlust nur auf die Gesamtheit zurükfalle. Bei all' diesen lächerlichen Umtrieben der Leidenschaften, war es höchst wichtig, sich die Häupter des Staats, welche Richter in der Sache waren, wohlgewogen zu machen; daher entstand unter uns ein Ton

niederträchtiger Schmeicheley, der demjenigen, welchen die Morgenländischen Völker gegen ihre Sultane führen, nahe kam. Man wandte sich an die erlauchten, hohen, mächtigen und souverainen Herren (illustres, hauts, puissants et souverains Seigneurs), man warf sich zu den Füssen ihres Thrones (au pied de leur trône) nieder, und ihr Ruhm ward höher gepriesen, als ie ein Römer den Ruhm Cäsars gepriesen hat. Soweit führten uns die von Geldgier und Herrschsucht genährten Prozesse, welche vorzüglich in der erstern Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts stattfanden. Von anderer Seite ist nicht zu verkennen, daß eben diese Bewegungen, den Stürmen gleich, welche die Luft reinigen, auch einige gute Folgen hatten; die Munizipalverwaltungen wurden demokratischer eingerichtet, es bildeten sich einige Handlungshäuser und der Wohlstand vermehrte sich; viele suchten im Ausland, was ihnen ihr Vaterland nicht darbot. Hauptsächlich aber war der Einfluß des benachbarten Genfs sehr bedeutend. Die Unternehmungen der handeltreibenden Genfer reizten die unsrigen und die Renten auf Lebensdauer waren verführerisch für die Begüterten. Wie wäre es möglich gewesen, gleichgültig bei den politischen Zwisten unsrer Bekannten und Freunde in dieser kleinen Republik zu bleiben? Wie hätte man unempfindlich für den Ruhm ihrer ausgezeichneten Männer seyn können?

Die bernische Regierung aber, weit entfernt Talente aufzumuntern, trachtete jeden Wetteifer zu unterdrüken, und ihr Bestreben, alles, was nicht Bern angehörte, herabzuwürdigen und verächtlich zu machen, ward so allgemein gefühlt, daß zur Zeit der Staatsumwälzung von Frankreich, alles was im Waadtlande Ansprüche auf Adel machte, und alles was zu dem kleinen Patriziat unsrer Städte gehörte, nur mit vieler Ungeduld das Joch trug. Es war allgemein bekannt, daß in den Streitigkeiten zwischen den Gutsbesizern und ihren Bauern, oder in jenen der privilegirten Gemeinden mit den nicht privilegirten, Bern die Waagschaale immer zu Gunsten der leztern sinken ließ. Das stolze Benehmen der Bernischen Jugend zumal, ärgerte oft selbst die Ausländer, und mußte jeden Landeseinwohner, dessen Gefühle nicht überall abge-

stumpft waren, empören. Coxe, dieser Schmeichler der Grossen, gesteht selbst dieses Mißvergnügen der meisten Edelleute der Waadt ein. *

Das vorstehende Gemälde beweist also, daß um die Zeit, wo die Katastrophe sich ankündigte, welche die französische Regierung verschlang, und alle andern bedrohete, das Waadtland den seltsamen Contrast der auffallendsten Verschwendung zu Gunsten aller bernischen Beamten und einer knauserigen Sparsamkeit für die eigenen Angestellten des Landes, oder für Gegenstände öffentlicher Nuzbarkeit darbot; den seltsamen Contrast des anscheinenden Glükes und der liebenswürdigen Geselligkeit, mit einem Geiste der Eifersucht und des Neides, welcher jede Gemeinde in isolirte Gesellschaftskreise und kleine lächerliche Partheilichkeit theilte. Mit kriechender Unterwürfigkeit hörte man von Freiheit sprechen, und die Güte der Regierung mit schlecht verborgenen Gefühlen von Demüthigung und Erbitterung preisen. Der Ausländer, welcher dem Scheine nach urtheilte, lobte die Schönheit der Frucht und bemerkte nicht, daß sie überreif des kleinsten Anstosses bedürfe, um abzureissen. Der Baum war allerdings so wohl unterstüzt, daß er unerschütterlich schien. Die bernische Regierung fand sich durch eine folgerechte Handlungsweise, durch die Eintracht ihrer Häupter, durch die Eifersucht der Städte gegen einander, sowie durch jene zwischen Land und Städten, und zwischen dem teutschen und französischen Theil ihres Ge-

* Lettres de Coxe sur la Suisse, traduct de Ramond, T. II. p. 146 ed. Paris. Ich nenne ihn einen Schmeichler der Grossen, weil er in seinen Reisen sich als einen solchen zeigt, weil obiges Geständniß, das er in der ersten Ausgabe that, in der zweiten unterdrukt ward; weil ich ihm, zur Zeit seines zweiten Aufenthalts in der Schweiz, da er in die neue Ausgabe seiner Reise die Geschichte der Unruhen von Freyburg und Genf von den Jahren 1781 und 1782 aufnehmen wollte, Briefe an die Patrioten von Fryburg verschafte, von denen er keinen Gebrauch gemacht, und ausschließlich die Regierungsglieder gesehen hat; der Minister Vernes hatte ihm eben so über Genf und das Benehmen der sogen. représentans daselbst Notizen zugestellt, von denen er gleichfalls keinen Gebrauch machte, sondern allein den Negatifs Gehör lieh. So werden dann die unpartheyischen Geschichten geschrieben, nach denen das Publikum urtheilt, und durch welche man die Nachwelt zu täuschen glaubt.

bietes, gesichert; sie konnte auf den Schuz der Eidgenossen, deren bewaffnete Mannschaft ihr zu Gebote stand, zählen; der König von Frankreich war ihr Alliirter. So besaß Bern ohne stehende Truppen, ein paar hundert Mann ausgenommen, gegen durchaus bewaffnete Unterthanen, mehr Mittel sich Gehorsam zu verschaffen, als der unbeschränkteste Herrscher.

Was mich betrift, so habe ich, seit ich nachzudenken vermochte, mein Vaterland aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den ich so eben entwikelte; ich glaubte, wenn seine Regierung dem Strome, der sie fortriß, überlassen würde, so müßten ihre Unterthanen sich entschliessen, eine Heerde zu bleiben, die zwar allerdings ganz gut besorgt werden möchte, weil im Grund ihr Wohlstand ihren Herrn zu grösserem Vortheil gereichte, die aber doch immer nur eine, jeder Laune des Meisters Preiß gegebene, Heerde wäre. Um den Strom zu mäßigen, glaube ich, sollte man, ohne sich es merken zu lassen, in entgegen gesezтem Sinn von demjenigen, was wirklich geschah, handeln; man sollte trachten, unsere sich von einander entfernenden Interessen zu vereinigen, und iedem begreiflich zu machen, daß sein und der Seinigen Wohl von dem öffentlichen Wohl unzertrennlich sey. Ich glaubte, um eine Vereinigung Aller zu bewirken, müßte man nicht die Rechte einzelner Gemeinden durch die die Eifersucht der andern gereizt würde, sondern die gemeinsamen Rechte aller, deren Nuzen allen einleuchten muß, untersuchen. Ich glaubte, auf diesem Wege müßten die Ansichten sich erweitern, nach und nach würde sich ein Gemeingeist bilden, und man würde endlich aus dem engen Kreise ausschließlicher Communal-Politik, über welche hinaus die grosse Menge nicht sah, heraustretten. Ich meinte, der Erfolg würde für die Regierung selbst nicht minder als für das Land vortheilhaft seyn; denn ich halte dafür: der Völker Wohl sey unzertrennlich von dem Wohl der Regierung; durch die Unterscheidung beyder werde die Gewalt als Herscherin anerkannt und die Regierung wandelbar wie diese. Solche langsam aber sicher wirkende Mittel, sollten, dachte ich, von weisen Männern ergriffen, mit Stetigkeit verfolgt, allmählig aus dem Waadtland in's teutsche Berngebiet und von da in die übrigen Cantone fortgepflanzt,

einst den Eingriffen von zwey bis drey Jahrhunderten, die alle Dämme zerrissen hatten, einen neuen Damm entgegenzusezen vermögen. Mir ist gar wohl bekannt, daß, wer heutzutage diese Grundsätze nur unter die Irrthümer zu verweisen sich genügen läßt, noch nicht einmal Anspruch auf guten Ton machen darf: um zu dieser Ehre zu gelangen, muß man ihre Bekenner mit den ungereimtesten Namen bezeichnen. Aber was kümmert mich alles Geschwäz der modischen Menge? So habe ich vor der französischen Revolution gedacht, sie hat meine Denkungsart nicht verändert; ich spreche heute, wie ich vor und während derselben gesprochen habe. Ich habe in ihr kein Privatinteresse gesucht und keines gefunden. Vor der Revolution war ich im lebenslänglichen Besize eines der einträglichsten Aemter, auf die waadtländische Angehörige Anspruch machen konnten*; ich bekleidete eine der ersten Herrnstellen der Landvogtei **, und eine der ersten Beamtungen meiner Vaterstadt ***, ich hatte Verwandte in der Regierung und an den ersten Stellen, ich stund in Bekanntschaft mit sehr verdienten Regierungsgliedern, die mir Achtung und Wohlwollen bezeigten. Was konnte ich von der glüklichsten Revolution Besseres für mich erwarten, und was hatte ich dagegen, von den Ereignissen, deren Ausgang nie vorhergesehen werden kann, zu besorgen? Wahrlich, es würd mir unschwer seyn, zu beweisen, was so viele andere behaupteten, die es nicht beweisen würden, daß die Revolution meinem Wohlstande nachtheilig war und daß sie die Ideen von Glük, welche meinen Neigungen entsprachen, weit von mir entfernt hat. Aber warum von mir sprechen, wo es mein Vaterland gilt?

Im Jahr 1782 war die Anlegung der neuen Landstrassen im Waadtlande beynahe zu Stande gebracht; die Strasse durch der Bezirk Morsee blieb allein noch zu vollenden übrig; Bern zahlte drey Fünftheile der Unkosten, und erhob die zwey übrigen Fünftheile durch eine Grundsteuer in der betreffenden Landvogtei. Die Stadt Morsee widersezte sich dieser Steuer, und behauptete: der Staat wäre durch Verkommnisse pflichtig,

* Die Salzfactorei von Morsee.

** Die Stelle eines Assesseur Ballival.

*** Die Rathsherrnstelle.

die Kosten jener Anlagen aus dem Ertrag der Zölle zu bestreiten, und wo diese nicht hinreichten, da müßte allerdings durch eine Auflage das Mangelnde ersezt werden: diese aber dürfe nach der Verfassung des Landes anders nicht, als mit Zustimmung der Steuerbaren, erhoben werden. Bern wollte diese Weigerungen nicht annehmen, und ließ sie unbeantwortet, obgleich dieselben mehrmalen während des Fortgangs der Arbeiten wiederholt wurden. Im J. 1789 ward der Bau beendigt, und die Stadt Morsee, anstatt die indeß erfolgten Veränderungen in Frankreich und den mächtigen Stoß, welchen dieselben schon damals der Schweiz gaben, zu benuzen, um die von ihr angerufene Constitution nun mit gröſſerem Nachdruk zu verlangen, fand im Gegentheil, die Klugheit gebiete ihr, um der Zeitumstände willen, nun dasjenige zu vermeiden, was das Land durch innere Bewegungen in die französische Crise verwikeln könnte, damit ihm auf diese Weise, wo möglich nach Vollendung von jener, nur ihre glüklichen Resultate erhalten würden. Ganz verschieden hievon, und geeignet schon damals den Sturm herbeizurufen, war das Benehmen von Bern. — Der Magistrat von Morsee übergab im Febr. 1790 der Regierung von Bern eine Vorstellung, in der er sagte: „Izt, da die Steuer beendigt ist, und die Räthe von Morsee Pflicht haben, zu sprechen; so scheinen indeß „die Zeitumstände von solcher Art zu seyn, daß sie den Unterzeichneten nicht erlauben, eine Frage wieder aufzustellen, „welche nicht sie allein betrift. In dieser Lage der Dinge „genügt es den Räthen von Morsee, ihre Privilegien für unverjährbar und heilig anzusehen, durch welche sie von allen „Steuern oder unfreiwilligen Abgaben enthoben sind. Die „Räthe von Morsee glauben mit einem Worte, es ihrem Souverain und ihrer Stadt gleichmäßig schuldig zu seyn, denselben ihre Rechte vor Augen zu legen, wie sie dieses dann „wirklich thun, damit in keiner Zeit ihr Stillschweigen gegen „sie gebraucht werden möge. Sie glauben übrigens, nicht „weiter gehen zu sollen. Sie verlangen darum gegenwärtig „nichts von Ihrer Gerechtigkeit, und sie stellen keine Rechtsansprüche für Rükbezahlung auf." — Hierauf antwortete die Regierung von Bern durch einen Beschluß v. 24. April.

„Obgleich die Stadt Morsee unter der feyerlichen Verwah„rung ihrer Rechte erklärt hat, sie suche um keine Entschei„dung an, so findet der Senat, um der Natur der Sache „und um der Würde der Regierung willen, erfoderlich, mit „Beförderung das Geschäft an die Hand zu nehmen, und „ihre Beschwerden und Vorstellungen sorgfältig untersuchen „zu lassen."

Da ich überzeugt war, die in Frankreich vorgehenden Veränderungen müssen nothwendig ähnliche in unserm Land zur Folge haben, so schien es mir wichtig, auf eine Annäherung der Individuen und auf eine Vereinigung der Gemüther hin zu arbeiten und vorzüglich der elenden Eifersucht, die zwischen den Gemeinden bestand, ein Ende zu machen, um dadurch wo möglich im Moment der Crise, den Reibungen zuvorzukommen oder doch dieselben zu mildern, und die politische Umwälzung für das lebende Geschlecht, das sonst so leicht in diesen Fällen den nachkommenden Geschlechtern aufgeopfert wird, unschädlich zu machen. Die meisten Städte unsers Landes besassen Gesellschaften, welche sich des Jahres einmal versammelten und im Bogenschiessen um Preise sich übten; diese Zusammentritte waren Festtage, und die Gesellschaften beabsichtigten lediglich ihr Vergnügen ohne irgend einen politischen Zwek. Würde nun eine derselben die benachbarten Gesellschaften zu sich einladen, und bei gemeinschaftlicher Mahlzeit ein gemeinsamer Preis für alle Bogenschüzen ausgesezt werden, so konnte dieß eine Anbahnung zu jener mitbürgerlichen Vereinigung seyn, die ich zu errichten wünschte. Ich ließ davon ein Wort fallen, als die Bogenschüzen von Morsee 1790 ihr Jahresfest feierten; man griff es auf und schlug ein solches Mittagessen in Rolle vor, das einige Zeit nachher statt hatte, das sehr zahlreich war und meiner Absicht keineswegs entsprach. Uebersspannte Reden, unziemliche Toasts, lärmende und abgeschmakte Processionen, traten an die Stelle der herzlichen und anständigen Fröhlichkeit, die ich zu sehen gewünscht hatte. Besonders auffallend aber schien mir der Umstand, daß gerade jene, welche die lächerlichsten Farcen in Anregung brachten, Leute waren, deren der neuen Ordnung in Frankreich sehr abholde Gesinnungen ich wohl kannte. Ich bemerkte dieß

Jemanden, der, ihrer Aufrichtigkeit vertrauend, mit Enthusiasm sich all' den Aeffereien überließ und der ein Jahr später, nur durch die Flucht sich den Trabanten entziehen konnte, die von einigen eben jener Individuen angeführt wurden. Da ich sah, welche meinen Hofnungen zuwider laufende Wendung dieser Zusammentritt nahm, so hätte ich gern denjenigen verhindert, der 1791 als Vorwand für die Dragonaden diente, durch welche man Schande und Herabwürdigung über das Waadtland anhäufen wollte.

Ehe ich von diesem schimpflichen Zeitpunkte spreche, muß ich einen Rükblik auf die damalige Stimmung meiner Mitbürger thun. Das System, welches Morsee im J. 1782 ergriffen hatte, fieng an von den übrigen Städten nachgeahmt zu werden, und obgleich die berüchtigte Nacht des 4ten August 1789, die in Frankreich Adel und Lehenrechte vernichtete, den Bernern bereits eine große Zahl Menschen wieder gewonnen hatte, denen der Besiz des dort Vernichteten wichtig war, so schien man doch allgemein das Bedürfniß der Eintracht zu fühlen und einzusehen, daß, um zu dieser zu gelangen, man sich an die gemeinsamen Rechte aller anschliessen müsse. Die französische Revolution hatte für die Verbreitung dieses Grundsazes kräftiger gewirkt, als ein Jahrhundert beharrlicher Bemühungen einiger guter Köpfe es zu thun nicht vermocht hätte. Die waadtländischen Offiziers in den französischen und holländischen Bernerregimentern glaubten, ihr Blut wäre mit demjenigen der Bürger der Hauptstadt von gleichem Werth, und sie hatten gleiche Rechte auf Beförderung in jenen Diensten verlangt, in welchem Begehren sie von Seite der mehresten Städte kräftig unterstüzt wurden. Die nächtliche Abführung eines Pfarrers aus seiner Gemeinde hatte gleichzeitige Klagen von Seite jener Stadtgemeinden veranlaßt. Ich rechne mir es izt wie damals zum Ruhme, an allen diesen Maaßregeln Theil genommen zu haben. Noch sahen indeß die Landleute den Zusammenhang ihrer besonderen Interessen, mit dem großen gemeinsamen Interesse, nicht deutlich ein; das Geld allein schien in ihren Augen Werth zu besizen, und gleich als wollten sie den Vorwurf der Habsucht, den man den Schweizern macht, rechtfertigen, lag ihnen auffer ihrem

Feudallasten nichts anders am Herzen. Die Regierung war über die Mißstimmung, welche sie in den Gemüthern bemerkte, besorgt geworden, und sie hatte im J. 1790 eines ihrer Mitglieder in's Waadtland gesandt, um die Klagen, welche vorgetragen würden, anzuhören; iene der Landleute bezogen sich beinahe einzig auf die benannten Lasten, und sie kamen von allen Seiten her ein. Ich ward von einigen Abordnungen über die von ihren Dorfschaften zu machenden Vorstellungen um Rath gefragt, und dieser beschränkte sich darauf, ihnen begreiflich zu machen, daß es thöricht wäre zu glauben, man könne das Unkraut eines Akerfeldes dadurch ausrotten, daß man hie und dort ein Blatt davon abreisse; ohne Zusammenhang, behauptete ich, wäre kein Gelingen möglich und der Zusammenhang wäre nur dann erhältlich, wenn man sich an die gemeinsamen Rechte aller anschliessen würde. Ich fand kein Gehör, aber schon damals sah ich ein, daß die Rechte dieses Landes und die Feudalrechte künftig unverträglich seyn würden. Der bernische Abgeordnete nahm alles an, versprach vieles und nichts wurde gehalten, es sey dann, man wolle die militairische Execution, die etwas später im J. 1791 statt fand, als den Erfolg dieser Verheissungen betrachten. In diesem Jahre seufzte Frankreich noch nicht unter dem blutigen Despotismus, welcher nachher dasselbe besudelt hat; indeß konnte man aus dem Beifall, den alle überspannte Ideen schon damals fanden, unschwer den Schluß ziehen, daß das Ungewitter sich nur erst zusammenziehe. Wenn also die Jugend oder die Hizköpfe des Waadtlandes die revolutionairen Begriffe, welche die französischen Journale und Clubbs weit umher verbreiteten, mit Wärme ergriffen, so zielten hingegen die Schritte des Magistrats des Landes auf Mässigung und Beruhigung hin. Es konnten wohl auch in ihrer Mitte übertriebene Meinungen zum Vorschein kommen, aber die Mehrheit legte ihnen am Ende immer Stillschweigen auf. Es begegnete mir mehr wie einmal, daß ich, in Folge einiger lebhafter Auftritte, als ein den Bernern ergebener Mann bei Leuten galt, die damals in denselben nur Tyrannen sahen, und die bald nachher in ihnen nur Väter erblikten. Unglüklicher Weise träumten damals eine Menge Ausgewanderter,

die um ihres Unglüks willen Aufnahme fanden, und die sich durch ihren höhnenden Spott wenig empfohlen hatten, von nichts als von Revolution; sie schmeichelten den Leidenschaften der Regierungshäupter, und fanden bei ihnen Gehör; ihre Angebungen vervielfältigten sich, weil man dieselben mit Dank annahm; verworfene Menschen warfen sich zu Angebern auf, und erhielten dadurch Wichtigkeit; Reden, die an Wirthstafeln gehalten wurden, galten als Beweise von Verschwörungen; ein unter freiem Himmel gefeyertes Gastmal, das zu lärmend war, um nicht Tadel zu verdienen, und zu öffentlich, um gefährlich zu seyn, ward als eine Verschwörung behandelt; und die Zeit, in der die Männer, welche einigen Einfluß haben mochten, das Bedürfniß der Ruhe fühlten, und an ihrer Erhaltung nicht zweifelten, ward ausgewählt, um bewafnet das Land zu überfallen, als wäre es im Aufruhr begriffen. Die Zeit, in welcher Offenheit gegen dessen erste Magistrate mit vollkommnem Zutrauen wäre erwiedert worden, war die Zeit der größten Verstellung gegen dieselben, in welcher man weit entfernt, sie anzuhören, sie vielmehr herabzuwürdigen, und in den Augen ihrer Mitbürger sogar verächtlich zu machen suchte.

Plözlich erschienen 4 bis 5000 deutsche Soldaten mitten unter einem kleinen, mit der Einsammlung seiner Erndte beschäftigten Volke. Um die Soldaten, die man gegen uns erbittern wollte, glauben zu machen, wir wären in vollem Aufstande, ließ man sie nur mit vieler Vorsicht anrüken. Die Regierung, welche wohl wußte, wie weit sie es mit uns gebracht hatte, und welchen Vortheil sie daraus ziehen könnte, nahm keinen Anstand sechs bis achthundert Mann unserer Mitbürger aufzubieten und sie den Deutschen an die Seite zu stellen; sie that mehr noch, sie ließ dieselben den Vortrab bilden, und was kaum glaublich scheint, sie trieb die höhnende Beleidigung so weit, ihnen die Ehre der Verhaftungen aufzubewahren; sie verhafteten einige ihrer Mitbürger, führten dieselben triumphirend dem Ufer unsers Sees entlang, und dienten ihnen und den fremden Richtern, die, um willkürlich über unsere Personen und unser Eigenthum zu verfügen, erschienen waren, zur Wache. Diese Soldaten wurden eine Zeit lang

bei Personen einquartiert, die von Angebern, durch zum Theil falsche Angaben, bezeichnet waren; Prozesse, welche auf eine unsern Formen durchaus zuwiderlaufende Weise geführt wurden, schändliche Handlungen, spöttische Fragen, Verurtheilungen zum Tode oder zu 20jährigem Gefängniß für geheime bei lärmenden Gastmalen angesponnene Verschwörungen *; ein stolzer und verächtlicher Ton; die Magistrate unserer Städte durch die Straßen von Lausanne, zwischen zwei Reihen Soldaten auf's Schloß geführt, um daselbst von stolzen und höhnenden Herren bitter getadelt zu werden, weil sie, was nicht von ihnen abhieng, nicht verhütet hatten, und um verantwortlich erklärt zu werden für alle Verordnungen, die in der Folge sich zutragen würden, und die sie nicht abzuwenden vermochten: diese Züge sind ein schwacher Abriß der Mischung von Despotism und Hohn, die als ein non plus ultra von Regierungskunst gepriesen ward. Mitten in der allgemeinen Betäubung blieb die Stadt Morsee unerschroken; sie entwarf eine Vorstellungsschrift, deren würdiger Ton zeigen konnte, daß der Schwächere durch die Beleidigungen des Starken, der ihn nicht fürchten darf, nicht kann herabgewürdigt werden. Aber kaum fand sich eine zweite Stadt, die dieser Sprache beistimmte. Man schlug vor, die Magistrate sollten von ihren Stellen abtreten; die Maasnahme hätte, um von einiger Wirkung zu seyn, allgemein seyn müssen, was sich nicht erwarten ließ. Andere glaubten, die Verantwortlichkeit, die man auf die Munizipalräthe lade, berechtige diese, alle die Gewalt an sich zu ziehen, welche jene voraussezе. Ich war einer der zwei Abgeordneten, die unsere Räthe an die Berner-Offiziere sandten, welche beim Einmarsch der Truppen, man wußte nicht wofür, auch in unserer kleinen Stadt eintrafen. Erst glaubten sie einen Ton annehmen zu müssen, der ihrem Auftrage, die Militair-Einquartierung bei dafür bezeichneten Personen

* Es wäre überflüssig, in näheren Detail einzutreten. Von dem Inhalt dieser Prozeßakten zeuget der Umstand, daß sich die Regierung zur Zeit ihres Sturzes eine besondere angelegene Sorge seyn ließ, dieselben auf die Seite zu schaffen; was ihr dann auch gelang. Auf gleiche Weise ist die Regierung von Fryburg mit den Akten vom Jahr 1781 verfahren.

anzuordnen, gemäs wäre. Als sie hörten, wie wir ruhig und fest ihre gegen Morsee gerichteten Vorwürfe beantworteten, die Schritte dieser Stadt rechtfertigten und uns erklärten: wir hätten jederzeit denjenigen für einen seiner Regierung treuen Bürger angesehen, der, wo er die Rechte seines Landes beeinträchtigt glaubte, dieselben zutrauensvoll auf dem gesezlichen Wege in Anspruch nimmt; als wir hinzu fügten: dieß sey der Weg, welchen unsere Stadt befolgt habe, und wann einzelne Personen davon abgewichen seyn sollten, so wäre uns dieß unbekannt, und wir könnten dafür nicht verantwortlich seyn, weil die Ahndung solcher Vergehen nicht uns zukomme: da ward das Benehmen dieser Offiziere eben so anständig als gefällig gegen uns, und ich gestehe hier, was mich oftmals in Erstaunen gesezt hat: Wenige Regierungen waren minder edelmüthig, und wenige zählten mehr wahrhaft edelmüthige Männer unter sich, als dieses beides in der Regierung von Bern der Fall war.

Die Eifersucht der Landleute gegen die Städte ward izt neuerdings bearbeitet, und durch mannigfache Vorspieglungen wurde der Haß gegen Frankreich und gegen die Einwohner der Städte, die man als Anhänger desselben schilderte, mit vielem Erfolge angefacht; nicht selten ward im Jahr 1792 ein Städter auf den Dörfern beschimpft, und kein Franzose durfte seine Kokarde bliken lassen. Dieß geschah zur Zeit, als die Coalition gegen Frankreich, und das Manifest des Herzogs von Braunschweig, jeden Zweifel über die Herstellung der alten Ordnung der Dinge gehoben hatten. Bern hatte, auf die Gefahr, in der sich Genf befand, gestüzt, 1600 Mann seiner Milizen in diese Stadt geworfen; auf der Grenze des Pays de Gex, hatte es ein Corps von 13 bis 14000 Mann stehen, dessen erste Linie aus unsern Truppen gebildet war. Die Franzosen hatten Savoyen erobert, aber dies war, wie man sagte, einzig die Folge der Ueberraschung gewesen, und man zählte eben so sicher darauf, nächstens in Lyon einzutreffen, als man die Coalirten in Kurzem zu Paris glaubte. Der Rükzug der Preussen wekte plözlich aus so schönen Träumen auf, und daß jene Tage nicht für die Schweiz dasjenige wurden, was sie nach dem Willen der Coalirten für Frankreich werden sollten, der

Zeitpunkt nämlich ihrer Eroberung; daß die Revolution unter uns nicht am Vorabende des gräßlichen Terrorism eintraf: wem hat man es wesentlich zu danken, als dem General Montesquiou, der kein Bedenken trug sich selbst aufzuopfern, um jene Trauerzeit von uns abzuwenden? Es ward ein Verkommniß geschlossen, Bern zog seine Truppen zurük, die Regierung und die Landleute besänftigten sich, über dem Blut, das in Frankreich stromweise vergossen ward, erstarrten alle Herzen und die schwachen Gemüther überzeugten sich mehr und mehr, daß die Freyheit ein sinnloser Schall wäre. Der Sache des Despotism hätte keiner seiner Siege eine größere Zahl Verehrer verschaffen können, als dieser Zeitpunkt ihm brachte; denn, so wie der Aberglaube Gotteslängner erzeugt, so werden durch Zügellosigkeit und Anarchie Sklaven gebildet.

Die Furcht vor den Uebeln, denen die schrekenverbreitende Republik erlag, hatten Völker und Regierungen einander näher gebracht; aber so wie jene lenksamer wurden, sollten diese sich minder anmassend zeigen. Dieß war vielleicht an einigen Orten der Fall; in Bern war es nicht der Weg, den man einschlug; zwar hatte man Reformen oder Verbesserungen versprochen, man hatte auch eine Commission ernannt, die sich damit beschäftigen sollte; sie hat sich nie versammelt, und es geschah nichts. Als Ursache davon gab man, vielleicht nicht ganz unbegründet, an, es hiesse: Furcht verrathe es, und würde das Volk übermüthig machen, wenn man im Augenblik, wo die Waffen der Ohnehosen überall Schreken verbreiten, neue Bewilligungen ertheilen wollte; allein der Convent war nicht immer siegreich; zur Zeit von Moreaus Rükzug glaubte man unter anderm ziemlich allgemein in der Schweiz an Frankreichs nahe Unterjochung. Ich wollte damals die herrschende Erwartung nicht unbenuzt lassen, und äusserte gegen ein Mitglied der Regierung von Bern, dessen uneigennüzige und aufgeklärte Denkungsart mir bekannt war, die Meinung: der schikliche Moment dürfte wohl nun vorhanden seyn, wenn anders die Regierung den Mißbräuchen abzuhelfen gesinnt wäre.

Zur Zeit der Dragonaden von 1791 waren geheime Befehle für die Verhaftnehmung verschiedener Personen ausgestellt worden, von denen die mehreren Kunde erhalten und Zeit

gewonnen hatten, sich durch die Flucht zu retten; sie waren noch exilirt, obgleich kein richterlicher und gesezlicher Act gegen sie ergangen war. Ich kann kaum glauben, daß ein solch geheimes und willkührliches Verfahren jemals einer wohl eingerichteten Regierung nüzlich seyn sollte; aber fest überzeugt bin ich, daß eine kraftvolle Regierung dasselbe verachten wird. Verbannung, als Strafe von Staatsverbrechen, ist übrigens eine in jeder Hinsicht verkehrte Maasregel. Die Anhänglichkeit an seinen Geburtsort liegt tief in des Menschen Natur, und sie ist stärker, wo ein Verbot ihre Befriedigung hindert. Wer möchte sich anheischig machen, diese ihrer Quelle nach tugendhafte Leidenschaft zu überwinden, und die gewaltsame Rükkehr in seine Heimath auszuschlagen, wenn jeder andere Weg verschlossen ist? Wo aber dem Verlangen, auf vaterländischem Boden zu leben, sich die Idee von Vortheilen beigesellt, die man seinem Lande durch die Rükkehr zu verschaffen denkt, da ist Rükkehr oder Tod der Wahlspruch des Mannes von Charakter. Man wird darum wenige Völker finden, die nicht ihren Pelopidas, ihren Trasibul oder Coriolan gehabt hätten. Keines hatte deren mehrere zu fürchten, als Bern; einige seiner Verbannten glänzten in den Reihen der Republikaner; eine Amnestie, die sie alle zurükrufen würde, schien mir einer weisen Staatskunst angemessen zu seyn; ich theilte diese Idee jenem aufgeklärten Regierungsgliede mit. Derselbe schien meine Ansicht zu theilen; ich weiß, daß er Schritte dafür gethan und verlangt hat, die Revisionskommission soll endlich ihrem Auftrag ein Genüge leisten, und einen Bericht erstatten; man hat mir gesagt, was ich jedoch nicht behaupten kann, die Schritte, die er that, hätten ihm Vorwürfe zugezogen. Was waren dann das für Hoffnungen von Verbesserungen, die man in kritischen Augenbliken auf die Zeiten hin gab, wo das Ansehen der Regierung nicht mehr bedroht seyn würde, und die man verächtlich zurükwies, sobald die Herrscher sich sicher glaubten? Die Wahrheit ist, daß man in Bern stets geglaubt hat, die Bewegungen, welche Frankreich erschütterten, wären ihrem Ende nahe, und dieses Ende würde die Herstellung der alten Ordnung der Dinge seyn; daß man glaubte, die französische Regierung würde alsdann um so unbeschränkter und härter

seyn, als sie auf diesem Wege sich am besten würde erhalten können; und daß man daraus den Schluß zog, die Regierung könne unbedenklich, was sie versprochen hatte, vergessen, und die, so ihr jene Zusagen abgedrungen, würden ihr noch Dank schuldig seyn, wenn sie deßhalb nicht in Untersuchung und Strafe gezogen würden. Das stete und consequente Benehmen dieser Regierung und ihrer Agenten während aller Krisen der Revolution beweist die Richtigkeit meiner Behauptung. Wer sich daran erinnern und unpartheyisch sprechen will, wird gestehen müssen, daß ihr Ton stets der sichere Thermometer dessen war, was unter dem stürmischen Himmel vorgieng. Ehe noch die Neuigkeiten des Tages zu öffentlicher Kunde gelangt waren, konnte man, entweder aus dem zuvorzukommenden oder aus dem trozenden Benehmen der mehreren der Häupter und ihrer Vertrauten, die Nachtheile oder die Vortheile, welche die Coalition erlitten hatte, inne werden. Von einem entgegengesezten Benehmen wäre alles zu hoffen gewesen. Wenigstens würde dasselbe den Bernern eine erzwungene Maasnahme erspart haben, die mir, um eben dieses Verstandes willen, so unangenehm war, als dieselbe, wäre sie freywillig erfolgt, mir angenehm würde gewesen seyn; denn ein Schweizer, zu welcher Parthey er übrigens gehöre, kann gegen jede Demüthigung, die einer Schweizerregierung widerfährt, ihr Betragen mag seinen Beifall haben oder nicht, nie gleichgültig seyn. Bonaparte besiegte Italien, und Bern sah sich gezwungen, die Amnestie zu Gunsten seiner Verbannten auszusprechen.

Die Folgen des Krieges waren die entgegengesezten von denjenigen, welche die europäischen Mächte erwartet hatten. Frankreich, das im J. 1792 getheilt werden sollte, theilte im J. 1797 mehrere Staaten, zernichtete andere, schuf den nördlichen Theil Italiens überall um, und noch immer beredete man sich in Bern, die Schweiz werde unberührt bleiben. Venedig war verschwunden, die Republik Genua, die das mittägliche Frankreich zur Zeit des Mangels ernährt hatte, war in überall neue Verhältnisse versezt worden. Die Bernischen Abgeordneten, die sich damals in Paris befanden, erhielten Befehl, sich auf bestimmte Zeit aus Frankreich zu entfernen, der zur Schweiz gehörige Theil des Bisthums Basel ward von den Franzosen

besezt, und als endlich die Noten erschienen, die zur Insurrection aufforderten, da glaubte Bern, durch Abordnung einer neuen Commission in's Waadtland, das Ungewitter zu beschwören, gleich als hienge es von diesem Lande ab, Beschlüsse, die allen Anzeigen nach unwandelbar gefaßt waren, abzuändern. Obgleich ich von langem her und seit dem Anfange der französischen Revolution das Ungewitter erwartet hatte, so konnte ich es doch nicht ohne Besorgnisse anrüken sehen. Das Beispiel Frankreichs sollte uns zwar allerdings vor uns selbst warnen; aber wann ist die Erfahrung von den Menschen benuzt worden? Die Hoffnung des Friedens ließ unstreitig auch einen besseren Bestand der Staatseinrichtungen hoffen, und die grossen Krisen schienen vorüber zu seyn; die Berechnungen der Zukunft waren indeß immer durch die Ereignisse getäuscht erfunden worden, und die Klugheit mußte Mißtrauen gebieten. . . . Aber die Macht, gegen welche die Anstrengungen Europa's sich umsonst versucht hatten, verlangte eine Veränderung der Dinge in der Schweiz. Konnte diese sich derselben widersezen? Und wann sie es gekonnt hätte, kam es dann uns zu, die wir den ersten und den unvermeidlichen Verwüstungen des Gewitters preis gegeben waren, uns aufzuopfern? Und wofür? Für die Erhaltung einer Ordnung der Dinge, deren einziger Vortheil eine Ruhe gewesen war, die nicht länger beibehalten werden konnte; für die Vertheidigung einer Regierung, die uns unsrer Vorrechte beraubt und uns herabgewürdigt hatte. Im schlimmsten Falle änderten wir unser Joch, aber niemals konnte der Vortheil einer Vertheidigung, die Nachtheile, die sie für uns haben mußte, aufwiegen. Wann es für die bernischen Herrscher rathsam seyn konnte, unter den Trümmern ihrer Regierung zu Grunde zu gehen, so konnten wir um so weniger eben dieß thun, als dasjenige, was von ihnen verlangt ward, dahin zielte, uns zu geben, was wir nicht hatten; und gesezt auch, dieß war nur Vorwand, so würde es immer thöricht gewesen seyn, uns zu bewaffnen, um was uns angeboten ward auszuschlagen.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, oder ob mein Verstand durch Leidenschaft verblendet ist, aber das, was ich so eben gesagt habe, scheint mir so einleuchtend, daß ich nicht

begreife, wie es möglich war, auf den Beystand des den französischen Armeen von allen Seiten offenen Waadtlandes, für die Vertheidigung der Regierung von Bern Rechnung zu machen; und eben so wenig, wie man diesen Beistand, durch die Schritte, die man that, sich zu verschaffen hofte, und am allerwenigsten, wie man unserm redlichen und wakeren Volke es zum Vorwurfe machen kann, das es sich nicht für die Rettung von Herrschern aufopferte, deren Rettung unmöglich war, die eine solche Ergebenheit nicht verdient hatten, und deren damalige Schritte nur geringes Zutrauen einflössen konnten.

Die Umstände, in denen Bern sich befand, waren von dringender Art und sie erforderten einen schnellen Entschluß. Unterliegen oder nachgeben, von diesen zwei Dingen mußte die Stadt das eine ergreifen. Das Beispiel Sagunts war ein schönes Vorbild; aber unverdorbnere Völker als wir sind, haben es nur selten nachgeahmt, und sollte Bern, an verfeinerte Genüsse gewöhnt, zu dieser Nachahmung den erforderlichen Grad von Enthusiasm für die Erhaltung seiner Vorrechte besessen haben? In diesem Fall mußte man vorrüken, die noch wenig zahlreichen französischen Truppen von ihren Grenzen und aus Biel vertreiben, durch einen solchen ersten glüklichen Erfolg und durch diesen kühnen Schritt, den Muth der eigenen Angehörigen und der Bundesgenossen anfeuren: man würde auf diesem Weg die Schweiz endloser Verheerung preis gegeben haben, aber die Eidgenossenschaft wäre auf eine ihrer Altvordern würdige Weise gefallen. Gebot die Klugheit einen andern Weg? Dann konnte nur allein die Frage seyn: wie durch Nachgeben die günstigsten Bedingungen zu erhalten wären. Man wird aus der Erzählung der nachfolgenden Umstände ersehen, wie ich glaubte, daß man diesen Zwek hätte erreichen können. Im Januar 1798 ward ich in Lausanne zu den bernischen Commissarien geführt, von denen ich eben sprach. Die Unterredung fiel natürlich auf die Tagesereignisse. Die Erinnerung an das Benehmen der Franzosen nicht nur unter ihren Feinden, sondern in ihrem eigenen Lande und unter ihren Freunden, sagte man, sollte wohl bei der Erwartung eines Ueberfalls derselben, alle Se-

müther vereinigen. Man erwies mir die Ehre, mich zu fragen, was ich dazu ſage? und ich geſtund, daß, was man von den Franzoſen erzähle, ſich wenig eigne, um uns zu beruhigen; da ich aber in der Ueberzeugung ſtund, daß die Uebel, die man beſorgte, durch verſuchten Widerſtand nur vermehrt werden könnten, ſo war meine Meinung: jene Vereinigung lieſſe ſich unmöglich erwarten. Denn vorausgeſezt auch, was nicht der Fall ſeyn konnte, daß alle Einwohner des Waadtlandes die Ankunft der Franzoſen ungern geſehen hätten, wie konnte man glauben, es würde das Anrüken einer Armee, welche die beſten Truppen Europa's überwunden hatte, nicht durch den Schreken, den ſie einflößte, die Reden und die Handlungen umſtimmen? Als ich auf dieſe Weiſe mein Mißtrauen gegen jene Vereinigungsidee geäuſſert hatte, frug man mich: was ich dann glaube, daß man thun ſollte? Ich antwortete: jemand nach Paris ſenden, daſelbſt beſtimmt fragen, was man verlange, und ſich dann entſchlieſſen, dieſes zu thun; dabei jedoch immer nicht mehreres zugeben, als ſich unmöglich verweigern lieſſe. Einen Augenblik nachher, nahm ein ſehr verdienter Mann, der zugegen war, mich auf die Seite, und frug mich: ob ich nach Paris gehen würde, wann ich einen Antrag dazu erhielte? Ich erwiederte ihm: Ich hielte mich zu einer ſolchen Sendung nicht geeignet, einerſeits weil ich kein Berner wäre, und deßhalben die Regierung von Bern dasjenige Zutrauen nicht in mich ſezen könnte, welches eines ihrer Mitglieder ihr einflöſſen würde, andrerſeits weil ich in diplomatiſchen Unterhandlungen unbewandert wäre, und es gefährlich ſeyn möchte, einen Neuling in einem ſo ſchwierigen Geſchäfte zu brauchen. Auch würde ich, ſezte ich hinzu, im Falle ſeyn, mich an einen meiner dortigen Freunde mit Offenheit zu wenden, von dem ich wiſſe, daß er in Bern nicht gut angeſehen ſey, der aber zuverläſſig ſein möglichſtes thun würde, um uns nüzlich zu ſeyn, und der auf keinen Fall mein Zutrauen mißbrauchen würde, wenn er auch nicht überall meine Geſinnungen theilen ſollte. Damit endigte ſich die Unterredung, und was ich ſeither hörte, hat mich in der Meinung beſtärkt, daß ein ſolcher Schritt, die Schweiz wo nicht gerettet, doch wahrſcheinlich vor manchem Uebel bewahrt

haben würde. Der Erfolg der bernischen Abordnung im Spätjahr 1797 kann nicht das Gegentheil beweisen, weil dieselbe ganz andere Instructionen hätte.

In grossen Gefahren sind die halben Maaßnahmen immer die schlimmsten, und zu einer solchen nahm man damals seine Zuflucht. Man wollte erst einen Versuch machen, um die Stimmung des Landes kennen zu lernen. Die zu Lausanne befindliche Standescommission verlangte die Erneuerung des Eides der Treue gegen Bern, als ob ein neuer Eid mehr Verbindlichkeit haben würde, denn der alte hatte. Diese Eidesleistung, die ein Signal der Eintracht seyn sollte, ward im Gegentheil dasjenige einer offenen Trennung. Die einen sahen darin etwas sehr einfaches, und waren bereit den verlangten Eid zu leisten; andere erblikten darin ein übelangebrachtes Mißtrauen, das sie nun auch ihrerseits erwiederten; einige nahmen in jener Maaßregel, das Bedürfniß den Volkswillen zur Stüze zu haben, wahr, und schlossen daraus auf die Ohnmacht der Regierung; mehrere glaubten — an eine geheime Absicht, um die vorhabende Eidesleistung als einen freywilligen Unterwerfungsact für die Rechtfertigung gewaltthätiger Auftritte zu gebrauchen. So ward aus der bisher schwankenden Unruhe, eine vollkommene Gährung; eine ansehnliche Zahl Bürger verweigerte laut die Beschwörung des Eides, die Zwietracht war vorhanden, und von diesem Augenblik an zählt sich die Auflösung der bernischen Herrschaft über das Waadtland: es war der 10. Jenner 1798.

Alles befand sich in jenen Tagen in ununterbrochener Bewegung; in allen Städten bildeten sich Clubbs, die Köpfe erhizten sich, die Insurrektion ward organisirt, und wir eilten schnellen Schrittes der Anarchie zu. Ich glaubte, nicht unthätig bleiben zu dürfen; wenn derjenige, dem an der Erhaltung der Ordnung gelegen ist, sich bei entstehenden Unruhen zurükzieht, wenn er nicht trachtet, ihnen einen Damm entgegenzusezen: ist er alsdann berechtigt zu klagen, insofern jene um sich greifen und alles umwälzen? Ich raffte meine geringe Thätigkeit zusammen, und besuchte die Gesellschaften in Morsee. Alles, sagte ich, kündigt uns große Veränderungen an; wann uns daran gelegen ist, die Stöße zu vermeiden, die mit

so furchtbaren Begebenheiten verbunden sind, so müssen wir uns hüten, die Bande, welche uns an die bestehende Gewalt anknüpfen, früher aufzulösen, als jene vorhanden seyn wird, die an ihre Stelle treten soll. Das nämliche sagte ich unsern Munizipalräthen. — Die Gährung stieg indeß mit jedem Tag höher; die Clubbs der Städte, welche den Namen Comités angenommen hatten, führten unter einander eine sehr lebhafte Correspondenz; die Regierung, da sie nicht wagte dieselben aufzulösen, that als nähme sie solches nicht wahr. Es dauerte nicht lange, so ward sie durch den ihren Militair-Anstalten von jenen geleisteten Widerstand genöthigt, gewißermaßen mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und sie anzuerkennen, was nicht weniger hieß, als dasjenige thun, was sie begehrten. Eine solche Regierung der Comité's erinnerte zu lebhaft an jene furchtbare Gesellschaft, die Frankreich beherrscht hatte, um nicht Schreken zu erweken. Einige Personen waren daher der Meinung, man sollte, anstatt dem Zufall oder der Ueberspannung die Wahl der Männer zu überlassen, welche im Augenblik der Auflösung der Regierung die öffentlichen Geschäfte besorgen würden, die Sache dahin einzuleiten trachten, daß die Munizipalräthe die Gewalt an sich zögen; diese ernannten deßnahen auch an mehreren Orten eine Commißion, welche den Auftrag hatte, für alles dasjenige zu sorgen, was sie den Umständen angemessen erachtete. Es schien diese Maasregel um so nothwendiger, als man vernahm, daß ein angeblicher französischer Agent, ein unbekannter Mann, den das Direktorium bald nachher in Verhaft sezen ließ, das Volk zu erhizen, und Versammlungen von Leuten, die wenig oder nichts verlieren konnten, zu veranstalten suchte, so daß bereits an die französische Regierung gerichtete Bittschriften insgeheim herumgeboten wurden. Man mag hieraus auf die damals herrschende Verwirrung schließen. Unsere Munizipal-Commißionen zogen noch andere Bürger zu sich, die Gewalt der Clubbs ward ihnen untergeordnet, und die öffentliche Sicherheit blieb gehandhabt. Der Ruf, in den man die Stadt Morsee zu bringen suchte, als wäre sie der Brennpunkt der überspanntesten revolutionairen Grundsäze gewesen, nöthigt mich, die Bemerkung zu machen, daß wenige Städte in jener Zeit einen ge-

messeneren Gang befolgt haben, wozu unstreitig der damalige Landvogt nicht unwesentlich beitrug. Durch das Zutrauen, das er seinen Angehörigen schenkte, hatte er sich hinwieder das ihrige erworben, und, wann es ihm unter schwierigen Zeitumständen nicht gelang, die Ereignisse zu lenken, so darf diß der colossen Uebermacht, die sich auf der einen, und der schwankenden Ungewißheit, die sich auf der andern Seite fanden, nur allein zugerechnet werden.

Ich war Mitglied der Commission des Stadtrathes von Morsee, als mir plözlich einer der Comité's des Landes die Nachricht sandte, daß die Berner Truppen nach der Grenze des Pays de Gex marschiren lassen, wodurch unsere Landschaft unvermeidlich zum Kriegsschauplaz werden würde. Dieses Comité verlangte, man solle den auf der Grenze kommandirenden französischen General einladen, den Bernern zuvorzukommen, um uns zu schüzen. Ich antwortete: es wäre keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die französische Regierung in den schweizerischen Regierungen solche Veränderungen vornehmen wolle, die sie ihrem eigenen Interesse zuträglich erachte; wir, in unserm kleinen Wirkungskreise, müßten uns darauf beschränken, so viel es sich thun liesse, Schaden abzuwenden, und aus den Zeitumständen den möglichsten Vortheil zu ziehen. In dieser doppelten Absicht müßten wir freilich alle feindlichen Rüstungen, durch welche die Franzosen als Feinde unsern Boden zu betreten bewogen werden könnten, zu verhüten suchen; aber wir müßten nicht minder vermeiden, sie als Freunde zu rufen, damit uns nicht etwa des Gärtners Schikfal in der Fabel: der Gärtner und sein Herr, zu Theil werde. Was wir also zu thun hätten, bestünde darin: das Interesse, welches Frankreich uns bezeugt, zu benuzen, um einerseits die Berner zu den Veränderungen, welche sowohl Frankreich als uns zuträglich seyn möchten, und andrerseits den französischen General zu Schonung unseres Landes zu bewegen und ihn zu vermögen, sich allein auf Bedrohung, welche kräftiger als selbst die Vollziehung der Drohung seyn würde, zu beschränken. Obgleich meine Vorstellungen für den Augenblik den gewünschten Erfolg hatten, so war dennoch mit Grund zu fürchten, es möchte irgend eine der übrigen dieser neu gebildeten und zerstreuten Behörden, sich durch

den Einfluß eines furchtsamen oder unüberlegten Mannes verleiten lassen, den Schritt zu thun, der izt war abgewandt worden. Auch mußte es in einem Augenblik, wo die Obergewalt, welche alle andere zusammenhalten soll, ihren Einfluß verlohren hatte, und sich ihrer Auflösung näherte, wichtig seyn, eine andere, durch welche jene ersezt würde, bereit zu halten. Die Nothwendigkeit hievon ward ziemlich allgemein gefühlt, und mehrere der öffentlichen Behörden trafen mit einander Abrede, um Deputirte nach Lausanne zu senden, und daselbst einen Mittelpunkt der Correspondenz mit den verschiedenen Comité's, mit der bernischen Commission, die sich noch dort aufhielt, und mit der französischen Behörde, die auf der Grenze stand, zu bilden.

Diese Vereinigung, die unter dem Namen des Centralausschusses der Kern der provisorischen Versammlung der Stellvertreter des Waadtlandes war, und die während einer kurzen Zeit die souveraine Gewalt ausübte, bestund anfangs nur aus 13 Abgeordneten. Mit mehr Gewandtheit und mit weniger Steife hätte Bern diese Männer, die das Zutrauen ihrer Mitbürger besassen, zu seinem Vortheile benuzen können; es lag keineswegs in ihren Absichten, sich von der übrigen Schweiz loszureißen; ihr Bestreben gieng allein dahin, daß man sich über die gemeinsamen Interessen Aller verständigen möge; wäre dieß geschehen, so hofften sie, könnte man alsdann den Einmarsch französischer Truppen verhüten. Unglüklicherweise war durch alle bisherigen Ereignisse das Vorurtheil noch nicht ausgerottet: daß wir zum Gehorchen und die Berner allein zum Herrschen geboren wären; es schien, man wolle lieber zu Grund gehen, als uns für irgend ein anderes Verhältniß, als dasjenige der Unterthanen, tauglich achten.

Die schweizerische Tagsazung war zu Arau versammelt; die Eidgenossen hatten ihren Eidschwur erneuert; aber es war nicht mehr der Eid, den jene freien Hirten, die Stifter des Bundes, im Grütli geschworen hatten, es war der Eid adlicher und mächtiger Herrscher, die den Zusammensturz des entarteten Bundes zu sehen bestimmt waren. Entrüstet über das Beginnen von Unterthanen, die die Grundsäze des Bundes anrufen wollten, hatten sie eines ihrer Mitglieder an die in Lau-

sammne befindliche bernische Commission abgeordnet. Dieser Deputirte der Tagsatzung bedrohte den so eben gebildeten Centralausschuß mit dem Unwillen aller eidgenössischen Stände; der Ausschuß antwortete mit edler Festigkeit, er blieb auf seinem Posten und die bernische Commission reiste ab. Mit ihr verschwand die Oberherrschaft der Berner über das Waadtland, der General und die Landvögte, die noch zurükblieben, erhielten sich nur wenige Tage noch in ungewisser Haltung, und ohne ihr Ansehen weiter handhaben zu können. Der Centralausschuß war, wie man es vorgesehen hatte, glüklicherweise da, um jedes Bruchstük der Gewalt, so wie es den Händen, die es so lange gehalten hatten, entfiel — aufzugreifen. In jenen ersten Augenbliken ward der Präsident nur für zwey Tage gewählt; während ich die Stelle bekleidete, wurden zwey wichtige Gegenstände, durchaus den Grundsätzen gemäß, die ich oben entwikelt habe, entschieden. Man machte dem französischen General, der sich auf der Grenze befand, die Anzeige von der Organisation des Ausschusses, der vermöge seiner Zusammensezung ausschließlich berechtigt wäre, im Namen des Landes zu sprechen; man lud ihn demnach ein, auf kein Begehren Acht zu haben, das auf einem andern Wege an ihn gelangen möchte; dadurch hoffte man jede Beirufung französischer Truppen zu verhindern. Es wurden alsdann zwey Abgeordnete nach Bern ernannt, mit der Instruction, die Nothwendigkeit der verlangten Veränderungen vorzustellen und den entschiedenen Wunsch des Landes auszudrüken, mit der Schweiz und mit Bern vereint zu bleiben. Der eine dieser Deputirten reiste sogleich ab, ich sollte ihm am nächsten Tage nachfolgen, als ich bei meiner Rükkunft von Morsee, in Lausanne die Proclamation des französischen Generals fand. Diese war ein elektrischer Schlag für das ganze Land; sogleich ward überall die Souverainetät des Cantons ausgerufen und die Kokarde Tell's aufgepflanzt. Dadurch ward meine Abreise gehindert und mein College mußte zurükkehren.

(Die Fortsezung folgt.)

Drukfehler in den diplomat. Verhältnissen zwischen Frankreich und der Schweiz. Annalen 1805. St. 1. Nro. V. S. 53 Z. 23. st. des l. der. S. 54. Z. 7. st. der Stände l. den Ständen. Z. 8. st. von weitem der l. von weit aus den. S. 56. Z. 5. von unten l. Kenntniß der Lage. S. 57. Z. 13. von unten st. erzwingren l. erzeugten. S. 85. Z. 11. l. der aristokratischen Cantone. S. 59. Z. 5. von unten st. diesen l. dieselbe. S. 61. Z. 17 und 19 st. es l. er.

Europäische Annalen

Jahrgang 1805

Zweiter Band

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1805.

I.

Bemerkungen über das Verfahren mehrerer Reichsfürsten gegen die Reichsritterschaft.

Die Absicht des Verfahrens mehrerer Reichsfürsten gegen die Reichsritterschaft ging offenbar dahin, diese in den Strudel der Landeshoheit zu ziehen. Diese Absicht hat ihre Lobredner und Tadler gefunden, je nachdem man das Interesse der Reichsfürsten oder der Reichsritterschaft umfaßte. Lobredner sowohl als Tadler begiengen aber den Fehler, das, was seiner Natur nach niemals etwas anderes seyn konnte, als ein Act der Politik, als einen Act des Rechts zu nehmen. Daher die Menge der schiefen Urtheile, welche über diese Angelegenheit gefället sind; Urtheile, deren Berichtigung der Zwek des vorliegenden Aufsazes ist.

Was die Reichsfürsten am meisten zu ihrem Verfahren gegen die Reichsritterschaft verführte, war, wenn wir aufrichtig seyn dürfen, das Beispiel, welches das Haus Oesterreich in früheren, das Haus Preussen in späteren Zeiten gegeben hatte. Sie hätten sich aber hierdurch nicht verführen lassen sollen; dasselbe ist nicht Allen erlaubt. Wenn Oesterreich und Preussen die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in denjenigen Ländern aufhoben, wo sie dieselbe vorfanden; so thaten sie dies nie als Reichsstände, sondern als souveraine Mächte. Als Reichsstände hätten sie die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft respektiren müssen, und wären sie nichts weiter gewesen, denn Reichsstände, so würden sie dieselbe auch respektirt haben. Als souveraine d. h. von allen Reichsbündnissen unabhängige Mächte konnten sie die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in den ihnen anheim fallenden Reichslanden nicht respektiren, ohne dem größ-

ten Vortheile zu entsagen, welchen der Umfang ihrer Länder und die daraus hervorgehende grössere Macht mit sich führte. Was Oesterreich und Preussen thaten, das konnte also den übrigen Reichsfürsten, insofern sie sich durch die Reichsunmittelbarkeit der Reichsritterschaft in der Ausübung ihrer Landeshoheit beengt fühlten, nur dann zum Muster dienen, wenn sie sich in derselben Lage befanden, welches durchaus nicht der Fall war.

Der deutsche Staatskörper verträgt sich nicht mit der Souverainetät. Man kann dies nicht oft genug wiederholen, da es eine Wahrheit ist, die von den meisten Publizisten verkannt wird. Alles was Souverainetät in Beziehung auf diesen Staatskörper genannt werden kann, ist in der Verfassung enthalten, deren erster und eigenthümlicher Zwek Aufhebung und Vernichtung aller partiellen Souverainetät ist. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit des deutschen Staatskörpers nun tritt das Recht immer und ewig an die Stelle der Politik. Nie kann davon die Rede seyn, ob eine andere Verfassung der bestehenden vorzuziehen sey, oder nicht; diese Frage ist durch die Verfassung beseitigt. Nicht die Richtigkeit der Ideen, sondern das Recht soll vorwalten, und jedes Mitglied des Fürstenbundes seine Existenz nur insofern gesichert sehen, als es die Existenz aller übrigen Mitglieder achter. In wiefern die eigentliche Schwäche des deutschen Reiches hieraus hervorgeht, ist eine Frage, welche längst entschieden seyn sollte, und gewiß auch längst entschieden seyn würde, wenn es einem solchen Staatskörper, wie der deutsche einmal ist, möglich wäre, seine eigene Schwerkraft zu überwinden. Indem man zugleich das Bedürfniß der Souverainetät und die Unmöglichkeit derselben fühlte, suchte man die Einheit der Intelligenz durch die Einheit des Willens zu ersezen; und so entstanden die verschiedenen Ideen von einem Fürstenbund, welche nie realisirt werden konnten, und selbst in dem Gefühl ihrer Verfasser so sehr pia de-

sideria blieben, daß, wenn die Deduktion mit Adam angefangen hatte, das Schlußkapitel mit einem Stoßgebet endigte; Produkte, bei welchen es ungewiß bleibt, ob man sie mehr in ihrer Treuherzigkeit oder in ihrem Unverstande bewundern soll.

Indem nun jede Landeshoheit sich innerhalb der Schranken der Constitution bewegt, versteht es sich ganz von selbst, daß ihr das Recht genommen ist, dasjenige zu verändern, was die Constitution unter ihren Schuz genommen hat. Wie sehr sie auch mit einem oder dem andern Mitstand kollidiren mag, so darf sie sich doch niemals unterfangen, diese Collision aufheben zu wollen; alles, was ihr erlaubt ist, besteht in Ausgleichung und zwar in einer solchen Ausgleichung, daß die Existenz des Mitstandes gesichert bleibt. Will sie über diese Gränze hinaus, so wird sie eine Verrätherin an der Constitution, und ihre eigene Existenz kann nur insofern garantirt bleiben, als sie die Kraft hat, dieselbe gegen die Macht des ganzen Reiches zu vertheidigen. Ich sage hiemit durchaus nicht, daß diese Einrichtung gut und löblich sey, ich sage damit nur, daß diese Einrichtung einmal vorhanden ist, und das Wesen des deutschen Staatskörpers ausmacht. Mag also immerhin die Reichsritterschaft weder gut noch nüzlich seyn, mag ihre Existenz sogar dazu beitragen, daß es im deutschen Reiche um so schlimmer hergeht: dies alles verschlägt nichts, sobald von der Rechtmäßigkeit ihrer Existenz die Rede ist, welche, vermöge der Natur des deutschen Staatskörpers, von allen denjenigen anerkannt werden muß, welche nichts weiter sind, als Mitstände, und folglich nicht das Recht haben, die Existenz eines Mitstandes zu bedrohen. Etwas ganz anderes ist Politik und etwas ganz anderes ist Recht. Die Politik, welche ihrem Wesen nach nichts weiter ist, als die Poesie des Rechts, kann vieles verabscheuen und verdammen, was das Recht achten und erhalten muß; und

da wo der gesellschaftliche Zustand einmal von der Art ist, daß er die Politik ausschließet, giebt es kein anderes Heil, als Unterwerfung unter Verträge, was auch daraus entstehen mag. Dies ist aber durchaus der Fall im deutschen Reiche.

Wenn von dem Verfahren des deutschen Kaisers in Beziehung auf die Reichsritterschaft die Rede ist, so muß man in seiner Person den Souverän sehr wohl von dem Kaiser unterscheiden. Als Souverän muß er auf die Einheit der Regierung dringen; und damit hängt aufs engste zusammen, daß er in seinem Erblande keine andere Souverainetät duldet, sollte sie auch nur in der Reichsunmittelbarkeit bestehen. Als Kaiser bildet er blos eine beschützende Macht, und damit hängt eben so eng zusammen, daß ihm die Verfassung des Reichs über alles geht. Der Erzherzog von Oesterreich (gegenwärtige östreichische Kaiser) und der deutsche Kaiser sind in einer und derselben Person enthalten; allein die Funktionen dieser Person, insofern sie als Staatschef oder als deutscher Kaiser operirt, sind wesentlich verschieden, ja sie sind einander auf das allerbestimmteste entgegengesezt. Als Staatschef darf sie nicht zugeben, daß sich eine Souverainetät neben der ihrigen constituire, oder, im Fall sie bereits constituirt sey, behaupte; als deutscher Kaiser muß sie aller Souverainetät entgegenwirken, weil die deutsche Kaiserwürde wesentlich darauf beruht, daß es in Deutschland keine Souverainetät gebe, die nicht in der Verfassung enthalten ist. Hieraus erklärt sich das widersprechende Verfahren des österreichischen Staatschefs in Beziehung auf die Reichsritterschaft in seinen Erblanden und im deutschen Reiche. Im Jahre 1764 wurde die Reichsunmittelbarkeit der Herrschaft Asch aufgehoben, weil sie der Souverainetät des Königs von Böhmen entgegenstrebte. Im Jahr 1804 erschien ein Conservatorium zur Begünstigung der Reichsritterschaft im deutschen Reiche. Hatte der österreichische Staatschef,

oder vielmehr die österreichische Regierung früheren Maximen entsagt? Keinesweges. Im Jahre 1764 handelt sie dem einen, im Jahre 1804 dem anderen Interesse gemäs, ohne im mindesten mit sich selbst in Widerspruch zu stehen. Verschieden von der Beziehung, worin sie als Regierung gegen Regierte oder Unterthanen stand, war die, worin sie als Beschüzerin gegen die Constitution des deutschen Reiches stand. Das Conservatorium gieng so bestimmt aus dem Wesen eines deutschen Kaisers hervor, daß die österreichische Regierung, wenn sie nicht damit aufgetreten wäre, geradezu der Kaiser-Würde entsagt haben würde. Beschränkte sich die Macht des österreichischen Staats-Chefs auf den Besiz des Erzherzogthums Oesterreich, so würde eine solche Collision nie statt finden; dann aber würde auch der Erzherzog von Oesterreich, (oder der österreichische Kaiser) nicht deutscher Kaiser seyn. Die Collision ist dadurch hervorgebracht, daß der österreichische Staats-Chef zu gleicher Zeit König von Ungarn und Böhmen ist, wodurch er zu gleicher Zeit Souverän und deutscher Kaiser wird.

Auf dieselbe Weise hat Preussen die Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft in Franken nicht als Churfürst von Brandenburg, sondern als König von Preussen aufgehoben. In der ersteren Eigenschaft hätte es die Reichsunmittelbarkeit ewig respektiren müssen; in der lezten Eigenschaft konnte es das längere Daseyn der Reichsritterschaft nicht gestatten, ohne an seiner eigenen Macht zum Verräther zu werden. Die Art und Weise, wie es sich bei der Auflösung der Reichsritterschaft in seinem Antheil von Franken genommen hat, ist in jeder Hinsicht so lobenswerth, daß sie in den Annalen der Organisations-Kunst aufbehalten zu werden verdient. Nichts konnte entscheiden als die Gewalt; allein indem die preussische Regierung die Gewalt, einen einzigen Fall ausgenommen, im Hintergrunde erhielt, verwandelte sie das Zerstörungsgeschäft in einen Akt der Ausgleichung, wobei

der ganze Schein des Rechtes beibehalten wurde, und alles ruhig von statten gieng. Wenn damals kein Conservatorium erschien, so lag der Grund theils in dem sehr gemäßigten Verfahren der preussischen Regierung, theils in dem Umstande, daß der König von Preussen die Macht hatte, das einmal angefangene Werk zu vollenden, d. h. darin, daß er das Werk durchaus nicht als Churfürst unternahm. Da alles von der Macht ausgeht, so kann man sich auch nur durch die Macht das Recht erwerben, als Schöpfer zu handeln. Unter einer Constitution befangen, muß man sich den Aussprüchen derselben unterwerfen.

Da das rasche Verfahren so wohl des Churfürsten von Pfalzbaiern als der übrigen Fürsten, welche der Reichs-Ritterschaft den Krieg ankündigten, zu keinem erwünschten Resultate führte, so ist es nicht überflüssig, die Frage aufzuwerfen: Aus welchem Gesichtspunkte die beiden vermittelnden Mächte (Frankreich und Rußland) diese Angelegenheit betrachtet haben müssen?

Der Angriff auf die Reichsritterschaft war eine Folge des Entschädigungswerkes, welches im Jahre 1802 seinen Anfang nahm. Es lag in der Natur der Sache, daß dies Werk nur auf Kosten bedeutender Reichsstände zu Stande gebracht werden konnte; allein, da wir in Zeiten leben, wo die Theokratie überflüssiger zu werden beginnt, so würde jede Begünstigung derselben bei dem Entschädigungswerke unverantwortlich gewesen seyn. Auf Kosten der Kirche sollten also einzelne Reichsfürsten wieder erhalten, was sie auf dem linken Rheinufer durch den Revolutionskrieg verloren hatten. Alles, was nicht zur Kirche gehörte, sollte so viel als möglich unangetastet bleiben; und so lag es durchaus nicht in dem Geiste des Reichsdeputations-Recesses, daß die Reichsritterschaft in ihren Vorrechten gekränkt werden sollte. Sobald demnach einzelne Reichsfürsten diese Kränkung versuchten, mußten die vermittelnden Mächte sich der Reichsritter-

schaft annehmen; denn nie war es die Idee dieser Mächte gewesen, daß der Rechtszustand in Deutschland durch das Entschädigungswerk mehr aufgehoben werden sollte, als gerade nöthig war. Was konnte Deutschland überhaupt durch die Aufhebung der Unmittelbarkeit der Reichsritterschaft gewinnen? Vielleicht das eine und das andere für die Moralität seiner Bewohner durch eine bessere Polizei in dem Innern eines jeden einzelnen Landes; aber durchaus nichts für seine politische Kraft, welche in eben dem Maaße schwächer wurde, als die einzelnen Landeshoheiten sich consolidirten; denn die nothwendige Folge dieser Consolidation mußte immer Trennung des einen Deutschen von dem anderen seyn, und zulezt nothwendig zu Revolutionen in Deutschland führen. Nicht als hätten die vermittelnden Mächte hierüber tiefsinnige Betrachtungen angestellt. Dies war durchaus nicht nöthig, um zu begreifen, daß unstatthafte Eingriffe, so oft sie geschehen, viel weiter führen, als sie anfänglich berechnet waren, die vermittelnden Mächte wollten nur, daß das Entschädigungswerk nicht über die Gränze hinaus getrieben werden sollte, welche einmal gesteckt war; oder mit andern Worten, daß der Rechtszustand in Deutschland durch das Entschädigungswerk so wenig als möglich aufgehoben würde. Alles Uebrige stellten sie den beiden grossen Monarchien anheim, zwischen welchen Deutschland eingeklemmt ist. Da diese denjenigen Grad von Macht besizen, welcher zur Politik berechtigt und ein neues Organisationsgeschäft gedeihlich macht, so werden sie von den vermittelnden Mächten, als Garants der gegenwärtigen Verfassung, nie verhindert werden, über die Wohlthätigkeit oder Schädlichkeit der Reichsritterschaft nach eigener Einsicht zu urtheilen und zu verfahren. Dagegen werden die bloßen Reichsfürsten nie ihren Zwek erreichen; wenigstens nicht auf dem Wege der Gewalt, weil ihre Macht allzuprecär ist, um einen neuen Rechtszustand zu begründen und zu vertheidigen, als worin das Wesen der

wahren Politik besteht, in sofern sie sich auf innere Verhältnisse bezieht.

II.

Lage von Egypten zu Ende des Septembermonats 1804, mit einer kurzen Darstellung aller, seit der Entfernung der französischen Armee sich in diesem Lande zugetragenen Begebenheiten.

(Aus dem französischen Amtsblatte vom 28sten März 1805, welches diese Darstellung wiederum aus einer unter obigen Titel zu Paris erschienenen Flugschrift entlehnte.)

Die Wichtigkeit Egyptens, das wegen seines hohen Alterthums, wegen der mannigfaltigen Künste, die daselbst geblüht haben, wegen der wunderbaren Eigenschaften des Stromes, dem es sein Daseyn verdankt, und besonders wegen der unsterblichen Unternehmung des Helden unsres Jahrhunderts, so denkwürdig ist, muß nothwendig Europa aufmerksam auf sein gegenwärtiges und neugierig in Hinsicht auf sein künftiges Schiksal machen. Nachdem die französische Armee dessen abscheuliche, aber durch Herkommen geheiligte, Regierung gestürzt hatte, konnte und wollte sie durch Wiederherstellung und Aufklärung dieses schönen Landes sich ein Verdienst erwerben. Indessen wollte ihm das Schiksal den Krieg mit allen seinen Greueln, aber sein Glük blos im Werden, zeigen. Schon begann die französische Armee ihre Zusage gegen Egypten zu erfüllen, als unsre unruhigen und eifersüchtigen Gegner, vom Zufall und ihrer Seemacht begünstigt, alle Hoffnungen des zu einer höhern Bestimmung berufenen Volks scheitern machten. Diese Insulaner, deren Schriften und Reden Philosophie und Menschenliebe athmen, fürchteten für ihren Gewürzhandel, diese ephemere Quelle ihrer Reichthümer. Sie boten ungewöhnliche Mittel auf, um Egypten in das Chaos der Barbarey zurükzustürzen, und durch Verwirrungen und endlose Bürger-

Kriege seinen Ruin zu vollenden. Man darf ohne Scheu behaupten, daß die Engländer Egypten nicht nur der Unwissenheit und Barbarey auf's neue überliefert, sondern seine Leiden verlängert, und das Feuer, an dem es sich verzehrte, heimlich geschürt haben, indem durch sie alle jene Partheien gediehen, die sein Innres zerfleischten. Es schien, als wollten sie dieses mit ihren schönen Besizungen in Indien zusammengrenzende Land durch Elend und Verheerung zum Gegenbilde derselben machen. Eine zusammenhängende gedrungene Erzählung der Ereignisse wird den überzeugendsten Beweiß von ihren machiavellistischen Staatskünsten an die Hand geben. Nach dem Abzuge der Armee des Orients, kehrte die englische, aus Indien gekommene Armee über Suez dahin zurük. Die aus England angelangte blieb zur Besazung in Alexandria zurük, bis das dringende Anhalten der Pforte die brittische Regierung bestimmte, sie zurükzuziehen. Die englischen Generale suchten, während ihres Aufenthalts zu Alexandrien, das Feuer der Zwietracht zwischen den Türken und Mameluken, troz der Miene von Beschüzern, die sie sich gegen die Leztern gaben, zu unterhalten. Die Pforte wußte, daß sie an den Beys, wofern diese ihr Uebergewicht in Egypten behaupteten, furchtbare Feinde hätte, die ihr Ansehen entkräften würden. Sie ertheilte daher ihrem Admiral den Auftrag, alle nur irgend möglichen Mittel anzuwenden, um sich ihrer zu entledigen. Sogleich spann der Kapudan-Pascha ein geheimes Verständniß wider sie an, welches nothwendig den Engländern bekannt geworden seyn mußte, indem sie es waren, die den Beys ihre Sicherheit verbürgt und sie vermocht hatten, sich mit Zutrauen in das Lager der Muselmänner zu begeben. Sie waren von dem Anschlage unterrichtet, und der Erfolg bewieß, daß alle Maaßregeln so genommen waren, daß man im Augenblike den Mameluken zu Hülfe kommen konnte; aber sie wollten das Complot losbrechen lassen, um eine Aussöhnung zwischen beiden Theilen unmöglich zu machen, und unter der Maske der Redlichkeit sich die Ehre des Schuzes zuzueignen, den sie den Beys angedeihen ließen, um sie gänzlich für ihre Parthei zu gewinnen. Verständige Leute versicherten sogar, daß sie die ersten Anstifter der Verrätherei gewesen seyen, über die sie nachher auf-

gebracht schienen. Wie dem auch sey, so lagen die türkischen Schiffe auf der Rhede von Aboukir vor Anker. Der Kapudan-Pascha befand sich zu Lande im Lager der Türken, das jenem der Mameluken zunächst stand: er lud die Beys und die Kachefs zu einem Mahle an Bord seines Schiffes ein. Die angesehensten waren Osman-Bey-Tambourgi, ein muthvoller Krieger, und Osman-Bey-Bardissi: im Vertrauen auf den Schuz der Engländer begaben sie sich in dem Boote des Kapudan-Pascha dahin. Kaum war dieser zur See, so wurde er unter dem Vorwande dringender Angelegenheiten an's Land gerufen, und schiffte sich aus, wobei er den Beys sagte, daß sie seiner am Borde warten sollten, und daß er sie einzuholen eilen würde. Aber kaum fanden sich diese in Schußweite von dem türkischen Schiffe, als sie viele Bewaffnete ansichtig wurden, und über das Umwenden des Kapudan-Pascha unruhig zu werden anfiengen. Im Augenblike, wo sie an das Land zurükkehren wollten, erfolgte aus dem Schiffe eine Abfeurung aus kleinem Gewehr. Osman-Bey-Tambourgi wurde dadurch getödtet, und Osman-Bey-Bardissi verwundet. Dieser und Soliman-Hachef vertheidigten sich mit grosser Tapferkeit gegen die Türken. Endlich wurden sie nebst ihrem Gefolge, zusammen dreißig Mann, gefangen genommen. Wenige Augenblike nachher rükten die Engländer in Schlachtordnung an, zeigten sich vor dem Zelte des Kapudan-Pascha, und forderten ihn auf, ihnen die gefangenen Mameluken auszuliefern. Der Admiral sah sich hiezu gezwungen, nachdem er sie für die Nichtbefolgung der Befehle seiner Regierung verantwortlich gemacht hatte. Die befreiten Beys wurden von den Engländern mit allen Merkmahlen der Achtung behandelt. Sie fertigten nun sogleich Befehle aus, damit diejenigen ihrer Anhänger, die sich in Ober-Egypten befanden, sich mit ihrem unweit Damanhour stehenden Lager vereinigen sollten. Sie erhielten von den Engländern Geld, Zelte, Kriegsvorrath jeder Gattung, und wurden durch ihren Vorschub in Stand gesezt, den Muselmännern, ihren nunmehr unversöhnlichen Feinden, die Spize zu bieten. Dieß ist die Quelle des tief eingewurzelten Hasses, der unter ihnen vorwaltet. Ein unaufhörlicher Krieg vergrösserte ihn noch, und man kann, wenn man die einen und die

andern gesehen hat, nicht zweifeln, daß, so lange es Mameluken geben wird, niemals zwischen ihnen und den Osmanlis eine aufrichtige Aussöhnung statt finden wird. Schon der bloße Name der leztern macht sie vor Abscheu und Wuth zittern.

In drey Treffen, welche die Mameluken, ohngefähr 1500 Mann stark, den Türken um diese Zeit lieferten, trieben sie 8000 der leztern auf. Da sie indessen sahen, daß sie der überlegenen Macht, die Mehemed-Pascha, Vicekönig von Aegypten, in der Hauptstadt beisammen hatte, in die Länge nicht würden widerstehen können, so zogen sie sich nach Ober-Aegypten zurük. Die Engländer wandten jezt alles bei der Pforte an, um den Beys den Besiz von Aegypten auszuwirken. Der General Stuart betrieb selbst, nach seiner Abreise von Alexandrien, dieß Geschäft in Konstantinopel. Um dem Einfluß der Britten in Aegypten desto sichrer zu stellen, und sich für immer den Zank-Apfel vorzubehalten, den man bei dem ersten Anlasse auszuwerfen gedachte, beschlossen die Engländer, sich eines der Beys zu bemächtigen. Nach dem Tode des Murad-Bey, dem alle Mameluken unbedingt gehorcht hatten, vertheilten sich diese unter mehrere Anführer, vereinigten sich aber am Ende unter den Befehlen von Osman-Bey-Bardissi und von Mehemed-Bey-Elfi, welches ehemalige Sclaven von Murad-Bey und von ihm selbst zu Sangiaks erhoben waren. Bardissi stand wegen seiner grossen Tapferkeit und seiner bewundernswürdigen Gewandtheit in Leibesübungen im Rufe. Elfi war minder beherzt, vereinigte hingegen mehr Mameluken unter seinen Befehlen, weil er sehr reich war und ungleich mehr Dörfer inne hatte. Diese beyden Sangiaks waren seit langer Zeit Feinde. Man behauptet sogar, daß sie während eines ernsthaften Wortwechsels einander herausgefodert, aber den Zweikampf auf die Zeit ausgesezt hätten, wenn sie sich würden Meister von Kairo machen können, wobei sie angeblich die Uebereinkunft getroffen haben, daß der erste, welcher daselbst einrükt, es sogleich verlassen und sich mit dem andern schlagen, die Schäze des Besiegten aber dem Sieger als Erben heimfallen sollten. Die eigentliche Ursache ihrer Zwistigkeiten lag in ihren gemein-

schaftlichen Ansprüchen auf die Witwe von Murad-Bey, Vetti Neffisé. Diese Dame vermochte sehr viel über die Gemüther der sämmtlichen Mameluken. Beyde Nebenbuhler warben um ihre Hand, und keiner von beyden wollte sie abtreten. Man weiß, daß bei dieser Art ehelicher Verbindungen die Neigung des schwächern Geschlechts nie zu Rathe gezogen wird; eine Wittwe ist eine Art von Hausrath, der dem Sklaven des Verstorbenen angehört, den man unter dieser Miliz als sein Kind und seinen Erben ansieht. Mdme Murad-Bey äusserte öfters, daß sie sich wohl hüten würde, zwischen beiden Beys einen Ausspruch zu thun, daß ihr aber um der Folgen willen bange wäre, welche die Hize beider Freier erzeugen könnte.

Die Engländer versuchten das äusserste, um Osman-Bey-Bardissi dahin zu bringen, daß er sich mit ihnen nach England begeben, und um die Vermittlung ihres Königs zu seiner Wiedereinsezung ansuchen sollte; aber dieser Bey, gegen die Engländer mißtrauisch und wohl wissend, daß er der rechte Arm seiner Parthei sey, weigerte sich dessen. Nun wandten sich die Engländer an Elfi-Bey, den sie durch Versprechungen, Geschenke und Liebkosungen nach Malta lokten, wo sie ihn anfänglich als Geissel so übel behandelten, daß er zu entfliehen und nach Frankreich zu gehen suchte, um den ersten Konsul um Schuz anzuflehen. Kaum aber hatten die Engländer vernommen, daß die Mameluken sich Meister von Kairo und von Ober-Aegypten gemacht hätten, so überhäuften sie Elfi mit Geschenken und Freundschafts-Bezeugungen und überredeten ihn nach England zu gehen, wo man ihn nun gänzlich für die brittische Parthey gewann und das Vergangene aus seinem Gedächtniß verschwinden machte. Es glükte ihnen nur allzu gut; wir wollen indessen den Begebenheiten nicht zuvoreilen. Im Augenblike ihres Abzugs von Alexandrien überließ die englische Armee den Mameluken einen Vorrath von Kriegsbedürfnissen, unter anderm Kanonen und Kugeln. Diese waren nicht von Kaliber, woraus denn Osman-Bey-Bardissi sah und auch laut äusserte, daß die Engländer ihn hintergehen wollten. Er fand sich genöthigt, den grössten Theil dieser Kriegsbedürfnisse, als für ihn un-

brauchbar, in der Wüste zurükzulassen. Zu gleicher Zeit hinterliessen die Engländer dem Pascha militärische Verhaltungsregeln, Plane, und einen Offizier vom Genie-Wesen, der seine Unternehmungen wider die Mameluken leiten könnte. So trieben diese Insulaner mit beyden Partheien ihren Spott. Ihre Armee räumte endlich Aegypten am ersten Tage des Märzmonats 1803.

Ibrahim Bey, der mit seinen Mameluken aus Syrien zurükgekehrt zwar, hatte sich mit Bardissi und mit dem Stellvertreter des Elfi, den man den kleinen Elfi nannte, vereinigt. Sie hatten sich Kairo immer mehr und mehr genähert, und die Truppen, welche Mehemet-Pascha, der in der Hauptstadt eingeschlossen war, gegen sie ausfandte, wurden nacheinander aufgerieben. Der gröste Theil und, nur wenig abgerechnet, das Ganze von dem Truppenkorps des Mehemet Pascha selbst, bestand aus nicht mehr als 10—12000 Albanesern, unter denen unvermerkt der Keim des Aufruhrs Wurzeln schlug. Die Strenge, welche Mehemet-Pascha anwandte, um den Unordnungen zu steuern, die unregelmäßige Auszahlung des Soldes, und noch mehr der Uebermuth des trozigen Taher-Pascha, eines ihrer Anführer, riefen die Empörung hervor, die am 29ten April 1803 ausbrach. An diesem Tage forderten die Albaneser ihren rükständigen Sold, und begaben sich vor den Tefterdard oder Schazmeister, welcher einem bestimmten Befehle des Pascha zufolge, sich ihrem Gesuche zu willfahren weigerte. Nun steften die entrüsteten Albaneser am 29. April die Fahne des Aufruhrs aus, und verfügten sich bewafnet, ihren Anführer Taher-Pascha an der Spizel, zum Statthalter, der sich überglüklich schäzte, mit den wenigen Ottomannischen Truppen, die sich zu ihm gesellt hatten, zu entkommen. Die in seinen Diensten stehenden Franzosen retteten durch ihre Tapferkeit und Geschiklichkeit den Harem des Pascha, der sich mit seiner Parthey nach Mansoura zurükzog. Da er sich hier noch nicht sicher wußte, so flüchtete er bis nach Damiette, wo er am 10. May einrükte.

Taher-Pascha nüzte die ersten Augenblike seines Ansehens, um die gröften Ausschweifungen zu begehen. Er ließ eine Menge Osmannen und andre Einwohner, die ihre Anhänger

waren, ermorden, trieb ſtarke Brandſchazungen ein, und geſtattete ſeinen Truppen die gröſten Ausſchweifungen. Nachdem er ſeine Wuth an den Osmannen ausgelaſſen, wendete er ſie auf die Chriſten und Franken, gegen die er ſich alle Arten von Bedrükungen erlaubte. Der engliſche Kommiſſär, Major Miſſet, wurde bei ihm genau bewacht und bedroht. Der kaiſerliche Kommiſſär, Herr Roſetti, wußte ſich ſeinen Plakereien zu entziehen, indem er ihm 200 Beutel anbot. Einem Kaufmann, Namens Maharouki, wurden 600 Beutel zu bezahlen auferlegt, und allen Korporationen und Privat-Perſonen eine verhältnißmäſſige Summe. Glüklicherweiſe für ſie drang Achmet-Paſcha, der von der Pforte zum Statthalter von Dſchidda beſtimmt, und mit einigen Osmanlis zu Kairo geblieben war, bis zu Taher-Paſcha vor. Er tödtete ihn meuchlings durch einen Karabiner-Schuß, ſandte ſeinen Kopf nach Damiette, und glaubte das rechte Mittel, die Ordnung wiederherzuſtellen, gefunden zu haben, wenn er das Oberhaupt der Rebellen aus dem Wege geräumt hätte; allein er verſäumte, ſich der Citadelle zu bemächtigen, und Mehemed-Ali, zweiter Anführer der Arnauten, nahm dieſelbe in Beſiz.

Dieſer ließ unmittelbar darauf den Teſterdar und den Kiaja des Paſcha, ſo wie noch viele andere Osmanlis enthaupten; da er aber fühlte, daß er eines mächtigen Rükhalts bedürfte, ſo ſuchte er ſich an die Beys anzuſchlieſſen. Er lud ſie ein, die Obergewalt mit ihm zu theilen und in Kairo einzudringen. Die Mameluken, welche bis jezt gegen die Albaneſer, ihre Feinde, mißtrauiſch geſchienen hatten, genehmigten endlich ihre Vorſchläge, und nachdem ſie Geiſſel empfangen hatten, vereinigten ſie ſich mit den Aufrührern, wobei ſie jedoch beſorgt waren, ihr Generalquartier, ſowie ihren Anführer Ibrahim Bey für einige Tage in Dgizé zu laſſen. Dieſer, der bei allen Vorfällen ſeine Verſchlagenheit und Gewandtheit behielt, war ſchlau genug die Osmanlis zu ſchonen, während er alle Vortheile ſeiner Lage benuzte. Er tadelte die Ermordung der Beamten der Pforte, und erklärte, er habe den Seinigen die Freiheit, in Kairo einzurüken, nur darum geſtattet, um ſie des Vergnügens genieſſen zu laſ-

sen, ihre Weiber und Heerde zu sehen; und zugleich um Unordnungen vorzubeugen. Er fügte hinzu, er werde das Gutdünken des Sultans, seines Herrn, abwarten, und er erkenne dessen Hoheit an. Mittlerweile fielen die Albaneser den Achmet-Pascha an, der mit den schwachen Trümmern der Ottomannischen Truppen gezwungen wurde die Flucht zu nehmen, und sich in das kleine Fort Soulkouski, das die Franzosen in der Nähe von Kairo erbaut hatten, zu werfen. Da ihn die Arnauten darin angriffen, vertheidigte er sich eine Zeitlang muthvoll; aber von der überlegnen Zahl übermannt, kapitulirte er endlich unter der Bedingung, sich blos an die Mameluken zu ergeben. Er wurde vor Ibrahim-Bey geführt, der ihn sehr gut empfieng, und, ohngeachtet des ungestümmen Anhaltens der Albaneser, die seinen Kopf verlangten, fand er in der Großmuth oder Politik des Ibrahim-Bey seine Rettung.

Ohngeachtet indessen die Mameluken an der Regierung von Kairo Theil nahmen, und die drey obersten Beamten für Rechtspflege und Polizey ernannt hatten, so konnten sie doch dem Unfuge ihrer Verbündeten nicht gänzlich wehren, oder vielleicht benuzten sie deren Stimmung zu allen Unthaten, die ihre persönliche Rache und ihr eigener Groll heischten. Die Hauptstadt Aegyptens war dem Raube und Morde preisgegeben, und konnte niemand als die Albaneser deßhalb anklagen, die man fürchtete und verwünschte, während die Mameluken des allgemeinen Vertrauens genossen.

Englische Kaufleute, die im Augenblike der Verwirrung mit Waaren in Kairo anlangten, welche sie von Bombay nach Suez gebracht hatten, wurden in ihren Wohnungen geplündert, und allesgemünzten Goldes und Silbers, so wie der tragbarsten Habseligkeiten beraubt. Indessen gaben die Beys dem Major Misset, englischem Residenten, alle nur möglichen Zeichen der Achtung. Sie besuchten ihn, und empfiengen ihrer Seits seinen Besuch. Bei dieser Gelegenheit bot er seine Vermittlung zwischen Mehemed Pascha und den Beys an. Er wußte wohl, daß man sie nicht annehmen würde. Was Mehemed Pascha anlangt, so machte sich dieser nach Empfang der Nachricht vom Tode Tahers, und der Briefe seines Mör-

ders, mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Truppen ungesäumt nach Kairo auf. Er stieß auf ein albanesisches Streifkorps, das er unweit Salahin auf's Haupt schlug; als er aber die zu Gunsten der Rebellen vorgegangene Revolution vernommen hatte, und mehrere Truppen aus Kairo wider ihn ausrükten, kehrte er eilfertig nach Belbéis zurük. Ohne Hoffnung, sich hier halten zu können, wandte er sich zum zweitenmale gegen Damiette. Da er aber auch hier sich nicht sicher glaubte, sandte er seinen Harem und seine kostbarsten Effekten nach Alexandrien. Gleich nach dem Rükzuge des Mehemed-Pascha nach Damiette, verfolgten ihn auf dem Wege dahin zweitausend Albaneser. Am 3ten May machte der Pascha einen Ausfall auf die Rebellen, zerstreute sie, und erbeutete ihr Gepäk und ihre Munition. Sobald diese Nachricht nach Kairo gelangte, zog Osman-Bey-Bardissi und seine Mameluken, mit ihren neuen albanesischen Bundsgenossen, an deren Spize Mehemed-Ali stand, aus, um den Mehemed-Pascha in seinem Lager unter den Mauern von Damiette zu belagern. Es gelang ihnen bald, seine Verschanzungen zu erstürmen. Dieser unglükliche Statthalter flüchtete sich in die Festung Lesbié, wo er sich endlich seinen Feinden zum Gefangnen ergeben mußte, die ihn sofort in eine Wohnung einschloßen und auf's genaueste bewachten. Damiette fiel in die Hände von Osman-Bey-Bardissi. Die Albaneser plünderten es, und verübten alle Arten von Greueln. Von hier zog der Bey gegen Rosette, dessen er sich bemeisterte, nachdem er ganz Nieder-Egypten und das Delta unter seine Bothmäßigkeit gebracht und gebrandschazt hatte. So fiel im Monat September ganz Egypten unter das Joch der Mameluken, Alexandrien ausgenommen, das sich gleichsam zu Lande blokirt sah, und durch seine Stärke Truppen in Ehrfurcht erhielt, denen alle Mittel zu einer Belagerung mangelten.

Kurz vor der Einnahme von Rosette, hatte die Pforte Ali-Pascha in der Eigenschaft eines Vice-Königs nach Egypten gesandt. Dieser Pascha war lange Zeit Befehlshaber zu Tripoli gewesen; von da vertrieben, gieng er nach Kairo, wo er bis zu dem Einfalle der Franzosen in enger Verbindung mit den Beys lebte. Unter ihren Fahnen focht er wider die Franzosen. Nach unsern vom Glük gekrönten Unternehmungen in Syrien,

rettete er sich mit Ibrahim-Bey durch die Flucht. Er war ein Geschöpf des Groß-Veziers, und folglich ein Feind des Kapudan-Paschas, und seines Günstlings Mehemed-Pascha. Nichts destoweniger übertrug ihm Kourschid-Pascha, wiewohl er ein Anhänger von Mehemed war, das Kommando von Alexandrien. Bald nach seiner Ankunft ließ er über seine Vorliebe für die Engländer keinen Zweifel mehr übrig. Er suchte es zu verhindern, daß der französische Geschäftsträger in Aegypten sich nicht nach Kairo begeben könnte, wie er die Weisung hiezu vom ersten Konsul erhalten hatte: er wollte ihn sogar sowohl auf der Reise als bei seiner Ankunft meuchelmörderisch umbringen lassen. Es gelang ihm nicht; und der Geschäftsträger wurde zu Kairo mit vieler Auszeichnung empfangen. Er bediente sich öffentlich der Vermittlung des englischen Vice-Konsuls in Alexandrien, um an Osman-Bey, der sich in Rosette befand, Worte des Friedens gelangen zu lassen, und ihm einen Vergleich anzubieten; allein dieser Feldherr, so wie der Shirk-el Beled-Ibrahim-Bey, welcher den Oberbefehl in Kairo führte, weigerte sich irgend einen Frieden einzugehn, bei dem nicht die Wiederherstellung der mamelukischen Regierung, so wie sie vor der Ankunft der Franzosen bestand, zum Grunde gelegt würde. Ali-Pascha verwarf diese Vorschläge, und wartete zu Alexandrien, bis er Macht genug haben würde, um sich in den Besiz seiner Statthalterschaft zu sezen. Niemand zweifelt, daß die Engländer, denen er jene Unterhandlung aufgetragen hatte, statt eines redlichen auf Vereinigung der Partheien abzwekenden Verfahrens, nicht vielmehr alles anwandten, um jene friedlichen Annäherungen, deren glüklicher Ausschlag ihnen ihr vorgesezes Ziel verrükt hätte, fruchtlos zu machen.

Die Mameluken waren zwar ihrer Seits ohne Besorgniß, in Rüksicht auf Ali-Pascha, aber es fehlte viel, daß sie der durch unruhige, gierige und ephemere Bundsgenossen errungenen Gewalt mit Ruhe genossen hätten. Statt die Liebe der Völker zu gewinnen, die sie berufen und sich nach ihnen gesehnt hatten, statt ihre Regierung gesegnet und die Hoffnungen wahr zu machen, die ihre Wiederkunft erwekt hatte, schlugen sie einen Weg ein, der der Gerechtigkeit, der Mäßigung, und selbst der gesunden Staatskunst gerade zuwiderlief, und betrugen sich wie die Flibustier, die mit Feuer und Schwerdt

in einer Stadt wütheten, auf deren Vertheidigung sie Verzicht thaten. Die Arnauten, die täglich an ihren rükständigen Sold mahnten, der eine ungeheure Summe betrug, mußten den Beys den Vorwand zu ihren Erpressungen hergeben; im Grunde aber wurden alle durch die grausamsten Mittel beigetriebenen Summen vorzugsweise den Mameluken vorbehalten, welche sehr grose Bedürfnisse zu befriedigen hatten, und sich auf den Fall der Noth einige Hilfsquellen sichern wollten. Stets mit dem Fuß im Steigbiegel, kauften sie Maulthiere, Kameele zusammen, vertauschten ihre Reichthümer gegen Gold und leicht fortzuschaffende Juwelen, und erlaubten sich durchaus keine Ausgaben, welche die Meinung erweken konnten, als hätten sie Hoffnung Kairo zu behaupten. Die Kaufleute, eben diejenige Menschenklasse, welche die Wiedereinsezung der Mameluken am sehnlichsten gewünscht hatte, glaubten bei ihnen noch die alte Großmuth und richtige Zahlung zu finden, wodurch sie sich immer ausgezeichnet hatten. Sie bemühten sich, ihnen ihre reichsten Waaren anzubieten. Es wäre unanständig und gefährlich gewesen, baare Bezahlung dafür zu verlangen, aber sie fanden sich am Ende sowohl um das Kapital als um den bedungenen Gewinnst betrogen.

Ibrahim-Bey, der als Shirk-el-Beled ausgerufen worden, führte mit kraftloser Hand das Staatsruder. Jeder Bey, jeder Kachef, jeder Mameluke mordete, verhaftete und plünderte nach Gutdünken. Unter dem geringfügigsten Vorwande wurden die durch Würde, Verdienst, Tugenden oder Reichthümer am meisten angesehnen Personen die Schlachtopfer der Tirannei. Einer von denjenigen, die die öffentliche Achtung am meisten umglänzte, der Richter des Zollamtes, ein in jeder Hinsicht ehrwürdiger Mann, fand sich ausser Stand, das von Elfi-Bey, dem Kleinen, verlangte Holz abzuliefern; er wird vorgefordert und auf der Stelle enthauptet. Hussein Aga-Ouali nimmt einen Chirk in Verhaft, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Ibrahim-Bey, dem seine Verwandten darum anliegen, verlangt seine Loslassung; es ist billig, antwortete sein Unterbedienter, und sandte ihm seinen Kopf. Hussan-Bey, mit dem Zunahmen der Jude, ein grausamer blutdürstiger Unhold, begnügte sich nicht nur damit, eine Menge unglüklicher Osmanlis, sowohl verheimlichte oder ge-

fangne Soldaten, als friedsame Einwohner, auf das Schloß des Mekias, seinen Wohnsiz, bringen und von seinen Thürmen herabstürzen zu lassen, sondern trieb seine Raubgier und seinen Troz so weit, daß er durch die am Fuße seiner Mauern aufgestellten Kanonierboote alle Fahrzeuge, die aus Ober-Aegypten anlangten, in Beschlag nehmen ließ. Hatten sie Pilgrime von Mekka oder aus Nigritien kommende Reisende an Bord, die einiges Gut oder Sklaven mit sich führten, so ließ er sie vor sich bringen, erdroßeln, in den Nil werfen, und sezte sich in Besiz ihrer Reichthümer. Hundert unglükliche Schlachtopfer wurden oft in einer Nacht seiner Raubgier geopfert, und es ist allgemein bekannt, daß während der Zeit, als dieser unmenschliche Grieche den Mekias durch seine Gegenwart verunreinigte, gegen 8000 Osmanlis auf diese Weise umgekommen sind. Im Innern der Stadt folgten Brandschazungen auf Brandschazungen. Arnauten, Mameluken, alles schien die Einwohner wie eine verworfene Heerde, und ihre Güter als sein Eigenthum zu betrachten. Alles beklagte sich über den alten Shirk-el-Beled-Ibrahim-Bey wegen seines Mangels an Charakter, und man sah mit Ungeduld der Rükkehr von Osman-Bey-Bardissi nach Kairo entgegen. Man mußte nothwendig glauben, daß ein Mann voll Thatkraft und Ehrgeiz wie dieser, wenn man alle Gewalt und alles Ansehen auf seinem Kopf zusammen häufte, den Bedrükungen und Händeln der Subalternen ein Ende machen würde; aber wie grausam wurden die Leidenden getäuscht! Seine Ankunft in Kairo erfolgte in den lezten Tagen des Oktobers 1803. Die Aussicht auf die allgemeine Wohlfahrt und auf die Segenswünsche des Volkes waren unvermögend, den Geist der Unterdrükung, die wilde Raubgier, und die dem Verbrechen schmeichelnde Nachgiebigkeit, die am Hofe der Beys herrschten, zu zügeln. Der Rath, womit ihm einige weise Männer an die Hand giengen, die in ihn drangen, einen Plan für die Zukunft zu entwerfen, den Unordnungen zu begegnen und Aegypten ein wenig Erholung und Ruhe zu gewähren, waren nicht im Stande ihn von seinem Systeme abzubringen. Die Albaneser müssen bezahlt werden, sagte er; sie fordern mit Drohungen ihren Sold. Wir müssen die uns mangelnden Hilfsmittel überall, wo sie zu finden sind, auf-

ſuchen. Unter dieſem Vorwand folgten die Brandſchazungen mit reißender Schnelligkeit auf einander, unter Benennungen, die, wenn ſie nicht verabſcheuungswürdig geweſen wären, lächerlich geſchienen hätten.

Der Nil war in eben dieſem Jahre ſehr niedrig, und überſchwemmte nur ſehr wenig Land. Indeſſen war in Ober-Aegypten ein groſſer Vorrath an Getraide; allein bei der Ankunft einer mit dieſem Lebensmittel befrachteten Barke, bezahlten die Mameluken nichts oder nur ſehr wenig dafür, und verkauften es dann wieder um einen beinah unerſchwinglichen Preis. Die Handelsleute, über das ihrem Eigenthum drohende Schikſal beſtürzt, brachten es nicht mehr nach Kairo; ſo daß die Beys, oder Kachefs, die allein mit Willkühr über den Preis dieſes unentbehrlichen Bedürfniſſes verfügen konnten, ihn übermäſſig hoch erhielten. Alle Korporationen wurden nacheinander über Vermögen beſteuert; ſelbſt die Europäer blieben nicht verſchont. Das Beiſpiel der vergangnen Zeit war ſo wenig, als die Geſchäftigkeit der Agenten der verſchiednen Europäiſchen Nationen im Stande, die Erhebung der Auflagen, die unter dem Namen von Anlehen von den Franken eingetrieben wurden, abzuwenden. Osman-Bey trieb die Vermeſſenheit ſo weit, daß er den Huſſein-Bey an der Spize einer bewaffneten Macht abſchikte, um von dem franzöſiſchen Geſchäftsträger 200 Beutel zu fordern. Nur durch ſeine Feſtigkeit, indem er den Huſſein-Bey mit dem Säbel in der Hand an ſeiner Pforte empfieng, und ihm den Eingang in ſeine Wohnung verwehrte, konnte der franzöſiſche Name ſich dießmal in ſeiner Achtung erhalten.

Die Dörfer wurden durch die Einfälle der Truppen, und die nacheinander folgenden Brandſchazungen, die jeder Bey auflegte, und um die man ſich gegenſeitig mit den Waffen in der Hand ſchlug, zu Grunde gerichtet. Kein Eigenthumsrecht, wenn es ſich nicht auf Gewalt ſtüzte, wurde anerkannt.

Der Mangel an Verkehr mit Alexandrien, das Ali-Paſcha verboten hatte, unterbrach allen auswärtigen Handel. Man verdankte es dem vorausſehenden Geiſte und den weiſen und klugen Maaßregeln des Kourchied-Paſcha, welcher Statthalter, Capidan-Bey, und Befehlshaber der Seemacht war, ſo wie dem Jamb-Effendi, Oberaufſeher der Finanzen in

Aegypten, daß die Stadt Alexandrien bis zur Ankunft des Vice-Königs der gröſten innern Ruhe und Sicherheit genoß. Die Einwohner, die europäischen Agenten und die Leute ihrer Nation fürchteten nichts als die Annäherung einer feindlichen Armee. Alles änderte ſich aber mit einem Male durch die Erſcheinung des Ali-Paſcha, der in den Jahrbüchern von Algier, Tripoli und Gerci berichtigt iſt, ein argliſtiger und blutgieriger Mann, deſſen bloſſer Name unter den in der Türkei anſäſſigen Europäern Schreken verbreitete, und hinreichend war, die Freiheit und Sicherheit ihrer Handlungs-Operationen zu ſtören.

Seine Ankunft in Alexandrien war die Loſung zu allen Arten von Unordnungen. Die Konſuln, die Individuen aus den beſondern Nationen, und Schuzverwandte, die Autoritäten des Landes, die Vorſteher des Geſezes, Türken, Araber, Fellahs, mit einem Worte Perſonen aus allen Klaſſen wurden durch jedes Mittel beunruhigt und mißhandelt, das eine Macht erſinnen mag, welche keine andere Geſeze, als ihre Launen anerkennt. Ali-Paſcha's Erpreſſungen, und die von ihm genehmigten Ausſchweifungen ſeiner Truppen, deren Vermeſſenheit ſo weit gieng, daß ſie auf die Konſuln in ihren Häuſern, und auf ihre Flaggen und Wappen Feuer gaben, nöthigte dieſe, an Bord der türkiſchen, vor Alexandrien liegenden, Eskadre Schuz zu ſuchen. Dieſer Schritt flöſte dem Paſcha einige Achtung ein, und er fügte ſich nun darein, mit ihnen auf einen der Würde der europäiſchen Regierungen gemäßen Fuß umzugehen. Sie kehrten endlich, nachdem ſie Bedingungen erlangt hatten, welche die Ruhe ihrer Landsleute ſicherten, in ihre Wohnungen zurük: glüklicher Weiſe mußte ſich Ali-Paſcha bald darauf nach Kairo begeben, und dieſer Abreiſe verdankten es die Europäer, daß ſie nicht weiter geſtört wurden. Aegypten ſah ſich ſonach Unordnungen aller Art und der entſchiedenſten Anarchie preißgegeben, und die Hoffnung erloſch in allen Herzen.

In Kairo glichen die Arnauten und Mameluken zwei einander gegenüberſtehenden Heeren, die nur auf ein Zeichen warteten, um ſich eine förmliche Schlacht zu liefern. Die erſtern, im Vertrauen auf ihre überlegene Anzahl, heiſchten drohend ihren vollſtändigen Sold. Man weiß, daß bei den türkiſchen Armeen eine Zählung unmöglich iſt; jeder, der

einen hierauf abzwekenden Vorschlag machen wollte, würde bald ein Opfer davon werden. Man mußte es demnach auf ihre stets verdächtige Redlichkeit ankommen lassen, und ihnen sofort die Summe bezahlen, die sie von Anfang ihrer Verbindung mit den Mameluken an gefordert hatten; ihr Antheil Betrug 2400 Beutel, oder 1,200,000 Piaster. Noch war man ihnen drei Monate Rükstand schuldig, den sie mit grosem Geschrei verlangten, und nur durch die schmeichelhaftesten Versprechungen hatte man sie bis jezt zu besänftigen vermocht. Die Mameluken ihrer Seits häuften Schäze auf Schäze, und begaben sich ungerne der Früchte ihrer Räubereien und Gewaltthaten. Jeder legte sich, nach dem Ausdruke des Landes, seinen Beutel bei Seite; aber konnte das unglükliche, ausgesogene und erschöpfte Aegypten, bei einem gänzlichen Mangel an gegenwärtigen, und ohne alle Hoffnung künftiger Hilfsquellen, den Anforderungen dieser gierigen Menschen, die seine Lage nicht einmal eines Blikes würdigten, in die Länge genug thun? Mußte es nicht dahin kommen, daß von zwei an keine Subordination gewöhnten Kriegsschaaren die eine ihren rükständigen Sold forderte, die andre ihn zu verweigern gezwungen seyn würde, wobei es zum Bruche zwischen beiden erbitterten Partheien kommen muste? Konnte, bei dem unvermeidlichen Zusammenstosse, der den Ruin und die Vernichtung von Kairo und seiner Bewohner vollenden mußte, ein Tausend braver, aber in mehrere feindselige Faktionen getheilter Mameluken, 6000 Albanesern die Spize bieten, die zwar schlechte Soldaten, aber wohl bewaffnet und durch Mauern beschirmt waren? Siegten die erstere, welche Macht blieb da noch in ihren Händen? Ihr Sieg selbst wäre ihnen verderblicher als eine Niederlage geworden. Gewannen die Arnauten, wie wahrscheinlich war, die Oberhand, welche Drangsale mußte man dann nicht von einem barbarischen, wilden, und undisciplinirten Heere, welches den Zaum der militärischen Subordination gänzlich abgeschüttelt hatte, erwarten? Allein bevor wir zu neuen Katastrophen übergehen, wollen wir den Augenblik in dem die Mameluken von Kairo Meister sind, benuzen, um einen Blik auf einige Individuen ihrer Regierung zu werfen, die um diese Zeit den gröſten Einfluß hatten.

Eitelkeit ist ein Grundzug im Karakter von Osman-Bey. Er ist übermüthig wegen einiger über die Türken erlangten Vortheile, und glaubt, daß sich alles vor seinen und seiner Mameluken Säbel beugen müsse. Sein Dünkel macht ihn aller Thaten der Franzosen vergessen, oder, wenn er sich deren erinnert, so geschieht es um zu sagen: Wir waren unwissend und ungeübt, noch dazu eben uneinig, als die Franzosen uns überfielen; aber wir haben seitdem für unser Lehrgeld die Kriegskunst gelernt. Gott ist mit uns und wir werden die Feinde zittern machen. So sprach Osman-Bey, der Anführer von höchstens 2000 Mann, welche brav, aber undisciplinirt, und mehr wie jemals entzweit waren. Er hatte 6000 Albaneser zu Hülfstruppen, noch ungeordneter und minder brav, die er bezahlte, und die ihm dessen ungeachtet jeden Augenblik drohten. Osman-Bey ist ein Mann von milzsüchtiger Stimmung, die eine ausgetretne Galle noch verschlimmert; eine Krankheit, die ihm in kurzem den Tod zuziehen muß, da er alle Heilmittel von sich stößt. Er ist starrköpfig und erbittert, zumal gegen die Türken, mit denen er durchaus keinen Frieden, keinen Vergleich eingehen will; er erinnert sich an die Verrätherei, deren Opfer er beinahe zu Abukir geworden wäre; und spricht den Namen Osmanlis nie anders als mit Abscheu aus. Osman-Bey hat für keine Nation Vorliebe; er wird etwa diejenige begünstigen, die ihn unterstüzt und ihm Hilfe zukommen läßt, aber nur so lange als eben diese Hilfsleistungen dauern werden. Man konnte ihm, so wenig als irgend einem Mameluken, die Geringschäzung und Verachtung gegen die Europäer benehmen; diese Gesinnungen werden mit ihnen gebohren, und sterben mit ihnen. Osman-Bey war wechselsweise Franzos und Engländer. Um die Zeit des Brumaire schien er gänzlich dem kaiserl. Agenten-Herrn Bosetti, ergeben, von dem er große Geschenke empfangen hatte, und von dem er vieles Geld zu beziehen hofte: Dieses Metall ist bei ihm die wirksamste Triebfeder und der Göze, dem er opfert.

Ibrahim-Bey, bloß dem Namen nach Shirk-el-Beled, besaß nicht die mindeste Gewalt; er wieß alle diejenigen, die sich Geschäfte halber bei ihm einfanden, an Osman Bey und

schien, wegen seines hohen Alters, oder aus wohl berechneter Staatsklugheit, die Ruhe allem andern vorzuziehen. Gegen Ende des Sommers 1804. begab er sich seiner Gewalt und seine Mameluken in die Hände seines Sohns, Merzouk-Bey, eines schwachen und furchtbaren Menschen ohne alle militärische Talente und Muth. Bei allem dem besizt er mehr Begriffe von Gerechtigkeit und mehr Offenheit als alle seine Kollegen, und erklärt fortdauernd, daß niemand, bevor er die Franzosen kennen gelernt habe, ein Feind derselben gewesen sey wie er, und daß sie jezt keinen aufrichtiger ergebnen Freund hätten, als ihn.

Mehemed-Bey-Elfi, Lieutenant des Bey's von gleichem Namen, der sich in England befand, spielte die dritte Rolle in der Regierung. Durch den Besiz der Dörfer und Mameluken des Herrn, dessen Stellvertreter er war, hielt er dem Ansehen von Osman-Bey und Ibrahim-Bey das Gleichgewicht. Die Staatseinkünfte waren unter diese Triumvirn getheilt. Der Lezterwähnte, dem Kenntnisse und Erziehung mangeln, machte sich ebenfalls einiger Bedrükungen und Gewaltthaten schuldig; indessen hätte er auf Eingebung des arglistigen, allen Mameluken inwohnenden Geistes gern glauben gemacht, daß er die Franzosen liebe, aber, weil sein Herr sich in den Händen der Engländer befände, genöthigt wäre, auf die leztere einige Rükficht zu nehmen, und ihrem Interesse zugethan zu scheinen. Man stellte sich daher, als sey man von seiner Anhänglichkeit an Frankreich überzeugt, wußte aber sehr wohl, daß er weder für noch wider eine von beiden Nationen, insofern er nicht von seinem Chef dazu angewiesen wäre, irgend etwas von Belang unternehmen würde.

Es lohnt sich nicht der Mühe, der andern Beys, wie z. B. des Selim-Aboudiab, u. s. w. Erwähnung zu thun. Sie verhielten sich völlig leidend beim Spiele, und hatten durchaus kein entscheidendes Gewicht bei den Berathschlagungen des Divans, dem sie gleichwohl beiwohnten. Die beim Triumvirat am meisten vermögenden Personen waren Petti-Neffise, Witwe von Murad-Bey, Selim-Kachef-Maharamgi, Hussein-Bey, der Kopte Georg Heouari, und Hussein-Mourad.

Madame Mourad-Bey, die sich auf eine immer gleich

eise, gleich achtungswürdige Art betragen hat, war unter allen mit der Regierung in Verbindung stehenden Personen die einzige, die im Ernste das Glük von Egypten wünschte.

Selim Kachef, dem die Aufsicht und Erhebung der Steuern aufgetragen war, erkannte nur die für seine Freunde, die ihm reichlich spendeten. Der englische Konsul schien ihm fleissig aufzuwarten. Dieser Kachef ist fein, listig, gefügig; die Parthey von Osman-Bey war diejenige, welcher er ohnerachtet seiner häufigen Zwistigkeiten mit demselben, und seiner Empfindlichkeit, daß man ihn nicht in die Zahl der neuen Beys aufgenommen hatte, ergeben war.

Hussein-Bey spielte seit dem Einrüken der Mameluken eine grosse Rolle in Kairo. Man betrachtet ihn wie den Nero Aegyptens. Sein Name wird mit Abscheu ausgesprochen, und sein Schloß Mekias, wo er wohnte, und das er befestigt hatte, war der Schauplaz der unerhörtesten Gräuel. Nach dem Einrüken der Mameluken suchte er sich seinem Chef Osman-Bey angenehm zu machen, indem er die in Kairo befindlichen Türken, und viele Mitglieder vom Korps der Janitscharen ermordete. Da zu den Leidenschaften, die ihn zu diesen Mordthaten spornten, sich noch die Habgier gesellte, so wurden mehrere nach Kairo kommende Wallfahrer als Türken ergriffen, ausgezogen, gebunden und von den Thürmen von Mekias herab in den Nil gestürzt, wie man oben gesehen hat. Diese Gräuel erneuerten sich täglich, und es schien, als wollte Hussein-Bey seinen Kredit auf diese Mordthaten stürzen. Da er auf Zante gebohren, und ein Christ ist, gut italienisch spricht, und ehmals von Murad-Bey an die französische Armee abgesandt wurde, so giebt er sich das Ansehen europäischer Sitten und Kenntnisse. Er hatte ein Korps von 200 Schwarzen in französischen Manövern abgerichtet, und eine Menge griechischer Abentheurer, grösstentheils Seeräuber aus dem Archipelagus, oder anderen Auswurf aller Nationen an sich gezogen, welche blindlings seinen Willen ausrichteten. Dieser Hussein-Bey stellte sich zuerst von Dankbarkeit gegen die Franzosen durchdrungen, suchte ihnen aber in der Folge mehr als einmal zu schaden, und verkaufte sich schaamlos demjenigen, der ihm das meiste Geld bot. Nicht leicht wird

man einen Menschen finden, bei dem eine glüklichere Bildung und ein einnehmenderes Aeußeres eine schwärzere und unmenschlichere Seele verhüllte.

Der Ouali oder Polizei-Lieutenant, Hussein-Aga-Murad, ein Anhänger von Osman-Bey, war ein grausamer und feiler Mann. Die besondern Gewaltthätigkeiten, die er den Kaufleuten und Einwohnern von Kairo zufügte, häuften sich ins Unendliche; er betheuerte unaufhörlich seine Ergebenheit gegen Frankreich, und wirklich vermochte der französische Geschäftsträger so viel über ihn, daß er der Wohlthäter derjenigen wurde, die jener zu Schlachtopfern seiner Rache oder Raubgier ausgezeichnet hatte.

Dieß sind die Hauptzüge, welche die Mitglieder der Mamelukischen Regierung karakterisiren. Sie waren die eigentlichen Blutigel dieses unglüklichen Volks, das sie blos darum zu regieren schienen, um sein Mark auszusaugen; auch zeigten sie sich immer bereit, Kairo zu verlassen. Der gröste Theil machte gar kein Geheimniß daraus, und keiner unter ihnen schikte sich auch nur entfernt zu einer Niederlassung an. Alle ihre Reichthümer bestanden in Gold und solchen Habseligkeiten, die sich bequem fortschaffen liessen. Indessen ernannten die Mameluken vierzehn Beys: Hiedurch wurden die Lasten des Volks vergrössert, und die Zahl der Beys auf fünf und zwanzig vermehrt. Diese Beys waren Soliman-Aga-Kasnadar, Osman-Aga, Hussein-Aga, Kalil-Aga, Rostan-Aga, Mehemed-Kachef, Abdel-Rahman-Kachef, Abbas-Kachef, Soliman-Kachef, Ismael-Kachef, Omar-Aga, Hussein-Kachef, Mourad-Aga, Salek-Aga.

Die Chirks, als Sprecher des Volks, thaten fruchtlose Gegenvorstellungen, und fanden kein Gehör; sie sagten laut, daß ihnen nur eine Hofnung noch übrig bliebe, und daß diese Hofnung sich auf die Theilnahme des großen Bonaparte's an ihrem Vaterlande gründe.

Die Anführer der Arnauten waren Mehemed-Ali, Achmed-Bey und Hassan-Bey. Wenn bis jezt Kairo noch nicht geplündert und seine Bewohner ermordet waren, so verdankte man es den Vorkehrungen der beyden erstern; aber sie selbst konnten jeden Augenblik das wenige Ansehen verlieren, das

über undisciplinirte barbarische Truppen, die durch keine
ht gefesselt waren, bis dahin behauptet hatten.

Am 22 Nov. 1803 langten aus Konstantinopel Firmans
, welche Hoffnung schöpfen liessen, daß, wenn sie von den
ys angenommen würden, Friede und Ruhe wiederkehren
ften. Sie lauteten folgendergestalt:

„Dem Ali-Pascha, unsrem Minister und Vorsteher des
esezes, und Ihren Excellenzen Ibrahim-Bey, Comman-
anten von Kairo, Osman-Bey, seinem Lieutenant, allen
lauchten Richtern und Befehlshabern der Janitscharen;
nsern Gruß.

„Wir fertigen euch Gegenwärtiges zu, um euch zu wis-
n zu thun, daß, da die Franzosen sich von Egypten Mei-
r gemacht hatten, wir zu dessen Wiedereroberung große
ufopferungen an Geld und Menschen haben machen müs-
n. Um demnach das Verkehr mit diesem Lande wieder
i eröffnen, und damit die Finanzen zufolge unsrer neuen
Verordnung (Nejem-Gedid) wieder hergestellt, die für die
eilige Stätte in Mekka bestimmten Lebensmittel, wie auch
ie zu unserm besondern Gebrauche und für das öffentliche
Arsenal angewiesenen Gefälle in der festgesezten Frist bei-
etrieben, und alle Apalten unsrer Verfügung überlassen
erden mögen, senden wir euch einen Verwalter von unserm
)ofe mit folgenden Aufträgen:

Alle Pachtungen oder Dörfer, deren Ertrag sich zum we-
igsten auf 12,500 Piaster beläuft, können auf acht Jahre
raus verliehen werden, und wenn die Gefälle oberwähnte
umme übersteigen, so sollen die Einkünfte für Rechnung
srer hohen Pforte verwaltet werden.

Alle Einkünfte von Egypten, die von den Landesherrli-
en Apalten herrühren, die seit dem Jahr 1217 (der Hegira)
ngezogen worden sind, sollen in dem Miri mitbegriffen seyn.

Die Gebühren an Geschenken, die Einkünfte von den Län-
reien, (ousié) so wie die den Herrn der Dörfer zugehöri-
n Grundstüke, sollen von gegenwärtigem Augenblike an
m Vortheil der hohen Pforte Miri seyn, gleichwie auch
e Gebühren der Kachefs und Pächter der Dörfer, die von
nserm Verwalter abgesondert erhoben werden sollen.

Unserm Verwalter ertheilen wir den Auftrag, die gewöhnlichen öffentlichen Ausgaben des Königreichs zu bestreiten, und den Ueberschuß der Einkünfte jedes Jahr in unsre Schazkammer abzuliefern.

Alexandrien, Rosette, und Damiette, Boulak, Alt-Kairo, Suez und Cosseir sollen in der neuen Verordnung mitbegriffen seyn, und die Zolleinnehmer werden ihre Weisungen dem System der bemeldten Hauptstadt gemäs erhalten, vermöge dessen der Zolleinnehmer den Ertrag der Zölle zu verpachten, oder aber für Rechnung unsrer hohen Pforte zu beziehen gehalten ist, wie wir zuvor schon festgesezt hatten.

Ferner sind uns die in Egypten vorgegangenen Veränderungen kund geworden; und im Augenblike, da wir nachdrükliche Maaßregeln ergreifen wollten, um See- und Landtruppen zur Wiederherstellung der Ordnung daselbst auszurüsten, wurde uns euer Schreiben eingehändigt, worin ihr uns gemeldet habt, daß die unsrer hohen Pforte zugehörigen Einkünfte keine Veränderung erlitten hätten, und zu gleicher Zeit um Verzeihung für die Statthalter in Kairo angesucht habt. Aus Rüksicht auf Euch und das Volk, das von den Bedrükungen der Truppen leidet, haben wir uns von Mitleid gegen dieselben rühren lassen, und den Zurüstungen entsagt, die wir zu machen im Begriff waren, und in Gemäßheit des Gegenwärtigen vergeben wir euch alles Vergangene.

Nun haben wir eine Bittschrift von Ibrahim-Bey erhalten, worin er erklärt, daß die für die heilige Stätte angewiesenen Lebensmittel niemals durch sein Verfehlen ausgeblieben sind, und daß alle unsrer hohen Pforte gebührenden Nuzungen, so wie die andern Einkünfte von Egypten zu gelegener Zeit werden abgesandt werden; wobei er zugleich unsre Vergebung nachgesucht hat. In Gemäßheit dessen lassen wir ihm dieselbe vollkommen angedeihen. Er mag ruhig seyn, und sich in allen Anliegen an unsre hohe Pforte wenden, und da überdem der Groß-Vezier uns um Gnade für die sämmtlichen Beys von Kairo gebeten hat, so haben wir sie ihm auf seine Bitten zugestanden, und, um sie zu bestätigen, senden Wir Euch Gegenwärtiges mit Sr. Excellenz Saleh-Aga, einem unsrer Hofleute. Die erste Bedingung dieser Begnadi-

; ist, daß Ihr dem Inhalte des gegenwärtigen Schrei-
nachleben, und Euch wohl hüten sollt, ihn zu übertreten.
Kraft dieses gegenwärtigen Schreibens erkennen wir auch
him-Bey zum Befehlshaber wie zuvor, und machen
für Kairo und für die Befolgung alles oben Erklärten
ntwortlich; dem zufolge wird er auch seine Anweisungen
unserm Groß-Vezier erhalten.
Wir empfehlen demnach unserm Vicekönige und allen oben
nnten Statthaltern, Grossen, Vorstehern des Gesezes,
w. zu Kairo, alles genau zu befolgen, was wir in gegen-
igem Schreiben angeführt, das wir mit unserm erhabenen
ienszuge unterzeichnet haben; demselben auf keine Weise
derhandeln, und alles, was wir oben geschrieben, schleu-
und in der vorgeschriebenen Frist, zu vollziehen."
Wesentlicher Inhalt des Firmans, den die hohe Pforte
Nehemed-Aly, Achmed-Bey, Omar-Bey und die an-
Befehlshaber der albanischen Truppen zu Kairo, gelan-
ließ.)
Ihr werdet bei der Ankunft dieses bereits wissen, daß,
ie Franzosen sich Meister von Egypten gemacht hatten,
zu dessen Wiedereroberung grosse Aufopferungen an Men-
n und Geld haben machen müssen. Seit uns das Glük
nstigt hat, haben einige Uebelgesinnte unter euch dieses
) aufs neue der Botmäßigkeit der Mameluken überliefert.
n sey es von uns, die Schuld hievon euch allen beizu-
en. Wie ihm auch sey, so ist das Vergangene vergessen;
Feder der Gnade hat alle Vergehungen ausgelöscht. Wir
en Euch also auf, Egypten zu räumen, und mit den
en albanischen Truppen zu euren Feuerheerden zurükzu-
n. Solltet ihr euch weigern, zu euren Familien, die
Arme nach euch ausbreiten, heimzukehren? Seyd versi-
t, daß das Vergangne in Vergessenheit begraben ist, und
von dem nie die Rede seyn wird, was zur Zeit des
sein-Bascha und Mahomed-Bascha geschehen ist. Ich
fle nicht, daß ihr euch beeilen werdet, von unsrer Milde
rauch zu machen, und euch unsern Befehlen zu fügen,
en ihr Gehorsam und Unterwerfung schuldig seyd."
Gegeben den 15 Jamaadakai 1218.

Sogleich nachdem diese Firmans in vollen Divan zu Kairo abgelesen waren, sandten die Beys Radouan-Kiaya, einen listigen Mann, als Abgeordneten an Ali-Bascha, um den Vicekönig zu vermögen, daß er sich zu ihnen begäbe, indem sie ihn ihres Gehorsams und ihrer Treue gegen die erhabne Pforte versicherten. Der Bascha gab diesen Bitten nach, und verließ Alexandrien den 24 Dec. 1803. Er war mit den Beys übereingekommen, daß er die Straße nach Damanhur einschlagen, und sich nicht nach Rosette wenden würde. Die lebhafteste Unruhe äusserte sich in lezterm Hafen, als man erfuhr, daß der Pascha mit seinen 4000 Mann zu Etkon, auf dem Wege gegen Rosette zu, stehe. Kiaya-Bey, ein Mameluke, der daselbst kommandirte, fieng einige Briefe des Pascha auf, worin dieser die als Besazung dort liegenden Albaneser verleiten wollte, sich an ihn anzuschliessen. Einer der vornehmsten Bimbachis oder Obristen der Albaneser legte dem Mameluken-Bey Briefe von Ali-Pascha selbst vor, die ihn zum Abfalle aufforderten. Kiaya-Bey traf auf der Stelle Vorkehrungen, um sich gegen die Versuche von Ali-Pascha sicher zu stellen. Glüklicherweise für den Bey, blieben ihm alle Albaneser getreu, vielleicht wegen der Weisungen, die sie von Kairo empfangen hatten, keinen voreiligen Schritt zu unternehmen, der ihre Waffenbrüder in der Hauptstadt gefährden könnte. Als demnach Ali-Pascha sah, daß man sich zum nachdrüklichsten Widerstande gegen ihn anschikte, lagerte er sich vor Rosette, ohne daselbst einzurüken. Einige Tage nachher sezte er sich in Marsch, wobei er dem linken Ufer des Nils folgte. Die Truppen, die sich in den Dörfern verbreiteten, begiengen tausend Ausschweifungen, und versezten diese von den Türken, Mameluken und Albanesern schon so oft verwüsteten Gegenden in die äusserste Noth und das schreiendste Elend. Unter dem Vorwande, daß er keine Lebensmittel mehr auf dem linken Ufer finde, sezt Ali-Pascha über den Nil, und wendet seinen verheerenden Zug gegen das Delta; er kömmt zu Menouf an. Nun erst rühren sich die Beys in Kairo; sie waren von den Vorgängen zu Rosette unterrichtet, und hatten keinen Zweifel mehr über Ali-Pascha's Absichten: sie beschlossen seinen Einzug nur unter der Bedin-

gung, daß er blos mit einem Gefolge von 100 Mann käme, zu gestatten.

Mahomed-Bey-Elfi bezog mit allen seinen Mameluken, einem grossen Theil der neuen Beys, und mit tausend Albanesern, die unter der Anführung von Achmed-Bey Kairo verliessen, ein Lager bei Chougra, eine Meile von der Hauptstadt. Den 6 Jan. 1804 vernahm man, daß Ali-Pascha, welcher Menouf eilfertig verlassen hatte, der Armee der Beys schon sehr nahe sey. Sogleich zog Osman-Bey mit dem Ueberreste seiner Mameluken und Arnauten von Kairo aus, Ibrahim-Bey mit einem Theile seines Hauses, und Hussein-Bey mit seinen 500 Mann starken Negern und Griechen blieben zu Kairo. Beide Heere standen einander mehrere Tage lang im Gesicht. Die Beys hatten die Albaneser vor sich, gegen die sie höchst mißtrauisch waren, und vor dem Lager der leztern stand das von Ali-Pascha, welches durch viele Albaneser und Türken verstärkt worden war, die sich in Kairo versteckt hatten, und sich hierauf an den Pascha anschlossen. Dieser unterhandelte mit Elfi-Bey, der von ihm verlangte, daß er seine Truppen nach Syrien oder Mekka weiter schiken, und er, blos von hundert Mann begleitet, nach Kairo kommen sollte.

Der Pascha schien sich erst gegen eine Trennung von seinen Truppen zu sträuben, wobei er jedoch wiederholte Betheurungen seiner Redlichkeit machte, durch die sich aber die Mameluken nicht mehr einwiegen liessen. Osman-Bey-Bardissi seiner Seits war fest entschlossen, nichts von den Bedingungen nachzulassen, die er dem Elfi-Bey Befehl gegeben hatte, dem Pascha aufzulegen.

Am 25 Januar faßte Ali-Pascha, der seine eigenen Truppen fürchtete, den Entschluß, sich gänzlich in den Willen der Beys zu ergeben, und gieng in das Lager von Osman-Bey-Bardissi über. Die Truppen des Pascha wurden durch die Araber über Palabich, gegen die Wüste hin geführt, und dort in Stüken gehauen. Er selbst überlieferte sich mit einer Begleitung von nicht mehr als 150 Mann in die Hände von Osman-Bey. Er sollte nach Kasser-Sain, einem Pachtgute von Ibrahim-Bey, wo ehemals ein Lazareth der Franzosen

war, gebracht werden. Man hatte die Kanonen aus dieser Art von Burg fortgeschaft, und wollte ihn darin streng bewachen. Sein Bruder, Seiel-Ali, den man bei der Einnahme von Rosette gefangen hatte, wurde nach der Citadelle gebracht. Am nämlichen Tage nahm Osman-Bey die Maske ab, und sandte ein Schreiben an Ali-Pascha, worin er ihm vorwarf, daß er die Einwohner von Kairo wider die Beys habe aufwiegeln, und die albanesischen Truppen zum Abfall verleiten wollen. Er erklärte ihm, daß er ihn nach Jaffa verweise, und ließ mit ihm den Weg gegen diese Stadt zu nehmen. Von diesem Augenblik an war man überzeugt, daß Ali-Pascha seinen Bestimmungsort nicht erreichen würde, und daß sein Urtheil gesprochen sey. Osman-Bey befahl ihm, sein Pferd zu besteigen, nachdem er ihn in seinem Zelt empfangen, und ihm Kaffee hatte reichen lassen. Kaum war er ausserhalb desselben, als Osman-Bey eine Anhöhe bestieg, und nachdem er ihm mittelst seines Sehrohrs länge mit zufriednen Bliken gefolgt war, ausrief: Nun bin ich endlich gerochen. Wirklich hatte Ali-Pascha kaum vier Meilen zurükgelegt, als er, um ein wenig auszuruhen, sich mit seinem Neffen Hussein-Bey und einigen vertrauten Dienern niedersezte. In demselben Augenblike griffen die ihn begleitenden Mamelukn sie an, feuerten ihre Gewehre auf sie ab, und machten sie mit ihren Säbeln vollends nieder. Ali Pascha empfieng zuerst zwey Schußwunden, und als sein Neffe ihm zurief, daß er sich vertheidigen sollte, legte er seine Hände kreuzweis über die Brust, und sagte: Ein rechtgläubiger Statthalter muß zu sterben wissen, ohne seine Hände an Rebellen zu verunreinigen. So endigte dieser berühmte Staatsbediente der Pforte.

Nach der Ermordung des Ali-Pascha und seiner sämmtlichen Truppen, wurden die Ausschweifungen der Mamelukn und Albaneser mit jedem Tage unerträglicher. Da sie wußten, daß das Geschehene ihren Bruch mit der Pforte unheilbar machte, so glaubten sie aller Schonung entbunden zu seyn. Auf der andern Seite sahen die Beys, wie der Geist des Aufruhrs unter den Albanesern täglich eine drohendere Gestalt gewann.

Mehemed-Ali, Befehlshaber der Albaneser, der über seine Truppen so viel Ansehen behauptete, als nur immer möglich war, wollte seine ehmalige Empörung durch eine glänzende Handlung, die ihm die Huld des Großherrn wieder erwerben konnte, auslöschen, aber der rechte Augenblik war noch nicht gekommen. Die Mameluken mußten sich erst noch mehr schwächen, und irgend ein günstiger Anlaß sich darbieten. Die Ankunft von Elfi-Bey beschleunigte die Ausführung seines Plans in etwas.

Ehe wir zu diesem neuen Ereignisse übergehen, wollen wir einen Augenblik bey den verborgen spielenden Maschinen der Engländer weilen. Mitten unter allen diesen Erschütterungen arbeiteten sie thätig fort. Auf ihr Anstiften und in der Zuversicht auf ihre Vermittlung geschah es, daß Ali-Pascha Alexandrien verließ. Ohne allen Zweifel wußten sie, welches Schikfal seiner wartete. Dieser Pascha war troz seines Widerwillens gegen die Franken immer in der engsten Verbindung mit den Engländern gestanden. Sein Arzt und sein Drogman, die einzigen Vertrauten seines Herzens, standen unter dem Schuze dieser Nation. Sie wurden sogar von ihm nach Kairo vorausgesandt, wo sie nur im englischen Hause eine Freistätte vor der allen Vertrauten des Ali-Pascha gedrohten Todesstrafe fanden. Während jene unter dem Vorwande, an dem Besten der Pforte zu arbeiten, in den Pascha drangen, daß er von der ihm anvertrauten Gewalt Besiz nehmen sollte, reizten sie den Groll der Beys wider ihn auf, benachrichtigten diese von seiner Macht, von seinem angesponnenen Verständnisse mit den Albanesern und den empörten Beys von Ober-Egypten, und sezten öffentlich alles ins Spiel, damit ihr Schlachtopfer gefällt würde. Sie triumphirten nun, die Parthei der Türken in Egypten vernichtet, und zugleich die des Bardissi, den sie verabscheuten, in die Falle gelokt zu haben. Wirklich hatten sie nunmehr dem leztern ein unvertilgbares Brandmahl aufgedrükt, und ihm jedes Mittel einer Aussöhnung mit der Pforte abgeschnitten, wodurch ihrer Meinung nach dem Elfi-Bey, der ihre Kreatur war, und den sie nächstens in Egypten zurük erwarteten, die Mittel gesichert seyn mußten, den Anhang seines Nebenbuhlers zu vernichten,

und sich der Oberherrschaft zu bemeistern. Allein ihr Triumph währte nicht lange. Die Verbrechen, die sie zu ihrem Plan nöthig geglaubt hatten, waren fruchtlos vollbracht, denn dieser Plan scheiterte gänzlich, obschon mehr durch ein glükliches Ohngefähr als durch klug berechnete Maßregeln.

Es ist entschieden, daß um diese Zeit der Englische Resident, sogar bei nächtlicher Weile, geheime und häufige Zusammenkünfte mit Osman-Bey-Bardissi hatte. Die vertrautesten Freunde des Sangiak wurden von diesen Unterhandlungen entfernt, wobei die Rede von nichts war, als den Bey des ganzen Englischen Schuzes zu versichern. Man versprach, Truppen aus Indien zu seinem Beistande kommen zu laßen, und seinen Nebenbuhler Elfi Bey in England zurükzuhalten. Osman-Bey-Bardissi und Hussein-Bey bekräftigten eidlich, daß ihnen dieses Versprechen von den Engländern gemacht worden. Gerade um diese Zeit empfieng und schikte der brittische Resident, Major Misset, einen Eilboten nach dem andern ab, und streute überall mit vollen Händen Gold aus. Nach dem Tode des Ali-Pascha fertigte er seinen ersten Drogman nach Alexandrien und seinen Arzt nach Damiette ab. Dieser schiffte sich auf einem Fahrzeuge, das er zum höchsten Preis gemiethet hatte, nach Malta ein. Indeßen war dem Engl. Residenten für das ihm bevorstehende Schikkal bange, wenn Osman-Bey von der Ankunft des Elfi-Bey in Egypten benachrichtigt würde. Er glaubte indeßen, daß sein öffentlicher Karakter ihn vor der Rache des Sangiaks schüzen würde: aber wie konnte er in dem Völkerrechte, wider das er durch Verräthereien frevelte, einen Freibrief zu finden hoffen?

Am 18. Februar erfuhr man zu Kairo die Ankunft einer englischen Fregatte in Aboukir, die Elfi-Bey an Bord hatte: sein Repräsentant, der sich von Ghize Meister gemacht und diesen Ort befestigt hatte, befand sich daselbst mit allen seinen Mameluken, einem aus Schwarzen und Griechen bestehenden Kriegshaufen und einer zahlreichen Artillerie, er kommandirte gemeinschaftlich mit Osman-Bey und Ibrahim-Bey, theilte mit ihnen die Einkünfte von Egypten und schien seit einiger Zeit mit beyden Beys in gutem Vernehmen zu stehen; er hatte sogar zu der Niederlage und dem Tode von Ali-Pascha

das Seinige beigetragen. So bald er aber die Ankunft seines Herrn, des Großen Elfi, vernahm, ließ er zum Zeichen seiner Freude seine ganze Artillerie abfeuren, versammelte die Beys und Kachefs seiner Parthei, und schikte sich an, dem Sagiak, von welchem man wußte, daß er zu Rosette sei, entgegen zu gehen. Osman-Bey hatte dagegen auch nicht einen Schuß thun laßen; er berief vielmehr noch während der Nacht den Anführer der Arnauten, Mahomed-Ali, zu sich; aus seiner äußersten Unruhe schloß man, daß er sich gegen seinen Nebenbuhler, den Elfi-Bey, vorzusehen suche. Allein die alte Sitte der Mameluken, die Sklaven eines und deßelben Herrn wie Brüder zu betrachten, (Osman-Bey und Elfi waren beide Capiordachis im Hause des Murad-Bey gewesen,) und das Interesse des Osman-Bey, seine Mameluken, als die natürlichen Stüzen seiner Macht, zu schonen, ließen bei denjenigen, die nicht um das Geheimniß wußten, auch nicht die leiseste Ahnung von den schrekklichen in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1804. erfolgten Ereignise aufkommen. Die Beys des Elfi, welche zu Embabe, einem Dorfe etwas unterhalb Ghizzeh gelagert waren, wurden in ihren Zelten ermordet, unter andern ein unter den Mameluken sehr angesehener Krieger, Namens Hussein-Bey-Ouacheb. Er wurde durch die Beys vom Anhange des Bardissi selbst durchstochen. Die Mameluken dieser unglüklichen Schlachtopfer wurden zerstreut und bis in die Wüste verfolgt. Um Mitternacht hatten Ali und seine Arnauten bey Alt Kairo über den Nil gesezt, waren über die in der Ebene weidenden Pferde des Elfi hergefallen, und gelangten mit Anbruch des Tages vor die Thore von Ghizzeh, als sich eben Elfi, auf die Nachricht von der Ermordung seiner Beys, mit etwa 100. Mameluken herauszog, und diese Stadt, seine Truppen und sein Geschüz im Stiche ließ. Die Albaneser verfolgten ihn nicht, sondern rükten in Ghizzeh ein, wo sie nicht allein die dem Elfi und seinen Anhängern sondern auch alle den Einwohnern gehörigen Häuser ausraubten. Die Plünderung dauerte bis zum 22ten Febr nichts als die nakten Mauern blieben dieser unglüklichen Stadt übrig; selbst die Thore und Balken wurden weggeschleppt, und die Einwohner, die dem Gemezel entgiengen, flohen nach Kairo oder in die Einöden. Was Elfi den Kleinen betrifft, so rettete sich dieser nach Ober-Egypten.

Am 21. Febr. vernahm Osman-Bey, seine nach Rosette abgefertigten Befehle, den großen Elfi daselbst zu ermorden, wären zu spät eingetroffen und dieser Sangiak habe sich fast den Augenblik nach seiner Ankunft mit seinem Gepäke nach Kairo eingeschifft. Sogleich schwang sich Osman-Bey mit seinen Mameluken, und Mahomed-Ali mit seinen Arnauten zu Pferde. Lezterer traf zu Menouf auf Elfis Barken und fiel über sie her. Elfi-Bey, der die Truppen von ferne kommen sah, entfloh zu Fuß dem See Berket-el-Hadje zu. Er stieß unterwegs auf einen Trupp Araber mit einem Dromedar, das er eilig bestieg, indem er einige Mameluken zurükließ, die ihm nach England gefolgt wären, und einen Augenblik nachher von Osman-Bey eingeholt und gefangen wurden. Er selbst entwischte glüklich zu den Arabern, die ihm nach den Gesezen der Gastfreundschaft Schuz und Sicherheit gewährten. Die Engländer schienen wüthend über das Betragen gegen Elfi-Bey, das sie laut dem Anstiften der Franzosen zuschrieben. Der Engl. Resident reiste sogar mit seinem Gefolge von Kairo nach Alexandrien ab, wobei er eine nothwendige Unterredung mit dem Kapitän des Schiffes, welches den Elfi gebracht hatte, vorschüzte. Seit dieser Zeit ließ er bloß einen Drogman in der Hauptstadt zurük, und kam nicht mehr dahin.

Die Albaneser waren nach der Niederlage des Elfi trunken von Freude; sie sahen die Mameluken sich untereinander aufreiben, und lernten durch die Leichtigkeit, womit sie über dieselben gesiegt hatten, sie nicht mehr zu fürchten. Von diesem Augenblikke an war es nicht mehr zweifelhaft, daß sie sich ungesäumt öffentlich wider Osman-Bey und Ibrahim-Bey erklären und sie aus der Stadt vertreiben würden. Würklich foderten sie lauter als jemals ihren Sold, und überließen sich den zügellosesten Ausschweifungen. Endlich am 11 März um 4. Uhr Abends versammelten sich die Albaneser, um gegen die Beys zu marschiren, und ihre Wohnungen zu umzingeln, wegen einbrechender Nacht geschahen jedoch diesen Tag weiter nichts als einige Flintenschüße, und die Beys erwarteten in ihren Häusern den Anbruch des Tages, um alsdann zu entwischen. Die Albaneser benüzten indeßen die Nacht, um in die Wohnungen einiger Beys und Unter-Kachefs einzudrin-

gen, ermordeten wen sie fanden und plünderten die Häuser und Harems ihrer Schlachtopfer. Mit der ersten Morgendämmerung schlichen sie auf ähnliche Weise über die Terraßen und, indem sie Löcher in die Mauern brachen, bis in das Haus von Osman-Bey-Bardissi. Als dieser den Feind so auf dem Naken sah, warf er sich eilig auf sein Pferd und schlug sich durch einen Hagel von Kugeln, die ihm einige Mameluken und Pferde tödteten, durch. Indessen glükte es ihm, sich ohne großen Verlust in die Ebene von Kasser-Lain, und von da nach Alt Kairo zu retten; beinahe alle seine Sais und Bediente wurden getödtet. Seine Gemahlinn hatte sich Tags zuvor mit ihren größten Kostbarkeiten geflüchtet. Das Fort des Instituts hatte mit Aufgang der Sonne angefangen, auf die Arnauten, welche die Wohnung von Osman-Bey plünderten, zu feuern; aber da der Befehlshaber desselben, Hussein-Bey, ein überhaupt furchtsamer Mann, bösen Willen bei den Kanonieren wahrnahm, so zog er sich eilends in sein Schloß Nekias zurük, von wo er auf seinem kleinern Kanonierbooten mit seinen Habseligkeiten entwischte, während er auf die größern, die er erreichen konnte, Feuer werfen ließ. Ibrahim-Bey wurde auf gleiche Weise in seiner Wohnung überfallen, da aber diese beinahe im Mittelpunkte der Stadt lag, so hatte er einen größern Raum zu durchziehen. Er schlug sich muthvoll hindurch, verlor aber mehr Leute als Osman-Bey. Hätten die Albaneser nicht der Plünderung wegen sich zerstreut, so würde es den Beys unmöglich gewesen seyn, mit heiler Haut zu entkommen. Mit Anbruch des Tages schleuderte die Citadelle einige Bomben, wodurch verschiedene Leute getödtet wurden: der Befehlshaber darinn war Chain-Bey, und die Besazung bestand aus Maugrabinern. Als der Bey den wenigen Eifer der leztern bemerkte und überdem wußte, daß die zwey vornehmsten Beys Kairo verlaßen hatten, setzte er sich zu Pferde und entfloh durch das Berg Thor. Er wollte Seid-Ali einen Brüder von Ali Pascha, und Mehemed-Pascha, welche daselbst gefangen saßen, mit sich nehmen. Man hatte sogar Befehle ertheilt, ihnen den Kopf abzuschlagen; aber die Maugrabiner widersezten sich und übergaben freiwillig die Citadelle den Albanesern. Den ganzen folgenden Tag blieben die

Einwohner, über ihre Befreyung von einem unerträglichen Joche frohlokend, auf den Straßen, und um die Köpfe der Mameluken, die beträchtliche, in Sclaven beiderlei Geschlechts, in Pferden, Kameelen und andern Habseligkeiten bestehende, Beute zu betrachten. Die Zahl der getödteten Mameluken wurde auf 300 berechnet, unter denen sich jedoch viele Verragen oder bewafnete Diener befanden. Die Albaneser verheimlichten die Zahl ihrer Todten, aber sie war bedeutend. Ibrahim-Bey und Osman-Bey waren unversehrt entkommen. Sie sammelten die Trümmer ihres Heeres 3 oder 4 Stunden von Kairo, wo sie sich lagerten, und anfangs einige unglükliche Scharmüzel zu bestehen hatten. Während der Revolution hatte man die Häuser der Frauen des Mourad-Bey, Soliman-Bey und Ali-Bey geschont.

Mehemed Pascha führte bloß noch während des 12 März den Oberbefehl über Kairo, wo alsdann die Arnauten ihn nöthigten, nach Rosette abzugehen. Von diesem Tage an bis zum 26 März befand sich die höchste Gewalt dem Namen und der That nach in den Händen der drei Befehlshaber der Albaneser. Indeßen überwog Mehemed-Ali die beiden andern. Zu Damiette und Rosette wurde der Aufstand wider die Regierung der Beys ohne Blutvergießen entschieden. Die wenigen daselbst befindlichen Mameluken, dem gröſten Theile nach Franzosen, welche von der Armee des Orients zurükgeblieben waren, wußten, ohne einen Mann zu verlieren, sich an ihre Hauptarmee anzuschließen.

Sobald Osman-Bey und Ibrahim-Bey Kairo verlaßen hatten, besezten und durchschweiften sie die benachbarten Gegenden. Die Arabischen Beduinen, ohngefähr sechstausend Mann stark, stellten sich unter die Fahnen. Das erste Scharmüzel, das zwischen ihnen und den Albanesern statt hatte, entschied sich zum Vortheil der leztern; aber bei ihren nachherigen Ausfällen wurden diese beinahe immer von der kleinern Anzahl geschlagen. Bald äußerte sich in Kairo Hungersnoth. Die Mameluken schnitten alle Zufuhr vom Said ab, und ließen kein einziges Boot durchkommen. Die Gegend der Hauptstadt, das ganze Delta und Nieder-Egypten wurden durch die Streifzüge der verschiedenen Partheyen verheert. Im Innern über-

ließen sich die Albaneser allen Arten von Ausschweifungen und forderten mit immer größerem Uebermuth ihren Sold. Am 10 April langten aus Konstantinopel Firmane an, wodurch Kourschid-Bascha in seiner Eigenschaft als Vicekönig bestätigt wurde; aber das Ansehen dieses Staatsbedienten war bis auf diesen Tag äußerst beschränkt und gänzlich von dem guten Willen der Albanesischen Befehlshaber abhängig. Er konnte sich sogar nur dadurch darin behaupten, daß er ihren Leidenschaften und ihrer Habsucht fröhnete und durch gewaltsam aufgebürdete Auflagen die gesammten Bewohner zu Grunde richtete.

Am 26 April verließen alle Albaneser Kairo, und nahmen eine verschanzte Stellung zwischen Ghizzeh und Embabe, wobei sie ihre Reuterei in einer weitern Entfernung, in der Ebene der Pyramiden, zurük ließen. Die Mameluken stürzten auf dieses Korps, das sogleich den Rükken wandte; der gröste Theil kam durch das Schwerdt der Mameluken oder im Nil um. Die wenigen, die sich durch Schwimmen retteten, verbreiteten Schreken in Kairo; bald nachher rükte aber Mehemed-Ali mit seinem Fußvolk aus den Verschanzungen aus, und zwang die Mameluken zum Rükzug, welche etwa vierzig der ihrigen auf der Wahlstatt ließen. Seit diesem Treffen, wo die Beys zween ihrer vorzüglichsten Krieger, Hussein-Bey-el-Ouali, und Kiaja-Bey, Gouverneur von Rosette, einbüßten, ereigneten sich bloß kleine Scharmüzel, die aber immer zum Nachtheil der Albaneser ausfielen. Dieß flößte den leztern eine solche Furcht vor den Mameluken und selbst vor den Arabern ein, daß sie nicht mehr aus der Stadt zu gehen wagten, oder wenn ihr Anführer Mehemed-Ali, ein beherzter Krieger, sie dazu zwang, bei der ersten Erscheinung der Mameluken in Unordnung davon flohen. Nicht selten schlug sich Mehemed Ali ganz allein und Mann gegen Mann mit diesen, wobei er Beweise der gröstten Tapferkeit ablegte. Was seine Truppen anbelangt, so zeigten sie ihren Eifer bloß bei der Plünderung, und ihren Muth einzig dadurch, daß sie unter dem Schirme der Mauern ihre Gewehre langsam etliche mal abdrükten. Die Beys, durch die Feigheit ihrer Feinde dreister gemacht, wagten sich bis in die Nähe von Kairo, und erlaubten den Arabern alles zu plündern, was hinein wollte. Sie hatten ihnen die

Plünderung von Kairo, wenn sie daselbst eindringen würden, zugestanden. Man sah sie von den Terraßen der Häuser herab ihre Evolutionen auf dem flachen Felde bei Boulac machen. Einmal sogar drangen sie bis in die Stadt, hieben einige der Einwohner nieder und zogen sich sogleich zurük. Dieß war die Lage der Dinge bis zu der Zeit, wo der Nil anwuchs. Einige partielle Gefechte vermehrten bloß die zu Kairo herrschende Bestürzung und Ungewißheit. Soliman-Bey, Kasnadar, Statthalter von Ober-Egypten im Namen von Bardissi und Ibrahim-Bey, vereinigte sich mit ihnen; Hussein-Bey, der Zantiote, fiel wegen der Feigheit in Ungnade, womit er Challacan, einen ihm anvertrauten Posten nach den ersten Schüßen an Mehemed-Ali überliefert hatte. In der Folge kam er jedoch wieder in Gunst. Elfi-Bey schloß sich mit allen Arabern seines Anhangs an seinen Stellvertreter Elfi den Kleinen an, und rükte ohne Verzug vor Kairo. Er lagerte sich am linken Ufer des Nilstroms. Der alte Osman Bey-Hassan, einer der ältesten und mächtigsten Beys war seit dem Abzuge der Franzosen mit seinen zwei- bis dreihundert Mameluken und andern für dieses Land ziemlich beträchtlichen Truppen beständig in Assouan geblieben. Er hatte sich nie mit den andern verbinden wollen und begnügte sich mit den Einkünften der an die Waßerfälle stoßenden Provinz, wo er unumschränkte Gewalt ausübte. Indeßen öfnete ihm die Vertreibung der Mameluken die Augen über seine eigne Lage, und mehr um einen Beobachter abzugeben, als um selbst zu kämpfen stieg er gleichfalls mit seinen Truppen gegen Nieder-Egypten herab und bezog nahe bei der Provinz Fayoum ein Lager Zwischen ihm und Elfi Bey, dem er bei seiner Rükkehr nach Egypten, als sein Kopf in Gefahr stand, Hülfe gesandt hatte, herrschte die vollkommenste Eintracht. Zwischen den Lagern dieser beyden Beys und denen von Ibrahim-Bey und Bardissi, die am linken Ufer aufgeschlagen waren, fand keine Verbindung, aber auch keine Feindseligkeit statt. Es schien, als zielten alle ihre Bestrebungen bloß auf die Unterwerfung von Kairo und NiederEgypten ab; und als wollten sie erst deren Gelingen abwarten, um alsdann ihre besondere Zwistigkeiten abzuthun.

Gewiß wären ihre Entwürfe, zumal bei der Uneinigkeit, die sich täglich mehr zwischen den Albanesischen Befehlshabern äußerte zur Ausführung gekommen, wenn nicht das Anwachsen des Nils ihr längeres Verweilen bei Kairo unmöglich gemacht hätte. Allein im Monat August 1804. fieng der Strom an das Land zu überschwemmen, Ibrahim-Bey und Osman-Bey nahmen nun ihre Stellung bei Sciout und in der umliegenden Gegend, Osman-Bey-Hassan zu Assouan, Soliman-Bey-zu Minieh, Elfi-Bey in Fayoum, und Elim-Kachef zu Manfalout. Die Beys und Kachefs von beiden Partheyen, und besonders Soliman-Bey, brachten eine scheinbare Aussöhnung zwischen den beyden Oberbefehlshabern Bardissi und Elfi zu Stande; allein ihr Haß glimmte innerlich fort, und brach in der Folge wieder aus. Erst kürzlich hatte die Gemahlin des Bardissi Kairo verlassen, um ihren Gatten aufzusuchen. Elfi-Bey, den man benachrichtigt hatte, daß der Harem vom Soliman-Bey an seinem Lager vorüberziehe, schikte Geschenke und Mundvorrath an sie ab, ließ sie aber zurüknehmen, und erzürnte sich, als er inne wurde, daß es die Gemahlin seines Todfeindes sey, der er jene Beweise von Achtung gegeben hatte. Indessen kömmt es zwischen diesen verschiedenen Partheyen unter den Mameluken nie bis zur offnen Feindseligkeit. Sie rauben sich gegenseitig Fahrzeuge, Lebensmittel, Dörfer, plündern und verwüsten das Land; sind aber darin vollkommen einstimmig, daß sie aus Oberegypten weder Nahrungsmittel noch Waaren nach Niederegypten durchlassen, und allen Verkehr gänzlich abschneiden.

Die Mameluken haben ungefähr hundert von der Armee des Orients übergelaufene oder zurükgebliebene Franzosen unter sich. Achmet-Bey, ehemaliger Statthalter von Damiette, hat deren dreißig unter seine Fahnen aufgenommen. Einer dieser Franzosen, Selim genannt, ist zum Kachef erhoben worden, und hat einen Theil seiner Landsleute unter seinen Befehlen. Dieser junge Mensch ist von Versailles gebürtig und war bey den Spielleuten eines Corps von der franz. Armee angestellt; er hat einige Erziehung genossen und zeichnete sich unter seinen Kameraden durch Tapferkeit und gutes Benehmen in einem hohen Grade aus. Die Beys scheinen ihn sehr zu schäzen. Er bezeugt, wie alle in Egypten gebliebene Franzosen, große An-

hänglichkeit an sein Vaterland. Sie versicherten beständig, ihr sehnlicher Wunsch sey, als gute Franzosen zu leben und zu sterben. Zwey unter ihnen trugen bei dem Gefechte, das der französische Agent, während seiner Reise von Kairo nach Alexandrien, gegen die Araber auf dem Nile zu bestehen hatte, durch ihren Eifer vieles dazu bei, ihm das Leben zu retten. Einer von ihnen wurde sogar ein Opfer desselben, und erlag unter den Streichen der Mörder. Dieser leztere hieß Lemaire, war Kanonier en Chef des Mehemed-Pascha und wurde von General Sebastiani, als derselbe nach Kairo kam, sehr ehrenvoll aufgenommen.

Die Lage der Einwohner von Kairo wurde, nach dem Abzuge der Mameluken, noch schlimmer. Die Dörfer in Nieder-Egypten konnten nicht so viele Lebensmittel liefern, als die Stadt verbrauchte, denn sie waren durch die Einfälle der verschiedenen feindlichen Truppen so verwüstet, daß sie weder Mittel noch Muth genug hatten das von dem heurigen beträchtlichen Anwachsen des Nils befruchtete Erdreich anzusäen. Die hiedurch entstandene ausserordentliche Theurung der nothwendigsten Lebensmittel hat nicht nur Bestürzung unter den Einwohnern dieser Hauptstadt verbreitet, sondern die Zügellosigkeit der albanesischen Truppen raubt ihnen alle persönliche Sicherheit, so wie die von eben diesen Albanesern erzwungenen Erpressungen des Pascha alles Eigenthum, selbst die Juwelen ihrer Frauen nicht ausgenommen. Die Buden und Marktplätze stehen öde, und wenn auf höhern Befehl die Waarenlager geöffnet werden, so sieht der unglükliche Kaufmann seine Waaren mit Gewalt fortgeschleppt, und mag von Glük sagen, wenn er selbst der Wuth dieser ungebändigten Horden, die gegen die Stimme ihrer Anführer taub sind, unversehrt entkömmt. Ihre Offiziere selbst werden täglich Opfer dieser Wuth, und diejenigen, die sie aufs neue wählen, sind genöthigt, ihre abscheulichen Räubereien zu genehmigen. Das Volk ist im höchsten Grade erbittert, scheut sich aber einerseits wider den Großherrn, als das Oberhaupt der Religion, die Fahne der Empörung aufzupflanzen; auf der andern Seite zittert es vor der Rache, der Raubsucht, den Erpressungen und Spaltungen unter den Mameluken. Es duldet, fleht den Himmel mit Gebeten an, und sehnt sich nach

den Franzosen zurük. Die Chirks, die der Pascha liebkost und gewonnen hat, tragen nicht wenig dazu bei, seiner Wuth Einhalt zu thun. Die schönsten und ansehnlichsten Gebäude sind beinahe sämmtlich zu Grunde gerichtet.

Die Albaneser schlagen ihren Wohnsiz auf, wo es ihnen beliebt, und fangen damit an, Thüren, Fenster und Gebälke zu verbrennen, so daß jedes Haus, das sie räumen, nicht mehr zu bewohnen ist. Da sie öfters wechseln, und während der häufigen durch sie angestifteten Revolutionen eine Menge Gebäude niedergebrannt und ausgeraubt worden sind, so wird Kairo in wenig Jahren nichts mehr als einen Haufen Trümmer und Ruinen vorstellen. Die Europäer und diejenigen unter den Türken und Christen, die einige Mittel ihr Leben durchzubringen besaßen, flohen aus der Hauptstadt, begaben sich nach Alexandrien oder Rosette. Ohngeachtet der Leichtigkeit, womit die Fellas ihre Hütten in Gestalt von Taubenhäusern aufbauen, wird man längs der Gestade des Nils, von Kairo an bis nach Rosette oder Damiette nichts als zerstörte und verödete Dörfer gewahr. Diese ehmals so anmuthige Reise biethet jezt dem Auge des Wanderers nichts als Gegenstände der Traurigkeit dar. Er sieht mit Wehmuth, wie die Barbarei der Menschen, unter diesem lachenden Himmel, der Wohlthätigkeit der Natur gewaltsam entgegen gestrebt, und den Ueberfluß gleichsam in der Wiege erstikt hat. Demjenigen, der im Jahr 1803 den Nil aufwärts gereist, und ein Jahr nachher abwärts geschifft ist, muß es vorkommen, als sey seitdem ein Jahrhundert von Barbarei verflossen, oder dieses schöne Land durch irgend eine gewaltsame Umwälzung des Erdballs in das Chaos zurükgeschleudert worden.

In Alexandrien, Damiette und Rosette herrscht gränzenloses Elend, der Handel ist völlig vernichtet, Nieder-Egypten liefert fast keine Waaren, und verbraucht nur wenige aus Europa mehr. Die kaufmännischen Umsäze sind demnach in den Seehäfen und Stapelplätzen Egyptens von beinahe gar keinem Belange, nachdem die Verbindungen mit Said, der Hauptstadt und von hier aus mit Arabien, Indien, Darfour, Abyssinien und der Barbarey, zu Lande, völlig abgebrochen sind. Kaum kömmt man zu Alexandrien mit der Ladung eines kleines Schiffes für Europa, mit Flachs, Gummi, Rauchwerk, Kaffee und

Straußenfedern, in vier Monathen zu Stande. Dies ist in gegenwärtig m Augenblicke die unglükliche Lage von Egypten. Es läßt sich nicht wohl eine Verbeßerung hoffen, wofern nicht die Europäischen Mächte dieses Land, das sonst in kurzem bei den merkantilischen Spekulazionen in gar keinen Betracht mehr kommen wird, für den Handel wieder herzustellen suchen. Man hat Ursache zu glauben, daß nach Ablauf der Jahreszeit, innerhalb welcher der Nil steigt und fällt, sich die Mameluken neuerdings Kairo nähern, und sich in Verbindung mit den Arabern desselben bemeistern werden, da der Pascha ihnen keinen andern Damm entgegen zu sezen hat, als die durchaus undisciplinirten und feigen Albaneser, wovon einige Egypten schon verlaßen haben, andern im Einverständniße mit den Beys stehen, und mehrere sich zu schlagen weigern. Wenn denn nun auch die Beys in Kairo wieder eingerükt sind, werden sie sich lange darin behaupten können, und ist es wohl glaublich, daß diese Miliz, die jezt höchstens tausend Mann stark ist und sich nicht ergänzen kann, ein Land wie Egypten mit Erfolg vertheidigen wird? Außerdem ist es unmöglich, daß Alexandrien in ihre Hände falle, und so lange dieser Schlüßel von Egypten in der Gewalt der Türken bleibt, und sie einen Waffenplaz daraus machen können, wird dieses Land nicht unaufhörlichen blutigen Revolutionen preis gegeben seyn, die seinen Untergang beschleunigen müssen? Es ist sicher, daß Konstantinopel verschiedner Gegenstände, die es aus Egypten bezieht, nicht entbehren kann. Der Mangel an denselben wird daher immer über die Schwäche und Fülloßigkeit des Divans so viel vermögen, daß er einige Anstrengungen machen wird, um das Ansehen des Großherrn daselbst zu behaupten.

Noch ist uns übrig, von einigen Personen, die jezt den meisten Einfluß in Egypten besizen, Schilderungen zu machen. Mahomed-Bey-Elfi, (welcher diesen Namen daher hat, weil er für tausend Zechinen erkauft wurde,) ist mit einem rauhen und grausamen Temperament geboren. Vor der Ankunft der Franzosen war er wegen begangener Grausamkeiten und Bedrükungen, verabscheut.

Er ist feig, wie überhaupt alle grausame Menschen, und zeichnete sich nie in den militärischen Uebungen aus, worinn

sonst alle Mameluken so vorzüglich gewandt sind. Ohngeachtet einer gewißen Arglist, welche dieser Gattung despotischer Sclaven, ohne Erziehung und Grundsäze, eigenthümlich ist, fehlt ihm jener durchdringende Verstand und Scharfsinn, welche große Entwürfe erzeugen, und jener richtige und scharf spähende Geistesblik, der ihr Gelingen sichert. Man lernt ihn aus seiner lächerlichen Reise nach England und aus der Leichtigkeit kennen, womit er sich von den Engländern gewinnen ließ, nachdem er von ihnen im Anfange seines Aufenthalts zu Malta aufs äußerste mißhandelt worden war. Jezt ist er der eifrigste Anhänger dieser Nation, welcher er auf den Fall, daß er sich der Regierung von Kairo würde bemächtigen können, große Vortheile zugesagt hat. Allein seine Gewalt und sein Einfluß sind beschränkt, die Mameluken in geringer Anzahl und der Beistand des arabischen Stammes mit dem er im Bündniße steht, und der ihn beschüzt, nicht hinreichend, um alle ihm im Wege stehende Hindernüße zu besiegen.

Es wäre Elfi, als er die Gunst eines so tapfern und mächtigen Beschüzzers, wie Murad-Bey, besaß, leicht gewesen, Groß-Bey zu werden, und sich in den Besiz einer Menge von Dörfern zu sezen; allein um den ersten Posten zu bekleiden und die erste Rolle unter den Mameluken zu spielen, muß man, zumal in gegenwärtigen Zeiten, tapfer seyn, mit seinem Leben nicht kargen, zu fechten und zu siegen wißen, lauter Eigenschaften, die Elfi-Bey nicht besizt.

Soliman-Bey ist voll Muth, großherzig, offen und bieder, und so gerecht als ein Mameluken-Bey nur immer seyn kann. Er ist das wahre Ebenbild seines Herrn, Murad-Bey, dessen Hasnadar oder Schazmeister er war; er liebt die Franzosen aus Grundsaz und Neigung. Unter allen Mameluken ist er derjenige, der am meisten Geradheit beweist.

Kourschid Pascha, Vizekönig von Egypten, war, so wie sein Vorgänger Mehemed-Pascha, ein Sklave von Hussan-Caputan-Pascha gewesen. Sie sind darin unendlich verschieden, daß Mehemed-Pascha ein Krieger und in allen militärischen Uebungen gewandt, jener hingegen niemals Soldat gewesen ist. Da Kourschid-Pascha unmittelbar im Dienste von Mehemed-Pascha stand, der sein Befehlshaber geworden war, so erhielt er den

Oberbefehl über Alexandrien und den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen. Wegen seines sanften, angenehmen und selbst schwachen Karakters glaubten der Vezier und der Vize-König in ihm den Mann zu finden, der der Regierung eines von den Engländern besezten Ortes am besten vorstehen würde. Man mußte in Rükſicht auf diese äuſſerst behutsam zu Werke gehn, und ihnen das Wesentliche der Gewalt überlassen, um nur den Schein derselben zu behalten. Kourschid-Pascha, der sich dem Willen der Englischen Generäle in allem fügte, spielte, weil er schwach war, seine Rolle zur Zufriedenheit einer hinterlistigen Regierung. Nach ihrem Abzuge regierte er in Alexandrien mit Weisheit und Mäßigung. Die Besazung dieser Stadt bestand groſsentheils aus Albanesern, die ihre Bezahlung foderten. Kourschid-Pascha machte ein Anlehn bey den europäischen Kaufleuten, rechnete mit seinen Truppen, deren Mangel an Zucht er fürchtete, ab, und entließ sie wenige Tage vor der Revolution von Kairo. Dieser weisen Maasregel verdankte die Pforte die Erhaltung von Alexandrien und diese Stadt ihre Ruhe. Seit dieser Zeit wurde daselbst kein Albaneser, es sey denn, daß er sich dort einschiffen wollte, mehr eingelassen. Um die Zeit der Ankunft von Ali-Pascha benahm er sich auf eine sehr preiswürdige Art. Es war natürlich, wenn zwischen ihm, der ein Günstling des Capudan-Pascha, und zwischen Ali-Pascha, der eine Kreatur des Veziers war, Feindschaft vorwaltete. Es wäre ihm etwas leichtes gewesen, diesem Mitwerber den Einzug in Kairo zu verwehren. Nichtsdestoweniger glaubte er seinen eigenen Vortheil und vielleicht sogar seine Sicherheit dem Besten seiner Regierung aufopfern zu müßen, welches, da die Mameluken und Albaneser nach der Eroberung von Kairo die ganze Provinz zu überschwemmen drohten, die gröſte Eintracht unter allen türkischen Offizieren heischte. Er lieferte alle Forts und die ganze Gewalt in die Hände von Ali-Pascha aus. Als dieser die oben erwähnten Gewaltthätigkeiten gegen die Europäischen Agenten verübte, widersezte sich Kourschid-Pascha denselben nachdrüklich, und wirkte ihnen, in Verbindung mit Jahni-Effendi und Capudan-Bey, Genugthuung aus.

Als Ali-Pascha mit blindem Vertrauen auf die scheinbare Unterwürfigkeit der Beys, sich nach Kairo begab, nöthigte er

Kourchid-Pascha ihm zu folgen; allein dieser, der das den Vize-König erwartende Schiksal voraussah, entwischte heimlich von der Armee, als sie zu Etkon, einige Meilen von Alexandrien, gelagert stand, und kam wieder nach dieser Stadt zurük, deren Kommando er übernahm. Durch sein mit den albanischen Befehlshabern angesponnenes Verständniß hatte er großen Antheil an der Revolution, wodurch die Beys aus Kairo vertrieben wurden, und er eilte dahin, sobald er von jener benachrichtigt war. Bei dieser Gelegenheit verläugnete er seine gewöhnliche Klugheit und bereute es nachher sehr, sich in die Hände der Albaneser geliefert zu haben, indem er seit jener Zeit nicht sowohl Statthalter von Egypten als vielmehr der Sklave der leztern war und die Puppe, mit der sie spielten, indem sie sich hinter seinen Namen versteckten. Da Kourchid-Pascha die Gewaltthätigkeiten nicht hatte verhindern können, welche die Albaneser im Monat August an den Franzosen ausübten, so betrieb er durch das Zollamt von Alexandrien die Erstattung der 8000 Piaster, die der französische Kommissär als Lösegeld für das Leben seiner Landsleute und aller Franken den Arnauten hatte bezahlen müßen.

Kourchid-Pascha kennt Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, ist ein Mann von gesunder und richtiger Urtheilskraft, besizt aber zu wenig Karakter, Festigkeit und Unterscheidungsgabe in der Wahl seiner Untergeordneten. Seine Kenntnisse sind beschränkt, indessen wäre er sehr fähig gewesen, Egypten zu verwalten, hätte er mit einer andern Regierung, die er nicht so nothwendig hätte täuschen und blenden müßen, zu thun gehabt und andere Truppen befehligt.

Es ist schwer ausfindig zu machen, ob er für die Engländer mehr Zuneigung hegt als für die Franzosen; er sagte immer öffentlich und insgeheim, daß er die Verträge mit beiden Nationen so lange, als sie im Frieden mit der Pforte lebten, genau beobachten, und ohne bestimmte Befehle von seinem Herrn, jeden Truppenlandungen ohne Unterschied sich aus allen Kräften widersezen würde. Indeßen ist es wahrscheinlich, daß das Gold der Engländer ihn mehr auf ihre Seite zieht.

Janib-Effendi, Großschazmeister und General-Zolleinnehmer von Egypten, spielt daselbst eine bedeutende Nebenrolle. Er

ist der Vertraute des Divans in Konstantinopel, dem er von allem, was für die türkische Regierung wichtig seyn mag, genaue Kundschaft ertheilt. Er hat zu Konstantinopel die Dienste eines Reis-Effendi versehen, und will, daß alle Welt sich erinnert, daß Sr. Excell. den Posten eines Ministers des Großherrn bekleidet habe. Er macht auf alle die Aufmerksamkeit und Achtung Anspruch, die jenem Titel gebühren, und wer es hierinn versieht, erhält nichts von ihm und wird sehr übel von ihm empfangen. Diese Eitelkeit abgerechnet, ist er vielleicht unter allen Türken derjenige, der am meisten Bildung, Kenntnisse und Rechtschaffenheit besizt. Er ist schlau, abgeschliffen, hat sich vollkommen in der Gewalt, und sucht aus den Antworten, die man auf seine zusammenhängenden und durchdachten Reden ertheilt, die etwanige Meinung desjenigen, mit dem er spricht, zu errathen; zuweilen verräth auch ihn sein zu großes Bestreben sinnreich zu reden und die forschende Miene, die sich auf seinem Gesicht ausspricht. Er nimmt warmen Antheil an dem Glük seines Vaterlandes, und giebt dem alten Grundsaze der unterrichteteren und hellsehenderen Türken Beifall, daß nämlich eine enge Verbindung mit Frankreich allein ihr Reich zu retten vermöge. Er schüzt den Handel nach allen seinen Kräften, und erfüllt seine Verpflichtungen mit gewissenhafter Treue. Ihm verdankt die Stadt Alexandrien den unschäzbaren Vortheil, daß sie dieses Jahr den Nil innerhalb ihrer Mauern gehabt hat. Er machte den Schaden wieder gut, den die Engländer Egypten zugefügt hatten, indem sie die schmale Erdzunge durchstachen, die das Meer von dem See Mahadie, zwei Meilen von Alexandrien, trennte, und auf welcher der Kanal sich hinzog, der von Rahmanié das Wasser des Hauptstroms herbeiführte. Das Meer hatte den See angeschwellt, und den größten Theil der Dörfer in der schönen Provinz Bakiré überschwemmt; so daß die Bewohner von Alexandrien kein andres als halbsalziges Wasser mehr tranken, das aus großer Entfernung herbeigehohlt wurde. Man weiß, daß unter allen möglichen Entbehrungen den Muselmännern keine härter fällt, als die des Wassers. Janib-Effendi ließ mit unermüdetem Eifer einen Damm bauen, um das Wasser des Meeres von dem des Sees zu scheiden, und wandte in einem höchst kritischen

Augenblicke sehr beträchtliche Summen auf. Mittelst angestrengter Bemühungen, mittelst Geduld und Geld, und, was in einem türkischen Lande das unglaublichste ist, ohne Bedrückung der Einwohner, erreichte er seinen Zweck vollkommen, und dieses Jahr empfiengen alle Cisternen der Stadt das Wasser des Nils.

Der Pascha dringte unaufhörlich in Janib-Effendi, daß er sich in die Hauptstadt begeben und an die Spize der Finanzverwaltung der Provinz stellen solle. Dieser entgegnete aber immer, daß er seinem Lande keinen Dienst zu erzeigen glaube, wenn er sein Leben der Wuth der Albaneser fruchtlos aussezte; daß er von dem schwankenden Zustande der Regierung und der schrecklichen Lage Kairos überzeugt sey, und die Zurükkunft der Rebellen in diese Hauptstadt mit Gewißheit voraussehe. Er ist daher taub gegen alle Vorstellungen seines Freundes, und beklagt dessen Schikfal.

Kiaya-Bey, den Kourchid-Pacha bey seiner Abreise als Statthalter von Alexandrien zurükließ, war aus einem bloßen Diener einer der ersten Staatsbeamten geworden. Unter einer sehr rauhen Schale verbirgt sich bei ihm Gutmüthigkeit und viel guter Willen. Er ist durchaus kein Geschäftsmann, geräth bei der mindesten Entscheidung, die er geben soll, in Verlegenheit, und will schlechterdings nichts auf seinen Kopf thun. Wenn er die Befehle seines Herrn, des Pascha, nicht zeitig genug empfängt, so läßt er sich ganz von Janib-Effendi und Capitan-Bey gängeln, und seine Rolle ist daher eine wahre Nulle beim Spiele.

Bekir-Caputan-Bey hat den Oberbefehl über die türkische Flotte zu Alexandrien, die aus einem Linienschiffe von achtzig Kanonen und fünf bis sechs Fregatten und Corvetten besteht. Er wohnt am Lande und ist die dritte Person in Egypten. Er ist ausschließend mit Aufrechthaltung der Polizei der Stadt, mit der Sicherheit der Europäer und der Sorge für sein Geschwader beschäftigt, und will sich keineswegs mit den innern Angelegenheiten des Landes, dessen Loos er beweint, befassen.

Bekir-Bey ist unwissend und abergläubisch bis zur Ausschweifung, folgt gern fremdem Anstoß und läßt sich noch lieber durch Geschenke locken. Er hat, wie alle Seeofficiere der türkischen

Flotte, die Vorliebe des Hussan-Capudan-Pascha für die Franzosen geerbt, und wird sie auch behalten, so lange nicht die prächtigen Geschenke der Engländer die Waage auf ihre Seite neigen. Die englischen Geschäftsträger warten ihm unermüdet auf, er scheint sie aber bis jezt nicht sehr zu achten.

Osman-Agar, Statthalter von Rosette, kam um die Zeit der Räumung dieses Landes durch die Franzosen, mit dem Groß-Vezier nach Egypten. Ihm war von diesem Minister die Vertheilung der Lebensmittel an die englische Armee von Indien aufgetragen worden. Er erwarb sich bei diesem Geschäfte die Zuneigung der Engländer, und einiges Vermögen, dessen er aber während der durch die Ankunft der Mameluken in der Hauptstadt bewirkten Revolution beraubt wurde. Er ward von ihnen verfolgt, und hatte seine Rettung dem Schuze des englischen Residenten zu danken, der ihn, bis zum Einzuge von Kourchid-Pascha in Kairo, in seinem Hause behielt; lezterer ertheilte ihm sodann die Statthalterschaft von Rosette. Er hat wenig Ansehen und vermag selbst über den Pascha nicht viel. Er ist ein tükischer, schwacher und furchtsamer Mann. Seine eifrigen Versicherungen, daß er den Franzosen ergeben und den Engländern, von denen er Dienste empfangen, abgeneigt sey, beweisen eben nichts für seine Redlichkeit und eben so wenig für seinen Verstand. Seitdem er indessen Statthalter und Zollbeamter von Rosette ist, hat kein Europäer sich über ihn zu beklagen gehabt.

Mehemed-Ali, Befehlshaber der Albaneser, ist brav; er bezahlt mit seiner Person, so oft es zum Gefechte kömmt. Man kann ihm nicht absprechen, daß er den Geist der türkischen Soldaten zu leiten weiß, da er allein bei den ungelehrigen Arnauten sich in Ansehen zu setzen gewußt hat. Sie bedrohen und verhaften ihn zuweilen, aber wenig Augenblicke nachher sieht man ihn wieder ihnen mit festem und entschloßnem Tone Befehle ertheilen. Er scheut kein Mittel, sich zu bereichern, da er weiß, daß man bei seiner Regierung mit Geld alle Vergehungen in Vergeßenheit bringen kann, und daß man nicht mehr Aufrührer ist, wenn man seine Begnadigung zu kaufen weiß. Außerdem wünscht er sich von seinen Soldaten, die er, seines Ansehens ohngeachtet, fürchtet, je eher je lieber los machen zu

können. Es scheint, als wenn eben dieses Ansehen und dieser Einfluß sich täglich verminderten.

Mehemed-Ali konnte sich der höchsten Gewalt und der Regierung von Kairo bemächtigen, und könnte es noch, aber er versteht sich nicht darauf, einen Plan anzulegen und mit Weisheit und Vorsicht durchzuführen. Er ist ungestüm, unwissend, den starken Getränken und allen den Menschen herabwürdigenden Lastern ergeben. Ist er nicht in seinem Lager, sondern kehrt nach Hause, so kann und mag er sich mit nichts als seinen Vergnügungen beschäftigen. Er ist eben nicht grausam, wie seine übrigen Waffengenossen. Da er ein erklärter Gegner der Beys ist, die er verrathen hat, so verhinderte er bis jezt den Pascha, sich auf irgend eine Weise mit ihnen zu vergleichen.

Mehemed-Ali liebt die Franzosen aus Neigung und weil sich ihm in dem aufgeräumten und muthigen Karakter der Franzosen sein eignes Bild entgegenspiegelt. Es ist gewiß, daß ihm die im Dienste der Mameluken stehenden Franzosen, so wie alle diejenigen ihr Leben verdankten, denen im lezten August das Schwerdt der Albaneser auf dem Nacken saß, als leztere den Tod eines der Ihrigen, der von einem französischen Arzt aus Nothwehr getödtet worden war, rächen wollten.

Noch ist eine Menge untergeordneter Staatsbeamten übrig, deren Zwek kein anderer zu seyn scheint, als sich mit dem Raube des unglüklichen Egyptens zu bereichern, dessen Ruin sie beschleunigen. Jeder, der sich an der Spize eines bewaffneten Haufens sieht, denkt sich in einem Lande, wo Gewalt das einzige Gesez abgiebt, zu Allem berechtigt.

III.

Europa's Verhältnisse mit der Barbarey besonders mit Algier.

Der gröste Theil der neuen Welt und unermeßliche Reiche Asiens beugen sich vor europäischen Sceptern. In OstIndien besonders sind europäische Kaufleute — mehr

noch als ehmals Phönicier — Fürsten geworden. Neugierde, Gewinnsucht und Eroberungswuth hat Europäer nach allen Winkeln des Erdbodens geführt. Allein Afrika, dieser vor den Augen der eroberungssüchtigsten Völker so nahe liegende Erdtheil, ist grösstentheils unbekannt und unerobert. Nur an der WestKüste saugen europäische Kaufleute, und an der Südspize vegetiren unter mercantilischen Spekulationen holländische Pflanzer. Die Existenz der Portugiesen an Afrika's östlichem Rande ist für nichts zu achten. Von NordAfrika's Verhältnissen mit Europa gilt noch immer im vollsten Sinne jenes, auf Britannien und Frankreich so glüklich angewendete Wort Virgils:

Littora littoribus contraria, fluctibus undae.

Wie die Gärten der Hesperiden wird NordAfrika von einem Drachen bewacht, der grimmige Blike auf die Küstenländer des MittelMeers schießt, Feuer ausspeyt, und nur durch goldne Kuchen eingeschläfert wird. Die stolzen Beherrscher fremder Welttheile demüthigen sich vor einem verachteten RäuberGesindel, das in einigen der reizendsten Streken des Erdbodens umherstreift, und erkaufen von ihm Frieden und Freundschaft durch grosse Geschenke. Wie? die verdorbenen Weltherrscher zu Rom, welche mit einem Räuberhauptmann in Lusitanien 6 Jahre lang ohne Erfolg kämpften, und seinen Haufen nur durch Meuchelmord des Anführers zerstreuten, konnten die wilden Numidier bezähmen und Mauritanien unterjochen: und das Christliche Europa, das wenigstens 1,600 000 stehende Krieger zählt, vernichtet nicht den kleinen Despoten von Marokos, dessen Flotte kaum in 24 grossen und kleinen Schiffen besteht, der mit höchstens 40,000 Negern und Mauren wider Unruhen in den Menschenarmen Provinzen Tafilet und Sedschelmesse kämpft, und seine Ansprüche auf Dea und Sahara zu behaupten zu schwach ist? Nicht Einer der gewaltigen Fürsten Europens, die doch wegen des Vortritts eines

Gesandten Hunderttausende in Bewegung sezen, erzwingt für die Christliche Republik von den Seeräubern zu Algier einen allgemeinen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden? Aber Eifersucht trennt die Christlichen Staaten, und HandelsPolitik ist die Quelle der allgemeinen Beschimpfung Europens. Entrichtet nicht Frankreich eine jährliche Abgabe, damit das sonst friedliebende und industriöse Tunis Corsaren ausrüste, um auf dem Mittelmeere den Handel der Nichtfranzosen zu beunruhigen? Ermuntert nicht Britannien Algiers und Marokos Seeräubereyen, um jeden Versuch Spaniens im Levantischen Handel zu vernichten? So nährt Europa seine eigne Schande, und zugleich den Troz einer wilden Räuberhorde in NordAfrika's gesegneten Gefilden, wo die lezten Trümmer von Carthago's Herrlichkeit und römischer Pracht vollends verschwinden.

Seitdem Neid die Armeen der Welträuberischen Römer nach Afrika getrieben, und falsche Politik sie verführt hatte, das reiche Carthago zu zerstören, erhub sich zuerst im fünften Jahrhunderte für NordAfrika ein Staat zur Rache wider das gesunkene Rom. In Salomo's Ophir * ward NeuCarthago der Siz des Vandalischen Reichs, dessen Herrschaft sich über die nahen Inseln des Mittelmeers ausdehnte. Von dort rief die Rachebegierige Eudoxia die Vandalen nach Rom. Eine mächtige Flotte landete an der römischen Küste, und plünderte die von den Gothen übrig gelassenen Reichthümer der ehemaligen Hauptstadt der Welt. Nun hatte Europa beynahe 1000 Jahre lang Ruhe von Afrika's Nord-Küste; abgesehen, daß Mauren von dort nach Spanien

* Wenn nach Hezels glüklicher Vermuthung der Nahme Afrika von Ophir abgeleitet werden muß, so dürfen wir unter diesem Nahmen die Gegenden NordAfrika's, welche diesen Nahmen zuerst führten, nämlich Africa propria, wohl eher suchen, als andre Länder, zu welchen Salomo's Flotten auf dem Erythräischen Meere gelangten.

übergiengen, das Gothenreich umstürzten, und von den Pyrenäen Europa bedrohten.

Sobald aber die Gothischen Christen sich auf den Trümmern des Sarazenen-Reichs in Spanien wieder erhuben, und des treulosen Ferdinands grausame, durch falsche Religionsbegriffe sanktionirte Politik 1492 den lezten Mauritschen Staat in Spanien erobert hatte, so ließ sich ein Theil der geflüchteten Mauren zu Oran und Algier nieder, und machte von dort Jagd — zuerst nur auf Spanische, hernach auf alle Christliche Seefahrer. Hatten sie nicht an den Säulen des Herkules für sich und ihre spätesten Enkel den Christen ewigen Haß geschworen, wie Hamilcars Sohn vormals den Römern: so führten sie wenigstens, so wie noch jezt ihre Nachkommen, mit gleicher Erbitterung wider alle Christen eine ewige Fehde.

Sogar jenseits dem Meere verfolgte Ferdinand der Katholische die verbannten Mauren. Unter Anführung des Cardinals Ximenes eroberten die Spanier Oran 1509, auch Bugie und Algier geriethen 1510 in ihre Gewalt, so daß der König von Tromesen sich nicht nur zu einem Tribute von 13000 Pistolen verpflichtete, sondern auch 1512 kostbare Geschenke nebst 70,000 Pistolen für Ferdinand nach Burgos schikte. Jedoch dauerte diese Ruhe nicht lange. Um nach Ferdinands Tode den Spaniern nicht mehr tributhar zu seyn, riefen die Algierer die berüchtigten Seeräuber Horruk und Aireddia (Harreden) Barbarossa zu Hülfe. Die Beschüzer bemächtigten sich Algiers, und liessen den Sultan Selim Eutemi ermorden. Zwar ward Horruk als König von Tremesia von den Spaniern erschlagen; aber sein Bruder behauptete sich als König von Algier, und begab sich in Solymans Schuz. Noch war jedoch Spaniens Einfluß auf NordAfrika nicht verschwunden. Karl V unternahm den glüklichen Zug nach Tunis 1535, und sezte Hassan wieder auf den Thron. Aber damit hat-

ten nun die glüklichen Expeditionen nach NordAfrika ein Ende. Bei der Eroberung von Tunis waren an 200,000 Einwohner ermordet, zu Sklaven gemacht, der abscheulichsten Ausschweifungen waren so viele, die Beute so unermeßlich, wie bei der Plünderung Roms unter dem Connetable von Bourbon. Neuer Stoff zu unauslöschlichem Hasse gegen die Spanier und alle übrigen Europäer.

Die Räubereien der Algierer wurden von nun an kühner. Ueber 20 Gallioten und eben so viele Brigantinen bedekten das mittelländische Meer. Die Räuber landeten öfters an der spanischen Küste, und Karl V unternahm es 1541 mit 26000 Mann die Algierer zu züchtigen. Nur 600 reguläre Soldaten und 6000 Mauren konnte Hassan Pascha dieser furchtbaren Macht entgegenstellen. Aber für ihn focht die Jahrszeit. Ein fürchterlicher Sturm vernichtete in weniger als einer Stunde 15 Kriegs- und 160 TransportSchiffe mit allen LebensMitteln und KriegsBedürfnissen. Diese unvermuthete Rettung machte den Algierern Muth, ihre Räubereyen bis über die Strasse von Gibraltar auszudehnen. Sie überfielen mit 3 Schiffen Canaria, und machten beträchtliche Beute. War Carls V lezte Unternehmung wider Algier unglüklich gewesen, so war Philipps II Expedition wider Tripolis und den furchtbaren Dragut unglüklich und schimpflich: die spanische Flotte unter Medina Celi floh schon vor dem Anblike der Feinde in der gröbsten Unordnung, und die Bewohner der spanischen und italischen Küsten zitterten vor einer feindlichen Landung.

Mit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts waren die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis so mächtig, daß, der Schilderung zufolge, welche der englische Minister Cottington, von Spanien aus, dem Herzoge von Bukingham machte, ihre Flotte in 40 grossen Schiffen zu 500 Tonnen bestund. Welchen Schre-

ken mußte eine solche Flotte verbreiten, zu einer Zeit, da die Seemacht aller christlichen Staaten so unbedeutend war!

Bisher waren es nur die Spanier, wider welche Algier Seeräuberey getrieben hatte. Als aber der spanische Gesandte Gundomer Jacob I. in England 1621 zu einer Expedition wider sie zu überreden gewußt hatte, so fielen sie jezt auch brittische Schiffe an, zugleich erreichte ihre Seemacht eine ungewöhnliche Höhe. Nicht weniger als 65 grosse Schiffe hielten sie ausgerüstet, ohne die Menge kleinerer Fahrzeuge zu rechnen.

Seit dieser Zeit ist die Geschichte aller Unternehmungen der christlichen Mächte wider diese Seeräuber, besonders wider Algier, dieselbe: Landungen und schnelle Rükzüge oder Bombardements der Hauptstadt. Der allgemeine Ruhestörer Europa's, Ludwig XIV, suchte auch in NordAfrika Lorbeere. Die Franzosen nahmen 1664 Gigeri weg, aber sie schiften sich sogleich wieder ein. Renaud erfand die BombardierGalioten, und Ludwig XIV beauftragte den berühmten Duquesne, vor Algier 1682 Gebrauch davon zu machen. Algier wurde zwar in einen Schutthaufen verwandelt; aber kaum hatte die französische Flotte die Küste verlassen, als die Einwohner ihre Stadt wieder aufbauten, und ihre Seeräuberey nur desto eifriger fortsezten. Keines von allen solchen Bombardements verbreitete auf der Küste der Barbarey grösseren Schreken, als dasjenige, welches Blake auf Cromwells Befehl mit 30 Linienschiffen unternahm. Er zwang den Dey von Algier um Frieden zu bitten, und seinen Unterthanen alle Gewaltthätigkeiten wider die Engländer zu verbieten; er erschien vor Tunis, schoß die Kastelle in Trümmer, und ließ alle Schiffe im Hafen in Brand steken. Seit dieser Zeit wird, wie man uns versichert, die englische Flagge von den Barbarischen Seeräubern respektirt: aber gedemüthigt ist der Stolz des Barbaren, der über Algier herrscht, so wenig, daß

nach Poirets Berichte der Dey zu einem europäischen Consul sagte: „was bedarf ich deines Königs? er schikt mir „Gesandte und Geschenke; ich schike ihm nichts: er er„kauft meine Freundschaft; mir liegt sehr wenig an der „seinigen." — Selbst einen englischen Gesandten, der mit einem Bombardement drohte, fuhr der Dey trozig an: „sage mir (sprach er) wie viel ein solches Unternehmen „deinen König kosten mag?" da der Gesandte eine gewisse Summe nannte, so erwiederte der Dey: „gut, wenn „dein Herr mir nur die Hälfte dieser Summe gibt, so „versprech ich ihm, Algier auf der Stelle schleifen zu „lassen. Noch gewinnvoller für den Dey war der lezte schimpfliche Angriff der Spanier auf Algier 1784. Die Zurüstungen hatten über 2 Mill. Thlr. gekostet, und nach der vereitelten Unternehmung kostete es noch 2 Millionen Piaster, 50 Canonen, 2000 Centner Pulver, 24000 Kugeln, 100 grosse Masten und andre Kriegs- und SchiffsGeräthschaften, um den Frieden zu erkaufen. Unmittelbar darauf nahmen die Algierischen Seeräuber an den spanischen Küsten selbst ein spanisches Schiff weg, weil „man den Frieden nur vom offenen Meere, „nicht aber von den Küsten verstanden habe." So spotten diese Barbaren der heiligsten Verträge und des theuer erkauften Friedens. Im Jahre 1791 mußten die Spanier Oran, und nicht lange hernach auch Mesolquivir, ihren lezten Plaz auf der dortigen Küste abtreten, um die ihnen vom Dey versprochnen Handels-Begünstigungen zu erhalten.

Und was für HandelsVortheile mögen die Spanier hier suchen? Engländer, Franzosen, Holländer, Schweden, Hetrurier, besonders Juden von Livorno, Amerikaner besuchen die Häfen von Algier. Angenommen, daß Spanier die Concurrenz dieser Nationen aushalten könnten: so besteht die Einfuhr nach Algier in Tüchern, Papier, Gewürzen, Quincaillerie, Kaffee, Zuker, Leinwand, Alaun, Indigo, Cochenille — dafür wird

Wolle, Wachs, Federn, Leder, Oel und erbeutete Waare eingetauscht. Zwar ist die Ausfuhr um den vierten Theil stärker als die Einfuhr; aber jene übersteigt doch nicht die Summe von 1 Million Liv. davon zieht Frankreich ungefähr die Hälfte, die übrigen Europäer theilen unter sich die andre Hälfte.

Für diesen ärmlichen Preiß also erniedrigen sich die genannten Handels-Nationen, dem barbarischen Beherrscher Algiers jährlich einen Tribut (sey es unter welchem Titel es wolle) jede im Durchschnitt von 75000 Thlr. zu bezahlen? So erkennen sie also stillschweigend, daß, während sie sich schmeicheln die Herrschaft über das Mittel-Meer gemeinschaftlich zu besitzen, Algier der wahre Beherrscher desselben sey! Und welch ein Beherrscher? dessen Landmacht in etwa 10,000 Türken und 5000 Reutern, dessen Flotte in etwa 8 grossen und 10 — 12 kleinen Schiffen, nebst 30 Canonierboten, welche die Rhede der Stadt nie verlassen, besteht! dessen gewisse und zufällige Einkünfte (jedoch den demüthigen Tribut der stolzen Europäer ungerechnet) auf 670,000 Piaster geschäzt werden?

Frankreichs Verhältnisse mit diesem Räuber-Staate sind zu Ende des Jahrs 1801 erneuert worden. Zu den alten Verträgen kommen folgende neue Bestimmungen. Kein Franzose soll unter keinerlei Umständen oder Vorwande im Gebiete von Algier als Sclave zurükgehalten werden; selbst auf einem Schiffe unter feindlicher Flagge soll kein Franzose zum Sklaven gemacht werden, wenn er nicht als Matrose oder Soldat Dienste auf dem Schiffe gethan hat, und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wird; alle Franzosen, sie mögen im Algierischen Gebiete reisen, oder sich angesezt haben, stehen unter den Agenten der französischen Regierung; französische Fahrzeuge, sie mögen dem Staate oder Privatpersonen gehören, sollen nicht genöthigt werden, etwas wider ihren Willen an Bord zu nehmen, noch von

dem Dey eigenmächtig gebraucht werden; die Hinterlassenschaft der im Gebiete von Algier gestorbenen Franzosen soll dem französischea GeneralCommissär zur Besorgung übergeben werden; der Geschäftsträger und GeneralCommissär des französischen Handels soll nicht nur alle Rechte und Freiheiten der vorigen Zeiten wieder erhalten, sondern auch besonders den Vorrang über alle Agenten andrer Nationen behaupten; die QuartiersFreiheit des französischen Gesandten soll respektirt werden, keine obrigkeitliche Gewalt soll in seine Wohnung eindringen, er habe dann selbst die Regierung darzu aufgefordert; im Fall eines Kriegs soll jedem Franzosen, ehe er das Land räumt, eine Zeit von 3 Monaten zu Beendigung seiner Geschäfte gelassen werden. — Bald nach diesem Vertrage wurde das gute Einverständniß der Algierischen mit der französischen Republik unterbrochen, aber auch eben so geschwind wieder hergestellt, und obige Artikel aufs Neue bestätigt.

IV.

Ueber Rom und das ehmalige Latium.

(Campagna di Roma.)

Das Jahr 1803 war eins der unglüklichsten für das römische Volk. Der als Schriftsteller längst rühmlich bekannte Herr von Bonstetten, der Augenzeuge des damals zu Rom und in der umliegenden Gegend herrschenden Elendes war, entwirft davon in seiner kürzlich erschienenen Reisebeschreibung *) die rührendsten und schaudervollsten Gemälde. Diese, so wie viele seinen antiquarischen Untersuchungen eingeflochtene Bemerkungen, und vorzüglich das Meiste von dem zweiten Theile dieses zwiefach interessanten Werkes gehören ganz in das Gebiet der neuern Zeitgeschichte, und verdienen wohl, abge-

*) Voyage dans le Latium. Par Charles Victor de Bonstetten &c. Geneve, An. XIII.

sondert von den übrigen, als eine höchstschäzbare Urkunde, sowohl von dem damaligen und gegenwärtigen Zustande Roms, als von der einsichtsvollen Humanität des edlen Verfassers in ihren Archiven niedergelegt zu werden.

Eine solche Absonderung ist es, was folgender Auszug aus gedachter Reisebeschreibung beabsichtigt. Die darin hin und wieder zerstreuten Beobachtungen und Urtheile sind nach ihrem Zusammenhang geordnet, entweder in den von dem Verfasser selbst angegebenen Abschnitten eingeschaltet, oder unter besondere Rubriken gebracht worden.

I.

Entvölkerung.

Wenn von einer Stadt die Rede ist, so denken wir uns Strassen, Gebäude und Familien; zu Rom muß man diese gewöhnliche Vorstellungsart ablegen. Hier geht man in Gegenden, die Plaz für mehrere Städte hätten, stundenlang umher, ohne ein bewohntes Haus, oder irgend eine menschliche Gestalt, wenn nicht vielleicht die eines vorübergehenden Mönches anzutreffen. Es giebt sogar in dieser Wunderstadt eine Strasse ohne Wohnhäuser, die blos aus Kirchen und grösstentheils verlaßnen Klöstern zusammengesezt ist.

Schon lange her sterben zu Rom bei weitem mehr, als geboren werden. Seit 1756 ist die Anzahl der Gebornen beinahe dieselbe geblieben; die der Sterbenden aber hat seitdem auf eine furchtbare Weise zugenommen. Die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Stadt von ohngefähr 170,000 Einwohnern hat durch die Revolutionsjahre von 1798 und 1799 gegen 20,000 Menschen verloren; die darauf folgenden schaudervollen Jahre haben noch grössere Verwüstungen angerichtet.

Mehr als hundert Quadratmeilen des schönsten Landes, in dessen Mittelpunkte sich Rom befindet, sind so gut als gar nicht bewohnt. Die menschenleere Wüste, welche die Stadt umgiebt, fängt schon innerhalb derselben an. Das Capitol, das izt als ahnungsvolle Vorbilder, ehelose Bettelmönche bewohnen, scheint gleichsam die Gränzveste zwischen Leben und Tod. Weiterhin findet man beinahe nichts mehr, als zerfallne Kirchen, ausgestorbene Klöster, ödes Gemäuer, einige Heumagazine, einsam liegende Gärten und Weinfelder. Vor dem

St. Paulsthore stehen einzelne Landhäuser; man pocht an ihre Thüren, man ruft, und niemand kömmt, sie zu öffnen: kaum daß hier und da eine ausgemärgelte Gespenstergestalt sich blikken läßt. Der nahe stehende Tempel desselben Namens steht verlassen und stumm; die schüchterne Taube, die als in ihrem rechtmäßigen Aufenthalt darin nistet, wird von niemand gestört. Ein daran stossender mit Mauern umgebener Plaz ist zum Kirchhof bestimmt; aber es fehlt an Todten, weil es an Lebendigen fehlt.

Von hier an scheint die Natur selbst verstummt und todt. Selbst die Bäume sieht man nach und nach verschwinden. Der Wandrer hört nichts mehr als seine eigenen Schritte, und unwillkührlich heftet er seine Blike auf jede vom Wind vorübergetriebene Staubwolke, als auf den einzigen Gegenstand, an dem er noch Bewegung und einen Schein von Leben wahrnimmt. Begegnet er auch einem Menschen, so ists nicht leicht ein anderer, als ein hieher geflüchteter Meuchelmörder.

Daher der Fremde, der diese Einöde besuchen will, neben seinem eigenen Mundvorrath Empfehlung an irgend einen Priester nöthig hat, um nicht für einen Räuber angesehen zu werden. Auf dem ganzen Wege bis nach Ostia, mehrere Stunden in die Runde, sind nicht mehr als zwei verpestete Herbergen, die man Wirthshäuser nennt; wo weder Zimmer noch Stall, weder Speise noch Futter, nicht einmal Strob, höchstens Wein und Haber, und nur selten Brod zu haben ist, das alles von Rom hergebracht wird. So erscheint izt diese Gegend, in der einst mehr Paläste prangten, als die ganze übrige Welt aufzuweisen hatte.

In Ostia, der Hauptstadt dieser Einöde, fand B. an zwei halbzerfallenen Thürmen einige bleiche ausgehungerte Soldaten, die hundert und dreißig Gefangene zu bewachen hatten; ausserdem auf einem von hohen einstürzenden Mauern eng eingeschlossenen kleinen Plaz, in dessen Mitte eine elende Kirche stand, in vier oder fünf Häusern ohne Fenster, armselige Schenkwirthe, die von dem aus Rom hergebrachten an die Gefangenen verkauften Brod und Wein ihren Unterhalt zogen. Dies war die Bevölkerung einer Stadt, die ehmals achtzigtausend Einwohner zählte. Im Sommer werden die Gefangenen

weggebracht, und drei Weiber bleiben zurük, die, wie einen todten Körper, die Stadt zu bewachen haben.

Die von Civita Vecchia kurz zuvor hiehergebrachten Gefangenen hatten das Faulfieber mit sich gebracht, das, concentrirt in den engen beinah luftleeren Kerkern, und durch die verpestenden Ausdünstungen der ihre Mauern umgebenden Sümpfe noch wirksamer gemacht, so überhand nahm, daß drei Gefangene, die des Morgens auf die Arbeit geschikt waren, noch am Abend desselben Tages zu Grabe getragen wurden. Die Fäulniß war so stark, daß der Priester, aus Furcht angesteckt zu werden, es nicht wagte, ihren Leichen zu folgen. Eine weibliche Gestalt ist eine seltne Erscheinung in dieser unseligen Gegend. Beinah ausschliessend wird sie nur von Verbrechern bewohnt, die, wenn sie hieher in das Asil des Cardinals Albani flüchten, ihre Weiber in Rom zurüklassen.

Die Stadt Pratica, das ehmalige Latinia, hatte nicht mehr als achtzig Menschen. Einer der Einwohner, der dem wißbegierigen Reisenden diese Angabe mittheilte, bezeugte zugleich, daß er sich erinnere, den Ort ziemlich bevölkert gesehen zu haben. Ich werde vielleicht, sezte er hinzu, auch den Ueberrest vollends aussterben sehen. Dieser Mensch war vierzig Jahre alt.

Von hier bis an die sabinischen Gebirge verbreitet sich in dem Umfang von dreißig bis vierzig Meilen eine weite fürchterliche Einöde, worin kaum hier und da ein einzelnes verlassenes Haus zu sehen ist. Jenseits der Tiber fängt die Wüste von neuem an, nur daß sie nicht ganz so öde ist, als auf der mittägigen Hälfte.

Einige der drei und fünfzig Nationen, die einst Latium bewohnten, sind izt durch ein einzelnes Haus angedeutet.

2.

Ungesunde Luft.

Man schreibt südlichen Ländern eine Ursache der Entvölkerung zu, die man in den nördlichen nicht kennt: Verdorbenheit der Luft, die mit der Entvölkerung zuzunehmen, und so die Sterblichkeit zu beschleunigen scheint.

Die pontinischen Sümpfe sind als Ursache der verdorbenen Luft zu Rom, die unter dem Namen Aria cattiva bekannt ist,

angegeben, und ohne weitere Untersuchung dafür angenommen worden. Sie wurden zum Theil ausgetroknet, und die böse Luft hat eher zugenommen. Die weite Fläche Campagna di Roma hatte zur Zeit ihrer grösten Bevölkerung wenigstens eben so viel, wahrscheinlich noch mehr stehende Gewässer und Sümpfe, als gegenwärtig.

Viel eher liesse sich auf die Abwesenheit der einst im Latium häufigen Wälder, die auf die Luft mancherley wohlthätigen Einfluß haben, und auf die dadurch entstandene allzu grosse Dürre der umliegenden Landschaft die Schuld werfen. Die Beobachtung, daß immer die Faulfieber aufhören, sobald die Regen anfangen, beweist augenscheinlich das Bedürfniß der Feuchtigkeit, das jene stolzen Gewächse laut zurükfodert, deren man diesen einst so fruchtbaren und menschenreichen Erdstrich beraubt hat.

Indessen wandert zu Rom und auf dem Lande die Aria cattiva von einer Gegend zur andern; und in demselben Dunstkreise geht sie schonend hier vorüber, und schlägt dort nicht weit davon ihren furchtbaren Siz auf. Lange Zeit wurde die Anhöhe von Trinità di monte als sicher und unzugänglich für die böse Luft erklärt; izt wird ihr dieser Vorzug nicht mehr zugestanden; während dem eine der niedrigsten Strassen (il corso) für gesund gilt. Sonst war Ardea als einer der ungesundesten Oerter verschrien; im Jahr 1803 rafften zu Rom ansteckende Fieber bei tausenden hinweg, und zu Ardea war nicht ein einziger Kranker.

Auch haben schon die Alten bemerkt, daß Gewohnheit selbst die verdorbenste Luft unschädlich machen könne; und nur selten sieht man einen der Reichen das Opfer davon werden. Nie hat ein Senat in Europa so viel achtzigjährige Greise in seiner Mitte gesehen, als das heilige Collegium.

Die Haupturſache der zunehmenden Sterblichkeit von Rom kann also nicht in der Luft liegen; sie muß in der Armuth der Einwohner gesucht werden.

3.

Armuth des römischen Volkes.

Nirgends lernt man so die Armuth kennen, wie zu Rom. B. behauptet, ausser den Bettlern von Profession, von denen

es dort überall wimmelt, sey die Hälfte der Einwohner im Fall, jeden, von dem sie etwas zu erhalten hoffen, anzubetteln. Kaum daß der Fremde auf einen der Vorübergehenden die Augen werfe, so stehe dieser, den Hut oder die Hand aufgehoben, vor ihm, Allmosen zu begehren.

Das gemeine Volk zu Rom hat grossentheils keine andere Nahrung, als Brod nebst ungekochten Wurzeln und Kräutern. Daher das elende Aussehen dieser armen Leute. Bei ihnen ist oft kein anderes Lager, als der harte Boden, kein Heerd, kein Küchengeräth zu sehen; denn sie kochen nie. Und was thut ihr, fragte B., wann ihr krank werdet? — Wir sterben, gaben sie zur Antwort; denn sie haben alsdann weder warme noch leichtere Speisen, keine Arzneymittel, oft nicht einmal etwas, sich zu bedeken.

Zwar giebt es Krankenhäuser zu Rom; aber der Kranken sind zu viel, so daß sie nicht hinlänglich genährt werden können, und, um andern Plaz zu machen, vor der Zeit wieder fortgeschaft werden. Aus dem guten Bette, das sie hatten, kommen sie nun wieder auf die blosse Erde zu liegen, oft der unfreundlichsten Witterung, für immer dem Elend und ihrer Verzweiflung Preis gegeben. Indem B. bezeugt, daß er vielmal dergleichen Elende auf dem noch vom Regen benezten Pflaster schmachtend gesehen habe, sezt er hinzu: Und man fragt noch, wovon zu Rom so viele sterben?

Noch grösser ist die Noth der armen Landleute. Zu Rom, wo es besonders unter den mittleren Ständen weder an Wohlstand noch Mildthätigkeit fehlt, wird hier und da einem von den Tausenden Unterstüzung und Trost zu Theil; auf dem Land ist weder Hülfe noch Hoffnung.

Nach der Revolution wurden die Fruchtpreise dreimal höher, als zuvor, und bereicherten die Fürsten, die Klöster, vorzüglich die Pächter grosser Ländereyen. Der arme Arbeiter, der kein Eigenthum besizt, und dem es nicht vergönnt war, verhältnißmäßig seinen Taglohn zu erhöhen, wurde nun noch ärmer, und starb in den unglüklichen Jahren der Theurung vor Hunger. Eben so mußten die kleineren Pächter, die nun ihren Pacht nicht mehr zahlen, und die Kosten des Unterhalts nicht bestreiten konnten, nothwendiger Weise zu Grunde gehen.

B. schildert absichtlich das damals herrschende Elend, wovon er Augenzeuge war, mit lebendigen Farben in mehreren schauervollen und herzdurchbohrenden Gemählden. Z. B.

In einem schönen Olivenwalde, nicht weit von Tivoli, kamen zwei liebliche Kinder, von drei und vier Jahren, auf ihn zu, und zogen ihn mit sich fort, bis zu dem Stamm eines alten Oelbaums, an dem, das Gesicht feuerroth, die entblösten Zähne weiß zum Erschreken, die grossen schwarzen Augen funkelnd von Fiebergluth, ihr Vater, ein Mann in der Blüthe der Jahre sich aufrecht zu halten suchte. Seit zwei Tagen, gab er dem fragenden Menschenfreunde zur Antwort, hab' ich nichts gegessen. Noch hab' ich mehr als zwanzig Meilen bis zu meiner armen Hütte. Das ganze Land geht zu Grund vor Hunger. Ich werde unterwegs sterben, und diese armen Kinder —

Nahe bei Ardea wird beim Eingang in eine Felsenhöhle der Fuß seines Reisegefährten mit ekelhaftem Ungeziefer überdekt. Ein Reuter kömmt in vollem Lauf auf sie zu, und warnt sie, nicht hinein zu gehen, weil kürzlich ein Paar Eheleute darin Hungers gestorben sey. Gegenüber steht der Pallast des reichen Fürsten, dem dies unglükliche Land zugehört. Fünfzehn andere Personen hatte denselben Winter in dieser armseligen Stadt derselbe schrekliche Tod hinweggerafft.

Als B. mit seinem Wegweiser, einem Jüngling von ohngefähr fünfzehn Jahren, der bei sehr mäßigen Tagreisen vor Mattigkeit nicht weiter gehen konnte, seinen Mundvorrath theilte, sagte der Arme, er wisse wohl was Fleisch sey, er habe schon einmal in seinem Leben davon gekostet.

Ein mit dem Hungertod ringender Greis, der vor Schwäche nicht mehr vernehmlich zu reden vermochte, bekömmt beim Anblik von Brod die Sprache wieder. Ein Stük davon stekt er in den Mund, das andere in die Tasche. Dort auf dem Felsen, sagt er, hab' ich fünf Kinder; gewiß werd' ich sie halb verschmachtet antreffen: ich will ihnen dies Brod bringen. Drei Tage lang war er von seiner Hütte abwesend, um etwas Brod für seine Kinder zu holen: ein Stük Lumpen war alles, was er in diesen Gegenden des Elendes erbetteln konnte. Der Fels ist hoch und steil; der Alte braucht wenigstens eine Stunde,

die Anhöhe zu ersteigen, und kaum berührt noch der lezte Stral der untergehenden Sonne Horazens im Hintergrund liegendes Landgut.

Ausserhalb Pratika sah B. auf einem Kornfeld, das eben behakt wurde, eine junge Weibsperson, vor Hunger, wie er nachher erfuhr, ohnmächtig zur Erde niedersinken. Die Arbeiter fuhren in ihren Geschäften fort, als wenn nichts geschehen wäre; nur die Mutter des Kranken nahm ihre Schürze ab, dekte sie über ihre Tochter, und kehrte zu ihrem Tagwerk zurük. Sie soll, sagte ihr der edle Theilnehmende, die Kranke nach der Stadt bringen, sie nicht auf der feachten Erde, in der brennenden Sonnenhize liegen lassen. Die Mutter gab ihm keine Antwort. Er lief zum Besizer des Feldes, und bat um sein Mitleiden. Es sey genug, erhielt er zum Bescheid, daß ihr der Taglohn, den sie zu verdienen nicht im Stande sey, noch ausgezahlt werde; sie seyen alle arm, und mit keinem übrigen Bette versehen. — Nicht einmal Stroh war aufzutreiben. — Entsezen und Wehmuth ergrief izt den umsonst nach Hülfe Umherschauenden. Die ärmste Hütte seines Vaterlandes dünkte ihn izt reich. Ihm war, als sey er lebend hinabgestiegen in den Aufenthalt der Todten. Er gab der unglüklichen Mutter etwas Geld; die, ohne zu sprechen, mit einem Blik auf ihn sah, der ihm sagen wollte, ihnen vermöge niemand zu helfen, als der Tod.

4.

Lebensweise.

Von der äusersten Armuth des römischen Volkes läßt sich auf den damit verbundenen Mangel an Reinlichkeit schliessen, die auf die Gesundheit des Menschen einen so mächtigen Einfluß behauptet.

Die Hälfte der Römer wohnt eben so schmuzig als elend. Zusammengepreßt in enge Löcher, worin sie die Luft sich selbst einander verpesten, liegen ganze Familien, wenn nicht vielleicht auf bloßer modernder Erde, in einem Bette beisammen. Da sie wenig oder keine Wäsche und Kleidung zu wechseln haben, so mag sich jeder die daraus entstehenden Folgen selbst vorstellen. Folgen, die jene Feuerbrünste, die von Zeit zu Zeit Constantinopel verheeren, als Wohlthaten anzusehen gebieten.

Ausserdem ist der Zustand des armen römischen Volkes so

hülflos und verlassen, daß dieser allein, ohne weitere Krankheit, es zu Grund zu richten, hinreichte.

Die einzelnen Häuser auf dem Lande liegen fast alle bei stinkenden Pfützen, die schon für sich die Luft umher verpesten. Die dortigen Arbeiter, grösstentheils auswärtige, haben nicht einmal den Vortheil, an die schädlichen Einflüsse, die sie umgeben, sich mehr oder weniger gewöhnen zu können.

Wird nun einer dieser Elenden krank, was ist für ihn für Hülfe von seiner eigenen Natur zu erwarten? Ohne Kraft und ohne Muth muß er nicht dem ersten und leichtesten Anfall unterliegen?

So wie die höheren Classen durch Ueberfluß sich immer weiter von den niedrigen entfernen, so bringt, ohne daß sie es gewahr werden, ihre Lebensweise sie ihnen immer näher. Den ersten Schritt der Annäherung macht die Unreinlichkeit, die schon beim ersten Eintritt in ihre Paläste den Fremden zurükschrekt.

Die alten Römer trieben die Sorgfalt und den Aufwand für ihren körperlichen Wohlstand bis zu dem höchsten Grad von Luxus, den vernünftigsten, den es geben kann. Die neueren sind, wie in allem Uebrigen, auch hierin das Gegentheil ihrer Vorväter. Es giebt z. B. keine Stadt in Europa, wo man sich weniger badet, als zu Rom.

Die alten Römer stärkten und erfrischten Körper und Geist auf dem Lande; so daß beide von äussern Anfällen nicht so leicht zu überwältigen waren. Die jezigen wissen nicht auf dem Lande zu leben, und ziehen schlaffe Weichlichkeit, Uebelbefinden und lange Weile einem gesunden Körper und einem kraftvollen lebensfrohen Geiste vor. Nicht weniger widersinnisch ist ihre Art zu bauen und sich zu kleiden; so daß ihre ganze Lebensweise darauf angelegt zu seyn scheint, sie für das von allen Seiten sie umgebende Uebel desto empfänglicher zu machen.

Wie sehr auch das Glük die höheren Stände von den niedrigen getrennt zu haben scheint, unwillkührlich kommen sie doch alle Augenblike mit ihnen in Berührung, und das Verderben, wozu sie andere verdammt haben, wird unversehens mit aller Rache der Wiedervergeltung sie selbst überfallen.

Schon fangen die überhandnehmenden ansteckenden Krankheiten an, in die Paläste der Fürsten und Grossen einzudringen. Immer gährender und immer mehr sich entzündend drohen sie, wenn nicht bei Zeiten noch Rath geschaft wird, am Ende die Natur der Pest anzunehmen, um, was von Römern noch übrig ist, hohe und niedre mit einander vollends zu vertilgen.

5.

Akerbau.

Das neuere Latium besteht beinahe ganz aus grossen Ländereyen, von denen, so groß sie auch für sich allein seyn mögen, gewöhnlich mehrere Einem Herrn *) angehören, der in den Umfang und die Menge derselben, nicht in ihre Güte seinen Ehrgeiz sezt, und ohne sich weiter um ihren Anbau zu bekümmern, sie an andre verpachtet. Und kömmt er auch einmal auf den Gedanken, seine Besizungen selbst in Augenschein zu nehmen; so irrt er, wie ein orientalischer Fürst in seinem Serrail unter seinen Weibern, gedankenlos von einer zur andern, durch seinen Reichthum selbst zu ewigem Ueberdruß, und immerwährendem Unlust verurtheilt.

Die Pächter, gewöhnlich Güterhändler genannt, denen es blos um Gewinnst für sich selbst, nicht für das Land zu thun ist, fallen mit einem Heer gedungener Arbeiter, die meistens Fremde sind, wie Räuber in ihre Pachtgüter ein, hauen die Wälder unbarmherzig nieder, erschöpfen das Land, anstatt es zu nähren, eilen mit ihrer Beute davon, und lassen triumphirend ein ausgemergeltes und verödetes Land hinter sich zurük.

Der kleinere Eigenthümer vegetirt in irgend einer kleinen Stadt, wo er die grossen Gutsbesizer der Hauptstadt mühseliger Weise nachäft, ohne den Zauber mit ihnen zu theilen, der ihre verkehrte Lebensart einigermassen entschuldigt.

Die römischen Bauern, die noch existiren, bleiben, obschon sie viel natürlichen Verstand besizen, ohne an irgend eine Verbesserung zu denken, bei ihren alten Gewohnheiten, weil es ihnen gänzlich an Unterricht und Kenntnissen fehlt.

Die übrigen Arbeiter sind entweder fremde Miethlinge,

*) Der Fürst Borgheſe soll allein zwey und siebzig Landgüter besizen.

oder Verbrecher, die aus Rom auf das Land geflüchtet, nur für ihre Sicherheit und ihren Unterhalt besorgt sind.

6.

Viehzucht.

Dieser Theil der Landwirthschaft wird in dem Latium noch mehr vernachlässigt, als die andern. Wann die Felder eingesäet sind, so glauben die Römer alles gethan zu haben.

B. sah z. B. in der Gegend von Rom eine Heerde von einigen hundert Kühen, die nicht einmal gemolken wurden, ohngeachtet zu Rom die Milch so theuer ist, und eben so gesucht wird, wie in andern grossen Städten. Wie sollte erst an weitere Spekulazionen gedacht werden?

7.

Weinbau.

Die Bestellung der Weinberge, so wie sie im Latium eingeführt ist, könnte nicht besser; die Art, mit dem Wein selbst umzugehen, nicht schlechter seyn.

Zu Rom und in der umliegenden Gegend werden die Reben gewöhnlich an Rohr befestigt, das geländermässig gepflanzt, ohngefehr sechs Schuh hoch wird. Sie werden sorgfältig angebunden, gut im Schnitt gehalten, und in keiner Rüksicht vernachlässigt. Auch die Natur ist hier dem Weinstok günstig: äusserst selten wird er von Schlossen beschädigt, und noch weniger kennt man hier zu Lande die Maykäfer, die jenseits der Alpen so viel Verwüstung anrichten.

Aber zu Rom, wie beinahe in ganz Italien werden die Trauben zu früh abgenommen. Der Wein selbst wird hierauf in kleine unreinliche Gefässe gebracht, und auf die elendeste Weise verwahrlost. B. war Zeuge, wie zu Albano die schönsten Trauben in offenstehende Tonnen geschüttet wurden, worin der Wein fünf und vierzig Tage lang, so war es in der Regel, der Luft ausgesezt blieb, so daß er nachher kaum ein Jahr oder achtzehn Monate sich halten konnte.

Ausser den erforderlichen Kenntnissen fehlt es den armen Weingärtnern sowohl an Kellergeräthschaft, als an Capitalien, um den Wein aufbewahren zu können; vorzüglich aber an der nothwendigen Unterstüzung der Regierung, die dem Wein-

handel mehr Freiheit zusichern, und den gegenseitigen Tausch und Verkehr mehr erleichtern müßte.

Wären die angezeigten Mängel, wozu noch die oft an dem unrechten Ort angebrachte Anlage der Weinberge gerechnet werden kann, gehoben, und besässen die Italiäner noch die Kunst, ihre Weine geltend zu machen; so würde ohne Zweifel Frankreich von den durch seine Weine bisher gewonnenen Millionen einen guten Theil an sie abtreten müssen.

8.

Handel.

Nichts ist sonderbarer als der Handel, der gegenwärtig von den Römern geführt wird. Was die auf der Tiber ankommenden Schiffe für die Lebensmittel, die sie nach Rom bringen, zurücknehmen, sind Lumpen, die für ein glänzendes Schikksal bestimmt sind. Die Genueser legen sie zu den Füssen ihrer Orangebäume, wo sie Blumen, Früchte und herrliche Wohlgerüche hervorrufen. Sie machen, nebst Alterthümern, und Porzolan-Erde, wodurch der Mörtel beinah unzerstörbar wird, die einzige Ausfuhr von Rom aus. Nur die gegenwärtige Zeit trägt dieser Wunderstadt nichts ein. Die eine Hälfte derselben lebt von Trümmern der Vergangenheit; die andere treibt ausschließlichen Handel mit dem zukünftigen Leben.

Je weniger Akerbau und Handel, destomehr wird zu Rom Wucher getrieben.

9.

Römische Gärten.

Jener den alten grossen Römern eigne Sinn für reinen und einfachen Naturgenuß, ist mit allen damit verwandten Tugenden aus dem neuern Rom verbannt. Daher auch die römischen Gärten, verlassen von ihren Eigenthümern, so wie ihre übrigen Besizungen nichts anders mehr sind, als übel unterhaltene Pachtgüter. Nichts ist trauriger, als ihr Anblik. Mittelmässiges Weinfeld, magre Aeker, ununterhaltne Grasplätze.

Alle die Villen, die unter einem so schönen Himmel, auf noch schönerer Erde, mit so grossen und anziehenden Erinnerungen uns zu sich einladen, sind jezt ekelhafter anzusehen

als Lazarethe. Allenthalben begegnet deinen Blikken der Tod; bald in der Schrekensgestalt der Hungersnoth, bald in dem Anblik abscheulicher Krankheiten, die noch grausenvoller sind als er selbst.

10.

Nazionalgeist.

Den Sinn für die Natur konnte das neue Rom zerstören; sie selber bleibt ewig dieselbe. Es ist noch derselbe Himmel und dasselbe Meer; noch sind es eben die Hügel und majestätischen Berge, die einst Eneas, Scipio, und Plinius vor Augen gehabt haben.

Eben so die Natur der Römer selbst. Ihr Nazionalgeist, was auch das Schikksal der Zeiten gethan hat, ihn zu unterdrüken und zu entstellen, ist im Grunde noch ebenderselbe.

Man sieht in dem neuern Latium eine Menge Wälder, die aufs übelste zugerichtet sind. Abgehauene Stämme, zerstümmelte Knorren, niedres Gestrüppe, zertretne Schößlinge; aber wo ein Baum unangetastet und verschont blieb, da hebt er sich in stolzer Schönheit hoch empor. Ein solcher Wald ist das Bild der italienischen Nazion, die das Schikksal hat, unaufhörlich geplagt zu werden, aber bei der ersten ihr günstigen Gelegenheit, sobald sie nur kann, über alle andre Nazionen sich emporschwingt.

11.

Römische Beredsamkeit.

Auch der Geist der alten römischen Beredsamkeit, hat unzerstörbar bis auf diese Zeiten in Rom und dem übrigen Italien sich erhalten. In öffentlichen Kanzelreden ist nicht selten seine Spur zu entdeken; am allerdeutlichsten giebt er sich in den Predigten eines italiänischen Kapuziners zu erkennen. Diese können uns besser als irgend ein Buch begreiflich machen, wie die alten Redner über ein zahlreiches, oft lärmendes und stürmisches Volk die Macht ihrer Beredsamkeit auszuüben im Stand waren. Drei Dinge, die uns fehlen, waren es vorzüglich, was sie einer ungeheuren Volksmenge verständlich machen konnte: die Musik des Rhytmus; der in den Reden des Cicero auffallende Ueberfluß an Wörtern, die beinahe synonim waren; und die Pantomimen, die, wie ein

durchaus begleitender Generalbaß, unaufhörlich die Bewegung und den Gang der Rede bezeichnete.

Es kostet Anstrengung, in einem der nördlichen Länder einen mittelmässigen Redner ohne Zerstreuung folgen zu können; von dem italienischen Capuziner wird man hingerissen. Wenn man auch seine Worte nicht versteht: der Ton seiner Stimme und seyn Rhytmus drüken aus, was er gesagt hat; entschlüpfen auch zwei bis drei Worte dem Zuhörer: das vierte ergänzt ihm alles; hat er gar nichts gehört, so hat er alles gesehen. Die Pantomimen eines Capuziners ist der Spiegel seiner Rede; seine Bewegungen begleiten Schritt vor Schritt seine Worte, während dem der nördliche Redner (die Sprache abgerechnet) kaum von Zeit zu Zeit einige Zeichen des Lebens von sich giebt. In einer Predigt über den heiligen Joseph, bei der B. zugegen war, stellte der Redner von den Personen, die er auf die Scene brachte, ein so lebendiges Gemählde auf, daß er den kleinen Jesus, die Jungfrau und den heiligen Joseph sogar durch ihre Stimme zu unterscheiden wußte.

Ein andrer römischer Prediger wollte die Verhärtung eines Sünders, der seine Bekehrung biß auf den Augenblik des Todes verschiebt, anschaulich machen, und verglich ihn mit einem, der zur See reisend, in seinem Schiff eingeschlafen ist. Zuerst ist die Schiffarth günstig; bald erhebt sich der Sturm, und der Sünder erwacht nicht eher als im Augenblik, da die Wellen herankommen ihn zu verschlingen. Die Ausführung dieses Bildes, die Schilderung des Meers, des anfänglich heitern, nachher verfinsterten Himmels, das Schwanken des Schiffes, das Flattern der vom Sturm hin und her gerissnen Segel, das lezte Krachen der Maste, u. s. w. nahm den dritten Theil seiner Predigt ein. Die harmonische Sprache des Redners, und das Schallende der italiänischen Redensarten waren bei dieser Allegorie an ihrem eigentlichen Plaz. — Am Fest aller Seelen dauerte die Schilderung des Fegfeuers, wovon ein einziger Tropfen die ganze Flammenhize des Mongibello in sich enthielt, über eine Viertelstunde. Selbst der Unglaubige sah die brennenden Feuerschlünde, und die Jammergestalten der Unglüklichen, die zu den Qualen der Flammen verdammt waren.

Einem unsrer Prediger wäre es an einem Gleichnis genug gewesen; für die glühende Einbildungskraft des Südländers bedurfte es einer Allegorie. Der kältere Nordbewohner geht vom allgemeinen Begriff zum sinnlichen über, — indeß der Feuergeist heisser Landstriche vom Sinnlichen sich zum Allgemeinen erhebt.

12.

Volkssprache.

Zu Rom und in dem ganzen Latium hat die Volkssprache das besondere, daß sie Buchstaben und Sylben versezt, und sich nicht anders als auf die Weise des Polischinell auszudrüken gewohnt ist. Die heutigen Römer sagen, so ernsthaft als ob sie so sagen müßten, Crapa statt capra, Ziege; freble, statt febbre, Fieber; paduli, statt paludi, Sümpfe u. s. w.

Diese Bisarrerie der Volkssprache, die nicht jedem bekannt ist, muß nothwendiger Weise bei Etymologien solcher verkehrten Wörter auf Abwege verleiten, und hat schon manchen Irrthum veranlaßt. Daher haben z. B. viele neuere Schriftsteller Levinium mit Lanuvium verwechselt, weil es den Römern gefallen hat, anstatt Lanuvia, Lavinia auszusprechen.

13.

Sitten.

In den verlassnen Einöden Latiums, fand B. bei den wenigen Bewohnern, die noch da sind, eine Gastfreiheit, eine Uneigennüzigkeit und Gutmüthigkeit, wie er sie manchmal in den entlegensten Gegenden der Alpen angetroffen hatte. Eine Erscheinung, wovon er fragweise zweierlei Ursachen angiebt: entweder weil der Mensch in eben dem Maase besser sey, in welchem er von seines gleichen entfernt lebe, oder weil vielleicht der dem Menschen seltner gewordne Mensch ihm eben dadurch um desto lieber werde.

Wer kennt nicht zu Rom die schöne Strasse des Corso, die Promenade der schönen Welt, wo in langer gerader Linie tagtäglich zwei Reihen von Carossen, ohngefehr zwei Stunden lang hin und wieder fahren, und wo die Römer des unerschöpflichen Vergnügens geniessen, sich einander langsam vorbeikommen zu sehen. Mitten unter diesen Carossen und dem glänzenden

Tumult der schönen Welt fiel ein Mensch ohnmächtig nieder auf das Pflaster. Alles zog gleichgültig an ihm vorbei, nur fünf oder sechs Bettler versammelten sich um ihn her. B. fragte was wohl dem armen Menschen zugestossen sey. Es ist jemand, der Hungers stirbt, antworteten die Vorübergehenden. B. lief hinzu, hohlte ihm Brodt, und warf etwas Geld in seinen Hut. Er kam wieder zu sich, und keinem Menschen fiel weder die allgemeine Gleichgültigkeit, noch die Bewegung des einzigen Menschenfreundes, der zugegen war, auf. Als dieser den Kranken verließ, sagte einer der bei ihm stehenden Bettler zu dem andern: Man sieht wohl, daß dieser da ein Fremder ist.

Jeden Morgen wurde in den Strassen ausgerufen: Gebt den armen Seelen im Fegfeuer! Diese giengen nie leer aus, während dem man den hülflos Sterbenden ohne Barmherzigkeit sterben ließ. Zwar giebt es, besonders unter der mittleren Classe der Einwohner, viele mildthätige Menschen; aber ihre Anzahl ist leider verhältnismässig viel zu klein, so wie die der Nothleidenden zu groß ist.

Die unverhältnismässige Anzahl der Personen beiderlei Geschlechts, die zu Rom Statt findet, muß natürlicher Weise den Sitten eben so sehr Eintrag thun, als der Bevölkerung. Man rechnet dort fünfzehn bis zwanzigtausend Mannspersonen, die keine Weiber haben; zu denen noch jährlich gegen zweitausend Fremde, gröstentheils von eben dem Geschlecht hinzukommen; so daß aller Wahrscheinlichkeit nach zu Rom um die Hälfte mehr Weiber der Verführung Preis gegeben sind, als anderswo.

Umgeben von nichtswürdigen und unwissenden Sklaven, wächst in den höhern Ständen die römische Jugend im Luxus und Ueberfluß auf. Der Stamm wird, was er ist, und was er werden kann.

Den niedern Ständen, wenigstens zwei Dritteln der römischen Bevölkerung, die nur aus der Hand in den Mund zu leben, und also auch nicht weiter zu denken haben, diesen Elenden, die ohne Eigenthum und Hoffnung, so wie ohne Unterricht und Erziehung keine Zukunft vor Augen haben, ihnen ist jede Handlung gleichgültig. Da kein andres Ziel

sie an sich zieht und ihren Geist in Bewegung sezt; so sind, wenn nicht auf Augenblike irgend ein betäubendes Mittel, ihr trostloses Daseyn ihnen vergessen macht, ihre Leidenschaften das einzige, was ihnen Befriedigung zu geben im Stand ist. Zu Marino sah B. eine unnatürliche Mutter, ihr fünfjähriges Kind, nach den grausamsten Schlägen mit Füssen treten, und gegen die Wand werfen. An einem andern Ort, hörte er eine andere, die unbarmherzigen Schläge, womit sie ihr Kind überfiel, so lange fortsezen, daß das Wehgeschrei der armen Creatur, endlich in eine Art von Röcheln übergieng, und sich zulezt ganz verlor, so daß er es für todt halten mußte. Man versicherte ihn, die Fälle seyen nicht selten, daß man Kinder auf diese Art umkommen sehe.

Was Leidenschaft und glühendes Blut für sich allein nie thun würden, das thut Elend und Noth. Wollt' ich, sagt B., mit edler Begeisterung, eine Nation zu grossen Verbrechen und Greueln erziehen, so dürft ich nur Elend und Verzweiflung zu Hülfe nehmen. Welche Strafe wäre vermögend, ihrer Wirkungen zuvorzukommen? Was ist Ehrlichkeit für den, der vor Hunger vergeht? Für den hülflosen Hausvater, vor dessen Augen seine Kinder, sein Weib, seine Mutter, sein Vater dahin sterben? Was ist Tugend der zärtlichliebenden Tochter, die ihre Mutter in den Qualen des Hungertodes verschmachten sieht?

Die Laster, die aus solchen Quellen entspringen, verbreiten sich nach und nach, und in unzähligen Armen über die ganze Gesellschaft. Bald sind alle Classen derselben vergiftet, die Pest wird allgemein, und es giebt kein Mittel mehr, ihr Einhalt zu thun. Mag immer jezt die Regierung Hospitäler errichten: sie wird von den Aufsehern bestohlen. Laßt sie Erziehungshäuser stiften: wenn alle Menschen Bösewichter oder Dummköpfe sind, wer soll die Kinder erziehen? Mit Entsezen schaut der zu spät erwachende Fürst um sich her, und sucht nun vergebens Mittel die wüthende Flamme zu löschen, die bereits ihn selber zu ergreifen droht.

14.

Asile.

Die schwärzesten Greuelthaten werden zu Rom von den

Gesezen selbst mit den heiligsten Vorrechten öffentlich begünstigt. Es ist bekannt, daß jede Wohnung eines fremden Gesandten die Freistätte des Verbrechens ist, das der Souverain, den der Minister vorzustellen hat, in seinen Schuz nimmt; daß jeder Tempel, durch geistliche und weltliche Macht doppelt heilig, dem Verbrecher Zuflucht und Sicherheit anbietet; und daß ihm die weiten Einöden von Ostia, unter dem Schuz ihres Eigenthümers, des Cardinals Albani, offen stehen; einst ein blühendes Tempe von Göttern und Helden bewohnt, jezt eine graunvolle Wüste, den verworfensten Scheusalen der Menschheit zum sichern Zufluchtsort geweiht.

Diese zärtliche Besorgnisse für die schändlichsten Bösewichter, vergiften die allgemeine Meinung, so, daß bei den Ermordungen, die täglich zu Rom vorkommen, das Publikum jedesmal für den Meuchelmörder, und nie für sein Schlachtopfer sich interessiert. Es hält jene Messerstiche für eine Art von Zweikampf, für eine Rache, wobei die Ehre im Spiel sey; obschon die Stiche soviel möglich von hinten, oder wann der Gegner ausser Stand ist, sich zu vertheidigen, angebracht werden.

Was die Asile bei den Gesandten betrift, so ist die Eifersucht, womit keiner seine Vorrechte aufgeben will, vielleicht die Haupturſache, daß ihre Wohnungen noch immer zu Rom den Verbrechern zur Zuflucht dienen. Sollte es nicht der Nation, die über so viele andre, durch ihre Tapferkeit sich erhoben hat, würdig seyn, diesem barbarischen Vorrecht zu entsagen, und dadurch zu beweisen, daß wahre Grösse nie von Ungerechtigkeit Gebrauch macht?

15.

Polizei.

Wahrhafte Armuth, vermengt mit müssiggängerischer Bettelei, wodurch jene muthwilliger Weise bestohlen wird, ist zu Rom der auffallendste Beweis einer schlechten Polizei. Die Bettler bilden hier eine Art von Zunft, die ihre eigene Gesezе und Regeln hat. Jeder von ihnen ist im ausschließlichen Besiz irgend eines Winkels der Stadt, den er als sein Erbtheil ansieht, und ohne besondere Veranlassung nicht verläßt.

Alle sind unterrichtet, wann und wo irgend ein Fang im Grossen für sie zu machen ist. Kein Concert, keine Gesellschaft wird gegeben, wo sich nicht eine Abtheilung dieses Heers einfindet. Am meisten besezen sie die Oerter, wo häufig Fremde vorbeikommen, z. B. den Portikus des Pantheon, oder den Obst- und Kräutermarkt. Bei den vier Fontänen bemerkte B. mehrmalen eine gut aussehende Frau, die sobald sie einen vorübergehenden Fremden gewahr wurde, ein Kind, das sie auf den Armen trug, zu kneipen anfieng, um durch sein Geschrey Mitleiden zu erweken. —

Ehmals waren zu Rom grosse Wasserbehälter bei den Häusern angebracht; diese werden nicht mehr unterhalten, und verbreiten eine Menge fauler Ausdünstungen.

Die römische Polizei befiehlt durch ausdrükliche in den Strassen angeheftete Verordnungen, die Unreinigkeiten an einen angewiesnen Ort bringen zu lassen. Aufgehäuft und fast niemals weggeschaft, gähren sie desto stärker, je mehr sie zunehmen. Der ganze spanische Plaz wird nach und nach immer höher, durch lauter dergleichen Unrath, der dort aufgethürmt liegen bleibt.

Unter anderm zeugen auch die Apotheken zu Rom von gänzlichem Mangel an Polizei. Nicht nur sind sie an sich selbst, wie alles übrige, in dem elendesten Zustand; die Arzneigefässe haben nicht einmal Aufschriften, was zu unaufhörlichen Verwechslungen, wovon manche höchst traurige Beispiele erzählt werden, Gelegenheit geben muß.

Während der revolutionnären Regierung gab es zu Rom, nach den anfänglichen Bestrafungen, in Zeit von achtzehn Monaten nicht einen einzigen Mord; und jener so furchtbare Jähzorn der Römer wurde selbst in der Trunkenheit, und mitten in den wildesten Ausschweifungen, bei der blossen Erinnerung an Spinelli, den damaligen Polizeimeister, gelassen und vorsichtig. Se non fosse Spinelli! (wenn Spinelli nicht wäre!) sagten sie, und steften klüglich ihre Messer wieder in die Tasche. Nach der Revolution hat das Morden wieder von neuem angefangen.

Ein aus Rom geflüchteter Meuchelmörder, den B. auf seiner Reise im Latium zum Wegweiser bekam, verlangte seine

Vermittlung, damit er zu seiner Familie, die in Rom vor Hunger sterbe, zurükkehren könne. Auf die Vorstellung, daß es der Gerechtigkeit unmöglich sey, ihm sein Verbrechen zu verzeihen, versicherte er, daß kein Tag vergehe, an dem nicht dergleichen Dinge übersehen werden; erzählte hundert Beyspiele, und sprach von der Ermordung seines Freundes, als von einer alltäglichen und höchst verzeihlichen Handlung.

In der Schenke zu Pratica, wo B. abgestiegen war, wollte der Elende durchaus für ihn die Zeche bezahlen; als er sah, daß dies nicht angehe, fieng er an, ihn zu bedienen, und improvisierte am Ende ihm zur Ehre. Bis zu dieser Verworfenheit brachte den flüchtigen Bösewicht die auf vielfältige Erfahrung gegründete Hoffnung, vermittelst irgend einer Fürsprache von dem schwärzesten Verbrechen losgesprochen zu werden.

16.

Regierung.

Die römische Regierung ist so gut als irgend eine andre in Europa von Liebe zum allgemeinen Besten beseelt; aber tausend Ursachen hindern sie, mit andern aufgeklärten Nationen vorwärts zu gehen. Da ihre Macht auf alten Meinungen beruht, so scheint Unbeweglichkeit einen Theil ihrer Würde auszumachen. Ein imponirendes Schaug prange ist alles, was sie nach der ewigen Ruhe, deren sie keines Vertheidigungsmittels bedürftig, bisher genoß, so wie dem Alter und der Majestät ihres Oberhaupts und Senats zu danken hat. Aber sie würde aufhören, ein glänzendes Nichts darzustellen, sobald sie, Etwas zu seyn, den Willen hätte; denn alle Elemente eines blühenden Daseyns stehen ihr zu Gebot. Man könnte zu ihr sagen, was Christus dem Gichtbrüchigen gesagt hat: Stehe auf, hebe deine Deke auf, und wandle!

Freilich würde es keine leichte Sache seyn, einer so grossen Menge verjährter Uebel abzuhelfen. Unmittelbare Anwendung der Grundsäze aufgeklärter Nationen würde zu Rom nicht ohne Gefahr Statt finden; nur allmählig und unvermerkt könnten diese eingeführt, und die eingeführten entfernt werden; die z. B., die der Arbeitsamkeit des Volks selbst im

Weg stehen, und durch zahllose Fevertage und andre öffentliche Institute gleichsam gestissentlich und mit Gewalt eine Nation zum Müssiggang verdammen, zu dem sie schon von Natur nur allzugeneigt ist.

Von gleicher Bedenklichkeit wäre die Ausrottung der zu Rom eingewurzelten Betteley, die, durch die Gesetze selbst sanctionirt, auch den Arbeitsfähigsten zum Verdienst gereicht, und einen ehrwürdigen, begünstigten, oft angebeteten Stand ausmacht. Wollte man die Bettelorden erhalten, so müßte man sie zu dem Geist ihrer Stifter zurükführen, und ihnen auflegen, selbst ihr Land anzubauen, anstatt der von gerechteren Ansprüchen bereits überladenen Mildthätigkeit noch mehr zur Last zu fallen.

Wohlthätigkeit, die giebt, ist nur ein kleiner Theil der öffentlichen Wohlthätigkeit, die weit mehr darin besteht der Armuth zuvorzukommen, als sie zu unterhalten. Man würdige die niedrigen Klassen der Gesellschaft einer näheren anhaltenden Aufmerksamkeit, und nach und nach wird die Verbesserung der Gesetze und Sitten, ohne den Anschein einer beabsichtigten Reform, von sich selbst zu Stand kommen.

Wenn es der Regierung ernstlich um einen wohlgeordneten Landbau zu thun wäre, so müßte fürs erste eine Credit-Casse für die ärmeren Pächter und Bauern errichtet werden. Wenn nur die Verständigern Vorschüsse bekämen, so wäre keine Gefahr dabey. Izt macht der hohe Preis des Geldes, so wie den Reichen noch reicher, den Armen nur noch ärmer. Bald wird das ganze Latium in die Hände reicher Pächter fallen, die mit den Fürsten in ihren Raub sich theilen werden.

Politik und Menschlichkeit fodern die Regierung auf, für die Erhaltung derer zu wachen, die den Staat und den Fürsten ernähren, und wenigstens so viel für sie zu thun, als der unmenschliche Herr seinem Sclaven, und nicht einmal seinem Vieh versagt. Denn izt sind die Arbeiter in dem Latium unglüklicher, als die Leibeigenen irgend eines andern Landes; die Lastthiere des ärmsten Schweizers sind besser daran, als sie.

Ein eigner Magistrat sollte errichtet werden, der diese verlassene Menschenclasse zu beschüzen, und jährlich eine genaue Liste von jedem, von seinem Alter, seinem Geburtsort, sei-

nen Kindern, dem Zustand seiner Gesundheit u. s. w. zu halten hätte. Die Eigenthümer oder Pächter müßten verbunden seyn, ihren Arbeitern gesunde, reinliche und wohl mit Stroh versehene Hütten zur Wohnung zu verschaffen. Man müßte sie anhalten, zu gewissen Stunden zu Hause zu seyn, ihnen eine gesunde Nahrung vorschreiben, die Kranken absondern, und nach Rom in zwekmäßig für sie eingerichtete Häuser bringen lassen. Nach der Erndte und Saat müßte man die Auswärtigen, mit der erforderlichen Wegzehrung versehen, nach Hause schiken, und den Zurükbleibenden andre Arbeit anweisen. Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, diese Arbeiter in Corporationen zu vereinigen, und sie selbst aus ihrer Mitte Aufseher wählen zu lassen, die mit einem kleinen Gehalt dem höheren Magistrat untergeordnet seyn könnten. Diesem wären noch einige Aerzte zuzugeben, und jedes Jahr würde offizieller Bericht über den Zustand dieser nüzlichen Menschenclasse abgestattet. Die Unkosten wären unter die Eigenthümer vertheilt, und würden durch immer wachsenden Wohlstand der Arbeiter reichlich wieder ersezt werden. So könnte es die Regierung am Ende dahin bringen, daß die römische Landschaft durch ansässige Eigenthümer, und also unendlich besser, als bis jezt, angebaut würde.

17.

Römischer Staat.

Nun ist es dahin gekommen, daß der römische Staat seiner besten Provinzen und Einkünfte, und wenigstens einer Million seiner Unterthanen beraubt ist. Jene fromme Ehrfurcht gegen sein Oberhaupt vermag ihn nicht mehr zu schüzen, noch weniger seine militärischen Hülfsmittel, die ganz und gar nichts bedeuten. Losgerissen von seinem alten System gleicht dieser Staat gegenwärtig einem Himmelskörper von minderem Rang, der um eine mächtige Centralkraft sich herumzudrehen bestimmt ist. Doch welchen Plaz er auch einnahm, immer könnte sein Loos beneidenswerth seyn, wenn er von dem Reichthum seines fruchtbaren Landes Vortheil zu ziehen wüßte; so wie herabgewürdigt er izt zu desto schmachvollerer Unsterblichkeit verdammt zu seyn scheint, je unauslöschlicher in den Annalen der Geschichte, und je majestätischer der Name ist, den er trägt.

V.

Ueber Englands wahre Absichten bei dem gegenwärtigen Krieg.

Der Friedensantrag, womit der Kaiser der Franzosen zu Anfang dieses Jahres die englische Regierung überraschte, mußte alle diejenigen, welche von der Nothwendigkeit des gegenwärtigen Krieges nicht hinlänglich belehrt sind, zu der Voraussezung hinleiten, daß zwischen Frankreich und England ein Friede möglich sey, und daß die Fortsezung des Krieges von Seiten Englands mehr als Resultat der Leidenschaft, denn als Werk der Einsicht betrachtet werden müsse.

Mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die nächstfolgenden Erscheinungen würde man über Napoleons Bewegungsgründe zu dem scheinbar großmüthigen Schritt, den er im Angesicht des ganzen Europa that, nicht lange im Dunkel geblieben seyn. Die Sizungen des gesezgebenden Körpers giengen zu Ende. Vorher mußte das Budget eingereicht werden. An der Bereitwilligkeit des gesezgebenden Körpers, jede Summe zu bewilligen, war nicht zu zweifeln; sollte aber das französische Volk mit eben so viel Bereitwilligkeit bezahlen, so konnte ihm diese Bereitwilligkeit nur durch die Ueberzeugung gegeben werden, daß es nicht an dem guten Willen des Kaisers liege, den Krieg sogleich zu beendigen. Mit einem Worte: der Friedensantrag Napoleons hatte eine finanzielle Tendenz, wobei wir übrigens die Vorliebe des französischen Staatschefs für den Frieden in keinen Zweifel ziehen wollen. Napoleon müßte gar nicht seyn, was er wirklich ist, wenn er, wie die Alexander aller Zeiten, seinen Beruf im Erobern finden sollte.

Ohne indessen hierauf die mindeste Rükſicht zu nehmen, stellte man, um sich die Möglichkeit eines Frie-

dens zwischen England und Frankreich deutlich zu machen, tiefsinnige Untersuchungen über das Verhältniß beider Staaten an; und das Resultat derselben war: daß die Basis der Politik beider wesentlich verschieden sey; daß, während die Politik Englands, als des ersten Handelsstaates, nothwendig auf aussereuropäische Reiche hinstrebe, die Politik Frankreichs, als der ersten Continentalmacht, eben so nothwendig auf die Beherrschung des Continents von Europa gehe; daß folglich beide Staaten sich eigentlich in ihren Kreisen gar nicht zu berühren brauchen und eben daher ein Frieden zwischen beiden sehr wohl möglich sey und statt finden würde, sobald die Leidenschaften sich zur Ruhe gelegt hätten.

Das Fehlerhafte dieses Raisonnements lag offenbar darinn, daß man über die Nothwendigkeit wegsah, worinn sich jeder große Handelsstaat befindet, für seine Politik allenthalben eine Basis zu haben, weil er sonst nicht mit Sicherheit existiren kann. Mag doch England ausserhalb des europäischen Continents die ganze Erde beherrschen, so lange es durch diese unermeßliche Herrschaft nicht auch über das ganze Europa gebietet, ist seine Existenz nie gesichert, und kann man sich nur eine erträglich-angemessene Vorstellung von Englands Planen machen, so wird man eingestehen müssen, daß es nichts Geringeres beabsichtige, als eine solche quintessenzirte Universalmonarchie.

Man kann den Ausspruch Bacons: "daß die Herrschaft zur See die Quintessenz der Weltherrschaft sey," nicht oft genug wiederholen, weil er eben so tiefgedacht als wahr ist. Seit mehr als zwei Jahrhunderten bestand das Problem, das die englische Regierung zu lösen hatte, einzig darinn: Wie sie der englischen Nation diese Herrschaft zur See verschaffen wollte. Wie sehr sie bei diesem Geschäft vom Schicksal selbst unterstüzt worden ist, darüber giebt die englische Geschichte die besten Aufschlüsse. Ohne die Revo-

lution von 1688 würde England noch auf eben dem Punkte seyn, auf welchem wir einige nordische Staaten erblikken, welche, mit allem Eifer einen wesentlichen Antheil an dem Welthandel zu gewinnen, sich fortgesezt in einem nur allzu engen Kreise bewegen. Es war vorzüglich die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt, was dem englischen Staate eine so ungeheure Excentrizität gab; und indem die Nationalschuld hiermit in der allerengsten Verbindung stand, so konnte es nicht fehlen, daß selbst die Regierung, ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz entgegen, eine Beschützerin der Antinationalität wurde; denn nur auf diese Weise konnte sie sich in dem Kampfe behaupten, worinn sie sich mit den Regierten von dem Augenblike an befand, wo sie sich genöthigt sah, ihr Schuldner zu werden. Spanien, Portugal, Holland, und welcher andere Staat die Herrschaft zur See streitig machen konnte, wurde also mit Gewalt und List so lange bekämpft, bis sie Englands Oberherrlichkeit anerkannt hatten. Nur Frankreich widerstand; und darum sagte einer von Englands einsichtvollsten Schriftstellern schon vor fünfzig Jahren, Wir haben nur einen Feind, Frankreich: zu fürchten. *

Der Antagonismus, in welchem wir Frankreich und England gegenwärtig erblikken, schreibt sich aus jenen Zeiten her, in welchen Frankreich sich zuerst zu einer bedeutenden Seemacht ausbildete, das heißt, aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten. Wenn Frankreich damals die englische Revolution benuzte, um, durch Theilnahme an dem Welthandel, zu einem höhern Grad von Macht emporzusteigen, so ließ es England, ein Jahrhundert später, nicht an sich fehlen, um auch seiner Seits die franzöſische Revolution zur Consolidirung sei-

* We have but one enemy to dread. Vid. Essays and Treteases on several subjects by David Hume, Essay VIII in fine.

ner Macht zu benuzen. Wie auch die erste Ansicht, die man in England von dieser Revolution faßte, beschaffen seyn mochte, immer konnte der Endzwek der englischen Regierung nur der seyn: sich, wenn es irgend möglich wäre, für immer eines furchtbaren Feindes zu entledigen; und da dies nur durch Auflösung des französischen Staats geschehen konnte, so war die ganze Kraft der englischen Regierung auf diesen Gegenstand gerichtet. Die unerwarteten Wendungen, welche die Revolution im Kampfe Frankreichs mit den Mächten des Continents nahm, konnte nur die Mittel, nicht den Endzwek Englands verändern; und so geschah es, daß England, als es nach dem Lüneviller Frieden allein auf dem Kampfplaze da stand, nach einer kleinen, durch den Tractat von Amiens hervorgebrachten, Pause, wiederum als Kämpfer auftrat, nichts so sehr befürchtend als den Wohlstand und das Gedeihen, welches Frankreich in einem Frieden von längerer Dauer zu Theil werden mußten. Ohne diese Befürchtung würde der Wiederausbruch des Krieges unmöglich gewesen seyn.

Faßt man nun die beiden feindlich gegenüber stehenden Staaten etwas schärfer ins Auge, so entdekt man eine Verschiedenheit, bei welcher alles zum Vortheile Frankreichs ist. In eben dem Maaße, worin die englische Verfassung dem englischen Staate eine unerhörte Excentricität geben mußte, in eben diesem Maaße hat die französische Verfassung dem französischen Staate Concentrizität geben müssen. Da aber die Concentrizität den entschiedensten Vorzug vor der Excentrizität hat, so fühlt sich England fortgesezt durch Frankreichs Concentrizität bedroht. In der That, Frankreichs ganze Kraft beruht auf dem glüklichen Verhältniß der Volksmenge zum Terrain, und da das glükliche Verhältniß nothwendig in so fern auf den Charakter der Franzosen zurükwirken mußte, als es eine gewisse moralische Einheit hervorzubringen nicht verfehlen konnte, so verdankt Frankreich

die großen Vortheile, die es in dem Revolutionskriege davon getragen hat, keinem Umstande so sehr, als diesem. Mit dem größten Rechte von der Welt sagt der Kaiser der Franzosen in seinem Schreiben an den König von England: "Die Kolonien sind für Frankreich ein untergeordneter Gegenstand." Eine genaue Untersuchung dieses Ausspruchs würde zeigen, daß, obgleich Frankreich sein Colonialsystem behaupten muß, um einen Kanal zu haben, in welchen es sich von Zeit zu Zeit seines Ueberflusses an Menschen entledigen könne, es dennoch sehr thöricht verfahren würde, wenn es jemals ein großes Coloniolsystem beabsichtigte, weil dies das beste Mittel seyn würde, die großen Vortheile zu zerstören, welche es in seiner Concentrizität hat. Man hat sich schwerlich in dem übrigen Europa die Mühe gegeben, zu untersuchen, wie viel für die Ruhe des ganzen Continents durch das Verhältniß Frankreichs zu seinen Colonien gewonnen wird; allein es springt in die Augen, daß dadurch, seit mehr als einem Jahrhundert, sehr viel für die ruhige Entwikkelung gewonnen worden ist; und sollte Frankreich in dem gegenwärtigen Kriege dahin gebracht werden, seinem Colonialsystem entsagen zu müssen, so ist in den nächsten dreißig bis funfzig Jahren für den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand um so mehr zu befürchten, da die Kraft des französischen Staates seit der Revolution mehr als jemals auf den Akerbau basirt ist, welcher bekanntlich nie ermangelt, die Volksmenge zu vermehren. In dieser Betrachtung liegen große Aufschlüsse verborgen.

Da nemlich England von der Fortdauer des französischen Colonialsystems einen wesentlichen Abbruch für seine Finanzen befürchtet, und auf der andern Seite sich durch Frankreichs Concentrizität bedrohet sieht; so muß es auf nichts so sehr bedacht seyn, als wie es Frankreich mit seinem Colonialsystem zugleich seine Concentrizität nehmen will. Man lasse sich nur nicht durch die Spra-

che betbören, welche England in diesem Augenblike führt, so liegt das ganze Geheimniß seiner Politik am Tage. Wollen wir Englands Versicherungen glauben, so ist die Beschüzung des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes von Europa der ausschliessende Endzwek seiner kriegerischen Unternehmungen. Allein welchen Antrieb hat denn England zu so viel Großmuth? Wofern es nicht verlangt, daß die europäischen Nationen seinen Worten blindlings glauben sollen, oder wofern die Leidenschaft nicht da allein entscheiden soll, wo nur die Einsicht entscheiden darf, hat es nie einen ärgern Betrug gegeben, als welchen England in dem gegenwärtigen Augenblike spielt. Denn was kann England dadurch verlieren, daß Frankreich sich zu einer Universalmonarchie des Continents ausbildet? Nichts, gar nichts. Es kann dadurch nur gewinnen, für eine ganze Ewigkeit gewinnen. Denn sobald Frankreich zu einer Universalmonarchie des Continents wird, verliert es seine Concentrizität, und die Folge davon kann keine andere seyn, als daß es aufhört für England furchtbar zu seyn, aus keinem andern Grunde, als weil grosse Körper mehr Schwerkraft haben, als kleine. Gehen wir also der Sache etwas tiefer nach, so findet sich, daß England eben ie französische Universalmonarchie, welche es zu verabscheuen das Ansehn haben will, von ganzem Herzen wünschet, weil seine politische Unabhängigkeit dadurch allein gesichert werden kann. Und in dieser Hinsicht ist der Kampf, der gegenwärtig vor Europa's Augen geführt wird, eben so eigenthümlich als interessant. Napoleon, dessen unbegränzten Ehrgeiz man unabläßig anklagt, verabscheuet nichts so sehr, als den Gedanken einer Universalmonarchie, und Pitt, der sich das Ansehn giebt, als ob er der Retter Europa's werden müsse, wenn es nicht so ganz und gar in den Strudel der französischen Monarchie untergehen solle, wünscht nichts so heftig, als diesen Untergang in der möglichkürzesten

Zeit vollendet zu sehen. Alle nur möglichen Triebfedern werden zu diesem Endzwek in Bewegung gesezt; und wenn es der englischen Regierung bisher nicht gelungen ist, eine neue Coalition der Continentalmächte gegen Frankreich zu Stande zu bringen, so kann die lezte Ursache dieser Erscheinung nur in der Abneigung der europäischen Regierungen liegen, das, was immer nur die Sache der Einsicht seyn kann, zur Sache des Gemüthes zu machen.

Die besten Gründe, wodurch man zu einem neuen Kreuzzug gegen Frankreich auffordert, sind von der Individualität des französischen Staatschefs hergenommen; es liegt aber nur allzusehr am Tage, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit, als eine erneuerte Coalition seyn würde, gar nichts entscheiden können. Mag doch Napoleon von der grossen Mehrheit der Franzosen noch so sehr gehaßt werden: das wird diese grosse Mehrheit durchaus nicht abhalten, ihr Vaterland mit eben so viel Nachdruk zu vertheidigen, als sie es immer gethan hat, sobald die politische Existenz desselben in Gefahr kam. Es ist ganz offenbar etwas in dem Charakter des Franzosen, wodurch er sich, so oft es seyn muß, über alles Einzelne und Individuelle erhebt, und seine Pflicht auch dann thut, wenn er nicht dem Antrieb der Liebe für den Staatschef folgt. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Haß der Regierten gegen die Regierung nie ein so bestimmtes Gefühl ist, daß man sich von den Wirkungen desselben für den Erfolg politischer Unternehmungen etwas versprechen könnte. In dem Verhältniß der Regierer zu den Regierten spielen die Empfindungen überhaupt eine sehr untergeordnete Rolle; die schlimmste Ansicht aber, welche Staatschefs von ihrem ganzen Geschäft fassen können, ist die, daß sie es auf die Liebe der Unterthanen anlegen müssen; denn hieraus kann sich zulezt nichts anderes entwikeln, als Verachtung, und wo diese einmal Wurzel geschlagen hat, ist das ganze Re-

gierungsgeschäft von Grund aus verdorben. In besonderer Beziehung auf den Kaiser der Franzosen könnte man wiederholen, was Montesquieu in einem seiner geistreichsten Dialogen den Sulla sagen läßt; nämlich: „Ich habe Rom in Erstaunen gesezt, und mehr bedurfte es nicht." Wenn Sulla dies wirklich that, so hat Napoleon es noch weit mehr gethan; und wenn die Franzosen ihren Staatschef auch noch so lebhaft verabscheuen sollten, weil er in einer unbegreiflichen Größe vor ihnen dasteht, und immer nur als Intelligenz auf sie einwirkt, so werden sie, dem Gefühl der Bewunderung nachgebend, seine großen Plane deshalb nicht minder energisch ausführen, und was er vertheidigt wissen will, mit Nachdruk vertheidigen. Und so liegt es am Tage, daß der Ausgang einer neuen Coalition gegen Frankreich für die koalisirten Mächte nicht rühmlicher ausfallen würde, als er bereits einmal ausgefallen ist, wobei sie zulezt noch die Kränkung erhalten könnten, daß Napoleon ihnen aus freien Stüken zurükgäbe, was sie auf das Spiel gesezt haben.

In der That, die Universalmonarchie ist eins von den Phantomen, womit nur Kinder geschrekt werden können, welche so ganz und gar nicht wissen, was sie dabei denken sollen. Jede europäische Nation hat ein bestimmtes Interesse, frei und unabhängig dazustehen; allein hat sie auch nur das allermindeste Interesse, eine Universalmonarchie gründen zu wollen? Gewiß nicht. Abgesehen davon, daß die Nationen Europa's in sich selbst viel zu verschieden sind, um eine Universalmonarchie auf die Dauer zu dulden — wo in aller Welt sollte der Antrieb zur Gründung derselben hergenommen werden? Die Römer kannten kein anderes Metier, als das der Waffen, und eben deswegen waren sie genöthigt, die Subsistenzbasis der ganzen damals bekannten Welt an sich zu reißen. In einem solchen Falle befindet sich aber keine von den modernen Nationen, und die Auf-

gabe, welche die Regierungen unsrer Zeit zu lösen haben, besteht bei weitem weniger darin, das Volumen der Staaten zu vermehren, als vielmehr darin, die innere Kraft derselben zu erhöhen, welches beständig nur durch Begünstigung oder Belebung der Industrie geschehen kann. Und weiß man nun, wie viel dem Kaiser der Franzosen daran gelegen ist, die französische Nation von dieser Seite zur ersten in der Welt zu machen; so kann man eben dadurch überzeugt seyn, daß alle Gedanken an Universalmonarchie weit von ihm entfernt liegen; denn nichts verträgt sich weniger mit einander, als Eroberungssucht und Geistesentwikelung, und wer die leztere will, kann, wofern er nicht in Widerspruch mit sich selbst steht, durchaus nicht darauf ausgehen, die erstere einimpfen zu wollen.

Wäre den Engländern an der Erhaltung des alten gesellschaftlichen Zustandes so viel gelegen, als sie das Ansehn haben wollen, so hätten sie sich das Continent durch nichts mehr verpflichten können, als durch Beschüzung des französischen Colonialsystems; denn in diesem System hatte Europa die beste Garantie gegen die verschrieene Turbulenz der Franzosen. Da die Engländer von dem, was sie hätten thun müssen, um ihre Handlungen mit ihren Versicherungen in Harmonie zu sezen, so geradezu das Gegentheil gethan haben, so muß es allen Continentalmächten erlaubt seyn, anzunehmen, daß England in jedem Continentalkrieg, den es zu Stande bringen will, nur die allereigennüzigsten Zweke verfolgt, und um nichts in der Welt weniger verlegen ist, als um die Fortdauer des Gleichgewichts von Europa. Wie England dazu kommt, so unredlich zu verfahren, ist eine Sache für sich, die zulezt im Selbsterhaltungstrieb gegründet ist; allein da dieser Selbsterhaltungstrieb allen Nationen gemein ist, und es in allem, was man Politik nennen kann, nur immer darauf ankommt, daß dieser Trieb auf eine den sämmtlichen europäischen Staats-

verhältnissen, so wie diese einmal da liegen, angemessene Art befriedigt werde, so sind die europäischen Regierungen hinlänglich gerechtfertigt, wenn sie Bedenken tragen, sich einem fremden Staate aufzuopfern, der sie nie entschädigen kann. Das Vertrauen, welches England ein ganzes Jahrhundert hindurch in die Kurzsichtigkeit der Continentalregierungen gesezt hat, muß endlich aufhören; und obgleich diese Regierungen nicht das mindeste Interesse haben, den Untergang des englischen Staates zu wünschen, so haben sie doch von der andern Seite alle nur mögliche Ursache, auf ihrer Hut zu seyn, damit sie nicht in einen Strudel gezogen werden, der sie nur verschlingen kann. England ist jezt auf Selbstvertheidigung zurükgebracht. Dies hätte längst der Fall seyn sollen, weil Englands Sache eine so eigenthümliche ist, daß sie nur durch Selbstvertheidigung entschieden werden kann. Es versuche, ob es die Quintessenz der Universalmonarchie für sich behalten und Frankreich das Volumen desselben aufdringen kann; denn etwas anderes will es nicht.

Vielleicht macht man dem Verfasser dieses Aufsazes von neuem den Vorwurf, daß er der Englischen Politik Feinheiten aufbürdet, an welchen sie ganz unschuldig sey. Er erwiedert hierauf vorläufig, daß er es für eine große Thorheit hält, Männern, wie Pitt, Addington u. s. w. Combinationen absprechen zu wollen, die aus der Sache selbst hervorgehen und die nur derjenige nicht macht, der diese Männer nicht in den Problemen begreift, die sie zu lösen haben. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß man der Englischen Regierung, als Intelligenz genommen, weit eher Unrecht thut, wenn man ihr etwas ab, als wenn man ihr etwas zu spricht. Seit einem Jahrhundert hat das Kabinet von St. James die Welt regiert; und die Erklärungen eines Friederich des

Großen über diesen Gegenstand sagen etwas mehr aus, als die gutmüthigen Urtheile solcher Personen, die an keine List glauben, weil sie selbst der List unfähig sind. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß man einen Feind, den man nicht vernichten kann, dadurch unschädlich mache, daß man ihn groß macht; denn in der unverhältnißmäßigen Größe liegt die allersicherste Vernichtung. Ein Glük für Europa, daß England seinen Zwek nicht erreichen wird.

VI.

Ueber den nahen Frieden zwischen England und Frankreich; ein Anhang zu dem Aufsaz: Ueber Englands wahre Absicht bei dem gegenwärtigen Kriege.

Da Preussens besonnene Politik einen Continentalkrieg verhindert hat und es England also durchaus mislungen ist, Frankreich der Universalmonarchie auf dem europäischen Continent näher zu bringen; so wird, obgleich die Englische Regierung nicht für gut befand, den vor einigen Monaten von dem französischen Staatschef gemachten Friedensantrag anzunehmen, nach sehr kurzer Zeit ein Frieden statt finden müssen. Zu dieser Catastrophe ist schon jezt alles gehörig vorbereitet, und es kommt nur darauf an, den Entwikelungsgang, so viel davon noch übrig ist, vorläufig, anzugeben, nicht etwa um den Propheten zu spielen, sondern um zu zeigen, daß, wenn, man das Wesen der Dinge erkannt hat, die einzelnen Erscheinungen an demselben nichts Räthselhaftes enthalten und mit der größten Bestimmtheit vorhergesagt werden könne. Ohne weitere Vorrede.

Der gegenwärtige Krieg war von Seiten Englands im eigentlichsten Sinne des Worts ein Deprädationskrieg, der keine andere Absicht hatte, als das Anleihesystem

der englischen Regierung aufrecht zu erhalten. Ein solcher Krieg ist vortheilhaft, so lange noch etwas vorhanden ist, was man rauben kann, aber er wird von dem Augenblike an nachtheilig, wo nichts mehr zu rauben ist. England hat seit zwei Jahren nicht nur Frankreich und Holland, sondern auch Spanien ausgeplündert. Wollte es nun diesen Krieg noch länger fortsetzen, so würde es auf eine doppelte Weise dabei verlieren; einmál, durch die ungeheuren Kosten, welche die Fortsezung verursachen würde; zweitens, durch die Verluste, welche, von jezt an, der Englischen Handelsmarine (dieser Basis aller Seemacht) auf allen Meeren durch französische und spanische Kaper bevorstehen. Da nun England nur so lange kämpft, als der Kampf einträglich ist; so wird es nach einer Frist von ungefähr zwei Monaten die Hand zum Frieden bieten. Es klingt verwegen, hierüber so pósitiv zu seyn; alles verwegene verschwindet, so bald man die Symptome kennt, welche Englands Hinneigung zum Frieden mit sich führen.

Daß der Frieden zu Stande gebracht werden sollte, war schon zu einer Zeit entschieden, wo England ihn auf den Antrag des französischen Staatschefs verweigerte. Nichts giebt darüber so viel Aufschluß, als das Verhältniß, worein Herr Addington am Schluße des abgewichenen Jahres gegen den Premierminister trat. Das Geschäft eines Englischen Premierministers — wenn nicht eines Premierministers überhaupt — ist immer von der Art, daß es keine Collegenschaft duldet; denn es kommt dabei vor allen Dingen auf Einheit des Impulses an. Da nun aber eine Collegenschaft zwischen Herrn Pitt und Herrn Addington zu Stande gekommen war, so konnte man mit der grösten Sicherheit daraus schließen, daß der erstere von neuem resigniren wollte — und zwar aus keinem anderen Grunde resigniren wollte, als weil er die Nothwendigkeit eines Friedens mit Frank-

reich einsah, wenn England in der Fortsezung des Krieges nicht wesentlich leiden sollte, und diesen Frieden nicht zu Stande bringen konnte, ohne seine hochgepriesene Consequenz Preis zu geben, auf deren Behauptung er die größte Ursache hat bedacht zu seyn, weil er in ihr als Repräsentant der ganzen englischen Nation, in ihrer Opposition gegen Frankreich, erscheint. Wenn er zu seinem Nachfolger der Herrn Addington wählte, so lag der Grund davon in den persönlichen Eigenschaften dieses Staatsmanns, der vor tausend und aber tausend Andern wenigstens den Vorzug hat, in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht und dabei ein tüchtiger Redner zu seyn; Eigenschaften, welche das Verhältniß der Premierminister zum Parlamente durchaus nothwendig macht; freilich schien die Wahl durch eine besondere Vorliebe des Königs für Herrn Addington zu Stande zu kommen; allein das war nichts weiter, als ein Blendwerk für den großen Haufen, in deßen Achtung der König nicht ganz untergehen darf.

Es kam von nun an nur noch auf ein schikliches Mittel an, sich der Premierministerschaft zu entledigen; und allerdings durfte man auf den Ausweg gespannt seyn, welchen der Premierminister nehmen würde, um mit Ehren aus der Affaire zu kommen; denn hierin war ein Maasstab für seine Empfindsamkeit enthalten. Zu glauben ist, daß Herr Pitt sehr reiflich über diesen Gegenstand nachgedacht hat; allein, es sey nun, daß sein Genie erschöpft war, oder, daß er es zulezt für gleichgültig hielt, dieselbe Rolle zweimal zu spielen, wofern sie sonst nur gut gespielt wurde, genug, er hat für gut befunden, von neuem den Beleidigten zu machen und der Welt durch seine irländischen Marionetten den Frieden zuzuführen. Der Entwikelungsgang ist ganz unwidersprechlich folgender: Von Herrn Pitt aufgemuntert haben die catholischen Irländer dem Parlement eine Bittschrift überreicht, worin sie auf Emancipation antragen.

Das Parlement hat in beiden Häusern diese Bittschrift angenommen, und einen Tag festgesezt, an welchem die Debatten über diesen wichtigen Gegenstand ihren Anfang nehmen sollen. Sobald dieser Tag erschienen seyn wird, versteht es sich ganz von selbst, daß Herr Pitt das rechtmäßige Begehren der catholischen Irländer aus allen Kräften unterstüzt und für ihre Emancipation, wie pro aris et focis, kämpft. Indessen muß er in diesem Kampfe unterliegen, weil die Welt auf anderthalb Jahre hin des Friedens bedarf und ihn nicht aus Herrn Pitts Händen bekommen kann. Dabei versteht es sich ganz von selbst, daß die Mehrheit derjenigen Stimmen, welche sich gegen die Emancipation der Irländer erklären, sehr gering ist; aber wie diese Mehrheit auch ausfallen mag, genug, Herr Pitt fühlt (oder stellt) sich gekränkt, daß das Parlement ihm in einer Sache, die so höchst gerecht und gut und philanthropisch ist, entgegengewirkt hat, und das Resultat ist — eine Resignation, die unmittelbar nach Beendigung der Debatten über die Emancipation der Irländer erfolgt. Die ganze Farce wird mit allem nur möglichen Künstlerernst gespielt, und die einzigen Betrogenen in diesem Spiele sind die armen catholischen Irländer, welche sich einbilden, daß einmal verlorne Menschenrechte auf dem Wege der Güte und Großmuth wieder zu erlangen sind.

Sobald Herr Pitt die Bühne verlassen hat, tritt Herr Addington als Premierminister an seine Stelle. Seine Verwaltung ist, für die nächsten zwei Jahre, auf eine doppelte Weise gedekt; einmal, durch die Schäze, welche die Regierung im lezten Kriege, besonders aber in dem improvisirten Kampfe mit Spanien, erobert hat, zweitens durch die parlementarische Bewilligung der lezten Anleihe, welche, wie sehr sie auch für die nachdrükliche Fortsezung des Krieges gemacht zu seyn schien, dennoch nur für den Frieden gemacht wurde. Es erfol-

gen also von Seiten Englands Annäherungen an Frankreich. Nach vorhergegangenen Friedenspräliminarien, wird ein Ort bestimmt, wo der Friede förmlich unterhandelt wird. Es versteht sich ganz von selbst, daß England jeden Vorschlag Frankreichs bekämpft; allein es versteht sich eben so sehr von selbst, daß es zulezt alle Bedingungen eingeht, welche Frankreich vernünftigerweise machen kann. Malta wird geräumt; die ionischen Inseln werden zurükgegeben und unter den Schuz des Königreichs Italien gestellt; England macht sich wohl gar anheischig, zur Wiedereroberung der Insel St. Domingo beizutragen, und was dergleichen mehr ist. Der Friedenstraktat wird ratifizirt; die Welt rechnet auf einen sehr langen Frieden, weil endlich einmal alle Irrungen ausgeglichen und alle Leidenschaften beschwichtigt sind. Und der Erfolg? Ist kein anderer, als ein neuer Krieg, der von dem Augenblik an ausbricht, wo die Verwaltung des englischen Premierministers nicht mehr gedekt ist und eine Revolution im Innern Englands erfolgen muß, die sich, wie ehemals in Rom, nur dadurch abwenden läßt, daß man einen äusseren Feind aufsucht, und den Krieg in eine einträgliche Spekulation verwandelt. In dieser Hinsicht ist Europa's Schikſal auf eine ganze Ewigkeit vorherzusagen, vorausgesezt, daß Englands innere Verhältnisse eine ganze Ewigkeit vorhalten können, welches nur allzuproblematisch ist.

Es ist ausgemacht, daß es für einen Frieden mit England keine Garantie giebt; denn dies folgt aus der Construktion der englischen Regierungsmaschine, auf welche wir immer und ewig zurükgehen müssen, wenn es uns darauf ankommt, die Entstehung und unwiderstehliche Kraft der englischen Nationalschuld kennen zu lernen. Die englische Regierung hat das Eigenthümliche, daß sie es gar nicht in ihrer Gewalt hat, friedfertig zu seyn; sie steht als Schuldner unter einer so gebietenden Nothwendigkeit, daß sie auf alles, was

Freiheit genannt werden kann, Verzicht leisten muß. In der Regel denkt man sie sich als eine äusserst leidenschaftliche; diese Vorstellung ist aber grundfalsch. Sie ist von allen europäischen Regierungen vielmehr die allerkaltblütigste. Alle ihre Combinationen haben ein Regeldetri-Exempel zu Grunde, wodurch sie ausmittelt, ob sich die Interessen der Staatsschuld ohne grosse Unbequemlichkeit der englischen Nation aufbringen lasse, oder nicht. Ist das leztere der Fall, so heißt es: „Wir müssen Krieg haben, damit wir nehmen können.“ Und so ist denn Krieg, und ganz Europa dient dem Interesse, welches die englische Regierung hat, die Interessen der Staatsschuld, wie es einem ehrlichen Schuldner geziemt, prompt abzutragen. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, in welcher Kleinigkeit das Foment aller europäischen Antipathien eingeschlossen ist.

Dies muß nothwendig so lange fortdauern, bis England, es geschehe nun auf welche Art es wolle, dahin gebracht wird, keine Nationalschuld zu haben. Gewöhnlich betrachtet man diese Nationalschuld aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkt. Der einzige, aus welchem man sie betrachten sollte, ist der, wo sie das Verhältniß der Regierung zu den Regierten bestimmt; aber gerade diesen läßt man am meisten aus der Acht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß England fest und unerschütterlich dasteht, so lange der Kredit der Regierung wachsen kann; allein ist es ein Glük für Europa, daß es eine Regierung giebt, welche, um ihr sehr einfaches Geschäft noch länger zu vollziehen, eines unermeßlichen Kredits von Seiten der Regierten bedarf, und sobald dieser zu wanken beginnt, zu lauter antinazionalen Maasregeln ihre Zuflucht nehmen muß? Die Verblendung muß sehr allgemein seyn, wenn man nicht begreift, daß die längere Wirksamkeit eines solchen Verhältnisses, sich nur mit der Verarmung und folglich mit der Auflösung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes in

Europa endigen kann. Und doch läßt sich kaum begreifen, wie dieses Verhältniß in England aufgehoben werden kann, ohne von dem catonischen Grundsaze auszugehen, daß Karthago zerstört werden müsse. Beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hatte man einige Ursache zu glauben, daß er ein Kampf auf Leben und Tod seyn würde. Diese Aussicht ist jezt verschwunden; aber nur für die nächsten Jahre. Welches Inhalts auch der Friede seyn mag, der nach einigen Monaten zu Stande kommen wird, so läßt sich doch die Dauer desselben zum voraus bestimmen; und wird man es zulezt nicht überdrüssig werden, Verträge zu machen, deren Unhaltbarkeit zum voraus erwiesen ist? Entweder Frankreich giebt mit der Zeit dem Wunsche Englands nach, daß es sich zur Universalmonarchie konstituiren möge, und zwar so, daß England die Quintessenz derselben in dem Welthandel bleibt, während Frankreich das universalmonarchische Volumen hat; oder es wird nach und nach dahin eingeleitet, daß das Prinzip der Trennung aus der englischen Regierungsmaschine verschwindet, und die englische Staatsschuld aufhört, eine Weltschuld zu seyn. Nur auf einem von beiden Wegen ist ein dauerhafter Friede möglich.

Die in diesem Aufsaze ausgesprochenen Urtheile dürften vielen Lesern auffallen. Die Wahrheit derselben kann nur der Erfolg rechtfertigen. Es möchte also nicht überflüssig seyn, am Schlusse zu bemerken, daß sie den 7. April 1805. niedergeschrieben worden sind, unmittelbar nachdem die englischen Blätter die Nachricht von der Petizion der irländischen Catholiken nach Deutschland gebracht hatten. Rechtfertigt der Erfolg das Gesagte, so ist der Verfasser deshalb kein Prophet, sondern nur ein gründlicherer Geschichtsforscher, als mehrere seines Gleichen.

Fb.

Drukfehler in Annalen 1805. 2tes St.

S. 112. Z. 3. v. unten l. einen, durch. S. 114. Z. 2. l. Burgermeiſter von Zürich ſeinerſeits. Z. 12. von unt. l. mit der. S. 117. Z. 5. nach laſſen muß ein i ſtehen. Z. 15. l. Verhältniſſe ſprach. S. 122. Z. 3. von unt. l. geziemet. S. 123. Z. 16. von unt. l. möchte. Z. 10. von unt. l. jedes.

(3tes St.) S. 204. Z. 6. ſtatt Geldmünze, l. Geldumſäze. S. 216. Z. 11. ſtatt, ſtehenden Zahlwerthe, l. ſtehenden Nominalwerthe. S. 215. Z. 10. von unten, ſt. Es, l. Er. Ebend. Z. ſt. Rekrutiren l. Rekurriren. S. 232. Z. 11. von unten, ſt. Endoſſement, l. mit Endoſſement. Ebend. Z. 7. u. Z. 4. von unten, ſt. Indoſſent, l. Indoſſant. Eben ſ. S. 34. Z. 6. von unten. S. 239. Z. 14. von unten, ſt. Dominiel, l. Domaniel.

I.

Bemerkungen über die von Montesquieu aufgestellten Verfassungsprincipe.

(Fragment eines nächstens erscheinenden Werks: Der neue Leviathan.)

Es ist oben gezeigt worden, daß Montesquieu keinen deutlichen Begriff von einer Republik hatte, weil er diese nur in der Polyarchie wiederfand, und folglich nicht ahnete, daß das Prinzip der Einheit, wodurch Monarchie zu Stande gebracht wird, dem Begriff einer Republik gar nicht widerspricht.

Gegenwärtig kommt es darauf an, die Prinzipe zu beleuchten, welche Montesquieu den verschiedenen Regierungsverfassungen zuschreibt; denn nach ihm ist die Tugend das Prinzip einer demokratischen, die Mässigung das einer aristokratischen, die Ehre das einer monarchischen und die Furcht das einer despotischen Verfassung.

Eine Zergliederung der Begriffe von Tugend, Mässigung, Ehre und Furcht wird hier unumgänglich nothwendig, weil Montesquieu alle diese Begriffe wie Zauberringe benuzet, die sich erweitern oder zusammenziehen, je nachdem das eine oder das andere nöthig ist.

Was ist Tugend in Beziehung auf eine Regierung? So wie sich Montesquieu darüber erklärt, muß man annehmen, daß er eine gemeinnüzige, d. h., der ganzen Staatsgesellschaft ersprießliche Verwaltung der Staatskräfte verstanden wissen wolle. Eine solche Tugend sezt beständig die Einsicht voraus. Kann man aber nicht beweisen, daß die Einsicht einer demokratischen oder

aristokratischen Regierung nothwendiger ist, als einer monarchischen und despotischen, so kann man auch nicht darthun, daß jenen die Tugend eigenthümlicher sey, als diesen. In beiderlei Regierungen kann die Tugend nichts anders seyn, als wohlthätige Energie; als solche aber ist sie beiden gleich nothwendig, wofern sie ihr Geschäft nicht durchaus als Sache des Genusses nehmen, und sich dadurch selbst zerstören wollen.

Was die Mässigung in Beziehung auf Regierung betrift, so wird man sie allenthalben da antreffen, wo die Regierung in sich stark ist; und da sie dies nur dann seyn kann, wenn sie das Prinzip der Einheit gehörig bewahrt, so sezet die Mässigung beständig die Tugend voraus, so wie diese die Einsicht nothwendig macht.

Die Ehre anlangend, so läßt sich, wenn aus dem Begriff derselben nicht alle Realität verschwinden soll, nichts anderes dabei denken, als die vortheilhafte Meinung, welche die ganze Gesellschaft von der intellektuellen und moralischen Kraft eines ihrer Mitglieder hat. Ist aber die Ehre nichts anders, so fällt sie zulezt mit der Tugend zusammen, so daß sie eben so wenig als die Mäßigung ein besonderes Prinzip bildet.

Wenn Montesquieu die Furcht zum Prinzip einer despotischen Regierung macht, so muß billig erst untersucht werden, erstlich, ob die despotische Regierung eine besondere Art der Regierung ist, und zweitens, ob sich überhaupt eine Regierung denken läßt, welche von diesem Prinzip keinen Gebrauch macht. Selbst, wenn man zugiebt, daß die Furcht da weniger wirksam ist, wo eine Trennung der gesezgebenden von der vollziehenden Macht statt findet, so entsteht wieder die Frage, ob bei dieser Trennung eine eigentliche Regierung denkbar ist, d. h. eine intelligente Kraft, welche durch ein ewiges Begegnen aller anarchischen Bewegungen den Zustand der öffentlichen Sicherheit und ruhigen Entwikelung möglich macht. Und muß diese Frage, wie billig,

verneint werden, so ist alle Regierung zulezt nur um der Furcht willen vorhanden, und durch dieselbe möglich.

Die Monarchie unterscheidet sich von der Polyarchie sehr wesentlich dadurch, daß alle Interessen in der Person des Staatschefs zusammenlaufen, und daß er, als Mittelpunkt aller Macht, diejenigen zu sich hinzieht, welche auf irgend eine Weise an dem Regierungsgeschäft Theil nehmen wollen. Allein folgt hieraus das Mindeste für die Verbannung und Ausschlieſſung der Tugend? Allerdings entscheidet bei der Anstellung die Ehre oder die vortheilhafte Meinung, welche der Staatschef und dessen nächste Umgebung von den geistigen und sittlichen Eigenschaften des Candidaten haben; aber, da ein Staat, dessen Regierung aus lauter dummen und lasterhaften Mitgliedern besteht, nothwendig entweder zu Grunde gehen oder revolutionirt werden muß, so versteht es sich immer ganz von selbst, daß die Tugend die Grundlage derselben seyn muß. Was ist die Ehre überhaupt anders, als das Symbol der Tugend? Weicht die Tugend aus einer Monarchie, so ist es nie die Schuld der Verfassung, welche, so viel an ihr ist, die Tugend immer zu sich zurükruft; es ist die Schuld einer gänzlichen Verkennung des wahren Prinzips der Monarchie, und einer daraus hervorgegangenen fehlerhaften Organisation, wodurch sie der Polyarchie ähnlich geworden ist. In der That, auf diese konnte man anwenden, was der h. Augustin von den Tugenden der Griechen und Römer sagte; nämlich, daß sie nur glänzende Laster gewesen wären. Indem durch die Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Gewalt in allen Polyarchien unter den sämmtlichen Mitgliedern der Regierung eine Zwietracht entzündet wird, welche bis zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit anhalten muß; so wird zwar eine Energie gewekt, welche das äussere Ansehn der Tugend hat, allein man darf die Wirkungen dieser Energie nur schärfer ins Auge fassen, um sie von der

wahren Tugend leicht und für immer zu unterscheiden. Denn findet sie keinen andern Gegenstand, als den Staat, in welchem sie wirksam ist, so zerstört sie diesen in den gefährlichen Krisen, welche der Partheikampf zur Wiederherstellung des Prinzips der Einheit herbeiführt. Wer kann die Tugend der Römer oder die der Engländer erheben, sobald er die Quelle derselben kennt? Doch die Wohlthätigkeit der Energie zugegeben, wie läßt sich die Ehre davon trennen? Ist die wahre Tugend da, so ist die Ehre ihre ewige Begleiterin; aber die Ehre ohne Tugend ist ein leerer Schatten, und hat als Prinzip durchaus keine belebende Kraft. Man untersuche den Charakter aller Bayards, die es je gegeben hat, und das Resultat der Untersuchung wird immer seyn, daß das primum mobile in ihnen etwas ganz anderes war, als der Ehrgeiz. Hieraus aber kann man mit der vollkommensten Sicherheit schliessen, daß die Ehre an und für sich, d. h. als Prinzip betrachtet, gar nichts ist.

Wahr ist, daß Tugend und Ehre da gänzlich verschwinden, wo der Selbsterhaltungstrieb durch den Despotismus in immer gleicher Lebendigkeit erhalten wird. Allein der Despotismus ist keiner besondern Verfassung eigen, sondern allenthalben das Produkt der Schwäche der Regierung. Aus diesem Grunde gehört er in den Polyarchien bei weitem mehr zu Hause, als in den Monarchien; denn es kann nicht fehlen, daß da, wo die Gewalt getheilt ist, Misbräuche aller Art entstehen, welchen, wenn das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, nur durch ein diktatorisches Verfahren, d. h. durch ein grosses Unterdrükungssystem abgeholfen werden kann.

Was den morgenländischen Despotismus betrift, den man so oft zum Stichblatt gemacht hat, wenn es darauf ankam, das Verfahren der Regierungen zu tadeln; so muß man wohl bedenken, daß Religiosität die Quelle desselben ist, und daß es daher durchaus nicht in der

Macht der Regierung steht, nicht despotisch zu seyn. Diese Behauptung bedarf eines Beweises. Hier ist er:

Die Hauptstadt des türkischen Reichs ist vermöge ihrer Lage einer der gesundesten Oerter auf der ganzen Erde. Gleichwohl herrscht in Constantinopel die Pest beinah ununterbrochen. Vor ungefähr einem Jahre machte man die Bemerkung, daß sich diese Krankheit in eben dem Maaße verloren hätte, in welchem die Kommunikation zwischen Konstantinopel und Alexandrien war unterbrochen worden. Dieser Bemerkung zufolge, dachte man, nach der Räumung Egyptens von den Engländern, auf Mittel, die Pest für immer von der Hauptstadt abzuhalten. Die in Vorschlag gebrachte Quarantaine wurde von den auswärtigen Gesandten aufs nachdrüklichste unterstüzt. Die Sache kam im Divan zur Sprache. Der Muphti erklärte, daß in dem Coran nichts enthalten sey, wodurch das Quarantaine-Halten verhindert würde. Als die Reihe, sich zu erklären, an den Reis-Effendi kam, widersezte sich dieser einer so ersprießlichen Einrichtung durch folgendes Argument: „Die ganze noch übrige Kraft des türkischen Reichs beruht auf der Bereitwilligkeit des türkischen Militairs, sich dem Tode unerschroken entgegenzustürzen, so oft es dazu aufgefordert wird. Führt man das Quarantainehalten ein, so verleitet man den türkischen Soldaten, auf sein Leben einen Werth zu legen. Seine Tapferkeit wird sich in eben dem Maaße verlieren, in welchem die Furcht vor dem Tode die Oberhand in ihm gewinnt. Da nun aber die Regierung nichts so sehr verhindern muß, als die Feigheit der Vertheidiger des Reichs, so bleibt nichts anderes übrig, als die Pest noch länger zu ertragen, um nicht den ganzen Staat auf eine gefährliche Spize zu stellen."

Will man dies für keinen Beweis gelten lassen, so darf man nur das ganze Verfahren der türkischen Regierung in seine Bestandtheile zerlegen, um sich zu über-

zeugen, daß Religiosität demselben überall zum Grunde liegt, und daß die Regierung sich entweder von diesem Prinzip befreien, oder ihren bisherigen Maximen so lange getreu bleiben muß, als sie möglicher Weise vorhalten könnte.

Man erlaube mir statt einer trokenen Zergliederung folgende Auseinandersezung der Sache, die den dogmatischen Ton, worin ich bisher gesprochen habe, unterbricht, ohne der Gründlichkeit des Raisonnements den mindesten Abbruch zu thun.

Angenommen, der nächste Erbe des Otomannischen Reichs erkläre an dem Tage seiner Thronbesteigung dem Großwessier, daß es sein fester Wille sey, in dem milden Geiste mehrerer europäischer Fürsten zu regieren, und den Despotismus seiner Vorgänger für immer aus dem Reiche zu verbannen, was würde der Großwessier als ein Mann von Einsicht auf solche Erklärung erwiedern?

Ungefähr folgendes:

Ew. Majestät haben als präsumtiver Thronerbe nichts so fleißig gelesen, als den Fürsten des Macchiavelli und den Antimacchiavelli Friedrichs des Zweiten; zwei Bücher, welche einer Ihrer glorreichen Vorfahren in die türkische Sprache übertragen ließ, damit es den Prinzen Ihres Hauses nicht an Stoff fehlen möchte, über ihre erhabene Bestimmung nachzudenken. Bezaubert von den Idealen des grossen Friedrichs, haben Sie den festen Entschluß gefaßt, diese Ideale auf dem otomannischen Throne zu realisiren. Ich ehre diesen Entschluß als die Ausgeburt eines edlen Gemüths; da aber nicht sowohl das Gemüth, als vielmehr der Verstand regieren muß, so halt' ich es für meine Schuldigkeit, Ihrem lobenswürdigen Eifer mit einigen Bemerkungen zu begegnen, welche Sie weder in dem Fürsten des Macchiavelli, noch in dem Antimacchiavelli des Königs von Preussen antreffen konnten, weil sie aus der Verfassung des türkischen Reichs geschöpft werden mußten, die nur

sehr Wenigen in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt ist. Ew. Majestät sollen demnach wissen, daß, so wie jede Regierung ihr besonderes Geheimniß hat, das sie um keinen Preis verräth, so auch die türkische das ihrige habe. Es besteht darin, daß das Verhältniß der Regierung zu den Regierten auf einem Contrakte beruht, der weder gehalten, noch gebrochen werden darf, wofern das Reich in seiner Integrität verbleiben soll. Zwischen Ihnen und dem Volke liegt der Coran in der Mitte. In diesem heiligen Werke sind Ihre Pflichten, wie Ihre Rechte bestimmt; von allen darin enthaltenen Gesezen aber ist keins so wichtig, als dasjenige, wodurch es Ihnen verboten ist, eine neue Auflage zu creiren. Um die Zeit seiner ersten Erscheinung war dieses Gesez sehr heilsam, insofern es Muhammeds Nachfolger verhinderte, das Volk durch allzuschwere Auflagen zu erdrüken. Wenn diese Heilsamkeit sich nach und nach verlor, so rührte dies daher, daß wir durch das Schikſal in Verhältnisse geworfen wurden, die einen grösseren Aufwand der Caliphen nöthig machten, wenn das durch Muhammeds Nachfolger vergrösserte Reich in seiner Integrität erhalten werden sollte. Diese Verhältnisse allein haben es zu verantworten, wenn der ganze Coran gegenwärtig verderblich einwirkt, und das Gesez, von welchem ich so eben gesprochen habe, den Despotismus des Staatschefs erzwingt. Ihr ganzes Wesen ist darin für immer ausgesprochen und fixirt. Befolgen Sie das Gesez mit der Gewissenhaftigkeit eines Regenten, dem ein einmal eingegangener Contrakt über Alles heilig ist; so bringen Sie nicht nur sich selbst, sondern auch das ganze Reich an den Rand des Verderbens; denn von dem Augenblik an, wo es Ihnen an den Mitteln fehlt, die Vertheidiger des Reiches zu besolden, wird dieses eine Beute ehrgeiziger Nachbarn, denen Alles daran gelegen ist, daß die Rechtlichkeit in Ihnen den Ausschlag über die Einsicht gebe, weil sie alsdann ihre Endzweke

nur desto schneller erreichen. Uebertreten Sie es mit der Entschlossenheit eines Monarchen, der eine bessere Ordnung der Dinge realisiren will, weil er eingesehen hat, daß die alte ins Verderben führt; so erscheinen Sie allen denjenigen Bewohnern Ihres Reiches, die von der Existenz unseres Geheimnisses keine Ahnung haben, als ein irreligiöser Regent, den man aus dem Wege zu räumen nicht genug eilen kann; und die Folge davon ist, daß Sie von Ihrer eigenen Leibwache ermordet werden. Eludiren Sie, wie ihre Vorgänger auf dem otomannischen Thron, das furchtbare Gesez, dem keiner unserer Regenten gewachsen war; so haben Sie davon wenigstens den Vortheil, daß Sie sich selbst erhalten, und dem Reiche, wo nicht eine ewige Dauer, doch eine möglichst lange sichern. Eludiren aber läßt es sich nur auf einem einigen Wege, der, wenn man ihn den Weg des Despotismus nennen will, freilich nicht als der beste empfohlen werden kann, uns aber die sicherste Rettung bringt. Jene Bassen, welche Sie als Unterdrükungswerkzeuge so lebhaft verabscheuen, sind nichts mehr und nichts weniger, als die Surrogate einer Souveränetät, die, wie unumgänglich nothwendig sie auch in jedem großen Reiche seyn mag, Ihnen durch alle unsere Institutionen genommen ist. Als solche sind sie nämlich die Canäle, durch welche Ihnen die Mittel zur Erhaltung des Ganzen zugeführt werden. Sie verrichten das Geschäft der Pumpen, und ihre Bestimmung ist, es auf eine dem Ganzen ersprießliche Weise zu verrichten. Thun sie dies nicht, so ist Ew. Majestät berechtigt, sie zu zerstören, wobei Sie immer in dem Lichte des Allergroßmüthigsten erscheinen, selbst, wenn von der Staatskraft, die jene in sich aufgenommen haben, nichts auf die Gegenstände ihrer Unterdrükung zurükfliesset. Betrachten Sie also die Sache, von welcher Seite Sie wollen, und Sie werden sich überzeugen, daß unsere Verfassung, insofern sie auf Religion basirt ist,

kein anderes Finanzsystem gestattet, als das einmal eingeführte. Besser ist es, Sie dulden, was nicht zu ändern ist, als daß Sie in eine Neuerung eingehen, der Sie nur unterliegen können. Sie sind als Staatschef der Archimed, der ruhig an dem Ufer dasitzt, und durch eine leichte Bewegung seines Armes ein grosses Schiff bewegt; soll aber die Bewegung, welche Sie dem Staatsschiff gegeben, eine ersprießliche bleiben, so müssen Sie vor allen Dingen Ihre Hebel in der hergebrachten Ordnung erhalten. Das Genie der ersten Stifters des türkischen Reichs hat Ihnen das Recht genommen, Einsichten zu folgen, welche nicht unmittelbar aus seiner Schöpfung hergenommen sind, und da das, was Sie Ihre Menschlichkeit nennen, nur verderblich einwirken kann, so thun Sie am besten, wenn Sie Ihrem Gemüthe als Staatschef entsagen und alles beim Alten lassen."

Man muß bekennen, daß die Vernunft, welche aus diesem Großwesier spricht, durchaus nicht im Geschmak der Idealisten unserer Zeit ist; und doch ist es die Vernunft selbst. Jeder Großherr, der, aus irgend einer Art von Eigensinn, nicht auf ihre Stimme hören wollte, würde entweder blos sich, oder sich und den Staat zugleich zu Grunde richten. Selbst der entschlossenste Idealist würde sich dieser gebietenden Realität unterwerfen müssen, wofern er nicht geradezu für einen Narren passiren wollte. Es sind ja nicht immer die Menschen, welche die Dinge machen; es sind sehr oft die Dinge, welche über die Menschen gebieten, nachdem sie zu irgend einer Zeit aus den Menschen hervorgegangen sind und durch besondere Umstände ein unwiderstehliches Ansehen bekommen haben. Mag also Montesquieu immerhin in demjenigen Kapitel seines berühmten Werks, wo er die Idee des Despotismus angiebt, ausrufen: „Wenn die Wilden von Louisiana Früchte genießen wollen, so hauen sie den Baum, der diese Früchte trägt, an der Wurzel um," und hinzufügen: „So verfährt

eine despotische Regierung;" dies ist sehr schöngeisterisch, aber die Natur des Despotismus erklärt es nicht, weil es Umstände geben kann, in welchen der Despotismus unumgänglich nothwendig wird, wofern der Staat noch länger bestehen soll.

Eine solche Idee mußte dem Cardinal Richelieu vorschweben, als er in seinem politischen Testamente die Staatschefs vor nichts so sehr warnte, als vor einer Befreundung mit Personen, welche in dem Credit stehen, sehr rechtschaffene Männer, eifrige Patrioten, mit einem Wort: Gens de bien zu seyn. Montesquieu zieht hieraus zwar den Schluß, daß dieser genievolle Staatsmann selbst eingesehen habe, daß die Tugend nicht das Prinzip einer monarchischen Regierung seyn könne; allein alles, wovor der Cardinal Richelieu warnen konnte, war, wenn ich mich so ausdrüken darf, die isolirte Rechtschaffenheit, die, weil sie Sache des blossen Gemüthes ist, mit der Intelligenz in keiner Verbindung steht. Personen von wahrer Einsicht haben das Eigenthümliche, daß sie aller der Aufwallungen und Ebullitionen unfähig sind, welche die sogenannten rechtschaffenen Männer und eifrigen Patrioten charakterisiren. Nicht als ob es deßwegen um ihre Rechtschaffenheit und ihren Patriotismus schlechter stände, sondern weil sie in ihrer Entwikelung eine Höhe erreicht haben, auf welcher man seine Gefühle durch Ideen beherrscht und von dem, was möglich ist, nicht mehr und nicht weniger will, als sich realisiren läßt. Das Gemüth ist das Treibhaus des Geistes und hat als solches einen unschäzbaren Werth; allein so wie es Treibhäuser geben kann, in welchen ein allzu hoher Grad von Wärme die Früchte in den Blüthen verdirbt, eben so kann die allzu grosse Heftigkeit des Gemüths sehr wohl die Ursache einer grossen Geistesverwirrung werden; und obgleich Personen, bei welchen dies der Fall ist, niemals zu einer klaren Ansicht von sich selbst gelangen können, so ist es doch nur

allzu sehr entschieden, daß sie von allen Individuen am wenigsten geeignet sind, da angestellt zu werden, wo die Einsicht und zwar die ruhige, unerschütterliche Einsicht allein entscheiden kann. Das Regieren ist überhaupt nicht eine Sache des Gemüths, sondern eine Sache des Verstandes. Das Gemüth kann das beste von der Welt seyn; aber da, wo der Verstand allein entscheiden muß, hat es gar keinen Werth, ausser insofern es den ewigen Antrieb zu allen Entscheidungen des Verstandes enthält. Ich möchte sogar behaupten, daß es ein Glük für jeden Staat ist, wenn er der guten Bürger recht viele und der rechtschaffenen Männer recht wenige hat; denn wenn man beide Ausdrüke in dem von Montesquieu angegebenen Sinne nimmt, so werden diese rechtschaffenen Männer immer sehr unruhige Köpfe seyn, die allenthalben nur Laster und Verderbtheit erbliken, und, wofern ihnen die Macht dazu gegeben wird, ihre Rechtschaffenheit durch Strang und Schwerdt und Scheiterhaufen offenbaren. Die Aufgabe ist, die Tugend nothwendig zu machen; diese Aufgabe aber wird nie durch Personen gelöset, welche nur im Gemüthe existiren und der wahren Einsicht durchaus unfähig sind. Muß ich mich hierüber noch ausführlicher erklären, so kann ich es nur durch das Beispiel thun, welches Pestalozzi in neuern Zeiten gegeben hat, indem er, um die Moralisation der ärmsten und verlassensten Classe der menschlichen Gesellschaft einzuleiten, auf eine Methode bedacht war, die sich des Geistes dieser Classe einmal für allemal bemächtigt, und durch die demselben eingedrükten Formen allen feindseligen Antrieben des Gemüths entgegenwirkt. Dieser Mann ist einer der tiefsten Denker, welche die Gegenwart aufzuweisen hat, und wieviel Widerspruch auch seine Formen finden mögen, so werden sie doch über alle Hindernisse siegen. Wie Pestalozzi, eben so sind Männer von wahrem Genie zu allen Zeiten verfahren, und die Wirkungen ihres Verfahrens sind we-

nigstens insofern immer dieselben gewesen, daß sie das gesellschaftliche Leben vergrösserten und heiligten.

Soviel zur Beleuchtung der montesquieuschen Regierungsprincipe. Wie ist aber Montesquieu zu diesen Unterscheidungen gekommen? Seiner eigenen Versicherung nach auf dem Wege der Geschichte. „Ich spreche hier nichts aus, sagt er, was nicht durch die Geschichte aller Zeiten bewiesen ist.“ Bewiesen? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Montesquieu durch das sorgfältige Studium der Geschichte auf ein Gesez für diejenigen Erscheinungen stossen wollte, die er im dritten Buche seines berühmten Werks zergliedert; allein um dies Gesez aufzufinden, hätte er die Erscheinungen mehr generalisiren müssen. Was ihm bei seinen politischen Räsonnements am meisten vorschwebte, war die römische Republik, die er in einem früheren Werke zum Gegenstand einer ausführlichen Analyse gemacht hatte; allein diese Republik war und blieb ihm, ihrem Wesen nach, unbegreiflich. Sehr verschieden waren die Erscheinungen, welche diese Republik in der Gestalt der Polyarchie darbot, von denen, welche sie in der Gestalt einer Monarchie lieferte; aber was war die lezte Ursache dieser Verschiedenheit? die Polyarchie, antwortet Montesquieu; aber mit Unrecht. Denn nicht jede Polyarchie kann solche Wirkungen hervorbringen. Nur da, wo der Grundcharakter eines Volks Eroberungssucht ist, läßt sich durch eine Trennung der gesezgebenden und vollziehenden Macht eine solche Energie weken, als die der Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik war. Und wie wirkte diese Energie von dem Augenblik an, wo keine Eroberungen mehr zu machen waren, auf den Staat zurük? Man muß es wohl ins Auge fassen, daß sie von diesem Zeitpunkt an gar nicht umhin konnte, sich selbst zu tödten, indem sie die Verfassung zerstörte, der sie den besten Theil ihrer Entwikelung zu verdanken hatte. Für Staaten, deren Regierungsmaschine auf dem Prinzip der Einheit ruht, ist der Zustand des Krieges kein not-wen-

diger. Eben deßwegen hat die Energie der Bürger solcher Staaten ganz andere Gegenstände. In der Regierung offenbart sie sich durch das rastlose Bestreben, die einmal vorhandene Staatskraft zu erhalten und intensiv zu erweitern; in den Regierten durch den fleissigen Gebrauch gemachter Entdekungen und Erfindungen und durch ein unabläßliges Ringen nach Erweiterung des Gebiets der Künste und Wissenschaften, mit einem Wort: durch eine Art von Industrie, welche moralisch ist, ohne antinational zu seyn. Dieselbe Industrie hätte den Römern in jener Epoche zu Theil werden sollen, wo sich die Polyarchie in eine Monarchie verwandelte. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem eine monarchische Verfassung zu Stande gebracht war, die bisherige Excentricität sich in Concentricität verwandeln und jedes Interesse nur innerhalb der Sphäre der Republik wirken konnte; doch indem in den Römern keine andere Thätigkeit vorhanden war, als die der Waffen, mußte dieselbe Kraft, von welcher die Vergrösserung des Staats ausgegangen war, zerstörend auf sie selbst zurükwirken, ungefähr eben so, wie ein Strom, dessen Lauf man hemmt, erst ein Sumpf wird, und sich sodann allmählig selbst verzehrt. Die Regierung selbst trug hierzu nicht wenig bei; denn so lange sie in der polyarchischen Form dastand, beschäftigte sie sich bei weitem mehr mit den äusseren, als mit den innern Angelegenheiten; und als der Zeitpunkt gekommen war, wo es keine auswärtigen Angelegenheiten mehr gab, da war die Grösse des Reichs eine von den wesentlichsten Ursachen der schlechten Organisation. Der schaffende Geist der Römer war zu schwach, um eine Schöpfung hervorzubringen, die innere Kraft genug gehabt hätte, das Ganze zusammen zu halten. Wie sehr man auch dies Volk zu allen Zeiten erhoben hat, so wird man doch eingestehen müssen, daß es bei weitem mehr durch Eigenschaften des Gemüths, als durch Eigenschaften des Geistes hervorstach;

die Summe der von den Römern ausgegangenen Erfindungen ist nur allzu klein.

Bei Feststellung seiner Verfassungsprincipe hatte Montesquieu gewiß auch den Unterschied im Auge, der zwischen seinem Vaterlande und England, soweit sich beide Reiche zu seiner Zeit entwikelt hatten, statt fand. Der Geist der Gesezе beweiset, daß er nur allzuviel Vorliebe für die englische Verfassung hatte, und daß diese Vorliebe das ganze Werk diktirt hat. Hätte er die Revolution erlebt, um wieviel anders würde es ausgefallen seyn. Alles beweiset, daß der Verfasser von einem solchen Phänomen, als Frankreich gegenwärtig ist, auch nicht die allerschwächste Ahnung hatte. Eine republikanische Monarchie, wer hätte hierin nicht noch vor wenigen Jahren einen Widerspruch anzutreffen geglaubt! Und doch ist kein Widerspruch darin enthalten. Montesquieu vollends konnte für Monarchen keinen andern Maasstab haben, als den ihm die franzdsischen Könige darboten; aber wie beschränkt waren diese Könige in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Kaiser? Werkzeuge einer zusammengeflikten Constitution, genossen sie die Souverainetät nur im Titel; Bonaparte hingegen ist wahrhaft souverain, weil er über die Constitution waltet. Jene hatte unaufhörlich mit der Geistlichkeit zu kämpfen, welche, indem sie sich die höchste gesezgebende Macht anmaßte, den Geist der Könige unaufhörlich zwischen Theokratie und Kosmokratie in der Schwebe erhielt; dieser hat die Geistlichkeit in solche Schranken eingeklemmt, daß ihr religiöser Geist in einer ewigen Knechtschaft bleiben muß, wenn er nicht untergehen will. Jene lebten in einem ewigen Zwist mit den Mitgliedern ihrer Familie, welche, um die königliche Macht zu theilen, die eigene Kraft durch die der Vasallen verstärkten; dieser hat keinen solchen Zwist zu fürchten, weil seine Familie nur im erborgten Glanze schimmert und keine Parthey vorhanden ist und werden kann, die

ihren Vortheil dabei fände, sich an sie anzuschliessen. Von jenen giengen zwar alle Delegationen aus, allein sie kehrten nicht zu ihnen zurük; von diesem gehen sie gleichfalls aus, allein sie sind durch unauflösliche Fesseln an ihn gebunden und haben keine andere, als eine planetarische Bewegung. Jene konnten nie den Gedanken haben, selbst regieren zu wollen, weil alle Staatsorgane isolirt da standen; dieser hat sich in die glükliche Nothwendigkeit gesezt, selbst regieren zu müssen, weil, wenn er aufhörte, der belebende Geist der ganzen Regierungsmaschine zu seyn, diese entweder zerfallen, oder sich einen anderen ähnlichen Geist zu ihrer Belebung wählen müßte.

Kurz: alles was Montesquieu über den Despotismus bemerkt, ist vollkommen richtig. Nur die Quellen desselben hat er nicht aufgesucht und darin nicht wenig geirrt, daß er ihn zu einer besondern Verfassung machte. Für Frankreich lag er um die Zeiten, worin Montesquieu lebte, in dem Verfall der ganzen Regierungsmaschine; und zwar in einem Verfall, dem kein Einzelner abhelfen konnte, und der deswegen mit einer allgemeinen Zerrüttung endigen mußte. Das ganze Werk vom Geist der Gesezе ist eine schwarze Ahnung von den Zeiten, die da kommen mußten, und — vielleicht ein Symbol der Verwirrung derjenigen, worin der Verf. lebte. Er scheint sehr ernstlich darüber nachgedacht zu haben, wie dem Elende abzuhelfen sey, wovon er Augenzeuge war. Sein Ideal war offenbar eine Verfassung, wie die Englische. Die höchste Gewalt (Souverainetät) schien ihm kein Sterblicher zu verdienen. Darum wollte er theilen. Aber seine Idee war falsch; denn die höchste Gewalt darf nicht getheilt werden, weil sie ihrem Wesen nach untheilbar ist. Viele andere nüzliche Ideen hat er in Gang gebracht, und wohlverdient ist der Ruhm, den er bis zur Stunde geniesset; allein auch bei den besten Köpfen muß man nicht vergessen, daß sie

nur Produkte ihrer Zeit sind, und daß eben daher ihre Aussprüche wohl für diese, aber nicht für alle Zeiten gelten. Lebte Montesquieu noch, so würde er sich schwerlich dabei aufhalten, über den Geist der Gesetze zu schreiben und in einem solchen Werke nur leise Winke zu geben. Er würde eine Technik der Gesellschaft liefern, und, indem er seinen Genius auf diese Weise übte, der Gründer einer neuen Wissenschaft werden, und ewig unvergeßlich bleiben. Alsdann wäre das Werk nie erschienen, oder es wäre in einer unendlich vollkommeren Gestalt ans Licht getreten.

II.

Denkschrift

Heinrich Monod's, über die helvetische Revolution, sein Benehmen in derselben, und über die Verhältnisse des Waadtlandes.

(Fortsezung.)

Zweiter Abschnitt.

Revolution des Waadtlandes im Januar 1798, und Uebersicht der Ereignisse der helvetischen Revolution, in so weit solche den Canton Waadt betreffen, bis zum Sturze des Vollziehungsdirectoriums im Januar 1800.

Der 24ste Januar 1798 war der Tag, an dem das Waadtland unter den freyen Völkerschaften Helvetiens seine Stelle erhielt. Damals, sey es aus Furcht geschehen oder weil sie vom allgemeinen Enthusiasmus sich fortgerissen fühlten, hat man Leute dem herrschenden Tone des Tages huldigen gesehen, die izt, was sie damals thaten, als Verrath am Vaterland möchten angesehen wissen. Der Centralausschuß ließ sich zu keinerlei unüberlegten Schritten verleiten; es ward ihm eine Fahne mit der Aufschrift Lemanische Republik

in Procession zugebracht; er schlug es ab, dieselbe aufpflanzen zu lassen; und diese aus höchstens zwanzig Mitgliedern damals bestehende Behörde, ohne Soldaten und ohne andere Gewalt, als die aus dem Zutrauen einiger Gemeinden, von denen sie waren abgeordnet worden, herfloß, vermochte durch die Kraft der Vernunft allein, eine tumultuarische Menge, die gekommen schien ihren Willen zu verkünden, dahin zu bringen, daß sie ruhig nach Hause zurükkehrte. Während diesem Volksauflaufe und in der vorhergehenden Nacht ereignete sich nicht die geringste Unordnung, obgleich noch überall keine Polizeyanstalten vorhanden waren.

Von einer Abordnung nach Bern konnte nun keine Rede mehr seyn; man vernahm überdieß, daß die Berner deutsche Truppen nach Wilflisburg marschiren lassen, und daß andere sich in der Gegend von Iferten zusammenziehen. Hieraus mußten erneuerte Besorgnisse für unser Land entstehen und man beschloß nun, nicht die Franzosen gegen die Berner anzurufen, aber uns selbst in Vertheidigungsstand zu setzen, und den Bernern, im Fall sie vorrüken wollten, anzuzeigen, daß sie bei uns Widerstand finden werden. Der Centralausschuß bildete izt aus seiner Mitte eine Militärcommission. Bis dahin durchaus auf sehr untergeordnete Stellen beschränkt, erfuhren wir gleich zu Anfang einen solchen Mangel für höhere Stellen fähiger Männer, daß ich, der vom Kriegswesen nicht das Mindeste verstand, eins der drei Glieder dieses Ausschusses und zu Leitung wichtiger und mir durchaus fremder Arbeiten berufen ward.

Es würde überflüssig seyn, alles dasjenige hier anzuführen, was damals geschah; es war ein mühsames und mitunter sehr lächerliches Detail, wie es im Anfange bürgerlicher Zwiste unvermeidlich ist. Ich glaube aber nicht, daß während der Menge der, sich in furchtbarer Schnelle drängender Ereignisse, dem Centralausschusse irgend eine Handlung, die nicht den Stempel der Ruhe und der Mäßigung trüge, könne zum Vorwurfe gereichen. Die im Lande angesessenen Berner und ihre Freunde, als sie die Wendung der Dinge wahrnahmen, fiengen an unruhig zu werden, einige von ihnen verlangten zu wissen: ob sie ohne Gefahr im Lande bleiben könnten? Sogleich ward ein

Beschluß bekannt gemacht, der jeden Berner, welcher ruhig und gehorsam bleiben würde, mit seiner Familie und seinem Eigenthume unter den besondern Schuz der Gesezе nahm. Gegen die Landvögte, von denen einige zurükgeblieben waren, beobachtete man jede mit der gegenseitigen Stellung verträgliche Schonung, und als einer derselben bei seiner Abreise sollte angehalten werden, wurden sogleich Befehle ertheilt, ihn ungestört abziehen zu lassen. Der Landvogt von Morsee, der die Gesinnungen seiner Angehörigen wohl kannte, dachte an keine Abreise und genoß in dem nun von Bern getrennten Lande fortgesezt alle jene Achtung, die ihm vorher seine Stelle, als dem Statthalter der Regierung verschaft hatte. Selbst als der Einmarsch der Franzosen ganz nahe war, und man alsdann vielleicht nicht mehr im Falle gewesen wäre, ihm die gehörige Achtung zu verschaffen, konnte sich niemand entschliessen, ihm die Nothwendigkeit seiner Entfernung vorzustellen, und man verlangte von mir, daß ich es thue. Seine Abreise erfolgte an eben dem Tage, an welchem ein Adjutant des französischen Generals die Auffoderung an den bernischen General, das Waadtland zu verlassen, brachte; auf den Fall seiner Weigerung, sollte er durch Französische Truppen gezwungen werden. Die Entwiklung konnte nun nicht länger zögern. Um die schlechte Strasse von Lausanne nach Iferten, wo sich das Generalquartier der Berner befand, zu vermeiden, hatte dieser Offizier seinen Weg über Moudon genommen. Zu Thierens stunden die Bauern unter den Waffen. Zwei französische Husaren, die vor dem Wagen des Offiziers herreiten, kommen des Nachts in dieses Dorf; man ruft sie an und sie antworten nicht; die Bauern schiessen auf sie und die Unglüklichen fallen. Der Offizier kehrt zurük und dieses unvorgesehene Ereigniß hatte den Einmarsch der Franzosen zur Folge. Ich wohnte zu Lausanne in eben dem Gasthofe, in welchem der französische Offizier sich aufgehalten hatte, und ich erhielt sogleich die durch einen Eilboten in der Nacht eingetroffene Nachricht. Der Ausschuß, der izt provisorische Versammlung hieß, ward augenbliklich versammelt. Kaum läßt sich die Bestürzung denken, welche dies schrekliche Ereigniß unter den Mitgliedern erwekte; so getheilt die Meinungen über seine Ursachen waren,

so blieb dagegen über die Folgen kein Zweifel übrig. Nach einiger Ueberlegung dessen, was izt zu thun wäre, ward einmuthig folgendes beschlossen: Man ließ auf der Stelle in das bernische Hauptquartier, nach Iferten, die dringendsten Vorstellungen gelangen, damit dem französischen General die Genugthuung für die Tödtung seiner Leute, die er zu fodern berechtigt war, möchte angeboten werden. Zu gleicher Zeit ward an den französischen General geschrieben, um demselben den Schmerz der Versammlung über die erhaltene Nachricht zu bezeigen, und ihm anzuzeigen, daß sie alle in ihrer Macht stehenden Maasregeln zu Aufklärung des Vorgangs, so wie zur Verhaftung und Bestrafung der Schuldigen treffen werde; sie bot ihm alle von ihr abhängende Genugthuung an und meldete ihm den bei dem bernischen Generalquartier gethanen Schritt, von welchem sie sich den besten Erfolg verspräche; dem zu Folge hofte sie auch, jede Maasregel für das Vorrüken der Truppen würde überflüssig oder doch zu voreilig seyn. Beide Schreiben wurden noch in der Nacht durch Eilboten abgesandt, und die Versammlung erklärte sich permanent. Als ich zwischen vier und fünf Uhr Morgens einen Augenblik nach Hause gieng, langte eben der französische Adjutant von Moudon zurük an; ich suchte die Hizze des jungen Offiziers zu besänftigen; ich erzählte ihm, was wir gethan hätten, und was wir noch weiter zu thun gedächten, und drang in ihn, er möchte sich zur Ruhe begeben. Er that dies, und ich benuzte die Zeit, um in die Versammlung zurükzukehren, die dann eine Abordnung mit dem Auftrag ernannte, um ihm alles dasjenige zu wiederholen, was man geschrieben hatte, und ihn einzuladen, den Bericht, den er seinem General senden würde, mit unsern Ansichten übereinstimmend abzufassen. Er antwortete der Abordnung, von der ich ein Mitglied war: er hätte bereits von Moudon aus einen Courier an seinen General gesandt; der Bericht war in der ersten Aufwallung geschrieben, und er verbarg uns nicht, daß es mehr als wahrscheinlich wäre, die französischen Vorposten würden, noch ehe er zurük seyn werde, eingerükt seyn. Wir bestunden indeß auf dem Zwek unserer Sendung und thaten, was von uns abhangen konnte, um den Offizier zu bewegen, seinen General von dem Entschlusse,

den er möchte gefaßt haben, zurükzubringen. Wann uns indeß derselbe dazu auch einige Hoffnung übrig gelassen hätte, so waren die von Iferten erhaltenen Antworten geeignet, jene wieder zu rauben. Sie enthielten sehr geschikt ausgedrükte Versicherungen der Theilnahme an dem Wohl unsers Landes, schienen aber keineswegs so beschaffen, daß sie bei dem französischen Generale, was wir wünschten, hätten erzielen können.

Dies sind die alleinigen Schritte, welche von Seite der einzigen Behörde, die, als Stellvertreter des Waadtlandes konnte betrachtet werden, dem Einmarsche französischer Truppen vorangiengen. Was sollen denn jene in der Schweiz und im Auslande mit so viel Geflissenheit verbreiteten Gerüchte, als hätte das Waadtland die fremden Armeen in die Schweiz gerufen? Rühren sie nicht etwa von Leuten her, welche damit die Vorwürfe abwenden möchten, die ihr eignes übelberechnetes Betragen verdient? Oder vielleicht von jenen, die durch ein solches beglaubigtes Vorurtheil den Tag der Rache zu beschleunigen hofften? Das Waadtland weigerte sich, für die Vertheidigung seiner Herrscher sich aufzuopfern. Dies war sein Unrecht; ich zweifle, ob ein vernünftiger Mann, der das Vorhergehende gelesen hat, dasselbe hierum nicht eher loben als tadeln wird; und wann er das Nachfolgende liest, so wird er wohl eher sein Betragen weise zu nennen geneigt seyn.

Man ward zu Lausanne sehr bald inne, was der Adjutant des französischen Generals nur allzudeutlich angekündigt hatte, daß nemlich die französischen Truppen sich zum Einmarsche rüsteten. Vorher und in eben der Nacht, in der die zwei französischen Husaren waren erschossen worden, hatte man die Anzeige erhalten, das Schloß von Lucens wäre vom bernischen Militär besezt; da der General der Berner sich zu Iferten befand, und deutsche Truppen bei Wilflisburg sich zusammenzogen, so zweifelte man nicht, daß die Absicht obwaltete, vorwärts zu rüken; eine Menge Offiziers-Brevets, welche die Berner denen, die sie als ihre Anhänger betrachteten, durch die Post sandten, bekräftigten diese Vermuthung. Zu Lausanne, in den Bezirken Lavaux und Jorat griff man zu den Waffen; die Garnison von Lucens, aufgefordert von den Einwohnern

der Gegend, räumten das Schloß, das bernische Generalquartier entfernte sich von Iferten, und kurz nachher traf das französische Generalquartier in Lausanne ein. Am nemlichen Tage reiste ich mit zwey anderen Deputirten, die die provisorische Versammlung der Stellvertretter des Waadtlandes an das Direktorium abzusenden dienlich achtete, nach Paris ab.

Die Umstände waren von solcher Art, daß sie gegründete Besorgnisse erregen mußter. Es war dem Waadtlande daran gelegen, der Schweiz angeschlossen zu bleiben; die Vereinigung mit Frankreich ließ für unser Land unerträgliche Abgaben, die Beschwerden einer Grenzprovinz, den Ruin unseres Weinbaues u. s. w. befürchten. Das zum Vorschein gekommene Projekt einer kleinen lemanischen Repnblik, die ieden Augenblik wieder verschwinden könnte, mußte über die wahren Absichten der französischen Regierung Zweifel erregen; diese zu erforschen und im Fall sie uns nicht günstig seyn sollten, dieselben wo möglich umzustimmen, war der Zwek der Abordnung. Glüklicher Weise beschränkte sich ihre Verrichtung auf Dankbezeugungen. An eben dem Abend, an dem wir in Paris eintrafen, vernahmen wir auch, die Verfassung, unter der die Schweiz während der Direktorialregierung sich befand, wäre durch einen Courier abgesandt worden; wir vernahmen, diese Verfassung, der die Einheit der Schweiz zum Grunde lag, sey nicht ohne Widerstand angenommen worden; wir vernahmen, daß der Einmarsch der französischen Armee noch unbekannt war, und bereits unterwegs hatten wir dieses bemerkt, indem der General, welcher bestimmt war, das Commando der Truppen zu übernehmen, und dem wir begegneten, über die Anzeige, die wir ihm davon machten, nicht wenig Befremden zeigte. Es kann seyn, daß ich mich irre, aber diese Umstände schienen mir zu bekräftigen, was ich weiter oben geäussert habe: daß man durch ein klügeres Benehmen sich aus der schwierigen Lage hätte ziehen können. Alles, was wir vernahmen, mußte uns über die Unabhängigkeit und das Schikfal unseres Landes beruhigen; bereits vor unserer Ankunft war der Hauptgegenstand unserer Sendung erreicht gewesen, und die gute Aufnahme, welche wir fanden, bewies uns, daß man zwar die Schweizerregierung verändern wolle, daß man aber diesen

Zwek durch die bloße Zurüstung der Gewalt zu erreichen wünsche. Wir wurden am ersten Tage nach unserer Ankunft vor das Direktorium gerufen, und indem wir demselben unsern sehr aufrichtigen Dank für die Wohlthat unserer Befreyung erstatteten, versäumten wir nichts von allem dem, was von uns abhangen konnte, um es einleuchtend zu machen, daß die Freyheit und die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes allein, fester als irgend ein anderes Band, dasselbe an Frankreich unauflöslich zu knüpfen vermöchten. Wir erhielten sehr aufmunternde Zusicherungen, und während unseres kurzen Aufenthalts in Paris ward uns von allem, was wir zu verlangen beauftragt waren, nichts versagt. Man bewilligte uns u. a. eine sehr beträchtliche Getraideausfuhr, die für die Grenzdepartements, welche ihren Ueberfluß absezen konnten, nicht minder vortheilhaft, als für uns selbst war. Man verhieß uns Entschädigung für die Kosten des Unterhalts der französischen Truppen, und man ertheilte sogar Befehle, daß dieselben uns nicht zur Last fallen sollten. Eben als wir aus der Schweiz abzureisen im Begriff waren, hatte der französische General ein Anleihen von 700,000 Fr. verlangt; wir beschwerten uns darüber, man schien die Sache zu misbilligen, und versprach, es solle dasselbe zurükbezahlt werden. Endlich versicherte man uns ganz bestimmt: insofern die kleinen Cantone darauf beständen, ihre aus dem dreyzehenten Jahrhundert sich herzählende Verfassung, einer Regierung, die für civilisirtere Völker passender erachtet würde, vorzuziehen, so werde man sie zu keiner Abänderung zwingen; und man zweifelte nicht, sie später durch einen günstigen Handlungsvertrag oder andere Vortheile zu gewinnen.

Wir kamen nach Verfluß eines Monats mit besseren Aussichten zurük, als wir solche bei unserer Abreise hoffen durften. Die Versammlung theilte unsere Freude; aber kaum hatten wir unsern Bericht erstattet, als ihr neuerdings der Entwurf einer lemanischen Republik vorgelegt ward, der nach unserer Abreise von Paris sollte abgesandt worden seyn, und der, wenn nicht den Charakter officieller Glaubwürdigkeit, doch einige Zeichen derselben an sich trug. Es war eben damals um die Vereinigung Genfs mit Frankreich zu thun, man

wollte das Hauptort eines Departements dahin verlegen, und der Plan der lemanischen Republik kam eben auch von den Beförderern der Einverleibung Genfs her ꝛc. Diese Umstände alle erneuerten unsere Besorgnisse. Man erklärte sich mit vielem Nachdruk gegen einen Vorschlag, der die Selbstständigkeit unseres Landes zu gefährden schien. Ich habe Ursache zu glauben, daß die französische Regierung keinen Theil an diesen Umtrieben hatte; aber, wie es in unruhigen Zeiten zu geschehen pflegt, es finden sich immer Leute, die ihre Aufträge überschreiten, in der Hoffnung, auf den Fall des Gelingens Belohnung, und im entgegesezten Fall, auch insofern sie misbilligt würde, Dank zu erhalten. Der Gedanke hatte inzwischen auch hie und da Beifall gefunden. In einem engeren Umkreise fand ein kleiner Ehrgeiz besser seine Rechnung; und mancher, der unbekannt geblieben wäre, oder auch nicht gern seinen Canton verließ, um in der helvetischen Republik eine Rolle zu spielen, konnte oder wünschte eine solche in der lemanischen Republik zu erhalten. Dieses persönliche Interesse, dessen sich manche wohl selbst nicht bewußt waren, verblendete so sehr, daß man über dem izigen Augenblik die nahe Zukunft vergaß. Glüklicherweise befand sich die überwiegende Mehrheit der Versammlung nicht in diesem Falle, und obgleich die grosse Zahl Deputirter, durch die sie verstärkt war, ihr eher das lermende Ansehen eines Clubbs, als den ernsten und überlegten Ton eines Senats gaben, so war es demunerachtet ein Geist der Weisheit, der sie belebte, das gemeine Beste ward von den meisten Gliedern allein bezwekt, und einige aufgeklärte und rechtschaffene Männer, die sich in diesen schwierigen und gefährlichen Augenbliken den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet hatten, genossen in derselben des Einflusses, dessen ihre Vaterlandsliebe werth war.

Während unserer Abwesenheit hatte Bern endlich Maßregeln des Widerstandes ergriffen; es hatte seine Angehörigen bewaffnet, und von seinen Bundesgenossen einigen Zuzug erhalten; allein mitten unter diesen Zurüstungen, die den Entschluß, sich keine Geseze vorschreiben lassen zu wollen, ankündigten, bemerkte man ein Schwanken, welches die Neigung zum Nachgeben verrieth. Was man für das Waadtland zu

thun sich geweigert hatte und wodurch der Einmarsch französischer Truppen abgewandt werden konnte, die Eröffnung der Regierungsstellen für die Unterthanen, das geschah nun zu Gunsten der Bernischen Landleute, nachdem die Franzosen in die Schweiz eingerükt waren. Eine aus den verschiedenen Bezirken des deutschen Bernergebiets gewählte Zahl Bürger, ward in den Rath der Zweihundert aufgenommen. Diese späte und halbe Maßregel konnte nur die vorhandene Stokung und die Ungewisheit der öffentlichen Angelegenheiten vermehren. Der Monat verstrich in Unterhandlungen, die Franzosen benuzten die Zwischenzeit, um sich zu verstärken, und nach zwey bis drey Tagen kleiner Scharmüzel und Gefechte, in deren einem Bern, sich allein überlassen, seinen Feind tapfer zurükschlug, öffnete die Stadt ihre Thore, und unterwarf sich, allzufrühe für ihren Ruhm, und allzuspät für die tapfern Schlachtopfer des kurzen und unnüzen Widerstandes. Mitten in der allgemeinen Betäubung fühlte ein ehrwürdiger Greis, eines der Häupter des Staates, daß ihm nur eines zu thun übrig bliebe; er verließ den Kreis seiner Familie, und suchte unter den Truppen den Tod, welchen Altersschwäche ihm nicht mehr dem Feinde zu geben erlaubte; fortgerissen von den Haufen der Fliehenden, kann er den gewünschten Tod nicht finden; wann er den Fall seiner Vaterstadt überlebt hat, so leistete er den Beweis, daß er es werth gewesen war, an ihrer Spize zu stehen. Die Geschichte wird vielleicht bezeugen, daß auch Bern seinen Philopömen besaß; aber sie wird auch die Ermordung des Generals und mehrerer ausgezeichneter Bernischer Officiere durch ihre Soldaten, welche über die erlittenen Unfälle an ihnen Rache übten, nicht verschweigen. Also unterlag dieser Freistaat, der bey seinem Ursprunge durch die Festigkeit und den Muth, mit welchem seine Söhne ihre erworbene Freiheit vertheidigten, und in der Folge durch den kühnen und unternehmenden Charakter, womit sie andere, unter dem Vorwande die Tyrannei der Feudalregierung zu zerstören, sich unterjochten — berühmt, und in seinem Sinken noch um des folgerechten Geistes seiner Verwaltung willen, gepriesen war. Eben dieser Geist war es aber auch, der seinen Untergang beförderte. Die Berner, indem sie die gleichen Grundsäze unter ungleich gewordenen

Zeitumständen anwenden wollten, benahmen sich mit so schnöder Härte gegen ihre Angehörigen und mit so viel Ungeschiklichkeit gegen das Ausland, das es schwer hält, nicht eben hierin eine Haupturſache ihres Unglükes zu finden. Wer sich unverändert an die gleichen Regierungsmaximen halten will, während er die grossen Veränderungen, welche die Zeit in den Sitten und Verhältnissen der Völker hervorbringt, nicht zu hindern vermochte, der will dem Hausvater nachahmen, welcher gegen seine mündig gewordnen Kinder eben die Zwangsmittel anzuwenden fortfährt, deren er sich gegen die minderjährigen bediente!

Die Wahlversammlung der Waadt hatte eben angefangen die Ernennungen zu den verfassungsmäßigen Behörden vorzunehmen, als sie in ihren Verrichtungen durch einen Beschluß des französischen Generals unterbrochen ward, welcher, mit Beiseitsezung der von Paris gesandten Verfassung, die helvetische Republik neuerdings zerstükelte. Unter der Benennung der rhodanischen Republik vereinigte er die nördliche Schweiz von der Aare an mit dem Wallis, so daß zu dieser leztern Landschaft das Oberland, Seeland, der Canton Fryburg und Waadt hinzugekommen und Lausanne ihr Hauptort geworden wäre. Die Bevölkerung dieses neuen Staates, wenigstens 300,000 Seelen stark, konnte dem Ehrgeiz derer, die darin eine Rolle spielen wollten, schmeicheln; unsere Landschaft, die die gröste Abtheilung davon ausmachte, und das Hauptort dazu lieferte, durfte sich den bedeutendsten Einfluß versprechen; die nicht eben günstigen Gesinnungen, welche wir von der übrigen Schweiz erwarten konnten, schienen die Trennung, als uns vortheilhaft, zu empfehlen. Aber der Vortheil der gesammten Schweiz ward von keiner dieser Betrachtungen überwogen; man war betroffen über die neue Schöpfung, die in eben dem Augenblike zum Vorschein kam, in welchem Berns Fall denjenigen des schweizerischen Bundesstaates nach sich zog, wo bereits mehrere der grösseren Cantone die neue Verfassung angenommen hatten, und wo die Zustimmung der übrigen für die Bildung der helvetischen Republik nicht bezweifelt werden konnte. In eben diesem Zeitpunkte nun sollte auf einmal ein bedeutender Theil der Schweiz abgerissen

werden! Man glaubte hierin zu sehen, was vielleicht nicht vorhanden war; die provisorische Versammlung, weit entfernt dem Beschlusse ihre Beistimmung zu geben, beschloß vielmehr, die Wahlmänner sollen ihre Verrichtung, nach Anleitung der von Paris gesandten Verfassung, vollenden, und man sandte, auf meinen Vorschlag, sehr dringende Vorstellungen durch einen ausserordentlichen Courier nach Paris. Das Direktorium zögerte nicht, das Geschehene zu mißbilligen und der Gedanke einer rhodanischen Republik ward aufgegeben.

Durch die Wahlmänner meines Cantons ward ich Mitglied der Verwaltungskammer, die bis zur Organisation der helvetischen Republik die ausgedehnteste souveraine Gewalt besaß; wäre sie anstatt eines Monats, deren drei in ihrem Besize geblieben, so würden wahrscheinlich dem Waadtlande einige seiner späteren Crisen erspart worden seyn. Eine der ersten Maasregeln der neuen Behörde bestund darin, daß sie einen Clubb, der seinen Einfluß zu verbreiten und die Festigkeit der Regierung auf die Probe sezen zu wollen schien, unter ernste Polizeiaufsicht sezte. Die Akademie von Lausanne ward durch Einrichtung zweier neuer Lehrstellen verstärkt, und vier bis funf tausend Mann, die unter den Waffen stunden, wurden entlassen. Man eröffnete Unterhandlungen, durch welche ein Stükgen Land, dessen Frankreich zu Errichtung der Strasse nach Gex bedurfte, gegen Ueberlassung des im waadtländischen Gebiet eingeschlossene Celigny, abgetretten werden sollte; die Unterhandlung war dem Abschlusse nahe, als spätere Ereignisse auf andere Gesinnungen brachten.

Der wichtigste Gegenstand indeß, den die Verwaltungskammer, während es von ihr abhieng, gerne hätte beendigen mögen, berührte die Aufhebung der Lehenrechte. Diese waren im Waadtlande von äusserst lästiger Natur und von jenen der teutschen Schweiz unendlich verschieden. Ohne vorhergehende nähere Bestimmung der gleichen Verwaltung unterworfen, mußten unsere liegenden Gründe weit beträchtlichere Lasten tragen, als diejenigen der übrigen Schweiz, und da wir überdiß eine ungleich grössere Masse von Nationalgütern, als die meisten übrigen Cantone, zubrachten, so waren wir

in Gefahr, überall benachtheiligt zu werden. Frankreich hatte die Lehenrechte abgeschaft und die Erhaltung derselben in unserm Lande ließ sich nicht leicht denken; wann die neue Regierung diese Abschaffung anordnen würde, so konnte man voraussehen, daß dieß auf gleiche Weise für die gesammte Schweiz geschehen und keine Rükſicht auf den zwischen uns und dem teutschen Gebiet obwaltenden Unterschied werde genommen werden. Der festgesezte Loskauf konnte für die leztern wenig lästig seyn, während er ungemein lästig für jene war. — Zu all' diesen Betrachtungen gesellte sich die überwiegende neue hinzu, daß die öffentliche Meinung überall auf unserer Landschaft sich so entschieden gegen die Lehenrechte erklärt hätte, daß ihre Beibehaltung mit der Erhaltung der öffentlichen Ruhe unerträglich scheinen mußte. Man erinnert sich an die dießfallsigen bereits im J. 1790, als Bern noch ungetheilt über uns herrschte, gethanen Schritte; unsere meisten Landleute hatten die Revolution mit der Aufhebung der Lehenrechte für identisch gehalten, mehrere Grenzbewohner des Pays de Gex, die auf dem Gebiete beyder Staaten Grundstüke besassen, sahen jene Operation für so unzweifelhaft an, daß auch nur der Gedanke eines Aufschubs Bewegungen unter ihnen veranlaßte, deren endliches Resultat dahin zielte, uns in die Arme von Frankreich zu werfen. Auf jeden Fall mußte es einer weisen Regierung daran gelegen seyn, unter solchen Umständen, wo der kleinste Stoß alles zu Grunde richten konnte, den Ruhestörern diesen Hebel zu entreissen. Die Verwaltungskammer fühlte dieß und wollte es thun. Um der verschiedenen Interessen Rechnung zu tragen, mußte man dieselben kennen; und zu einer auch nur oberflächlichen Kenntniß derselben bedurfte man Zeit. Sie hofte diese hinlänglich zu haben, und beeilte sich, durch verständige Commissarien das Land bereisen zu lassen, um Verzeichnisse des Werthes der hohen Gefälle sowohl, als derjenigen der Nationalguter zu erhalten. Sie wollte die einen für den Loskauf der andern verwenden. — Dieser Gedanke war zuerst von einem sehr beträchtlichen Eigenthümer von Lehengefällen vorgetragen worden, der, wie alle andere Besizer solcher Gefälle, damals ihre Beibehaltung für etwas durchaus unmögliches ansah. Die

Besorgnisse über das Schikfal dieser Art von Eigenthum waren damals so allgemein, daß ich überzeugt bin, man hätte nicht zehen Besizer jener Gefälle gefunden, die solche nicht sehr dankbar um die Hälfte ihres Werthes würden hingegeben haben. Unser Plan war damals sehr einfach; wir wollten den Besizern der Lehengefälle, Schuldscheine für den auf einen billigen Fuß berechneten Betrag ihrer Gefälle geben; die Nationalgüter sollten verkauft und jene Schuldscheine an Zahlungsstatt angenommen werden; im Fall dieß zu Tilgung der Schuld nicht hinreichte, so wäre der Ueberrest, in einer bestimmten Zeit, durch eine jährliche, verhältnißmäßig auf die mit Feudalrechten belastenden Güter vertheilte Abgabe bezahlt worden. — Dieser Entwurf ist nun zwar seit kurzer Zeit realisirt worden, allein damals war die Masse der Nationalgüter beträchtlicher und alles, was die helvetische Regierung davon verkauft hat, wäre dem Lande zu gut gekommen; von dem Druk der Lehenrechte befreit, würde es sich allen übrigen Opfern unschwer gefügt haben, und dieser ewige Apfel der Zwietracht hätte uns nicht weiter beunruhigt. Die schnelle und unwiderrufliche Liquidirung der Lehengefälle, würde ihre Besizer von weiterem Widerstand, und die Pflichtigen, durch das Gefühl ihrer Unabhängigkeit, von Mißtrauen abgehalten haben; der Partheigeist hätte seine kräftigste Nahrung verlohren und wir würden uns alle dabei besser befunden haben. Ich weiß gar wohl, was sich allein über die verderblichen Folgen des Verkaufs der Nationalgüter, über die Beeinträchtigung des Eigenthums, wenn der Lehenherr gezwungen wird, seine Gefälle um einen bestimmten Preis gegen Effekten, die wenig Credit haben, zu verkaufen, und endlich über die Ungerechtigkeit, Güter, welche der Gesamtheit angehören, für die Befreiung von Einzelnen zu verwenden, sagen läßt. Die Antwort auf diese blendenden Einwürfe, scheint mir aber so entscheidend zu seyn, daß ich glaube, man werde sich einst wundern, daß sie mußte gegeben werden.

Wie viele Staaten, und kraftvolle Staaten bestehen nicht ohne National-Domainen? Ward Bern durch seine reichen Besizungen, die mit denen keines andern Staates verglichen werden konnten, gerettet? Sind es die National-Domainen

Englands, mittelst deren dieses Land eine jährliche ordentliche Ausgabe von einigen dreyßig Millionen Sterlingen bestreitet; und wenn wir in Bezug auf Hilfsquellen ihm nie verglichen werden können, sollten wir nicht einst ihm an Vaterlandsliebe und an Gemeingeist gleichen? Hieraus besteht das köstlichste Nationalgut einer jeden guten Regierung; wann das Volk Zutrauen hat, und wann es Liebe zu seinen Staatseinrichtungen besizt, alsdann ist es das Vermögen aller Bürger, welches den öffentlichen Schaz bildet; keine prachtvollen Güter gehen alsdann aus Mangel an Sorgfalt zu Grunde, die Verwaltungskosten zehren nicht beinahe ihren ganzen Ertrag auf, die verwikelte Maschine der Staatseinkünfte vereinfacht sich, alle diese Vortheile kommen dem Volke zu gut, und dieses trägt die Lasten des Staates um so leichter, als dieselben gleichförmiger vertheilt sind. Freilich ist die Regierung in diesem Fall weniger unbeschränkt in ihrer Finanzverwaltung, und um Geld zu erhalten, muß sie die Verwendung desselben anzeigen. Eben darum ist es dann auch begreiflich, warum die Freunde eines willkürlichen Regimentes, so grossen Werth auf Nationalgüter und auf die damit zusammenhängenden Feudalrechte legen. Aber gerade aus eben dem Grunde, und weil das System willkürlicher Regierung meinen Grundsäzen zuwider ist, wünsche ich, anderer Gründe nicht einmal zu gedenken, meiner Republik keine Nationaldomainen.

Ich achte das Eigenthumsrecht als die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, aber der Grundsaz seiner Unverlezbarkeit darf nicht übertrieben werden. Es giebt Fälle, in denen der kleine Vortheil des Einzelnen dem grossen Interesse der Gesellschaft weichen, und das Eigenthum von Jenem, zum Vortheile aller verlezt werden muß. Wann dem Gesezе nicht das Recht eingeräumt wird, gewisse dem angenommenen gesellschaftlichen Systeme zuwiderlaufende Arten des Eigenthums zu modifiziren und darüber Bestimmungen zu treffen, so muß jenes System ohne anders zu Grunde gehen. Solche Ausnahmen sind in allen Staaten anerkannt worden. Die Geschichte Berns liefert eine Menge Beweise dafür; ich beschränke mich hier nur allein derjenigen zu erwähnen, die auf das Lehenwesen Bezug haben. Sind nicht die gerichtsherrlichen Rechte

wesentlich beschränkt, ist nicht der Todtenfall, zuerst gegen einen leichten Loskauf und hernach unentgeldlich aufgehoben worden? War dieß keine Beeinträchtigung des Eigenthums? und das Bernische Verbot selbst, das die Befreiung von Feudallasten untersagte, war es nicht auch ein Eingriff in das Eigenthum? .. Wo fanden sich Beispiele grosser Veränderungen, die in einem Staate vorgiengen, ohne daß das Eigenthum einige Eingriffe dabei erlitten hätte; wo sind wesentliche Mißbräuche gehoben worden, ohne Beeinträchtigung des Eigenthums? Nie ist übrigens davon die Rede gewesen, die Lehenrechte im Waadtlande auf revolutionaire Weise und ohne Entschädigung aufzuheben; ihre Besizer sollten mit dem zwanzigfachen Werthe des Jahrsertrages, und also nach dem gesezlichen Zinsfuße entschädigt werden. Im J. 1798 fand man dieß sehr billig, später schrie man laut über Ungerechtigkeit. Die veränderte Stimmung beruht darauf, daß man zu Anfang der Revolution grosse Besorgnisse nährte, und überzeugt war, daß an einen Fortbestand der Lehengefälle nicht dürfe gedacht werden, sich darum glüklich schäzte, solche nicht wie in Frankreich unentgeldlich abgeschaft zu sehen. Als man später wahrnahm, wie die gefürchtete Erscheinung vorüberzog ohne Verwüstung zurükzulassen, wie diejenigen, welche diese leiteten, zu beschüzen und zu erhalten trachteten; als man die helvetische Regierung ihre Feinde begünstigen sah; als man sich überzeugt hatte, daß man gegen diese Regierung alles wagen dürfe, und daß im schlimmsten Falle, ausser dem Mißlingen der Absicht, weiter keine Gefahr obwalte; als man endlich die Herstellung der alten Ordnung zu hoffen und bald sie für gewiß zu halten anfieng, da glaubte man sich berechtigt, Gesezе zu geben, anstatt solche zu empfangen, man ward um so stolzer, als man zuvor kriechend und um so anmassender, als man zuvor nachgebend gewesen war; man wollte nun bei andern eben so viel Furcht erregen, als man vorher selbst gehegt hatte; statt gehorsam zu seyn, drohte man izt, und wenig fehlte, daß man sich über den Mangel hinlänglichen Stoffes zur Klage beklagte. Sollte ein solches Benehmen darthun, daß die Menschen durch Furcht und durch Schreken beherrscht zu werden verlangen? Ich kann nicht

so schimpflich von dem Volke meines Cantons denken, um dieses zu glauben; das gemässigte Betragen der grossen Mehrheit seiner Bewohner während der früheren Epochen der Revolution, und so oft das Volk mit Zutrauen behandelt ward, beweist, daß, wie sehr man uns auch herabzuwürdigen bemüht war, dennoch Niederträchtigkeit unserm Charakter fremde ist, und daß unsere Gefühle eines freien und aufgeklärten Volks würdig sind.

Ich komme auf die Verrichtungen der Verwaltungskammer zurük. Die Commissairs für die Schazung der Lehengefälle und der Nationalgüter, hatten kaum ihre Verrichtung angefangen, als das aufeinander folgende Anschliessen der verschiedenen aristokratischen Cantone an die neue Verfassung, eine baldige Organisation derselben erwarten ließ. Die Verwaltungskammer sah voraus, daß sie auf dem eingeschlagenen Wege nicht zum Ziele gelangen würde, und daß Eile nothwendig sey. Ich war Präsident, und trug auf einen Beschluß an, der die Lehnrechte aufhob, die Nationalgüter zum Verkauf desselben bestimmte, und den erforderlichen Rest auf die oben bezeichnete Weise zu erheben verordnete. Man hatte eben damals die, jedoch noch nicht officielle Anzeige von der Ernennung des helvetischen Vollziehungsdirektoriums erhalten, und obgleich die Kammer noch im Besize aller ihrer souverainen Vollmachten war, so fand sie es dennoch unschiklich, ein so entscheidendes Gesez in diesem Augenblik zu erlassen, und sie begnügte sich (21. April) einen Beschluß zu fassen, der die Abschaffung der Lehnrechte auf billige Weise zu sichern, und inzwischen alles in Status quo zu lassen verordnete. Darum erfolgte, was immer erfolgen muß, wenn von den Umständen gebotene Maasregeln nur zur Hälfte geschehen; man schadet dadurch mehr, als wenn man sie überall unterlassen hätte. Der Beschluß verursachte in dem ganzen an das Pays de Gex angränzenden Theile des Cantons eine bedeutende Gährung; es erschienen Deputirte, die verlangten, man solle, anstatt zu versprechen, vielmehr handeln. Die ausserordentlichen Gewalten der Kammer waren zu Ende und sie wieß die Petitionärs an die obern Gewalten. Sie stellten sich vor dem gesezgebenden Rathe in Arau, der die

persönlichen Feudalrechte aufhob, und wegen der übrigen einer Commission die Berichterstattung auftrug. Die Verwaltungskammer hatte eine sehr umständliche Denkschrift eingesandt, auf welche wenig Rükſicht genommen ward; man stritt sich lange über die Natur des Lehnrechts, und vergaß, daß es jezt nicht um diese, sondern um die Wirkung jenes Rechtes unter den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen zu thun sey: man beschloß heute dieß, und morgen etwas anders, abwechselnd je nach dem System der herrschenden Partei. Das Volk mehr als einmal getäuscht, fieng an mißtrauend zu werden, vom Mißtrauen gieng es zur Verachtung, und von dieser zum Aufstande über.

Es war ein grosses Unglük für das Waadtland, daß seine Verwaltung nicht eine längere Zeit von jener der übrigen Schweiz gesondert blieb. Meine Besorgnisse über die daher zu erwartenden Nachtheile waren so lebhaft, daß, als die helvetischen Behörden im Begriffe waren, ihre Verrichtungen anzutretten, ich mich zu einem Mitglied derselben, das an eine der ersten Stellen berufen war, verfügte, um ihm meine Bedenken zu eröffnen. Ich sah mit Vergnügen, daß seine Gesinnungen mit den meinigen zusammentraffen. Meine Meinung war, die helvetische Regierung sollte gleich von Anfang diejenigen Verwaltungsgegenstände in ihre Hand nehmen, deren Centralisirung den örtlichen Verhältnissen nicht zuwider seyn, und keinerlei bedeutenden Widerstand finden würde; alles übrige sollte den Cantons überlassen bleiben, zu Berichtigung und Liquidation dessen, was zu berichtigen wäre, und zu zwekmässiger Einrichtung des übrigen, unter der Aufsicht und Gutheissung der obern Behörden. Diese Oberaufsicht sollte meines Erachtens darin bestehen, daß man sich jährlich über jeden Verwaltungszweig Rechnung ablegen lassen, und dabei jedesmal einige Abänderungen vornehmen sollte, wodurch allmählig die einzelnen Theile dem angenommenen allgemeinen Systeme genähert, und im Lauf einer Anzahl von Jahren, alle ungleichartige Bestandtheile in ein Ganzes ungewaltsam verschmolzen würden. Während der Dauer dieser Zwischenzeit sollte jeder Canton, der ihm auf eine seinen Hülfsquellen möglichst angemessene Weise bestimmten Beitrag zu der Staats-

kasse liefern. Die Magistratsperson, mit der ich mich hierüber unterredete,*) theilte meine Meinung so vollkommen, daß er sich ohne Zweifel noch unschwer der Ausdrüke erinnern wird, womit er die Unterredung endigte, und die den Inbegriff meines Systems enthalten: „Während mehrerer Jahre noch, Einheit „von Rechteswegen, in der That aber Föderalism für mehrere „Verwaltungszweige." Ich zweifle nicht, daß er auf dieser Ansicht beharrte, und es ihm nicht möglich war zu verhindern, daß einen Monat nach seiner Ankunft in Arau, das vollständigste Amalgame beschlossen ward. Die Wirkungen dieser verderblichen Maasregel konnten nur nach Verfluß einer geraumen Zeit fühlbar werden, und in den ersten Momenten war die Aufmerksamkeit um so weniger darauf gerichtet, als dieselbe ausschliessend mit den Contributionen beschäftigt war, welche die französischen Commissarien von den ehemaligen Regierungsgliedern mit empörender Härte erhoben. Als dieselben bald nachher sich erlaubten, Mitglieder des Vollziehungsdirektoriums abzusezen, und andere zu ernennen, da stieg die allgemeine Entrüstung aufs höchste; bei vielen trat nun Haß an die Stelle des Dankes, den sie zuvor gegen Frankreich gefühlt hatten, und jene, welche schon zuvor diesem Land abgeneigt waren, wurden es izt in weit heftigerem Grade.

Schon vor diesen erniedrigenden Auftritten, hatte ich als Privatmann an den Commissär Lecarlier geschrieben, um ihn an die wohlwollenden Aeusserungen der französischen Regierung gegen das Waadtland sowohl, als an die erhaltenen Versprechungen zu erinnern, und ihm zu bemerken, daß diese Landschaft nicht als erobertes Land könne betrachtet werden; ich machte ihm begreiflich, daß die Interessen derselben, mit denen der ganzen Schweiz die nemlichen seyen, und daß der Ruin der übrigen Theile der Schweiz den ihrigen nach sich ziehen müßte. Die Wirkung meiner Vorstellungen ist mir nicht bekannt, da dieselben unbeantwortet blieben; ich vernahm indeß, daß eine zu eben jener Zeit bei ihm gegen mich eingegebene Denunziation mit Unwillen zurükgewiesen ward,

*) Es ist ohne Zweifel der Direktor Glayre, den der Verf. hier bezeichnet.
Anm. des Uebers.

und daß er sich über mich auf eine Weise äusserte, die keine ungünstige Aufnahme meiner Briefe verrieth. Ein Mann, welchen selbst diejenigen, die seine Großmuth angerufen, und davon Beweise erhalten hatten, mit ausgezeichneter Erbitterung verläumdet haben, rächte sich damals, indem er durch seine Verwendung eine Mässigung der zu erhebenden Contribution bewirkte *).

Die waadtländische Verwaltungsbehörde erklärte sich fest und beharrlich gegen neue Gerüchte von Einverleibung dieses Landes, oder eines Theils desselben mit Frankreich. Sie wurden mit grösserer Zuversicht als je verbreitet, und man sprach von dahin abzwekenden Verfügungen französischer Agenten, die sich in der Nähe befanden; man behauptete, einige Genfer, welche wünschten, daß wir ihr Schikfal theilen möchten, hätten sich zu Paris die Betreibung dieses Geschäfts mit der ihnen eignen Thätigkeit angelegen seyn lassen; man konnte nicht zweifeln, daß auch in unserm Lande sich einzelne Menschen fänden, die in Ermanglung anderer Verdienste durch eine fremde Regierung, der sie sich angenehm zu machen glaubten, gehoben zu werden hoften.

Die Verwaltungskammer hatte noch einen andern Kampf zu bestehen; der französische Commissär übersandte ihr unmittelbar die von ihm genommenen Beschlüsse, mit dem Auftrag, solche vollziehen zu lassen; sie weigerte sich, dieselben zu anerkennen, und überhaupt sie auf einem andern Wege, als durch Dazwischenkunft ihrer Regierung zu empfangen; sie schlug es ab, die Magazine, welche sich im Canton vorfanden, und von den französischen Generalen, da sie als Freunde

*) Ich bin von glaubwürdiger Quelle berichtet, daß von Deportation der Häupter der ehmaligen Regierungen nach Cayenne die Rede war. „Sie werden sehen, sagte damals der Beförderer des Projektes, zu demjenigen, der sich demselben eifrig widersezte, daß Sie Ihren Widerstand bereuen werden." Ist die Vorhersagung eingetroffen, frug ich die Person, welche mir diese Anekdote erzählte? Ich glaube wohl, antwortete sie, daß die Schweiz ruhiger geblieben wäre, aber wie könnte man über den, der Vollziehung einer solchen Gewaltthätigkeit geleisteten, Widerstand Reue fühlen?

Anm. des Verf.

und nicht als Eroberer in unser Land kamen, als unser Eigenthum waren anerkannt worden, dem Commissär, der sich ihrer bemächtigen wollte, zu überliefern. Dadurch gelang es uns, mitten unter allen Schwierigkeiten, die meisten Fahrgehalte, jene der Geistlichkeit zumal, ohne Rükstände auszahlen zu können. Man nahm es übel, daß wir über einen Theil des von uns Geretteten Verfügung trafen, und wir blieben in der Folge nur die Vollzieher höherer Befehle. Diese waren nur allzuoft keineswegs den bestehenden Verhältnissen angemessen, und noch vor Abschluß des Jahres 1798 glaubten wir wahrzunehmen, daß sich unter den Beamten der Regierung solche fänden *, die nichts weniger als die Befestigung der neuen Ordnung der Dinge beabsichtigten. Die Sache verhielt sich folgendermassen: die Regierung befand sich in der schwierigen Lage, eine Menge wichtiger Stellen auf einmal zu besezen; sie mußte dazu häufig genug Leute wählen, die sie nicht genau kannte: unter denen, welche sie kannte, fanden sich hinwieder manche, von denen sie wohl wußte, daß sie keineswegs Freunde der Grundsäze der Revolution wären, für die sie sich aber, theils um ihrer Talente willen, theils auch wohl in der Hoffnung, sie durch einen solchen Beweis von Zutrauen zu gewinnen und zurükzubringen, bestimmen ließ. So lange Frankreichs Einfluß von der Art war, daß jede Veränderung in der Schweiz unmöglich schien, zeigten sich diese Menschen nicht zwar als sehr eifrige, aber auch nicht als untreue Beamte. Etwas später hatte der Horizont sich verdunkelt; sogleich war die Hoffnung einer Aenderung bei allen, die dieselbe wunschten, aufgegangen, und mehreren leuchtete nun der Grundsaz der Fanatiker ein, daß man den Unglaubigen keine Treue schuldig ist. Da die im Finstern angebrachten

* Diejenigen, welche ich hier im Auge habe, erklärten sich später ganz unverholen zur Parthey der ehmaligen Regierung, und sie spielten eine Rolle, die ihnen noch itzt großen Credit verschaft. Ich sprach einst mit einem ihrer Freunde von ihrer Verrätherei; er läugnete sie keineswegs; aber befremdend war es mir zu hören, wie er es ganz natürlich fand, daß Anhänger der alten Ordnung sich in der neuen hätten brauchen lassen, um an ihrem Umsturz zu arbeiten. Soweit verirrt sich die Moral des Partheygeistes!

Schläge die sichersten sind, so giengen sie anfangs sehr behutsam zu Werke, und nur hie und da entschlüpften ihnen verrätherische Züge.

Bald hernach schlossen diese treulosen Beamten sich an diejenigen Mitglieder der Räthe, bey denen sie gleiche Gesinnungen kannten, und beyde bliesen izt die Zwietracht an, die in jenen zu keimen begonnen hatte. Beyde Partheyen in den Räthen, mit Ausnahme jener wenigen verkehrten Glieder, wollten die nemliche Sache, die helvetische Republik, oder mit andern Worten, die neue Ordnung der Dinge. Jede Rükkehr zum Alten schien ihnen für die Schweiz eben so unthunlich, als verderblich zu seyn. Die freygewordnen Landschaften konnten nur durch Gewalt ihrem ehmaligen Joche wieder unterworfen und unter demselben erhalten werden; woher sollte diese Gewalt kommen, wenn, nachdem die Schäze der ehmaligen Regierungen verschwunden waren, nicht neue Abgaben den ehmaligen Lasten beygesellt wurden? Das Ansehen der vormaligen Magistrate, das sich auf eine Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte stüzte, konnte, einmal verloren, nicht wieder hergestellt werden. Und warum sollte man auch, einigen Familien zum Gewinn, auf alle die grossen Vortheile Verzicht thun, welche sich aus dem Vereine aller schweizerischen Völkerschaften in ein Volk erwarten liessen? Waren die bedauerlichen Zeiten, in denen man lebte, und die nicht immer dauren konnten, einmal vorübergegangen, so konnte die in einen Staatskörper vereinte Schweiz, ohne je ihren Nachbarn furchtbar zu werden, für die Erhaltung ihrer Neutralität und ihrer Unabhängigkeit einen Bestand annehmen, dessen ihr alter Bundesstaat, nachdem das Geheimniß seiner Schwäche sich verrathen fand, auf immer unfähig geworden war. Diese Betrachtungen waren es, welche die grosse Mehrheit der Stellvertreter der Schweiz in beyden Räthen, für die Einheit der Republik und die bestehende Ordnung unzweideutig bestimmten; diese Mehrheit aber trennte sich in der Wahl der Mittel für die Befestigung ihres Systemes, und diese Trennung machte sich die kleine Zahl derer, die das System nicht wollten, zu Nuze. Die eine Parthei unter den Freunden der Einheit hielt Eile für nothwendig; und für die Eile schien

ihr erforderlich, daß dem Volk die Vortheile fühlbar gemacht würden, die es erlangt hätte; dazu wären Thatsachen nothwendig, und diese bestünden darin, daß der Masse des Volkes ihre drükendste Last abgewendet würde, daß die Führer desselben durch Stellen, zu denen man sie berufen würde, gewonnen, und daß zu Bildung der künftigen Geschlechter, neue wohleingerichtete Anstalten errichtet werden sollten. Auf diesem Wege, behaupteten sie, würde es allein möglich seyn, das Volk schnell für die neue Regierung zu gewinnen, und nur alsdann könnte man hoffen, die neue Ordnung standhaft gegen alle Schläge, von denen sie bedroht würde, vertheidigt zu sehen. Die andere Parthei war auch der Meinung, daß man für das Volk arbeiten solle, aber sie hielt sich zugleich an jene anderen Grundsäze, daß es nicht durch das Volk geschehen müsse; die Führer desselben an die öffentlichen Beamtungen bringen, hiesse, meinten sie, den Staat den Demagogen überliefern; sie fand, daß deren nur allzuviele bereits in den öffentlichen Stellen sich fänden, und sie zeigte Mißtrauen gegen dieselben; sie behauptete, was man Befreiung des Volks von seiner drükendsten Last nenne, wäre eine Handlung der Willkühr, durch die das Eigenthum verlezt, die Rechte anderer Individuen gekränkt und diese zu unversöhnlichen Feinden gemacht würden; sie glaubte deßnahen, was nicht schreyender Mißbrauch wäre, müsse beybehalten, und dieser solle ruhig und nur mit reifer Ueberlegung geändert werden; zu den öffentlichen Stellen wollte sie Männer von Talenten, und die durch Vermögen oder Erziehung sich auszeichneten, ohne Rükſicht auf ihre Meinungen, berufen; dadurch würden die einen gewonnen und die andern von Vorurtheilen zurükgebracht; eine solche Handlungsweise, glaubte sie, würde nach und nach die Eintracht unter den Schweizern herzustellen, und ihren Ruf eines rechtschaffnen und überlegten Volkes zu erhalten, geeignet seyn.

Man kann nicht umhin, zu gestehen, daß von beiden Seiten Gründe aufgestellt wurden, die viel Empfehlendes an sich trugen, und daß Männer von gleich aufrichtigen Gesinnungen sich für die eine oder die andere erklären konnten. Dennoch möchte wohl derjenige sich Gehör verschaft haben, der,

ehe die Trennung zu weit vorgerükt war und die Eigenliebe sich im Spiele befand, ungefähr Folgendes würde gesagt haben: „Ihr wollt alle die Grundsäze der Revolution; so müßt „ihr dann auch ihre Würkungen wollen. Glaubet nicht, daß „sie ohne einige Reibungen könne zu Stande gebracht wer„den, und wenn in feststehenden Regierungen geringe Mis„bräuche nicht ohne Verlezung irgend eines Interesse's geho„ben werden können, wie wollt ihr dann die Elemente der „gesellschaftlichen Ordnung verändern, ohne daß jemand zu „klagen haben sollte? Der Grundsaz, der in ähnlichen Fällen „befolgt werden muß, ist dieser: man solle nicht mehr thun, „als für die bezwekte Aenderung unentbehrlich ist, und man „solle den, der dadurch beschädigt wird, so vollständig als mög„lich, ist, entschädigen." — Was die Auswahl für öffentliche Stellen betrift, so ist die Frage durch die Erfahrung so vollkommen entschieden, als ihre Natur es zulassen kann. Der eine wird einer Sache, für die er sich gebrauchen läßt, redlich dienen, wenn er sie auch nicht lieb hat, während ein anderer, der sich für sie erklärt hat, bey jedem Winde ändert. Darum bleibt es nicht minder wahr, daß Vernunft und Erfahrung rathen, man sollte die Vertheidigung seiner Sache nicht seinem Feind übertragen. Zudem ist ein wesentlicher Unterschied zu machen. Im Zeitpunkt, wo eine vorgenommene Veränderung noch mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat, und wo sie jeden Augenblik kann umgestürzt werden, ist es eine sehr falsche Politik, zu Vertheidigung derselben, ihre Gegner an die Stellen zu bringen. Die Gefahr der Demagogie, und die daraus herfliessenden Verordnungen verdienen dabei in keinen Betracht gezogen zu werden; sie kann allerdings weiter führen, als man wollte, sie kann vielleicht zum Verderben führen; gelingt es aber, das Werk zu bevestnen, zu dem sie geholfen hat, alsdann darf man hoffen, sie zu mässigen, während im Gegentheil, durch gleich anfängliche Uebertragung desselben an Leute, die ein Interesse bei seiner Zernichtung haben, sein Einsturz zuverläßig erfolgen wird. Die Ausschweifungen der Demagogie waren um so weniger in der schweizerischen Revolution zu befürchten, als Frankreich, unter dessen Einfluß jene geschah, sich nur eben aus den

Gräueln derselben erholt hatte, und sie in der Schweiz, wenn auch die helvetische Regierung dazu ohnmächtig gewesen wäre, zuverläßig würde zurükgehalten haben. Ist einmal die Veränderung bevestnet, dann kann man ohne grosse Gefahr auch ihren Gegnern Stellen übertragen und sogar hoffen, sie dadurch zu gewinnen; nur ist es nöthig, daß man diejenigen kenne, die man gebrauchen will, und im Falle man sie nicht hinlänglich kennen sollte, um versichert zu seyn, daß die Vernunft am Ende bey ihnen an die Stelle der Leidenschaft treten werde, muß man den Versuch nicht bey den wichtigsten Stellen machen.

Eine solche Besprachung würde, dachte ich, wo nicht die Partheyen vereinigt, doch wenigstens das Mißtrauen und den Haß vermieden haben, die in der Folge zwischen ihnen entstunden. Ich war zu entfernt, um die ersten Spuren der Trennung wahrzunehmen, und als ich sie wahrnahm, war es zu spät. Die Gefahren der Schweiz bey der, den Franzosen anfangs so ungünstigen, Wiedereröffnung des Kriegs, hatten den Ausbruch verschoben; durch die Verpflanzung der Regierung nach Bern hingegen hatte die Zwietracht mächtige Nahrung gewonnen. Ich hatte die Beweise der Uebelgesinntheit gewisser Leute, die das Zutrauen der ersten Behörden besassen, erhalten, und reiste damit im July 1799 nach Bern. Hier fand ich diejenigen, welche ich unterrichten wollte, besser unterrichtet, als ich es selbst war, aber mit Schwierigkeiten aller Art umringt, und voll Verlegenheit über das, was zu thun wäre.

Da ich mir vorgenommen habe, keine Persönlichkeiten zu erzählen, so kann ich mich hierüber nicht näher erklären; hingegen muß ich von einem andern, kurz vorher mit vieler Lebhaftigkeit behandelten, Gegenstande sprechen, von der Frage nemlich: ob die Schweiz Theil an dem Kriege nehmen sollte?

Es war einer meiner wärmsten Wünsche, die Neutralität der Schweiz durch das Bündniß mit Frankreich erklärt zu sehen. Während meines kurzen Aufenthaltes zu Paris, im Anfange 1798, hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der mit dem französischen Directorium in genauen Verhältnissen stund. Als ich bei meiner Rükkunft vernahm,

daß von dieser Behörde ein Schuz- und Truzbündniß beharrlich verlangt werde, schrieb ich an jene Person: Frankreich — sagte ich — befindet sich am Ende eines Krieges, in welchem es allein gegen ganz Europa zu kämpfen hatte; ungeachtet der dreifachen Reihe seiner Festungen, sind dennoch Einfälle in seine Grenzen auf allen Seiten geschehen, mit Ausnahme der beinahe überall offenen und von Festungen entblößten, funfzig Meilen langen, Grenzlinie gegen der Schweiz hin. Die Neutralität der Schweiz war es, die diese ganze Streke, ohne Kosten, zu Frankreichs Vortheil geschüzt hat. Ich glaubte also, in dieser Stellung müßte Frankreich an der Erhaltung unserer Neutralität wesentlich gelegen seyn. Man antwortete mir: das Directorium wäre anderer Meinung *, und zum Ende ward eine offensive und defensive Allianz abgeschlossen. Bei der Wiedereröffnung des Krieges in dieser Lage der Sachen, wäre die Schweizerische Neutralität, auch im Falle sie nicht diplomatisch aufgehoben war, doch in der That, weil das Land durch fremde Truppen besezt war, nichtig gewesen, und die Frage konnte also nur seyn: ob es für sie besser gethan wäre, sich von den kriegführenden Mächten ruhig aufzehren zu lassen und, bei jedem Ausgang des Kampfes, ein Opfer zu werden, oder aber durch eigene Theilnahme das Glük zu versuchen? Ich gestehe gerne, daß für mich kein Zweifel übrig blieb, und daß ich, weit entfernt die Schritte zu bereuen, die ich damals that, um die Kriegserklärung zu bewirken, es vielmehr beklage, daß dieselben ohne Erfolg blieben. Ruhiger Zuschauer eines Krieges, welchen Fremde auf unserm Boden führen, zu bleiben, schien mir der höchste Grad von Herabwürdigung zu seyn; die Herabwürdigung erschien mir um so grösser, als die Beleidigung weniger gefühlt, und bey einem Volke, das seines kriegerischen Muthes wegen berühmt war, das Gefühl des Nationalstolzes dadurch überall erstikt ward. Nichtsdestominder, und obgleich wir dafür angesehen wurden, im Frieden zu leben und keinen Krieg zu führen, war ein Moment vorhanden, wo mehr als 25,000 Schweizer unter den

* Die Meinige war freilich nur auf das System vom Vertheidigungskriege berechnet. (Anm. d. Verf.)

Waffen stunden und sich auf verschiedenen Punkten schlugen.* Ich weiß gar wohl, was man aus den Unordnungen für Folgerungen zog, die jenes schnelle Aufgebot veranlaßte; man wollte damit darthun, daß jeder Gedanke an Krieg ungereimt wäre; allein es war die Ausführung der Maasregel und nicht diese selbst, die den Tadel verdiente; durch eine Kriegserklärung wäre das an mehreren Orten freiwillige Aufgebot regulirt worden; daß dasselbe erfolgte, bewies eben nur, wie sehr es durch die Umstände begründet war, und zeugte zu gleicher Zeit von der Energie des Volkes und der Furchtsamkeit seiner Regierung. So erfuhren wir alle Uebel des Krieges, das Blut der Schweizer ward vergossen, unsere Felder verwüstet, unsere Städte erobert und wiedererobert, wir ernährten und behauseten die Soldaten und waren ihren Unfugen Preis gegeben; alles, gleich als wenn wir uns im Kriege befänden. Aber mehr noch, da wir weder zu den Siegern noch zu den Besiegten gezählt wurden, so wurden wir auch von beiden gleich und als Leute behandelt, gegen die es sich nicht der Mühe lohnte Schonung zu beobachten, und als der Friede zu Stande kam und wir kein Recht hatten an den Unterhandlungen Theil zu nehmen oder Entschädigung zu verlangen, so konnte man sich das Ansehen geben, uns sehr zu begünstigen, wann man nichts von uns verlangte. Wenn ich bedenke, daß dieser

* Aus einem Etat des helvetischen Kriegsministers erhellet, daß im Frühjahr 1799 sich unter den Waffen befanden: 3 Bataillons Lemaner, 3000 Mann; anstatt 4 Bataillons von Zürch, fanden sich 7200 Mann; Thurgau 2800; Argau und Baden 100; Basel 550; Bern 2000; Freyburg 1000; Linth 1500; Lucern 1500; Lavis 250; Sentis 1500; Wallis 500; zusammen 22700 Milizen. Ich berechne die helvetische Legion zu 1000 Mann; die piemontesischen und französischen Auxiliarlegionen zu wenigstens 4300. Dies beträgt zusammen 28000, die Emigrirten und in englischem Dienste stehenden ungerechnet. So daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, es wären zu gleicher Zeit mehr als 30000 Schweizer unter den Waffen gestanden. Eben darum, weil keine Kriegserklärung vorhanden war, und weil man jene Legionen nur als zu einem schnellen Angriffe ausgehoben betrachten konnte, war nichts organisirt, und weder Verwaltung noch Chefs vorhanden; es entstund also eine fürchterliche Unordnung, durch welche jene tapferen Schaaren, denen es nicht an gutem Willen, aber an guter Leitung fehlte, lästig werden mußten. (Anm. d. Verf.)

Krieg, an dem wir keinen Antheil nahmen, unsere Regierung mehr als zwanzig Millionen kostete, daß er die Individuen, an Geld, an Beschwerden und Uebeln jeder Art unermeßliche Summen gekostet hat, daß er uns vielleicht weniger gekostet hätte, wenn er wäre erklärt worden, daß wir alsdann wären angehört worden, und daß wir bessere Grenzen der Schweiz hätten erhalten können, so muß ich es innigst bedauern, daß man sich durch ein Schrekbild von einer Kriegserklärung abhalten ließ. Zuverlässig meinte es die weitaus größere Zahl derer, welche sich dadurch schrecken ließen, sehr aufrichtig. Man schrie von allen Seiten her: was verheißt uns diese neue Regierung für ein Glük? den Krieg. Sie beginnt damit, uns in die Greuel des Krieges zu werfen, während ihre Vorgänger, über deren Trümmern sie sich erhebt, uns Jahrhunderte durch im Frieden erhielten. Um zwischen beiden Vergleichung anzustellen, mußte man aber die ehemaligen Regierungen in die Lage versezen, in der sich die neue befand. Die Schreyer hatten ihre guten Gründe, den Krieg nicht zu wollen; sie wußten, daß, indem man den Krieg erklärte, man ihn würde nationalisirt haben, und daß der Soldat sehr bald der erbitterte Feind desjenigen wird, gegen den er sich schlägt; sie wußten, daß die Kindheit der Regierung derjenigen des Menschen gleicht, und daß das Volk einer Regierung, für deren Vertheidigung es kämpfet, eben so zugethan wird, wie die Mutter mit ausgezeichneter Liebe dem Kinde zugethan ist, dessen Leben zu erhalten ihr Sorge und Wachen kostete.

Es war daher nicht minder Gefühl als Ueberlegung, die mich, meiner Liebe zum Frieden und zu einem ruhigen Leben ungeachtet, unter den damaligen Umständen für das System des Krieges bestimmten, als für das einzige, das unserer neuen Organisation Bestand geben und den Waffenruhm der Schweiz retten konnte. Der Entscheid fiel anders aus; und wann der Friede, den man gegen das Ausland erhalten wollte, wenigstens in der Mitte der ersten Staatsbehörden geherrscht hätte, so würde man vielleicht durch Einigkeit die Republik gegründet haben, die man sich durch Energie zu gründen weigerte. Allein unglüklicher Weise verschwand auch diese lezte Hoffnung.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Irrthümer oder Fehler zu entwikeln, welche man sich von beiden Seiten mochte haben zu Schuld kommen lassen. Der erste, und der vielleicht den Sturz des Directoriums nach sich zog, ward ohne schlimme Absicht begangen. Das Directorium hatte einen Beschluß über einen Gegenstand genommen, der, als der Competenz der gesezgebenden Gewalt zustehend, konnte angesehen werden; die Räthe, indem sie den Beschluß kassirten*, nahmen ohne weiters den Charakter einer über das Directorium gesezten Censurbehörde an; das Directorium widersezte sich nicht und schien dadurch den Grundsaz anzuerkennen; das Publikum zweifelte nicht daran; und nachdem die Spaltung zwischen beiden Gewalten einmal da war, so benuzte sie jeder unbedeutende Tropf, dem irgend ein Befehl des Directoriums mißfiel, um dagegen den gesezgebenden Rath anzurufen; nicht lange, so ward es als ein verdienstliches Werk angesehen, der vollziehenden Gewalt Troz zu bieten und sie wohl gar schimpflich zu behandeln, und die Verblendung war so groß, daß die Räthe nicht einsahen, wie der Mangel aller Achtung, den man gegen das Directorium beobachtete, am Ende auf sie selbst zurükfiel.

Ich sah die schlimmen Folgen, die ein solcher Zustand der Dinge, wann er fortdauern sollte, unvermeidlich nach sich ziehen würde, ein, und der Wunsch, denselben vorzubeugen, ließ mich den Versuch dazu wagen. Da das Directorium verlassen schien, so mußte man zeigen, daß noch feste und von dem Bedürfniß einer kraftvollen Regierung überzeugte Männer vorhanden und bereit wären, dieselbe zu unterstüzen. Gesezt auch, alle gegen jene Behörde erhobene Klagen wären gegründet gewesen, so frage ich, ohne jemanden vertheidigen zu wollen, lediglich: wo sind diejenigen, die von Trümmern, von Uebelgesinnten und Aufständen umringt; mit Truppen und Bedürfnissen jeder Art überladen, ohne Finanzen und ohne Mittel um jene zu befriedigen, im entgegengesezten Sinne, durch die Verpflich-

* Diesem Beschluß zu Folge sollte das Militär mit Bons bezahlt werden, die hernach von den Staatscassen, bei Bezahlung der Auflagen, wären angenommen worden. Vergl. Neues helvet. Tagbl. von Escher und Usteri. B. I. n. 8. (29 Juli 1799.)

lung, stets neu wiederkehrenden Forderungen Genüge zu leisten und eines übel zugerichteten Landes zu schonen, gedrängt; wo sind, sage ich, diejenigen, die unter diesen Umständen behaupten möchten, sie würden zu keinen Klagen und zu keiner Unzufriedenheit Anlaß gegeben haben? Und wann ein Mann, der weiß, was auf Rechnung der Umstände gebracht werden muß, gesagt hat, von allen, dem helvetischen Direktorium gemachten, Vorwürfen sey derjenige der Tyrannei der ungereimteste gewesen *), so dürfte wohl die Nachwelt dieses Urtheil bekräftigen, und ich sehe nicht, wer in unsrer Schweiz aufstehen und sagen möchte: ich hätte es besser gemacht. Daß man es besser machen konnte, o daran zweifle ich gar nicht; aber welcher unglükliche Zufall ist Schuld, daß während aller der Stösse und Reibungen, die wir erlitten, sich jene grossen Charaktere, welche alles zu umfassen und zu vereinen vermochten, in unseren Bergen nicht zeigten, wann solche doch vorhanden waren? Aber auch angenommen, diejenigen, die itzt Klage führen, würden an der Spize der Geschäfte mit besserem Erfolg gearbeitet haben, (die Folge hat gezeigt, was man von dieser Voraussezung halten darf) hieß es nicht in der That die neue Ordnung der Dinge untergraben, wenn man die Gewalt zerbrach, welche die Verfassung handhabte, und jene neue Ordnung wider die gegen sie gerichteten Angriffe vertheidigte? Diejenigen also, welche diese Gewalt zu unterstüzen sich bereit zeigten, waren die ächten Stüzen der Verfassung. Es war darum zu thun, sie unter einander zu verbinden, und sie einander bekannt zu machen, dieses konnte einzig durch eine Adresse geschehen, in welcher die Beleidigungen, welche die erste Staatsgewalt erlitten hatte, kräftig geschildert, die Gefahren, die daraus entstehen müßten, angekündigt, die Unterzeichner derselben als Vertheidiger der Regierung erklärt, und dieser im Gefühl der Kraft, über welche sie verfügen könnte, neue Stärke gegeben würde. Dahin zielte der erste Versuch, den ich machte; die Adresse ward bald von vielen, und sie wäre von einer grossen Zahl Gemeinden unterzeichnet worden, wann nicht sogleich die Gegner des Direktoriums dagegen losgestürmt hätten. Um nicht Leidenschaften neu aufzureizen, kann ich über diesen Gegenstand nicht mehreres sagen, und ich gehe zu einem zweiten

* Worte, die Bonaparte der Schweizerischen Zehner Commission im Febr. 1803 sagte. (Anm. des Uebersezers.)

Schritt über, der weniger bekannt ward. Ueberzeugt, daß die meisten Partheyhäupter, auf ihrem einander entgegengesezten Gange, das Gute zu erzielen hoften, versuchte ich eine Annäherung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, und das wechselseitige Mistrauen zu ersticken. Ich schrieb in dieser Absicht an verschiedene Regierungsglieder beyder Partheien und ich wandte mich an eines derselben, das mir ganz besonders leidenschaftlich gestimmt schien. Allein ich fand kein Gehör. Man hatte eine Zusicherung für die Erhaltung der Grundlagen der Verfassung verlangt; würde diese gegeben, so versprachen alsdann die Mitglieder des Direktoriums, gegen die man am heftigsten erbittert war, sich zurükzuziehen; es war mir besser als irgend jemand bekannt, wie freudig sie von einer Stelle abgetreten wären, die sie einzig in der Hoffnung, Gutes zu wirken, angenommen hatten. Alles war vergeblich und die Leidenschaft verlangte volle Befriedigung. Es wäre unter diesen Umständen wenigstens zu wünschen gewesen, daß sie hätte erzielt werden mögen, ohne den lezten Balken, auf dem der Name helvetische Nation stund, ich meine die Constitutionsakte, zu zertrümmern. Ob die Projekte des Direktoriums dieselbe würden gerettet haben, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß sie es wollten, und daß die Revolution vom 7. Jan. 1800, welche an die Stelle einer constitutionellen Gewalt, eine Gewalt schuf, die dieß nicht war, unsere Nationalexistenz dem Zufalle preis gab.

Diese Begebenheit erhielt ungleich mehr Beyfall als Tadel; dem Leidenden kömmt jede Veränderung erwünscht; für die alten Regierungen war sie ein Triumph; bei weniger Uebereilung wäre sie ohne Zweifel ihnen noch vortheilhafter geworden. Ich meines Orts, sah einen neuen provisorischen Zustand der Schweiz, an die Stelle der steten Ordnung, die dieselbe erlangt hatte, treten; ich sah darin die Vernichtung der Tractaten, durch welche wir wieder in die Reihe der Europäischen Nationen getreten wären; ich sah den Anfang eines neuen schwankenden Zustandes, der sich mit dem Frieden endigen konnte, aber alsdann einen, nicht durch unser Interesse, sondern durch die Convenienz der kriegführenden Mächte zu bestimmenden Ausgang nehmen würde. In meinem Vaterlande konnte ich

während dieser ungewissen Zwischenzeit nur Partheykämpfe, schwere Lasten, bittere Klagen, und wann sie länger dauren sollte, Zerstörung, und Untergang erwarten. Ich war ausser Stand, diese traurige Lage auch nur einigermaßen zu mildern, die herrschende Parthei konnte kein Vertrauen in mich sezen; noch weniger besaß sie das meine; so lange ich Hofnung nährte, war mir keine Aufopferung zu groß gewesen; nun die Hofnung verschwunden oder wenigstens auf lange hinausgeschoben war, konnte mein Vaterland nicht länger das Opfer meiner Ruhe und der Besorgung meiner häuslichen Angelegenheiten von mir fodern. Ich gab meine Entlaßung als Präsident der Verwaltungskammer; man verweigerte dieselbe; ich drang wiederholt darauf; man bot mir einen Urlaub an und ich verreiste.

(Die Fortsezung folgt.)

III.

Der Friedensfürst in Spanien.

Vorerinnerung.

An der Spize der Staatsverwaltung in Spanien steht bekanntlich der Principe de la Paz. Er ist Ober-Admiral, Generalissimus, erster Finanz-Minister, und vereinigt also in sich beinahe alle Staatsgewalten. Von welchem Gehalt dieser Mann seye und wie er zu seiner Höhe gekommen?

Die Beantwortung dieser Frage hat in den jezigen Zeitumständen ein Interesse für das grössere Publikum, das nach dem Gange und den Folgen des Kampfs mit England begierig ist, und das aus der Nachricht, die hier ein unpartheiischer Engländer von Madrid aus mittheilt, * selbst ermessen mag, was von dem Lenker der spanischen Kräfte in dem Kriege gegen die Britten zu erwarten steht.

Don Manuel Godoi de Alvarez, Principe de la Paz, gegenwärtig etwa 38 Jahre alt, ist gebohren zu Badajoz in Estremadura von sehr armen unangesehenen Eltern. Da diese nicht bemittelt genug waren, ihn als Cadett bei der Armee zu unterhalten, so schikte man ihn, samt seinem

* Wir haben sie aus dem Londner Zeitungsblatte the Star Decemb. 1804 genommen.

ältern Bruder Ludwig, zu der königlichen Leibwache. Manuel blieb in diesem Stande ganz unbemerkt bis zur Verbannung seines Bruders. Diese erfolgte auf eine dem König zugekommene Nachricht, welche den Verdacht erregte, daß eine hohe Person am spanischen Hof eine besondere Ergebenheit zu Don Ludwig hege. Karl III war über diese Nachricht so beunruhigt, daß er befahl: Don Ludwig soll auf Lebenszeit aus Madrid verwiesen seyn und ihm nur 2 Stunden zur Abreise aus der Hauptstadt Zeit gelassen werden. Auch ward ihm strenge verboten, sich dem Hofe jemals mehr als 25 Meilen zu nähern; jedoch erhielt er eine Kompagnie bei der Landmiliz in seinem Geburtsort und den Orden von Alcantara. Während seiner Verbannung, die bis zum Tode des Königs, (d. i. bis zum 13 Dec. 1788) dauerte, erhielt Ludwig mehrere beträchtliche Geschenke von der Prinzessin von * * *. Diese Geschenke wurden ihm von Manuel zugefertigt, den die Herzogin von Alva bei der Prinzessin eingeführt hatte, und zwar unter dem Vorwand, ihn auf der Guitarre spielen und dazu singen zu hören, was er, nach dem spanischen Ausdruke, con gratia kounte. Mit dem Tode Karls III. endigte sich die Verbannung Ludwigs. Der Eilbote, der mit der Nachricht von des Königs Tode nach Badajoz abgefertigt wurde, brachte ihm seine Begnadigung, die Bestallung als Oberster bei der Leibwache und den Befehl, unverzüglich nach Madrit zurükzukehren.

Beinahe unmittelbar mit der Rükkehr Ludwigs fieng die Erhebung Manuels an. Man stiftete für ihn eine ganz neue Stelle, die eines Generaladjutanten bei der Leibwache, womit Generalmajorsrang verbunden war. Er bekleidete dieses Amt nur kurze Zeit, als er zum GeneralLieutenant und Grande von Spanien von der ersten Klasse erhoben ward, auch die Krongüter von Alcudia und die Einkünfte des einträglichsten der 4 militairischen Orden erhielt. Sein Ansehen stieg so mächtig, daß die meistgeltenden Grandes es für nöthig hielten, um sein Vorwort zu bitten, wenn sie nur eine gewöhnliche Hofgunst erlangen wollten. Selbst der grosse Rath von Castilien mit dem trefflichen, mit Recht berühmten, Grafen Aranda an der Spize, vermochte nichts gegen ihn auszu-

richten. Bei dem Anfang des lezten Krieges mit der französischen Revolutions-Regierung gieng die Meinung des Raths von Castilien dahin: vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, die Pyrenäenpässe stark zu besezen und das Landheer beträchtlich zu verstärken, ehe man auf den Gedanken verfallen könnte, eine Heeresmacht auf das französische Gebiet zu schiken. Doch der Herzog von Alcudia war ganz anderer Gesinnung und kein Gegengewicht hielt seine Macht in Schranken. Der Rath von Castilien ward wegen seines Widerstrebens auseinander gejagt und Graf Aranda nach Saragossa verwiesen, wo dieser würdige und fähige Staatsmann gerade lange genug lebte, um die verderblichen Folgen der Maasregeln seines Gegners zu vernehmen und die Niederlage und Schmach seiner Landsleute zu bejammern.

Spaniens mißliche Lage im J. 1795 nöthigte den Herzog von Alcudia seinen Plan zu verändern und jezt allein auf Mittel zu sinnen, wie er die Beschimpfung wieder gutmachen könne, die er durch seine Uebereilung und seine Thorheit der Nation zugezogen hatte. Ein Frieden, glaubte er, würde alle dem Volke geschlagenen Wunden wieder heilen: Frieden auf jede Bedingung schien dem flachen Kopfe des Herzogs das beste zu ergreifende Mittel. Hastig schloß er also einen überaus nachtheiligen Frieden, der in der That Spaniens Grundgebiet beschränkte, seine Hülfsquellen beträchtlich verminderte, seine Heeresmacht zu Grund richtete, seinen Muth und Eifer beinahe vernichtete. Demungeachtet war die Freude und Dankbarkeit des Volks ausnehmend groß; und der Friedenmacher erhielt vom König den Titel Friedensfürst.

Die Zwistigkeiten mit Portugal verschaften dem Fürsten Gelegenheit, seiner Begierde nach Kriegsruhm nachzutrachten. Ihr zufolge unterfieng er sich bei dem Anfang des Feldzugs, mit dem Rang eines Generalissimus ein Heer anzuführen, er, der vorher niemals nur einem Scharmüzel beigewohnt hatte und nach dem Gang seiner Erziehung ganz keine, oder nur eine äusserst seichte Vorstellung von der Theorie der Kriegskunst haben konnte.

Schwerlich ist in der Geheimenraths-Stube irgend eines

europäischen Regenten ein Mensch aufzufinden, der in Hinsicht auf Fähigkeiten und irgend einem erworbenen Geistesvorzug unter den Friedensfürsten zu sezen ist. Doch die Ursachen seiner Erhebung sind bekannt. Seine Geschiklichkeit ist der Gegenstand des allgemeinen Gespötts unter allen hellsehenden Spaniern; sein Gemüth und seine Sinnesart sind von dem alten und bessern Theile des Adels auf das tiefste verachtet. — Um dem Wunsche dieses alten Adels entgegen zu seyn und ihrer Eifersucht ein Gegengewicht hinzustellen, hat er eine Menge Neu-Adeliche gemacht. Nie hat er einen Mann von Gelehrsamkeit oder Tüchtigkeit in seinen Schuz genommen. Er ist einzig und allein von seinen eignen Creaturen umgeben, unter welchen auch nicht eine von anerkannter Fähigkeit ist.

In Versorgung seiner Anverwandten ist er indessen gerade wie selbst Bonaparte. Jedermann, wer Anspruch auf die entfernteste Verwandtschaft mit ihm machen kann, ist eines guten Postens gewiß, seine Fähigkeit sey auch, welche sie wolle. Die ersten Reichs- und Landes-Aemter sind von seinen Vettern besezt. Sein Vater, kaum in den ersten Anfangsgründen des Wissens bewandert, bekleidet eine der ersten Stellen in Spanien und sein jüngster Bruder Diego, völlig unwissend im buchstäblichen Sinne des Worts, ist Generalkapitain * bei dem Landheere, mit einem reichen Gehalte.

Hervorstechender ist nichts im Charakter des Friedens-Fürsten, als sein hassender Widerwille gegen die Franzosen. Hätten daher die brittischen Minister seinen Stolz, der unbegränzt ist, und den der spanischen Nation, der allgemein zum Sprüchwort dient, nicht so muthwillig gekränkt und beleidigt; schwerlich, ja wohl nie wäre es Bonaparte'n gelungen, die Spanier zu Bundesgenossen in diesem Kriege zu bekommen.

* General-Kapitain ist in Spanien, was bei andern Mächten ein Feldmarschall. Uebers.

IV.

Ueber das europäische Staats-Militair-System und die militairische Wichtigkeit teutscher Landesherren.

Ad extremum ruunt populi in exitium, cum extrema onera iis imponuntur. TACITUS.

Es ist in Europa so weit gekommen, daß man politische und militairische Macht für gleichbedeutend hält. Dieser Verwechslung der Begriffe muß man es zuschreiben, daß unter den Souverains und Staatsmännern jezt ziemlich allgemein die Meinung herrscht, die auch von Regenten teutscher Partikulairstaaten, selbst nach dem lezten franzöſisch-teutschen Kriege, immer mehr Beifall erhält: "die großen stehenden Heere seyen ein „nothwendiges Uebel geworden."

Wie man auch von der angegebenen bedingten Nothwendigkeit urtheilen mag, womit die meisten modernen Staatsverwalter und die erklärten Liebhaber des Militairs, die übermäßig großen stehenden Armeen zu entschuldigen suchen: so ist es doch eines Theils an sich schon eine mißliche Sache, etwas entschuldigen zu wollen, was man selbst sich nicht getraut geradehin zu rechtfertigen, und andern Theils wird auch der entschiedenste Vertheidiger der großen stehenden Heere, wie man sie jezt in den meisten größern europäischen Staaten findet, nicht in Abrede stellen, daß es selbst bei Staaten vom ersten Range, denen ein großes Areal, eine Volksmenge von mehr denn zwanzig Millionen, und ein bedeutender Nationalreichthum zu Gebote steht, auch in Absicht auf die stehende Miliz ein Zuviel gebe.

Zieht man in Erwägung, daß in den meisten Staaten der ersten Klasse die stehenden Kriegsheere die Hälfte,

und in einigen sogar zwei Drittheile aller Staatseinkünfte* wegnehmen; ferner, daß von hundert funfzig bis hundert sechzig Millionen Menschen, welche in Europa leben, selbst in Friedenszeiten immer zwei Millionen (die Landmiliz ungerechnet) unter den Waffen stehen; so sollte man fast auf die Idee gerathen, unsere heutigen Staaten seyen, wo nicht ganz, doch größtentheils auf die vermeintliche Ehre berechnet, mit einem großen stehenden Heere zu figuriren, und eine Rolle unter den bewaffneten Mächten von Europa zu spielen. Und doch hat im Grunde wohl theils die Macht der Gewohnheit, theils die oft vorgegebene, und nicht viel weniger oft geglaubte, bedingte Nothwendigkeit sehr großer stehender Heere, den größten Antheil an jener so sehr gespannten militairischen Positur des heutigen Europa.

Betrachtet man vollends den ungeheuern Aufwand, welchen eine bewaffnete Land- und Seemacht kostet, so findet man leicht die Hauptquelle der ungeheuern Staatsschulden, welche jezt auf so vielen größern und kleinern Staaten lasten. In Friedenszeiten kosten** 1000 Mann zu Fuß, bei der preußischen Armee jährlich 48,500 Thaler, bei der östreichischen 50,000, und bei der spanischen über 66,000 Thaler: 1000 Mann zu Pferde aber, bei der ersten 57,450, bei der andern 100,000 und bei der dritten 183,000 Thaler. Dabei ist die Generalität nicht mitgerechnet, und in Kriegszeiten steigen die Kosten viel höher.

Es fordern auch die Festungen, die Kriegsschulen, die Versorgung der Invaliden, die Anfüllung der Zeug-

* In Dänemark sogar über zwei Drittheile, nach der Versicherung des Grafen von Schmettau; in den "Patriotischen Gedanken eines Dänen über stehende „Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolution." 1792. 8.

** Nach der Angabe eines bewährten Statistikers, Hrn. Meusels, in s. Lehrb. d. Statist. (3 Aufl. 1804.) S. 30.

und Vorrathshäuser ꝛc. ꝛc. sehr großen Aufwand. Noch weit größer sind die Kosten eine Seemacht. In England kostet der Bau eines Schiffes von hundert Kanonen, ohne Ausrüstung, ungefähr 220,000 Thaler, und derjenige eines Schiffes von funfzig Kanonen 64.000 Thaler. Die Unterhaltung der Matrosen und Seesoldaten, der Häfen und Bassins zu Verwahrung der Flotten, der Dokken zur Kalfaterung oder Ausbesserung der Schiffe, und der Seezeughäuser und Magazine erfordern ungeheure Summen.

Die Basis einer stehenden Kriegsmacht sind: Volksmenge, Einkünfte und Areal des Staates. Wie sich diese dermal, 1805, zu der stehenden Kriegsmacht in Friedenszeiten verhalten, mag folgende Tabelle lehren, welche bloß die sechs größten bewaffneten Mächte von Europa begreift:

Staaten.	Kriegsheer in Friedenszeiten.	Volksmenge.	Einkünfte in Reichsgulden.	Areal. Quadrat-Meilen.
Rußland, in und auſſer Europa.	390,000 Mann reguläre, und eine unbekannte Zahl irregulärer Truppen, unter welchen lezten man nur allein die Kosaken und Tartaren auf 66,000 Mann schäzt. Ferner eine unbekannte Zahl Seesoldaten und Matrosen.	31 Mill.	110 Mill.	307,035
Frankreich.*	300,000 Mann und 90,000 Matrosen.	30 Mill.	220 Mill.	12,070
Oestreich. .	300,000 Mann.	25 Mill.	121 Mill.	11,810
Preussen. .	235,000 Mann.	9 Mill.	55 Mill.	6,002
England. .	35,000 Mann und 18,000 Matrosen, mit Einschluß von 3,500 Seesoldaten. (Im Jahre 1804 im Kriege 155,000 Mann in und auſſer Europa, 90,000 Mann Miliz in Grosbritannien und Irland, u. 160,000 Mann Matrosen u. Seesoldaten.)	14 Mill.	330 Mill.	6,036
Türkey, in und auſſer Europa.	297,000 Mann.	24 Mill.	77 Mill.	50,000

* In Frankreich berechnete man im Jahr XII die Staatsausgabe auf 762 Millionen Franken; im Jahr XIII nur auf 684 Millionen. Von diesen 684 Millionen sollen 411 Millionen nur allein zu Unterhaltung der Land- und Seemacht erfordert werden; nämlich: 271,500,000 Franken für den Militär-Etat, und 140 Millionen für die Marine.

Nach dieser Uebersicht, welche auf die neuesten statistischen Angaben berechnet ist, kommt z. B. in Oestreich auf $83\frac{1}{3}$ Seelen Ein Soldat, oder es ist der $83\frac{1}{3}$ Mensch Soldat: in Preußen hingegen kommt schon auf $38\frac{14}{24}$ Menschen Ein Soldat. Ferner, in Oestreich, wo im Durchschnitt 2,117 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, kommen auf eine Quadratmeile $25\frac{230}{473}$ Soldaten: hingegen in Preußen, wo im Durchschnitt nur $1,499\frac{1}{2}$ Menschen auf der Quadratmeile wohnen, kommen $39\frac{961}{3001}$ Soldaten auf eine Quadratmeile. Endlich kommen in Oestreich auf jede Million Reichsgulden Staatseinkünfte, $2,479\frac{41}{121}$ Mann Soldaten: hingegen kommen deren in Preußen auf jede Million Gulden Einkünfte $4,272\frac{46}{55}$ Mann.

Auffallen muß es in vorstehender tabellarischen Uebersicht, daß England ein so wenig zahlreiches Kriegsheer in Friedenszeiten unterhält. Allein die Eifersucht auf ihre Freiheit ließ von jeher die Nation in einem großen stehenden Heere ein Mittel zu ihrer Unterdrükung erblicken. Daher herrscht dort seit langer Zeit die Sitte, nach hergestelltem Frieden den größten Theil der Truppen abzudanken. Wilhelm III hatte viel Mühe, bei dem Parlament es so weit zu bringen, daß er 7000 Mann in England und 12000 in Irland halten durfte. Noch vor funfzig Jahren standen auf dem Friedensetat kaum 30,000 Mann. Erst die, durch den pariser Frieden von 1762 erfolgte Vermehrung der brittischen Besizungen veranlaßte einige Vermehrung der stehenden Truppen. Dessen ungeachtet genießt es eine Sicherheit von aussen, die keineswegs auf seiner Insular-Lage allein beruht. Seine zahlreiche und gut eingerichtete Landmiliz, seine treffliche Flotte, sein Nationalreichthum, und die durch diesen hauptsächlich bewirkte Möglichkeit, bei entstehendem Kriege die Truppen schnell auf zwei bis dreimal hunderttausend Mann zu vermehren* und sich überdem

* In dem Jahre 1793, dem ersten seines vorigen Kriegs

noch Subsidientruppen zu verschaffen, sind die Basis jener Sicherheit.

Hiezu kommt noch in diesem Augenblik eine große Menge Freiwilliger, welche eigene Regimenter formiren. Dieses Volontairsystem, dessen die Engländer jezt bei ihren Vertheidigungsanstalten wider die angedrohte französische Landung in England sich bedienen, und das vielleicht anderswo nachgeahmt zu werden verdient, bestritt Hr. Windham in dem englischen Parlamente mit folgenden zum Theil ironischen, zum Theil aber auf Freiwillige nicht allein anwendbaren Gründen: "es untergrabe die Achtung, welche nothwendig die niedern Stände gegen die höhern haben müßten. Er sey nichts minder als ein Aristokrat, der den sogenannten gemeinen Mann unterdrükt zu sehen wünsche. Aber der Unterthan, welcher seinen Obern Achtung zolle, zolle dieselbe vorausgesezten Tugenden. Der militairische Geist des Heeres werde dadurch auch vermindert. Die Volontairs hätten ihre rothen Röke und ihren militairischen Pomp sehr gerne, aber ihre Läden und ihre Handelsgeschäfte seyen ihnen noch lieber. Eine hübsche Uniform mache noch keinen Soldaten; auch könne man eine Menge Tambours, Pfeifer und Musikanten haben, ohne deswegen eine respectable Armee zu besizen; die Volontairs würden durch die niedliche Uniform, durch Säbel und Patrontaschen oder Schärpen zwar stolz und eitel, deswegen aber nicht immer brav gemacht. Ein gemahlter Mann sey noch kein Mann. Die Weintrauben, die Phidias so natürlich gemahlt hatte, daß sie die Vögel fressen wollten, seyen doch keine Weintrauben. So wenig Butter, Mehl und Eier schon einen Pudding ausmachten, so wenig machten auch die mechanischen Theile der Disciplin schon einen Soldaten. Es müsse eine Bill

wider Frankreich, unterhielt England nur 53,000 Mann eigene Truppen.

eingebracht werden, um die Freiwilligen williger zu machen. ꝛc. ꝛc. „

Es würde zu interessanten Resultaten führen, und, selbst in Absicht auf die vorgegebene bedingte Nothwendigkeit der großen stehenden Heere ein richtiges Argument a posteriori liefern, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, eine hundert- oder anderthalbhundertjährige militairisch-statistische Vergleichungstafel zu liefern, aus welcher ersichtlich wäre, um wieviel seit hundert oder hundert funfzig Jahren die Truppenzahl, die jeder Staat in Europa hält, je binnen funfzig Jahren zugenommen habe. Die Könige von Frankreich waren die ersten, welche ein stehendes Kriegsheer unterhielten, das auch in Friedenszeiten an Ordnung und Folgsamkeit gewöhnt ward. Dadurch würde Frankreich in den Staatshändeln von Europa ein grosses Uebergewicht erlangt haben, wären nicht andere Souverains sehr bald seinem Beispiele gefolgt. Sogar teutsche Fürsten ahmten diese Sitte, hauptsächlich seit dem westphälischen Frieden, nach. Inzwischen war die Truppenzahl in den ersten Zeiten der stehenden Heere nur mittelmäßig, wenn man sie mit der jezigen in Vergleichung sezt. Die östreichische Kriegsmacht schäzte man im Jahre 1673 auf 60,000 Mann, und im Jahre 1705 schon auf 132,244 Mann, nämlich: 97,244 Mann zu Fuß und 35,000 zu Pferd. Was die preussische betrift, so hielt Kurfürst Georg Wilhelm, der 1640 starb, mehr nicht als zwölf Compagnien zur Besazung in Berlin, Spandau, Cüstrin und Colberg: hundert Jahre später (1740) hinterließ König Friedrich Wilhelm I 80,000 Mann stehende Truppen. Der Sohn des gedachten Kurfürsten Georg Wilhelms, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, hatte schon vor 1665 zwei Regimenter Infanterie; und 1665 ließ er noch eines zu Regensburg, Nürnberg und Frankfurt anwerben. Im Jahre 1666 errichtete er schon das zweite Regiment

Cüraſſiere, und ſo fuhr er von Jahr zu Jahre fort, ſo daß er bei ſeinem Ableben 1688 ein ſtehendes Kriegsheer von 28,500 Mann hinterließ, worunter 300 Mann Artillerie, 32 Eſcadrons Cüraſſier und 8 Eſcadrons Dragoner befindlich waren. K. Ludwig XIV. von Frankreich unterhielt ein ſtehendes Kriegsheer von 300,000 Mann, ungerechnet eine Menge Seeſoldaten.

Militairiſche Macht iſt allerdings ein bedeutendes Ingredienz der politiſchen Macht oder Gröſſe eines ſelbſtſtändigen Staates; aber identificiren läßt ſie ſich darum mit dieſer noch keineswegs. Ein Staat kann mit einem ſehr anſehnlichen ſtehenden Kriegsheere verſehen ſeyn, ohne darum in der Waagſchale von Europa ein bedeutendes politiſches Gewicht zu haben. In den Regionen der ſogenannten höhern Politik beſteht der Maasſtab, nach welchem der Kundige ſchäzt, in der Gröſſe des Talentes, welches den Machthaber belebt, in der Feſtigkeit ſeines Willens, in der Entſchloſſenheit ſeines Charakters, in der Gröſſe, Kraft und Schiklichkeit der Mittel, die er anzuwenden pflegt, und in dem Glük, welches ſeinen Unternehmungen hold iſt. Darum würde der Machthaber eines ſouverainen Staates, deſſen Unentſchloſſenheit und Aengſtlichkeit, deſſen Kleinheit des Charakters, die ihn überall zum Temporiſiren nöthigt, deſſen politiſche Imbecillität bekannt wäre, ſey auch ſeine Politik im übrigen noch ſo raffinirt, nie eine bedeutende Rolle auf dem Staatstheater von Europa ſpielen, ſtünde ihm auch eines der zahlreichſten und geübteſten Kriegsheere zu Gebote, dem er faſt ausſchlieſſend ſeine Zeit, ſeine und des Staates Kräfte und ſeine Neigungen opfert. Mit dreifachen Hülfsmitteln ausgerüſtet, würde er nie das Anſehen, und noch weniger den Thatenruhm eines Guſtav Adolfs oder eines Friedrichs erreichen. Man würde ihn meiſt nur nach dem Nutzen ſchäzen, den man aus ſeiner Allianz oder Vermittlung zu ziehen hoft. Groſſe Wirkungen, ſelbſt durch verhältnißmäßig geringe Mittel

hervorzubringen, sind nur das Werk des Genies, auf dem Throne, wie in dem engern Kreise des Privatlebens.

Die Theorie der Staatskunst erklärt sich einstimmig wider die grossen stehenden Heere; nur an der praktischen Ausführbarkeit ihrer Verminderung, in den grossen Staaten von Europa, unter den jezigen Zeit- und Machtverhältnissen, wird hie und da, selbst von blossen Theoretikern gezweifelt. Indeß sind jene Heere, nach Montesquieu's Ausdruk, eine neue Krankheit, eine Seuche, die sich über Europa verbreitet hat. Sie erhalten, schrieb d'Alembert an seinen Freund, Friedrich den Einzigen, die großen Staaten von Europa in immerwährender Spannung, und dieser gespannte Zustand ist von einem ununterbrochenen Kriege wenig unterschieden. Ludwig XIV. hat diesen statsverderbenden Irrwahn zuerst gegen Europa verschuldet, mit seinen stehenden 300,000 Land- und einer grossen Anzahl Seesoldaten. Den Erklärungsgrund dieser gefährlichen Erscheinung wird man schwerlich entdeken, wenn man ihn anderswo sucht, als in der Eroberungssucht, womit jener allerchristlichste König unheilbar behaftet war, und in seiner Neigung den bloß leidenden Gehorsam der Staatsbürger factisch herzustellen, während es den Theoretikern noch immer nicht gelingen will.

Ob denn aber wirklich die Hindernisse unübersteiglich sind, welche sich der Verminderung der stehenden Heere in den großen Staaten von Europa entgegenstemmen? — Der Vernunft ist es überall möglich zu herrschen. Am leichtesten wird ihr dieses auf dem Throne, wo die Zahl und Kraft der ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel eben so siegreich wirkt, als das fast unwillkührlich zuströmende Jauchzen der Menge, die zur Vergötterung eines Herrschers hingerissen wird, sobald sie gewahrt, daß seine Kraftäusserungen anders nicht als durch energische Weisheit, Gerechtigkeit und Milde bestimmt werden.

Dem Beherrscher eines grossen Staates, mit sittli-

chem und politischem Wohlwollen und mit Geistesüberlegenheit ausgerüstet, — sey er dieses für sich allein schon, oder in Verbindung mit dem engern Kreise seiner auserwählten Staatsgehülfen — ist es vorbehalten, wann auch nicht das phantasiereiche Projekt eines ewigen Friedens auszuführen, doch durch sein Beispiel das Unheil auffallend zu mindern, woran fast alle grossen Staaten durch den Druk der grossen stehenden Heere leiden. Ihm bleibt vorbehalten, den Wahn durch die That zu widerlegen: daß ohne eine sehr grosse stehende Armee ein Staat diejenige Achtung sich nicht verschaffen könne, die ein Volk dem andern schuldig ist*.

Die grosse Seele dieses Herrschers kennt kein anderes Recht als ihre Pflicht. Die Mittel, welcher sie sich bedient, fliessen einzig und unmittelbar aus dem strengen Gebote der Pflicht. Die einzige Leidenschaft, die sich ihrer bemächtigt, ist die der Ehre, der wahren wohlverstandenen Ehre. Sie belebt ein edles und kräftiges Streben nach einem würdigen Ziele. Strenge Ge-

* Der nordamerikanische Freistaat hat jenen Wahn schon widerlegt. Er hatte im Jahr 1803/4 (30. Sept. 1803 bis 30. Sept. 1804) Einkünfte: 17 Mill. 435/192 Dollars; Ausgabe: 12 Mill. 552/967 Dollars; mithin Ueberschuß 4. Mill. 882/225 Dollars. Die bewafnete Macht soll für das Jahr 1804/5 kosten: für den Land-Militär-Etat 942/922 Dollars, für die Marine, mit Inbegriff von 71/430 Dollars für die Mannschaft der Fregatte Philadelphia, 1/240/445 Dollars, und für das Kriegsdepartement 29/450 Dollars; also zusammen 2 Millionen 212/817 Dollars. Angenommen, daß in diesem Jahre die Einnahme der vom Jahre 1803/4 gleich käme; so würde die ganze Land- und Seemacht fast nur den achten Theil der gesammten Staatseinkünfte kosten, während dieselbe in europäischen Staaten die Hälfte, wo nicht gar zwei Drittheile derselben verzehrt. E. A. W. von Zimmermanns Taschenbuch der Reisen für 1805.

rechtigkeit übend, in allen inneren und äusseren Staatsverhältnissen, stets wachsam auf Alles was in seinen und andern Staaten vorgeht, fern von der Sucht durch Unrecht und Unbilligkeit sich zu vergrösern, von edlem Wetteifer ergriffen, in der schweren Kunst der Staatsverwaltung andere Staaten und sich selbst übertreffen, scheut dieser Fürst sich nicht, laut zu bekennen; daß er aufrichtig den Frieden wünsche, ohne den Krieg zu fürchten. Ueberzeugt, daß Begierde zu herrschen, Geschäftigkeit und Vielregieren nicht den Regenten, Militairlust nicht den Helden, Vielheit der Gesetze nicht den Gesetzgeber, mattes Sehnen nach Ruhe nicht den Friedensfürsten mache, ist Er, bei reger Aufmerksamkeit und Thätigkeit, stets bereit, durch Thaten im Kriege, wenn sein trauriges Loos es gebietet, sich eben sowohl einen grossen Namen zu machen, als durch schönere Thaten im Frieden.

Dieser Fürst rüstet sich eben darum, während der erquikenden Ruhe des Friedens, fortwährend zum Kriege. Seine Arsenäle sind, wie seine Schazkammer, stets gefüllt, seine Festungen im besten Zustande, der administrative Theil eines grossen Kriegsheeres allzeit in Bereitschaft und Uebung, ein nicht kleines, aber für die Staats-Finanzkräfte und die Nationalindustrie auf keine Weise lästiges, immer schlagfertiges Musterheer — etwa der dritte oder vierte Theil der im Kriege aufbrechenden National- oder Heerbanns-Miliz, — als Kern der Nationalmacht stets auf den Beinen, und in machinaler, wie in taktischer Hinsicht seinem Namen entsprechend, seine Anführer in der Staats-Kriegsschule gebildet und erzogen, die ganze streitbare Mannschaft des Staates von Jugend auf, unbeschadet ihrer übrigen Bildung und der Landesindustrie, gymnastisch in den Waffen und zur Ringfertigkeit geübt und — weil blosse Bearbeitung der Gelenke und Muskeln, so wenig als ängstlich gewählte und zugeschnittene Kleidung, den Helden nicht bil-

det — durch Nationalerziehung zur Vaterlandsliebe, * Todesverachtung und grossen muthigen Thaten entflammt. Die kriegerische Natur dieser Mannschaft ist zwekmäßig ausgebildet. Ermüdende mechanische Uebungen, zwekwidrige Waffen und Kleidung legen ihr keine drükenden Fesseln an. Das Heer versteht die Kunst, den Feind zu schlagen und zu besiegen; und dieser weiß an dem Sieger nichts auszusezen als daß — er nicht exerziren kann, und nicht methodisch nach strategischen Grundsäzen schlägt, sondern, ohne Pedantismus, nach Naturprincipien siegt. Jeder gemeine Soldat, wenn er die gehörigen Fähigkeiten besizt, kann kommandirender General en Chef werden. Die Armee bewegt sich in der kürzesten Zeit, immer schnell und leicht, und sie befolgt, in der Regel, ein kühnes Angriffssystem, es sey nun en Tirailleurs, oder in Colonnen.

Fürwahr, jener Fürst bedarf unter den Seinen keiner Leibwache, und im Verhältniß zu andern Staaten nicht jener furchtsamem Arglist und Verschmiztheit, jener Afterweisheit, zu deren Bezeichnung die Verkehrheit den erhabenen Namen der Politik oder Staatsweisheit mißbraucht. Für die Erhaltung der inneren Ruhe bürgt das stehende kraftvolle und geachtete Heer nicht minder, als der feste, durch richtige Aufklärung und durch ächten, starken Freiheitssinn erzeugte Nationalwille, die Vaterlandsliebe, und die herzliche Ergebenheit des Volkes gegen die Person seines republikanisch regierenden Einherrschers.

Die Sicherheit von aussen wird gewährt, durch die hohe Achtung, wozu der Anblik ausgebildeter Hei-

* Vorschläge, wie man ächte Vaterlandsvertheidiger erziehe und bilde, thut ein erfahrner und unbefangener Weltbeobachter, ein General, in seinem mit Laune, Reflexionen, Anekdoten und Originalität reich ausgestatteten Werke: Deutschlands Wohlfahrt. (Leipzig 1805. gr. 8.) S. 147 ff.

stesgrösse und sittlicher Vollkommenheit selbst unwillkührlich hinreißt; durch die anerkannte Gewandtheit und unbestechliche Rechtliebe des Fürsten; durch die eigene politische Macht in der Hand eines solchen Regierers, und eines so organisirten und geleiteten Staates, der nicht nur mit einem, zwar nicht übermäßig zahlreichen, aber desto kraftvollern und kernhaftern stehenden Heere, sondern auch mit grossen Haufen ächter und streitfertiger National-Miliz, jeden Augenblik eine imponirende, bewafnete Stellung anzunehmen vermag; durch die unsichtbare föderative Macht, an der es diesem Staate nie fehlen kann, weil nicht nur alle unterrichtete, kluge und moralisch gute Menschen, sondern auch alle Machthaber, die nicht dem Vorwurfe der Tirannei, der Eroberungssucht und des Blutdurstes sich aussezen wollen, aufrichtig und fortwährend, auch ohne vorhergegangene Uebereinkunft, auf seiner Seite stehen werden.

Ein solcher Fürst mit einem Staate vom sogenannten zweiten Range, wäre übermächtig: aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, der es entweder auf die verhältnißmäßig grössere Zahl des stehenden Heeres allein, oder auf diese und die noch ausserdem im Nothfall aufzustellende überwiegende Militairmacht in sofern bezieht, als hiemit die Idee einer drohenden Stellung gegen andere Staaten, in nothwendige Kausalverbindung gesezt wird. Ja, übermächtig wäre Er zum Guten, das heißt zu Handhabung des Gleichgewichtes der Gerechtigkeit unter den Staaten, des einzigen Gleichgewichtes, womit sich ein völlig bestimmter und unchimairischer Begriff verbinden läßt. Seine Stellung ist fest, ohne Besorgnisse bei andern Staaten zu erregen. Sie ist drohend für den, dem Drohung gebührt, für den Uebelwollenden, den Feind der guten Ordnung, den Eroberungs- und Ränkesüchtigen, den Ruhestöhrer, den ungerechten Angreifer, den kleinlichten Afterpolitiker, der mit arglistiger, höfischer, oft nur eingebildeter Schlau-

heit, im Trüben fischen möchte, und eigennüzige Zweke durch verstekte ungerechte Mittel erreichen zu können wähnt. Der höhere Charakter dieser Uebermacht wäre nicht militärisch, und überhaupt nicht reinpolitisch, sondern moralisch.

Welche wohlthätige Segnungen würde jener Fürst auch über andere Staaten durch die Nachfolge verbreiten, wozu sich diese durch sein Beispiel und ihr eigenes, durch jenes Beispiel so kräftig motivirtes Interesse unwiderstehlich hingerissen fühlen müßten! Der krampfhafte Zustand im Innern, worein sie durch ein übermäßiges stehendes Heer versezt waren, würde aufhören. Sie würden fortan nicht mitten im Frieden, in einem erkünstelten Kriege leben. Mehr denn Zweidrittheile der Staatseinkünfte fliessen nicht mehr in die Militair-Casse; Ein Drittheil genügt! Es ist von nun an überflüssig, unaufhörlich an Erhöhung und Vervielfältigung der Abgaben zu sinnen, und den finanziellen Erfindungsgeist, so zu reden, auf die Folter zu spannen. Manche Auflagen können sogar herabgesezt, und solche, die der Sittlichkeit der Staatsbürger gefährlich sind, ganz abgeschaft werden. Dennoch bleibt ein merklicher Ueberschuß in der Staatseinahme, der zu den Künsten des Friedens, zu Erwekung der Nationalindustrie und zu Erhöhung der Nationalintelligenz, weit nüzlicher verwendet werden kann. Die moralische Macht in der öffentlichen Meinung, die an sich allein schon vor künftigen Gewaltthätigkeiten zu sichern vermag, wird durch eine solche Verwendung des Ueberschusses nicht nur miterschaffen, sondern auch unterhalten.

Für die ungeheure, bei der jezigen Lage der Dinge immer wachsende, unabsehbaren Folgen ausgesezte, Last der Staatsschulden, unter welcher die meisten grössern und kleinern Staaten seufzen, giebt es nun erst die Möglichkeit einer Radikalkur. Dieser krebsartige Schaden, dessen vorzüglichster Entstehungsgrund

heutzutage in der Ueberspannung des Militair-Etats liegt *, wird dadurch, daß man diesen in verhältnißmäßige Schranken zurükweiset, zwar nur allmählich, aber desto sicherer geheilt, wenn auch nur der dritte Theil der nun überflüssig gewordenen Militairkosten, jährlich dem Schuldentilgungsfonds, nach getilgten Schulden aber Landesverbesserungen, gewidmet wird. Jede Quadratmeile neues Land, welches der Staat rechtmäßig erworben hat, jeder Zuwachs an Bevölkerung gilt nun nicht mehr als willkommenes Signal zu neuer Truppenvermehrung. Die drükendste Last für den nach persönlicher Freiheit strebenden Staatsbürger, der Militairzwang, wird, wo nicht ganz aufgehoben, doch so sehr gemindert, daß er kaum noch fühlbar ist.

Dagegen erheben sich im Nothfall, wenn es, wie einst in Nordamerika, dem Seyn oder Nichtseyn des Staates gilt, wenn der Vater des Vaterlandes an den Donnerschild der Gefahr schlägt, die tausendfach kräftigern Hände der, vorlängst zum Kriege vorbereiteten, gerüsteten und in der Heerbannsrolle rottweise angeschriebenen Vaterlandsvertheidiger muthvoll zum Streite. Es kostet nur eine Landschreye (cri d'armes, und sie stehen in Reih und Gliedern, zur machinalen Gesammt-Ausführung und zum blinden militairischen Gehorsam, wie zur einzeln persönlichen Ringfertigkeit und Tapferkeit, ja selbst zu Thaten der Kriegsklugheit bereit. Wie aus der Erde, steigen sie zu der Gewaltschlacht empor. „Dem Zakenbliz in der Wolkennacht „gleich" fliegen sie an den Ort der Gefahr, erklimmen

* Ein europäischer Staat, der sich mittelst eines grossen stehenden Heeres, zu einer der ersten Mächte erheben möchte, während ihm die Basis einer solchen Höhe fehlt, könnte seinen Sturz nur durch Schuldenfreiheit, durch einen ansehnlichen Schaz, und durch äusserst geschikte Manipulation und Pünktlichkeit in der Finanzverwaltung verspäten.

Felsen und wolkenbrechende Gebirge, stürzen sich in Schluchten und Thäler hinab, überschreiten Schneewüsten und Ströme wie Sandfurchen.

Solchergestalt hebt sich von selbst die bedingte Nothwendigkeit eines übermäsig grossen stehenden Kriegsheeres, oder die gewählte Voraussezung, daß der Staat von der Eroberungssucht seiner Nachbarn etwas zu fürchten habe, und eine Garantie Aller durch einen Staatenverein, gegen die Herrschsucht des Einzelnen nicht vorhanden sey.

Möge auch hier das leuchtende Beispiel eines aufblühenden Staaten-Coloß in der neuen Welt, des nordamerikanischen Freistaates, für Europa wohlthätig wirken! — Da ist „jeder waffenfähige Staatsbürger verpflichtet, für das Vaterland zu streiten, sobald es die Noth fordert. Am geschiktesten hiezu sind die Bewohner der nördlichen Staaten. Schon von früher Jugend an kennen sie den Gebrauch des Schießgewehrs. Alle Mannspersonen von 16 bis 40 Jahren sind in die Musterrolle der Miliz eingezeichnet; ausgenommen die Mitglieder des Kongresses, die Staats- und die Kirchendiener, Lehrer, Studenten, Aerzte und Wundärzte, Schiffskapitaine, Müller, Indier, Neger und Mulatten; wie auch alle Quäker, die jedoch die Kosten zur Ausrüstung mittragen müssen. Alle Krieger dieser Art, in den sämmtlichen Provinzen, (bei einer Volksmenge von mehr denn sechs Millionen) berechnet man auf acht bis neunmal hunderttausend Mann. Sie sind in Infanterie- und Kavallerie-Regimenter und in ein Ingenieur- und Artilleriekorps eingetheilt. In jeder Provinz ist der Präsident oder Gouverneur derselben ihr Oberbefehlshaber oder Generalkapitain. Der besoldeten oder stehenden Truppen sind demnach sehr wenig, und man kann auch ihren Bestand nicht genau angeben. Nur so viel weiß man, daß sie in vier sogenannte Unterlegionen abgetheilt sind, deren jede von einem Oberstlieu-

tenant kommandirt wird, und daß das ganze Kriegswesen unter einem Kriegsamt steht (dessen Unterhaltungskosten für das Jahr 1805 auf 29,450 Dollars angeschlagen werden), und die Truppen zur Friedenszeit von einem GeneralMajor kommandirt werden*".

Wendet man seinen Blik von Europa auf den teutschen Reichsstaat insbesondere, so bietet sich in diesem so vielfach complicirten Staate eine andere Ansicht der Militairverfassung noch weit weniger dar. Das teutsche Reich im Ganzen (in seiner Gesammtheit), obwohl im Herzen von Europa, ist die friedlichste Continental-Macht **. Das: „tempore pacis de bello cogitandum" oder „si vis pacem, para bellum", ist ihm praktisch fremd. Mit beneidenswerther Ruhe überläßt es sich, in Friedenszeiten, den Künsten des Friedens, und nur erst bei nahbevorstehendem Kriege entschließt es sich, in hergebrachten Formen, zu Kriegsrüstungen.

Dennoch ist der Mangel aller Rüstung in Friedenszeiten, zum Theil nur scheinbar. Ein beträchtlicher Theil der teutschen Reichsstände unterhält immerwährend ein geübtes Kriegsvolk, dessen Zahl vielfältig den Maasstab des Kreiscontingentes weit überschreitet; und sämmtliche Reichsmitglieder halten, in ihren teutschen und auswärtigen Staaten, zusammen ein stehendes Kriegsheer von mehr denn 750,000 Mann. Muthmaßlich liegt hierin ein Erklärungsgrund, warum der Kaiser nicht für nöthig fand, den Vorschlag der Reichsversammlung vom J. 1702 zu genehmigen, daß das Duxlum der Reichs-

* Meusel a. a. O. S. 744.

** Sein politischer Charakter wird geschildert, in Klübers Einl. zu einem neuen Lehrbegriff des teutschen Staatsrechts, §. 76—78.

armatur stets in Friedenszeiten auf den Beinen stehen solle *.

Dieses Duplum würde, nach den heutigen Militairverhältnissen der europäischen Mächte, für einen Staat von solchem Umfange, wie Teutschland, den Vorwurf des Uebermaases schwerlich erhalten. Es bestünde aus 80,000 Mann, worunter 24,000 Mann Reuterei. So viel, und mehr, halten jezt schon drei Kurfürsten, Pfalzbaiern, Sachsen und Braunschweig-Lüneburg. Nach dem Reichsschlusse von 1681 bestünde zwar die Reichsarmatur aus mehr nicht als 40,000 Mann, worunter 12,000 M. Cavallerie begriffen sind. Allein in Reichskriegen hat man Beispiele, daß das Triplum (1757 und 1793), ja sogar das Quintuplum (1794 und 1799) der Reichsarmatur ausgeschrieben ward; wiewohl selten mehr als das Duplum wirklich in das Feld rükte. Dagegen wird die Reichsgeneralität auch in Friedenszeiten stets komplet, wenn gleich nicht bezahlt, doch in Bereitschaft gehalten; daher bildet diese Generalität allein den Friedens-Etat der Reichs-Militairverfassung. Die Schikfale einer Reichsarmee in Kriegszeiten sind bekannt; sie sind ein Beleg zu der Lehre von dem Werthe solcher politisch-militairischen Coalitionen in Kriegszeiten, bei welchen die coalirten Mächte ihre Truppen vereinigt auftreten und agiren lassen. Ebendarum wird auch der Kenner, bei seinem Urtheil über die teutsche National-Tapferkeit, einen andern Maasstab wählen, als die Geschichte der Reichsarmee.

Welche Meinung man auch in der Vorzeit, und vielleicht noch bis zu dem siebenjährigen, oder gar bis zu dem jüngsten achtjährigen Kriege, von der Wirksamkeit unserer bewaffneten Reichsmacht gehegt haben mag; so kann man sich doch unmöglich verhelen, daß in

* In dem schwäbischen Reichskreise sollen jedoch auch in Friedenszeiten anderthalb Simpla der reichsmatrikularmäsigen Mannschaft stets auf den Beinen stehen.

der neuesten Periode solche Konceptionen hierüber in die öffentliche Meinung sich eingesenkt haben, die nichts weniger als zum Vortheil des Reichsstaates sprechen. Aber eben so gewiß ist auch, daß ein ruhmwürdiger Geist der Friedfertigkeit und Anspruchlosigkeit selbst die Territorial-Departements der auswärtigen Angelegenheiten, in Absicht auf die europäischen Staatsverhältnisse fast einmüthig belebt. Statt aller weitern Bemerkungen, stehe hier das anderswo gedrukte, wiewohl übertriebene, Urtheil eines teutschen Thorschreibers. * „Wie wir", — so spricht dieser Treuherzige — „mit der Wohlfahrt Teutschlands, insofern es einen Bestandtheil der europäischen Republik ausmacht, daran sind, darüber kann seit dem Frieden von Lüneville keine Frage mehr seyn. Vorher war es uns zwar schon ziemlich deutlich demonstrirt worden, daß wir unmächtig und schwach sind; aber durch denselben, und besonders durch seinen die teutschen Angelegenheiten betreffenden Appendix (den Reichsdeputations-Hauptschluß), ward die politische Nullität des germanischen Staatskörpers planmäßig vollendet und auf ewig sanktionirt. Denn von nun an haben wir, als Gesammtheit betrachtet, auf die Angelegenheiten von Europa so wenig Einfluß mehr, als die grossen und kleinen Könige, die in dem Innern von Afrika hausen, und wenn wir uns auch — wie wir denn in den lezten Zeiten sehr anspruchlos und sanftmüthig geworden sind — hierüber trösten können, so muß doch das uns wehe thun und kränken, daß fremde Mächte uns ihren Willen als Gesezе diktiren, daß wir keine Kraft mehr haben, um unsern eigenen geltend zu machen, und daß Teutschland der Tummelplaz ist, auf dem imponirende Gewaltthätigkeit und trozige Usurpation, unter dem tiefen Stillschweigen der allgemeinen Regierungsmacht, ungehindert ihr Wesen treiben kön-

* National-Chronik der Teutschen, 1805. St. XI.

nen. Teutschland ist in dieser Hinsicht ein Gemeingut der auf unserm Erdtheil präponderirenden Mächte, oder es ist, wie wir Lateiner sprechen, res nullius, das heißt, ein auf einem Gemeindeplaz stehender Obstbaum, von dem jeder Vorübergehende die Aepfel schüttelt, weil die Dorfpolizei nichts taugt."

Je weniger das teutsche Reich im Ganzen beflissen ist, sich in Friedenszeiten das Ansehen militairischer Wichtigkeit zu geben, desto mehr macht sich schon seit geraumer Zeit hie und da bei einzelnen reichsständischen Landesherren ein Streben jener Art bemerklich. Die Geschichte spricht von stehenden reichsfürstlichen Kriegsheeren von 20,000 bis 30,000 und mehr Mann in Friedenszeiten, und auch von andern, deren Friedensstand die Zahl von 20 bis 30 Mann nicht überschritt.* Man kennt reichsfürstliche General-Feldzeugmeister und General-Lieutenante und reichsgräfliche Obriste und Obristlieutenante. Dagegen haben selbst Kurfürsten und regierende Reichsfürsten es nicht unter ihrer Würde gehalten, in den Kriegsheeren europäischer Mächte General- und Offizierstellen zu bekleiden.

Inzwischen würde dieser Territorial-Militairgeist schwerlich grosse Fortschritte gemacht haben, hätten nicht theils die Tapferkeit und der Kriegsruhm einzelner teutscher Fürsten, die sich in den Kriegsheeren auswärtiger Staaten von Zeit zu Zeit einen grossen Namen machten,

* Ein Graf von Limburg-Styrum unterhielt auf seinem reichsritterschaftlichen Gute Wilhermsdorf, vor 35 Jahren, ein Husarencorps. Dieses bestand, nach dem Friedensetat, in einem Obristen und sechs Offizieren, dann zwei Gemeinen. Auch ein Jägerkorps ward von ihm unterhalten, wobei der Revierjäger im Dorfe nebst seinem Jäger- und Lehrpurschen die Primarplana formirte. In dem gedrukten Adreßkalender dieses Kriegsherrn werden die Offiziere beider Corps mit Namen angegeben.

theils der den Machthabern der Staaten, wie den Privatleuten, eigene Nachahmungstrieb, und die Begierde, an den europäischen Staatshändeln activen Theil zu nehmen, theils aber, und vorzüglich die mit fremden Mächten geschlossenen Subsidien-Traktaten, durch die man ein ansehnliches Kriegsheer ohne Kosten halten, und noch obendrein ohne Mühe sich Geld machen konnte, ihm Anlaß und Entwiklung verliehen.

Insbesondere ist die uralte Sitte, für auswärtige Staaten zu streiten und teutsches Blut (Subsidientruppen) für fremdes Geld zu verkaufen, ein Zug in dem Nationalcharakter der Teutschen, den weder der Lauf von zwanzig Jahrhunderten, noch die wichtigsten Veränderungen in Regierungsform und Aufklärung auszulöschen vermochten.* Teutsche dienten in dem gallischen Heere, welches in dem sechs und dreissigsten Jahrhunderte der Welt Rom erobert hatte; und nach ihrer Zerstreuung durch den römischen Feldherrn Camillus, dienten sie den kleinen Staaten in Griechenland und Sicilien. Cäsar verschafte sich durch Bündnisse einige teutsche Cohorten, die er zu dem Kern seiner Krieger rechnete. Teutsche Helden, wie Marbod und Hermann, dienten in dem römischen Heere; teutsche Grosse strebten nach römischen Kriegswürden. Teutsche dienten in der Leibwache der römischen Kaiser, liessen sich von ihnen nach Britannien überschiffen, von Marcus Aurelius wider die Markomannen anwerben, eilten (die Angelsachsen) unter brittische Fahnen, um wider die tapfern Schotten und Picten zu streiten; und sächsische Söldner liessen sich von dem französischen Könige Karl dem Kahlen wider die Bewohner von Bretagne in die erste Reihe seines Heeres stellen.

Teutsche folgten dem Aufgebote fremder Lehnherren zum Heerzuge selbst in entlegene Länder, verstärkten die Heere griechischer Kaiser, traten (die Sachsen) in den

* Posselts europ. Annalen, 1800, IX. 231.

Sold des polnischen Herzogs Miseko gegen die Russen, fochten in den Kreuzzügen wider Mahomedaner und Heiden, und bildeten eine eigene Leibwache ungarischer Könige. Achthundert Teutsche dienten (1137) dem von Kaiser Lothar II gesezten Herzoge von Apulien zum Schuze gegen die Normänner; andere führte Manfred (1266) in Neapel zum Siege; und schon in dem dreizehnten Jahrhundert findet man förmliche Subsidien-Traktate deutscher Fürsten mit Auswärtigen.* Den Engländern überliessen zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, der Erzbischof von Cölln und der Graf von Flandern Hülfsvölker wider die Franzosen; und sogar der teutsche König Adolph versprach ihnen, gegen gute Bezahlung, die Franzosen anzugreifen. Teutsche Krieger, vorzüglich böhmische und schweizerische, wurden in die Leibwachen ausländischer Fürsten angeworben. Die Landsknechte, die das Kriegen wie ihr Handwerk betrachteten, zogen haufenweise in alle Gegenden von Europa, wo Krieg geführt ward. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen sendete in der andern Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts dem Könige Heinrich II von Frankreich 4000 Mann, und Karl dem neunten 5000 Mann Hülfstruppen. Von patriotischem Eifer geleitet, überließ der fromme Herzog Ernst von Sachsen-Gotha dem Kaiser stets 4000 Mann Hülfstruppen.

Am weitesten ward dieses Subsidien-System in dem achtzehnten Jahrhundert durch die Seemächte England und Holland getrieben. England, das in Friedenszeiten ein sehr mäßiges Heer unterhält, schäzt den Werth des inländischen Menschen sehr hoch. Es giebt also lieber Guineen, und miethet fremde Soldaten Regimenterweise. Es wendet sich deßhalb vorzüglich an teutsche Fürsten, um Subsidientruppen theils in Frie-

* Vielleicht ist der älteste Subsidien-Traktat der von 1213, zwischen Wilhelm Grafen von Holland und K. Johann von England. Kluit hist. Holland. T. II. P. I. p. 349.

denszeiten unterhalten, theils in Kriegszeiten wirklich stellen zu lassen. Mit solcher Hülfe trat England in dem spanischen Erbfolgekrieg mit 200,000 Mann auf; auch Holland erschien mit einer grössern Macht im Felde, als die ganze östreichische Monarchie unterhalten konnte. In dem J. 1750 schloß England einen Subsidientraktat mit Baiern; in den Jahren 1755 und 1759 mit Hessen-Cassel. In dem nordamerikanischen Kriege, sagt Friedrich II (in seinen Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg etc. chap. 4.) „wandten die Engländer, die da glauben, daß sie alles erhalten können, wenn sie nur Guineen bieten, sich anfänglich an die Kaiserin von Rußland, und beleidigten sie mit ihrem Ansuchen um so mehr, da der edle Stolz dieser Monarchin es tief unter ihrer Grösse hielt, Subsidien von einer andern Macht anzunehmen. Endlich fanden sie in Teutschland geizige oder verschuldete Fürsten, die ihr Geld nahmen. Dadurch erhielten sie 12,000 Hessen, 4000 Braunschweiger, 1200 Mann von Ansbach, eben so viel von Hanau, ohne einige hundert Mann zu rechnen, die der Fürst von Waldek (und Anhalt-Zerbst) ihnen lieferte." * Diese teutschen Hülfstruppen, die von Teutschland aus fortwährend rekrutirt werden mußten, kamen, mit dem mäßigen Verlust von 15,853 Mann aus Amerika nach Teutschland zurük. Nicht minder bekannt ist, welche ungeheure Menschenmasse England in dem jüngsten französischen Revolutionskriege in Bewegung sezte, indem es Subsidien-Traktaten mit Oestreich, Sardinien, Baiern, Mainz, Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, Wirtemberg, Braunschweig-Wolfenbüttel, Löwenstein-Wertheim u.a. schloß.

* Es ist vielleicht wenig bekannt, daß der grosse Friedrich ein Regiment Hessen, welches auf der Weser bei Preussisch-Minden passirte, anhalten, und als Waare nach dem Tarif verzollen ließ.

Auf gleiche Weise verschaften die vereinigten Niederlande sich seit dem J. 1750 teutsche Subsidien-Truppen von Kurkölln, Münster, Wirtemberg, Braunschweig, Ansbach, Sachsen-Gotha, Waldek u. a.

Diese Sitte, teutsche Menschen an fremde Staaten, und sogar in fremde Welttheile für Geld zu verleihen, hat zum Theil sehr harte Urtheile erfahren. Der jüngere Moser nannte sie einen Blut- und Menschenhandel. „Die römische Bürgerkrone (sagt er in seinen Beherzigungen 1781, S. 583) mit dem ewiggrünenden Eichenkranz und den herrlichen Worten: ob cives servatos, würde bei solchen Landesvätern billig die Umschrift führen müssen: ob cives venditos." Montecuculi suchte jene Sitte durch die Hyperbel zu erklären: „um Geld dient der Teutsche dem Teufel." — Lamberty (in seinen Mémoires III. 761.) sagt: „es gab Leute, welche den teutschen Staatskörper mit einer massiven und schweren Maschine verglichen, die schwer in Bewegung zu sezen ist. Doch räumten sie ein, daß hin und wieder gute Federn darin seyen; andere seyen so verrostet, daß sie eher nicht wirksam würden, als bis man sie mit metallischem Subsidien-Fett eingeschmiert habe." — König Friedrich II schrieb am 18 Jun. 1776 an Voltaire (der ihm den Katechismus der Fürsten, von dem verstorbenen Landgrafen zu Hessen-Cassel Friedrich II mit der Anmerkung zugesendet hatte: „ein Gemälde, woran man ohne Mühe einen Mahler aus Ihrer Schule erkennt"): ich danke Ihnen für den Catéchisme des Souverains, ein Produkt, das ich aus der Feder des Herrn Landgrafen zu Hessen nicht erwartete. Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie seine Bildung mir zuschreiben. Wäre er aus meiner Schule, so hätte er seine Unterthanen den Engländern nicht verkauft, wie man Vieh zur Schlachtbank verhandelt. Dieser lezte Zug verträgt sich nicht mit dem

Charakter eines Fürsten, der sich zum Lehrmeister der Fürsten aufwirft. Die Leidenschaft eines schmuzigen Ehrgeizes, ist die einzige Ursache dieses unwürdigen Benehmens."

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß manche teutsche Fürsten mittelst der von fremden Mächten erhaltenen Subsidiengelder, entweder drükende Staatsschulden bezahlt, oder Landesverbesserungen unternommen, oder Schäze aufgehäuft, oder sich in den Stand gesezt haben, eine grössere Anzahl stehender Truppen zu unterhalten, und damit zu figuriren, als ausserdem die Kräfte des Landes würden gestattet haben. Das lezte möchte nun gerade die schlimmste Seite jener Subsidien-Traktate seyn, wodurch sie für Land und Leute, durch mehrere Generationen, nachtheiligen Einfluß äussern. Vorher waren die stehenden Heere in teutschen Staaten von mittlerer Grösse, und in kleinern, bei weitem weder so häufig noch so zahlreich, als seit dem leidigen Subsidien-System.

Erst seit dem westphälischen Frieden findet man, in teutschen Partikulärstaaten, stehende Truppencorps von einiger Bedeutung. Vorher begnügte man sich höchstens mit einer Leib- und Schloßwache; allenfalls kam noch eine Polizeigarde hinzu. Die Nachahmungssucht vermehrte diese nach und nach, bis hie und da kleine Armeen daraus entstanden, und selbst in den kleinsten Ländern beeiferte man sich, zum wenigsten in den Augen der Reisenden und Gäste sich ein militärisches Ansehen zu geben. Die östreichische und die kurbrandenburgische (preussische) Armee wuchs schnell zu einem kriegerischen Coloß heran, wie schon oben angegeben ist. Dieses ließ sich mit den auswärtigen souverainen Staatsverhältnissen jener Mächte entschuldigen. Allein ihr Beispiel wirkte schnell auf andere teutsche Fürsten. Kurpfalz, Baiern und Kursachsen folgten nach. Unter den nichtkurfürstlichen Landesherren zeichnete sich

der Herzog, nachheriger Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg in der Nachfolge ganz vorzüglich aus. Er unterhielt, ausser der ältern Garde zu Pferde und zu Fuß, schon im Anfange der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts drei Infanterie- und zwei Cavallerie-Regimenter. Dann errichtete er kurz hintereinander: Infanterie-Regimenter, 1667 eines, 1668 eins, 1670 eins, 1675 vier, 1680 eins, 1691 eins, 1692 eins, 1702 eins, 1704 eins, 1707 eins, 1717 eins, 1724 eins, 1741 eins, 1745 eins; Cavallerie-Regimenter: 1671 eins, 1675 zwei, 1680 eins, 1682 eins, 1689 zwei, 1701 zwei, 1744 eins, 1745 eins. *

Ausser diesen zeichnete sich noch Hessen-Cassel aus. Dann folgten Holstein, Hessen-Darmstadt, Kurköln nebst Münster und Braunschweig-Wolfenbüttel. Etwas geringer war der militairische Friedens-Etat von Wirtemberg, Ansbach, Baireuth, Baden, Schwedisch-Pommern, Sachsengotha. Noch geringer der von Kurmainz, Lüttich, Wirzburg und Bamberg, Kurtrier, Meklenburg, Salzburg u. a.

Die meisten der übrigen Landesherren, namentlich die geistlichen, beschränkten sich auf eine Schloß- und Polizeigarde, oder hielten so viel reguläre Truppen, als zu Stellung ihres Kreiscontingentes nöthig waren. Manche hielten gar kein stehendes reguläres Militär, sondern organisirten bloß einen Landsausschuß oder Landmiliz für Noth- und Polizeifälle. Doch fand man in mehrern Ländern, neben den stehenden oder regulären Truppen, noch Landmiliz,

* F. F. S. kurzgefaßte Geschichte aller churbraunschweig-lüneburgischen Regimenter. Frankf. u. Leipz. 1760. 8. F. v. W. Geschichte der Errichtung sämmtlicher churbraunschweigischen Truppen. Zelle 1769. 8.

welche in Regimenter und Compagnien eingetheilt ward. In etlichen der kleinern Länder, oder Ländchen, fängt man hingegen jezt, nach dem Kriege, an, das stehende Militair zu vermehren, Armatur-Säle anzulegen, Feuerschlünde anzuschaffen, und sich zu rüsten.

Die associirten vordern Reichskreise Schwaben, Franken ꝛc. beschlossen im J. 1697, ein ordentliches und geübtes Kriegsvolk auch in Friedenszeiten zu unterhalten, weil sie ohne Waffen weder den Landfrieden erhalten, noch eine andere Hülfe leisten könnten, und mit ungeübten Leuten nicht viel auszurichten sey. Nachher, im J. 1714, ward die Anzahl des stehenden Kreismilitairs, nach Maasgabe des Associations-Recesses von 1711, auf $1\frac{1}{2}$ Simpla, mithin auf die Hälfte des Triplums, festgesezt. Indeß ist doch diese Uebereinkunft nicht immer, und auch nicht überall streng befolgt worden.

Wenn gegen übermäßige stehende Kriegsmannschaft eines teutschen Landesherrn Beschwerde geführt wird, so kann dabei nicht die Rede seyn von derjenigen Mannschaft, welche in Reichs- und erlaubten Landeskriegen nach jedesmaliger Nothdurft aufgestellt wird. Eben so wenig kommt dabei in Betrachtung, wenn in Friedenszeiten einzelne waffenfähige Unterthanen, gegen Entschädigung, zu regulären Militairdiensten oder zur Landmiliz genöthigt, oder Freiwillige dazu angeworben werden, so weit die Unterhaltung des Kreiscontingentes, die Reichsexecutionsordnung und die Handhabung der Landespolizei es erfordert. Nicht von einer Truppenzahl nach diesem reichs- und landesconstitutionsmäßigen Verhältniß, sondern nur von dem Uebermaas kann die Rede seyn. Die Gränzlinie zwischen Maas und Uebermaas läßt sich jedoch nach dem so eben angegebenen Grundsaze, staatsrechtlich leichter, aber auch da leichter in der Theorie denn in der Praxis, ziehen, als politisch und staatswirthschaftlich.

Von der staatswirthschaftlichen Seite betrachtet, wird man sich indeß vergebens bemühen, ein richtiges Verhältniß zwischen der militärischen Wichtigkeit eines teutschen Staates von mittlerer Grösse, der einen, die Reichs- und Kreis-Matrikularverhältnisse und die Landespolizei übersteigenden Kriegsstaat unterhält, und dem Aufwande an Menschen und Staatseinkünften zu bemerken, welchen jener Kriegsstaat erfordert. Fingire man einen teutschen Staat von mittlerer Grösse (die Anwendung läßt sich, nach dem hier angegebenen Verhältniß, sogleich auf jeden wirklichen teutschen Staat, von 2 Millionen bis 200,000 Einwohnern, machen) mit einer Volksmenge von 300,000 Seelen. Die Einkünfte (sehr hoch gerechnet) seyen 2,100,000 Reichsgulden, der Flächeninhalt 120 Quadratmeilen, die stehende Kriegsmacht 6000 Mann; so ergeben sich folgende Resultate:

1) auf 50 Seelen kommt ein Soldat (in Oestreich auf $83\frac{1}{3}$ Seelen);
2) auf 1 Quadratmeile kommen 50 Soldaten (in Oestreich nur $25\frac{23}{473}$);
3) auf jede Million Einkünfte kommen $2727\frac{3}{11}$ Soldaten (in Oestreich nur $2479\frac{41}{121}$).

Nimmt man, das Verhältniß des Fußvolks zu der Reuterei sey so, daß diese den vierten Theil des ganzen Kriegsheeres ausmacht; ferner, daß 1000 Mann Infanterie, wie in Oestreich, jährlich 50,000 Thaler (zu 1 fl. 48 kr.), 1000 Mann Cavallerie hingegen, ebenfalls wie in Oestreich, 100,000 Thaler kosten; so betragen die jährlichen Unterhaltungskosten jener reichsfürstlichen Kriegsmacht von 6000 Mann:

von 4,500 Mann Fußvolk 405,000 Reichsgulden.
von 1,500 Mann Reuterei 270,000 » » »

Summe 675,000 Reichsgulden.

In diese Summe sind jedoch nicht eingerechnet:

a) die Kosten der Generalität,

b) die Kosten der Zeug- und Vorrathshäuser,
c) die Versorgung der Invaliden, Pensionen der entlassenen Offiziere ꝛc.
d) die Kosten der Festungen,
e) die Kosten der Kriegsschulen,
f) die ausserordentlichen Kosten, z. B. bei Uebungslägern, Mobilmachung der Truppen, Märschen, Translocationen u. d.

Schlägt man alle diese Kosten jährlich nur auf 25,000 fl. an (obgleich sie das drei- bis vierfache dieser Summe betragen werden); so kostet der ganze fürstliche Kriegsetat in Friedenszeiten jährlich

700,000 Reichsgulden,

mithin $\frac{1}{3}$ der sämmtlichen Staatseinkünfte; vorausgesezt, daß diese wirklich 2,100,000 Gulden trügen, welches aber bei einem Staate von nur 300,000 Einwohnern nicht zu erwarten ist. Jene Kosten steigen aber in Kriegszeiten ungleich höher. Dazu kommt noch, daß in Kriegszeiten eine beträchtliche Vermehrung des Militärs nicht nur gewöhnlich, sondern auch, weil man nun einmal in Friedenszeiten eine militairische Positur angenommen hat, schon um der Ehre willen sogar nothwendig wird, so bald es zum Ernst kommt.

Demnach würden in dem angenommenen teutschen Staate von mittlerer Grösse, selbst in Friedenszeiten weit über Ein Drittheil aller Staatseinkünfte auf die stehende fürstliche Kriegsmacht von 6000 Mann jährlich verwendet. Ist dieses Verhältniß schon in einem europäischen Staate vom ersten Range ein Mißverhältniß, so muß es solches in einem sogenannten halbsouveränen Staate, in einem subordinirten teutschen Partikulärstaate, noch weit mehr seyn. Verwendet doch in der neuen Welt der mächtig aufblühende nordamerikanische Freistaat, auf einer Erdfläche von mehr denn 30,000 Quadratmeilen, bei einer Bevölkerung von 6,091,591 Menschen, bei noch unbenuzten

ungeheuren Finanzquellen, bei einem Revenüen-Ueberschuß, * von 4 Mill. 882,225 Dollars, und bei der Nothwendigkeit, eine kostbare Seemacht zu unterhalten, kaum den achten Theil seiner Einkünfte auf den Friedens-Etat der Land- und Seemacht! Welche Parallele! — Indeß verwendet Sachsen-Coburg-Saalfeld jezt nur $6\frac{17}{18}$ der Staatseinkünfte, auf seine stehende Kriegsmacht! **

Der persönliche und Regentenaufwand des Beherrschers eines teutschen Staates von mittlerer Grösse, ist ohnehin verhältnißmäßig beträchtlicher, als in einem grossen souverainen Staate von Europa. Die Hofhaltung, die landesherrliche Chatoulle, der Unterhalt der fürstlichen Familie, die Staatsverwaltung, die Gesandtschaften und Agentieen, sind nach Verhältniß alle kostbarer, als in einem grossen Staate. Man muß von Allem Etwas und doch so viel haben, daß überall Anstand und Würde in den Privat- und Familienverhältnissen des Regenten gehandhabt, und die Staats-

* Dieser Revenüen-Ueberschuß stieg im J. 1799, sogar auf neun Mill. 52,232 Dollars, welche dem Schulden-Tilgungs-Fond zugewiesen wurden.

** In dem coburgischen Ländchen wurden unter der vorigen Finanzadministration, bei ungefähr 250,000 Gulden Einkünfte, jährlich nur 17,000 Gulden auf das stehende Militair verwendet, also 14 12/17 der Staatseinkünfte. Der jezige Administrator, rühmte im vorigen Jahre, unter den von ihm getroffenen Landesverbesserungen, auch die Erhöhung des Militair-Etats, so daß er jezt jährlich 36,000 Gulden, oder 6 17/18 der Staatseinkünfte (folglich mehr als in dem nordamerikanischen Freistaate) koste. K. A. v. Wangenheims Beitrag zur Geschichte der Organisation der coburg-saalfeldischen Lande, durch den geh. Rath und Minister von Kretschmann, Th. II. (1805. 8.) S. 129.

verwaltung gemügend besorgt werden könne. Mit der Hälfte Mehraufwand könnte vielleicht ein doppelt grösserer und einträglicherer Staat regiert werden.

In jenem teutschen Staate bleiben also für die Unterhaltung einer, den Reichs- und Kreis-Matrikular-Mannschaftsfuß und die Territorial-Polizei überschreitenden Kriegsmacht, verhältnißmäsig weit weniger Hülfsmittel übrig, als in einem fünf und zwanzigmal grössern souverainen Staate. Fehlte es auch nicht an einer hinlänglichen Anzahl Cantonisten, die man unter das Gewehr stellen könnte, so ist doch der etwa vorhandene Revenüen-Ueberschuß nicht groß genug, um nicht Horazens: mancipiis locuples, eget aeris Cappadocum rex, auf sich anwenden zu müssen. Wollte nun in einem solchen Lande das Beispiel eines grossen Staates von 20 bis 25 Millionen Einwohnern, und von 10 bis 20,000 Quadratmeilen Land, in dem Kriegswesen copirt werden, so würde die Copie, wenn sie gleich nach einem äusserst verjüngten Maasstabe gemacht wird, dennoch auffallende Mißverhältnisse verrathen, und man würde, dafern sie nur halberträglich und nicht karrikaturmäsig ausfallen soll, einen Aufwand an Staatskräften daran verschwenden müssen, der Land und Leute äusserst wehe thun, und den Staatshaushalt auf mehrere Generationen hin zerrütten müßte.

Unter solchen Umständen muß die Unterhaltung eines unverhältnißmäsig starken Truppenkorps einem reichsständischen Lande noch lästiger fallen, als einem grossen souverainen Staate. Das Kriegswesen ist ohnedem in neuern Zeiten ungleich kostbarer, als ehehin. Die Weise Krieg zu führen, fordert jezt einen Aufwand, der sich bei den in den meisten Ländern schon in Friedenszeiten hochgespannten Auflagen, so geschwind, als das dringende Bedürfniß der Zeitläufte heischt, durch Auflagen nicht aufbringen läßt. Die natürliche Folge sind; ein

grosses Deficit in der Staatskasse und, um dieses zu deken, — Staatsschulden.

Zwar wird es nicht an Dienstfertigen fehlen, welche neue Quellen der Staatseinkünfte zu öffnen versprechen, um das durch den überspannten Militair-Etat entstehende Deficit zu deken. Das Heer der indirekten Auflagen, bis auf die Staatslotterien, Papiermünzen und gezwungenen Anlehen herab, wird gemustert, und eine Erhöhung der Eigenthumssteuer propenirt werden. Man wird sogar durch Besteuerung der Domänen ein scheinbares Opfer bringen *, und durch gespannte Finanzplane zu ersezen suchen, was der Mangel eines gründlichen Ersparungs-Systems vergeuden läßt.

Allein der redliche, kundige, prüfende und vorsichtige Staatsmann kann mit jenen allzeitfertigen Projektenmachern, mit jenen poetischen Finanziers, nicht auf einer Linie stehen, denen mit jedem kommendem Morgen ein neues Projekt zu Gebote steht, die gern das Ansehen haben möchten, als ein Messias aus den Wolken gefallen zu seyn, um Zeichen und Wunder zu thun, die mit einem Geldbeutel in der Hand an allen Thüren anklopfen **, und für welche die Gefahr eines Staatsbanke-

* Bei einer wahrhaft strengen und weisen Staatsökonomie, wo man die Einkünfte zum Maasstabe der Einnahme, und nicht die Ausgaben zum Maasstabe der Einnahme macht, ist die Besteuerung der Domänen ohne wesentlichen Nuzen, ja in so fern schädlich, als dadurch das Rechnungswesen erschwert wird.

** Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, um die Fourage für ein neuerrichtetes Cavallerie-Regiment zu erhalten, forderte dieselbe kurzweg von seinen Unterthanen. Diese äusserten ihren Unwillen laut über eine solche Zumuthung. Der Herzog verbot hierauf, durch ein Edikt vom 3. Nov. 1736, das Raisonniren bei halbjähriger Zuchthausstrafe: „massen," fügte er hinzu, „das

rotts eine Kleinigkeit ist, wenn es darauf ankommt, ein Lieblingsprojekt durchzusezen, oder ihrem Eigennuz oder Ehrgeiz zu fröhnen. Sie gleichen jenem Gesezgeber, der sich rühmte, daß die Gesezе wie Pilze über Nacht aus seinem Gehirn hervorwüchsen, den aber Andere mit einem Müller verglichen, der die Mühle bei Tag und Nacht, bei hohem und seichtem Wasser, immer laufen, und — da es oft an Mahlgetraide fehlte — wenigstens klappern ließ, damit nur die Leute im Dorfe sagten: „die Mühle arbeitet brav!" Möge demnach jeder biedere teutsche Regent, dem solche unheilbringende Staats- und Finanzkünstler mit ihrer superlunarischen Plusmacherei sich nähern, im heiligen Namen des Vaterlandes und im Vollgefühl seiner Regentenpflicht, mit fester Stimme entgegenrufen: tanti poenitere non emo! (Solche Reue um keinen Preis!)

Das Mißverhältniß zwischen Kriegsaufwand auf der einen, dann Volksmenge und Staatseinkünften auf der andern Seite, möchte schwerlich einen befriedigenden Rechtfertigungsgrund durch die militairischen Zweke erhalten, deren Erreichung, in dem europäischen Staatensystem, sich nach Wahrscheinlichkeit hoffen liesse. Eine reichsfürstliche Militairmacht, wie sie ein teutscher Staat von mittlerer Grösse aufzustellen vermöchte, würde höchstwahrscheinlich während eines Kriegs nie eine selbstständige Rolle spielen. Zu bloß untergeordneten militairischen Zweken der Hauptarmee einer großen Macht wird sie sich nicht wollen erniedrigen, überhaupt als blindes Werkzeug einer fremden willkührlichen Macht sich nicht gebrauchen lassen: und als eigenes, separat agirendes Hülfscorps würde sie nicht auftreten können, wenn man sie auch complet das Land

„Regiment von uns, nicht aber von den Bauern depen„dirt, und wir keine Raisonneurs zu Unterthanen haben „wollen." Mosers patriot. Archiv, VII. 494.

ihres Kriegsherrn wollte, könnte, oder müßte räumen lassen. Untermischt mit den Truppen des großmächtigen Alliirten zu agiren, würde im besten Falle ihr Loos seyn. Welche Collisionen, Zurüksezung, Dissonanzen, Zwistigkeiten und Uebervortheilung in einem solchen Falle fast unvermeidlich seyen, darüber spricht die neuere und neuste Kriegsgeschichte noch zu laut, als daß es nüzlich oder nöthig wäre, darüber hier ins Detail zu gehen. Von einer bedeutenden Theilnahme an den etwa eroberten Ländern könnte ohnedem nicht die Rede seyn. Jeder einzelne Mann einer reichsfürstlichen Kriegsmacht sey der bravste, geübteste und tapferste Krieger, und das Ensemble in seiner Art so vollkommen, wie das des ruhmwürdigsten, siegreichsten Heeres einer der größten europäischen Mächte: dennoch wird jener treffliche Heerhaufen in den Augen einer grossen europäischen Macht und ihrer Krieger nie das Ansehen erhalten, noch die Achtung von ihnen genieſſen, die ihm nach Verhältniß seines innern Werthes gebührt.

Die Lage eines teutschen Reichslandes, welches ein stehendes Heer unterhält, im Verhältniß zu kriegführenden Mächten, ist ohne Vergleich schlimmer, als die eines sogenannten unbewaffneten, oder doch mit bloſſem Polizei- und Schloßwach-Militair versehenen Reichsstandes. Bei Reichskriegen, und so oft es eine angränzende kriegführende Macht fordert, muß ein solcher Fürst dem Aufgebot des Mächtigen mit seinen Truppen folgen. Der mächtige Nachbar betrachtet und behandelt ihn, wie seinen Kriegs-Gouverneur, der mit seinem Heere für bloſſe Ehre dient, mit den Kriegskosten sich an die Ambitionskasse weisen läßt, und nie auf Antheil an den eroberten Ländern einigen Anspruch macht, oder machen darf, vielmehr sich gefallen lassen muß, dem Frieden nöthigenfalls mit einem Theile seines Landes ein Opfer zu bringen. Neutralität zu begehren, oder sich dabei zu behaupten, wird einem sol-

chen reichsfürstlichen Kriegsherrn nicht gestattet. Dagegen befindet ein unbewaffneter Reichsstand sich während eines fremden Krieges in dem Falle einer nothwendigen Neutralität, die jede der kriegführenden Mächte anerkennen muß; und in keinem Falle kann seinem Lande ein schlimmeres Loos fallen, als wenn er mit einem stehenden Heerhaufen versehen wäre. Auch kann er durch sein Militair nie einer Pflichten-Collision, oder der traurigen Noth ausgesezt werden, seinen Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich und seine Mitstände untreu zu werden.

Was den eigenen Landesschuz in Kriegsläuften betrift, so hängt dieser bei bewaffneten Reichsständen nicht minder, als bei unbewaffneten, von dem Kriegsglük und dem Willen des Siegers ab. Wie wurden, in dem jüngsten achtjährigen Kriege, in dieser Erfahrungsschule teutscher Fürsten und Unterthanen, die Länder der sogenannten mächtigsten teutschen Landesherren von Galliens siegreichen Heeren überflutet, die wie ein Alpenstrom unwiderstehlich auf sie herabstürzten? Könnte denn das Andenken an die tiefgerissenen Wunden so bald erlöschen, daß man fähig wäre, schon jezt militairische Territorial-Plane zu entwerfen, und sogar zu deren Ausführung zu schreiten? Hat man die Würgeschlachten des Jahrzehnds, die Mißhandlungen friedlicher Einwohner, die endlosen Ausleerungen der Länder so schnell vergessen?*

Kennt man keine Beispiele, daß teutsche Länder bei der Anwesenheit feindlicher Kriegsheere sich nicht schlimmer befanden, als während einer Occupation des Landes durch freundliche Truppen. Ward etwa Hannover im Jahr 1803. durch sein kernhaftes, auserlesenes und zahlreiches Militair — wie es nur wenige Reichsstände werden aufweisen können — durch seine Feuerschlünde, Festungen und Waffenpläze gegen die

* Non fruſtra luceant nobis Exempla temporis peracti.

französische Invasion und Besiznehmung besser und wohlfeiler geschüzt, als wenn seine ganze bewaffnete Macht in 500 berittenen Polizeisoldaten und 1500 Mann Stadt- und Schloßsoldaten bestanden hätte? Reizte und erbitterte es die Uebermacht, die Eifersucht und Begehrlichkeit des Feindes durch sein stehendes Militair weniger, als ohne dieses? Oder war dieser nicht vielmehr eben durch diese stehende Kriegsmacht aufgefordert und gelokt, ja genöthigt, Alles anzuwenden, dieselbe unschädlich zu machen? Und hat irgend ein bewaffneter Reichsstand von dem glüklichen und mächtigen kriegführenden Staate, unter ähnlichen Umständen ein besseres Loos zu hoffen?

Doch, vielleicht liesse sich hoffen, durch Subsidien einer fremden Macht auf der einen Seite den Kriegsaufwand zu erleichtern, und auf der andern einen höhern Grad von militairischer Wichtigkeit zu erlangen! Allein eine Hoffnung dieser Art führt jezt weniger Realität mit sich, als je. In Friedenszeiten wäre England die einzige Macht, von welcher ein teutscher Fürst noch Subsidien allenfalls hoffen könnte: aber auch hiezu wird jene Macht, nach den neuern Erfahrungen, und dem dermaligen Verhältniß der teutschen Staaten gegen den Beherrscher Frankreichs, schwerlich mehr sich verstehen wollen, oder können, wenn auch ein teutscher Regent, unangesehen jener Verhältnisse, geneigt wäre, einen Subsidien-Traktat einzugehen. Auf den ausserordentlichen und unsichern Fall des Kriegs, und der alsdann etwa zu erlangenden Hülfsgelder, wird kein Landesherr rechnen, und bloß darum schon in Friedenszeiten ein unverhältnißmäsig grosses Truppencorps unterhalten wollen. Es wären auch selbst im Kriege, in den meisten Fällen, die Subsidien bei wankendem Kriegsglüke für das eigene Landeswohl eine zu mißliche Unternehmung, als daß eine gesunde Politik sie anrathen könnte.

Was vollends Kriege europäischer Mächte in frem-

den Welttheilen betrift, so darf man ohne Zweifel hoffen, daß teutsche Truppenversendungen dahin, für Geld, wohl nie wieder statt haben werden. Ja, Teutschland vereinigt jezt in sich so viele wohlgesinnte und unterrichtete Regenten, daß man getrost die Frage aufwerfen darf: welcher teutsche Fürst verstünde doch jezt sein Interesse so wenig, daß er um den ärmlichen Preis von einigen Tonnen Goldes, die Masse des Volks als Waare behandeln, daß er seine eigene Ruhe, das künftige Schikksal seiner Familie und seines Landes, und das Blut seiner Unterthanen an einen fremden Staat verkaufen möchte? Also möchte wohl für jezt auf Subsidien schwerlich zu rechnen seyn, obgleich noch kein Reichsgesez existirt, welches das Verleihen teutschen Kriegsvolkes an fremde Mächte verbietet.

Was könnte sonach einen teutschen Staat, dem ausser seiner physischen und politischen Beschränktheit, noch die Reichsverbindung besondere, in den meisten Fällen wohlthätige Fesseln anlegt, zu der Hoffnung berechtigen, daß er, selbst bei der gespanntesten Anstrengung seiner Streitkräfte, in dem europäischen Staatensystem bis zu einer Macht, auch nur vom dritten Range, in militairischer Hinsicht sich erheben, und zu einer mehr als sekondären Rolle sich qualifiziren werde? Giebt es für ihn einen angemessenern Wunsch, als den: auf der Linie der friedlichsten Continental-Staaten unverrükt zu stehen; nie der Schauplaz kriegerischer Operationen zu werden; ohne militairischen Glanz und Neid, seinen Theil politischer Wichtigkeit nie anders, als in friedlichen Verhältnissen wirken zu lassen; und, selbst von dem Schein einer Souverainetätssucht entfernt, der Anhänglichkeit seiner Unterthanen, der öffentlichen Meinung, und dem constitutionellen Schuze der Reichsverbindung vor dem, für ihn in so mancher Hinsicht mißlichen, Allianzsystem vertrauensvoll den Vorzug zu geben?

Ob aber nicht die Unterhaltung eines ansehnlichen Truppenkorps einem teutschen Landesherrn, als solchem, in dem teutschen Reichsstaate, im Verhältniß zu seinen Mitständen, zu einer politischen Wichtigkeit und zu Festsezung eines Gleichgewichtes in Teutschland verhilft, welche als anrathender oder rechtfertigender Grund, gegen alle für die innern Landesverhältnisse daraus entstehenden Inconvenienzen, dienen könnte? Ob nicht ein grösseres Ansehen, wo nicht gar ein politisches Uebergewicht in dem teutschen Reiche, durch ein solches stehendes Truppenkorps erlangt, und hiedurch die Anstrengung hinlänglich vergolten werden könnte, zu welcher ein solcher Aufwand an Menschen und Einkünften nöthigt?

Es ist nicht zu läugnen, daß hin und wieder von mächtigen und von mindermächtigen, so wie von bewafneten und unbewafneten, Reichsständen die Rede sey. Allein jene Classifikation ist sehr unbestimmt. In dem europäischen Staatenverhältniß sind alle teutsche Landesherren, als solche, ohne Ausnahme mindermächtig. Darauf kann also jene Eintheilung nicht bezogen werden. In dem teutschen Reichssystem hingegen bedarf es, unter dessen Mitgliedern, keines einzelnen Mächtigen; ja sein Daseyn wäre wider die Natur und das wesentliche Interesse der Reichsverbindung. In dieser beruht die Macht, rechtlich betrachtet, auf der Herrschaft der Reichsgrund- und Staatsgeseze: physisch erwogen, auf der Macht der Gesammtheit, mithin auf der Reichskriegsmacht, sobald von dem Reiche im Ganzen, auf der Kreismilitairverfassung, wenn von einzelnen Theilen des Reichs die Rede ist. Eine militairische Präponderanz einzelner Landesherren ist hier rechtlich eben so wenig gegründet, als sie politisch gut wäre. Sollte sie aber nun einmal der Zielpunkt irgend eines teutschen Landesherrn werden, für welchen anders würde sie denn dermal erreichbar seyn, als für den, dem

seine auswärtigen Staaten bereits zu einer Stelle unter den souverainen Mächten von Europa verholfen haben? Alle andern Landesherrn würden, mit jeder Anstrengung ihrer Streitkräfte, es nie weiter bringen, als ihren Willen bemerklich zu machen, etwas seyn zu wollen, wozu ihnen das unerbittliche Schikſal die Kraft versagt hat.

Gegen seine Mitstände und andere Reichsangehörige wäre kein teutscher Landesherr, als solcher, mächtig genug, um ihnen durch bloſſe Macht mit Erfolg imponiren zu können. Wider Mitstände müſſe das Geſez schüzen; und diesen Schuz gewährt es, sobald Alle oder die Meisten wider den Uebertreter sich vereinigen, der an dem unverlezlichen Heiligthum, an der Constitution, frevela möchte. Keiner wäre so groß, daß ihm die Reichshoheit und ihre Macht gleichgültig seyn könnte. Nie wäre er mächtig genug, um sich bei constitutionswidrigen Schritten über die Furcht vor dem Arm des Reichsrichters, und vor der überwiegenden Macht der Geſammtheit hinwegſezen zu können. Nie wäre er so übermächtig, daß er Andere unterdrüken, oder in den Staatsverhandlungen des Reichs eine allein entscheidende Stimme sich anmaſſen könnte. Darüber sprechen Ereigniſſe der neueſten Zeit zu laut, ſelbſt gegen vereinigte Landesherren, die sich zu den mächtigſten zählen, als daß es hier einer weitern Ausführung durch Gründe und ältere Beiſpiele bedürfte.

Das politiſche Gleichgewicht in Teutschland, wenn ein feſter Begriff damit sich verbinden, und etwas beſſeres als der Einfluß der Convenienz darunter sich denken lieſſe, könnte durch irgend einen einzelnen Landesherrn, in ſeiner teutschen Eigenschaft, weder erhalten noch gefährdet werden, während die groſſen Mächte, welche mit Teutschland theils in reichsſtändiſcher theils in föderativer Verbindung ſtehen, ausſchlieſſend und gebietend darüber entſcheiden. Das rechtliche Gleichge-

wicht in Teutschland, oder die Macht zu verhindern, daß kein Landesherr ungerecht seyn dürfe, ist durch die Reichsverfassung hinlänglich gesichert, so lang es nicht durch fremden Einfluß geschwächt oder aufgehoben wird; und gegen diesen vermöchte auch der mächtigste Landesherr nicht zu schirmen.

Wider den Reichsfeind würde jede einzelne teutsche Landesmacht nichts vermögen, weder für das Ganze noch für ihren Landesbezirk, so lang nicht der aufrichtige Gesammtwille und die vereinigten Kräfte Aller eine Wirkung hervorbringen, die für das Ganze, wie für das Einzelne, gedeihlich wäre. Dasselbe würde der Fall seyn, wenn ein einzelnes Reichsland von einer auswärtigen Macht angegriffen würde. Kursachsen in dem siebenjährigen, Hannover in dem jezigen englisch-französischen Kriege, liefern sprechende Beweise hierüber. Dort schäzte der Premier Minister Graf Brühl die sächsische Armee auf 40,000 Mann, die man jezt im Friedensstande auf ungefähr 30,000 angiebt, bei achthalb Mill. Thaler Einkünften, und zwei Millionen Einwohnern, auf 736 Quadratmeilen. — Braunschweig-Lüneburg unterhielt * im J. 1794, wenn die Angaben richtig sind, bei vier Millionen Thaler Einkünften, und einer Bevölkerung von 842,890 Seelen, auf 514 Quadratmeilen, ein Kriegsheer von 22,000 Mann, worunter eine schöne und zahlreiche Cavallerie war, und wovon gegen 17,000 Mann immer unter den Waffen standen. Es kamen da auf 38 $\frac{17}{55}$ Seelen ein Soldat (wie in Preussen), auf eine Quadratmeile 42 Soldaten (also mehr, wie in Preussen), auf jede Million Reichsgulden Einkünfte 3492 $\frac{4}{13}$ Soldaten (mehr, wie in Oestreich, weniger wie in Preussen). Und was that dieses

* Im siebenjährigen Kriege 1762 unterhielt Hannover, nach Randels Angabe, 37,162 Mann, nach andern, sogar 49,000 Mann.

auserlesene, allgemein geachtete und gerühmte Kriegsheer gegen die Besiznehmung des Landes durch preussische Truppen im J. 1799? Was vermochte es wider das Eindringen und die Eroberung eines französischen Truppencorps im J. 1803? Wie viel teutsche Landesherren wären aber wohl im Stande, in ihren Rüstungen und in dem Kriegsaufwande, selbst bei gröβter Anstrengung, es Hannover gleich zu thun? Mache man nun, mit diesem Horoscop, die Anwendung a majori ad minus!

Die bloβe Bewaffnung eines Reichsstandes giebt ihm ohnedem an sich noch kein politisches Gewicht, so wie die Eintheilung der Stände in bewaffnete und unbewaffnete, ohne rechtliches Moment ist. Billig sollte jeder Landesherr seinen Antheil an dem Kreis-Mannschaftsfuß auch in Friedenszeiten stets in Bereitschaft haben. Wenn aber dieses nicht geschieht, so steht er darum nicht minder unter dem Schuze der Reichsverbindung. Unterhält er aber jenen Mannschaftsfuß auch in Friedenszeiten *), so giebt ihm dieses weder mehr Rechte, noch ein gröβeres Gewicht in der Reichsverfassung.

Um die Militairomanie ist es, wie mit allen Lieblingsneigungen, eine gefährliche und verführerische Sache. Sie greift mit jedem Jahre weiter um sich, sobald ein Machthaber sich ihr ergeben hat, und dieses um so mehr, je kleiner verhältnißmäsig das Heer ist, welches man aufgestellt hat. Es bieten sich dann der Vergleichungspunkte so viele dar, die, einzeln und vereinigt, eben so viele Reizmittel für den Nachahmungstrieb sind. Der wohlmeinendste Regent eines kleinen Landes, der sich jener Neigung nur wenig überläßt, kommt endlich unver-

*) Der Rheingraf von Grehweiler hielt ehehin 14, der Rheingraf von Grumbach 12, der Fürst von Leiningen 22, (jezt Ein Bataillon Infanterie, und auch Husaren) der Fürst von Salm-Kyrburg 16, die Reichsstadt Worms 34, die Reichsstadt Bopfingen zwei Mann Soldaten oder Gewehrmänner; versteht sich, in Friedenszeiten.

merkt dahin, wohin er zu kommen Anfangs nie gedachte, noch ahnte. Es geht damit, gegen seinen anfänglichen Willen, wie mit jenem Lieblingsgeschöpf, von welchem Fox einst das englische Parlament gleichnißweise unterhielt. Die Eigenthümerin gewöhnte sich, dasselbe täglich ein paarmal auf die Arme zu nehmen; es ward aber endlich so groß und fett, daß sie, da sie es dennoch immer in die Arme nehmen wollte, ihrer Gesundheit einen sehr empfindlichen Schaden dadurch zufügte. Ueberdieß fordert die tägliche, ja augenblikliche Aufmerksamkeit, welche die Direction eines zahlreichen Militairs erheischt, meist einen grössern Aufwand von Zeit und Kräften, als einem Herrn für diese Partie übrig bleibt, der, um seinem Regentenberuf allenthalben möglichst zu genügen, von so vielem sich zu unterrichten, und so viel zu arbeiten hat, wenn er alle Gegenstände seiner Fürsorge, so viel möglich, mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit umfassen will.

Wie weit indeß der Regent eines teutschen Reichslandes die Bewaffnung treiben mag, könnte er darum in den Staatshändeln von Europa mitsprechen? Könnte er den verworrenen Knäuel der Unterhandlung in den Kabineten der grossen, entscheidenden Mächte lenken? Könnte er Andern furchtbar werden, *) selbst Kriege führen, bedeutende Bündnisse schliessen, von denen man sagen möchte, daß die Schwäche nicht im Bunde mit der Macht sey? Würde er darum von den Mächten, die das grosse Wort in Europa führen, zum Vermittler ihrer Zwistigkeiten und zum Garant ihrer Staatsverträge aufgerufen werden?

*) Ein französisches halbofficielles Tagblatt vom 15ten März 1805, indem es erzählt, daß verschiedene Reichsfürsten fortfahren, ihren Militärstand zu vermehren, sezt in einem Tone, der vermuthlich für Laune gelten soll, die Bemerkung hinzu: „ces levées, toutefois, ne devoient donner aucune inquiétude pour la tranquillité de l'Europe, et on ne les auroit pas faites dans un esprit de conquête.“

Würde er fortan keine untergeordnete Rolle in Europa, und noch weniger im teutschen Reiche übernehmen? Würde er leichter seinen Verpflichtungen gegen das teutsche Reich, gegen seine Familie und Unterthanen genügen? Würde das Band der Eintracht, welches ihn und seine Unterthanen umfaßt, nun fester geschlungen, und der innige Verein zwischen Herrn und Unterthanen zahlreichere, schönere und reifere Früchte bringen? Ließ sich erwarten, daß bürgerliche Freiheit und Anhänglichkeit an den Regenten dauerhafter bestehen und zunehmen, daß die Staatslasten minder drüken, die Einkünfte des Staates nüzlicher und zwekmäßiger verwendet, die Staatsgläubiger pünktlicher befriedigt, der Staatscredit mehr gehandhabt würden? Wäre zu hoffen, daß das Land gegen den Feind besser geschüzt, und bei einem Ueberfall von ihm milder behandelt würde? Würde der Nationalgeist kriegerischer werden, auf daß einst die Vaterlandsvertheidiger, wenn der Staat in Gefahr kommt, muthiger fechten, und standhafter bei ihren Fahnen ausharren? —

Einleuchtend ist wohl, nach diesen Prämissen, daß das Püissanciren, daß die Errichtung und Unterhaltung einer stehenden Kriegsmacht, welche die Gränze der Reichs- und Kreis-Matrikular-Verhältnisse, dann der eigenen Landes-Polizei- und Schloß- oder Leibwache-Bedürfnisse überschreitet, für einen teutschen Landesherrn und sein Land ein unverhältnißmäßig theurer Kauf, oder, wie das Sprichwort sagt, für den Spaß zu viel, für den Ernst zu wenig sey. Der Preis, der mit einem solchen Heerhaufen allenfalls errungen werden könnte, wäre: — in Friedenszeiten ein Lustlager, und die täglichen militairischen Aufzüge und Uebungen, sofern der Landesherr, oder die Seinigen, oder ein Günstling hieran Vergnügen finden sollte.

Diese Lust abgerechnet, welche dem Lande ungleich theurer zu stehen käme, als vorzeiten die Jagdlust mancher Fürsten, liesse sich von einem solchen stehenden Kriegs-

heere für den Herrn und das Land nur Schaden, und überall kein wahrer Vortheil erwarten, man beziehe nun die Sache auf die europäischen Staatenverhältnisse, oder auf den teutschen Reichsstaat im Ganzen, oder auf das Verhältniß zu einzelnen Mitständen, oder auf die innere Landesverfassung. Im Gegentheil, es ist klar, daß die Errichtung und Erhaltung eines solchen Heeres mit einer weisen Staatswirthschaft in Widerspruch steht, ja daß sie den Landesfürsten sogar der Gefahr aussezt, sich von einer auswärtigen Macht nach Willkühr als Mittel zu fremden, vielleicht reichsverfassungswidrigen Zweken gebrauchen zu lassen. Zudem könnte weder eine vorzügliche Kriegsehre, noch die Hoffnung zu erlangender Landesvortheile, noch das Bewußtseyn eines wirksamen eigenen Landesschuzes, den Muth eines solchen Kriegsvolkes beflügeln. Selbst die Seele eines Cäsars würde, unter ähnlichen Umständen, auf gigantesk militairische Plane verzichten; sie würde unfähig seyn, zu einer Schwindelhöhe sich emporzuheben, von welcher ein Sturz den Staat mit Elend und Auflösung bedroht.

Beneidenswerth ist dagegen das Loos eines edlen teutschen Fürsten und seiner getreuen Unterthanen in einem Lande, in welchem der Landesvater das Schwerdt nur trägt, um seiner militairischen Verpflichtung gegen Kaiser und Reich und den Kreis, dem er angehört, zu genügen, und die innere Sicherheit des Landes zu handhaben. Da blühen die Künste des Friedens, ungestört von dem Geräusche der Waffen. Es bleibt die Möglichkeit, die Staatslasten zu mäsigen, den Staatskredit aufrecht zu erhalten, einen Nothpfennig für unvorhergesehene Fälle zurükzulegen, und kostbare Landes-Meliorationen zu unternehmen. Akerbau und Gewerbe werden befördert, geistige und sittliche Kultur emporgehoben, und so der Charakter des Landes und der Individuen veredelt. Mit Weisheit und Eifer folgt der Fürst den Eingebungen eines guten Thätigkeits- und Verbesserungsgeistes, der ihn an-

treibt, alle Zweige der Staatsverwaltung mit gleicher Festigkeit und Planmäßigkeit zu bearbeiten, und die Ansprüche des Zeitgeistes lebendig zu befriedigen.

Solche Thaten bringen den Namen des guten Landesvaters sicherer, dauerhafter und ruhmvoller auf die Nachwelt, als der Ruf militairischer Schauspiele und Uebungen, welche ein verhältnißmäßig kleiner, und doch lästiger Haufen grossentheils nicht freiwilliger Krieger, während seiner Regierung, zwecklos ausführte. Die Segnungen seiner, vom Militärzwang befreiten, Unterthanen folgen ihm noch jenseit des Grabes, und diesseit schlingen sie das trauliche Band zwischen Herrn und Unterthanen fester. Bei fremden Kriegen genießt das Land die Vortheile einer nothwendigen Neutralität, und leidet auf jeden Fall weniger, als wenn es sich in der Lage befände, activen Theil an dem Kriege zu nehmen. In Reichskriegen kann ihm die blosse Stellung seines Contingentes von dem Reichsfeinde als freiwillige Theilnahme an dem Kriege um so weniger angerechnet werden, da sie Folge uralter Verpflichtungen ist, bei deren Uebernehmung es auf einen bestimmten feindlichen Staat nicht abgesehen war.

Ein solcher Fürst benüzt mit Weisheit den eigenthümlichen grossen Vortheil der teutschen besondern Staaten, daß ihre Regenten sich nicht in der Nothwendigkeit befinden, an den lästigen und gefahrvollen Völkerzwistigkeiten von Europa Theil nehmen, und durch die Unterhaltung eines grossen stehenden Heeres fortwährend eine drohende Stellung annehmen zu müssen. Er ist mächtig genug, um in dem Innern seines Landes Ruhe zu erhalten, die einzelnen Stimmen der Mißgunst zu verachten, und die Quellen des innern Reichthums und Wohlstandes zu entwikeln; groß und vornehm genug, um sich bei den größten, zumal angränzenden Mächten von Europa Ansehen und Wohlwollen zu erwerben; reich und kraftvoll genug, um durch schöne Thaten des Friedens für seinen Nachruhm dauerhaft zu sorgen.

IV.

Ueber Preussens wahre Bedeutung in dem gegenwärtigen Kriege zwischen England und Frankreich.

Es ist bei großen politischen Begebenheiten nur allzu häufig der Fall, daß sie auf eine Weise zu Stande gebracht werden, von welcher sich die große Mehrheit nichts träumen läßt, weil sie keine entwikelten Begriffe von der Kraft der Verhältnisse hat. Sogar die Winke, welche von der einen oder der andern Macht gegeben werden, gehen für eine richtigere Ansicht verloren; und so geschieht es nicht selten, daß das Verdienst nicht auf diejenigen zurükfällt, von welchen es ausgegangen ist, und — daß die Muse der Geschichte, wenn sie nach mehreren Jahren den Griffel ergreift, um das Geschehene darzustellen, in ihren Compositionen mangelhaft und unvollständig bleibt.

In dieser Beziehung dürfte es nicht überflüßig seyn, die Rolle zu zergliedern, welche Preussen seit Jahr und Tag gespielt hat, und noch immer spielt; denn wie will man sonst erfahren, wem Europa das Glük des Continentalfriedens, das es bis jezt genossen hat, verdankt?

Vorher nur noch eine Bemerkung, welche, wie sehr sie auch zur Sache gehört, von sehr wenigen gemacht zu werden scheint.

Der Kaiser der Franzosen redet, so oft er im Senat oder in dem gesezgebenden Corps erscheint, eine Sprache, welche alle Nicht-Franzosen beleidigt. Woher diese Erscheinung? Indem jene Sprache durch ganz Europa erschallt, und sich in die Gemüther aller nicht-französischen Staatsbürger senkt, hält man sich bei weitem mehr an dem Inhalte derselben, als man untersucht, wodurch sie hervorgebracht, ja gewissermässen erzwungen wird. So viel liegt am Tage, daß, wenn der französische Staat, gleich den übrigen europäischen Monarchien, durch ein

blosses Kabinet regiert würde, jene Sprache gar nicht zum Vorschein treten könnte. Es ist also ganz offenbar die Vermischung des Republikanischen mit dem Monarchischen in dem französischen Staate, was den Kaiser der Franzosen so und nicht anders reden macht. Man sage selbst, was und in welchem Tone soll Napoleon der Erste sprechen, so oft es seine Pflicht mit sich bringt, im Senat oder im gesezgebenden Corps zu erscheinen? Mit dem Gefühl, das er von seiner Bestimmung als Staatschef hat, kann er, alles gehörig abgewogen, schwerlich anders sprechen, als wir ihn sprechen hören; und wenn seine Sprache durch ganz Europa wiederhallt, so liegt die Nothwendigkeit dieses Wiederhallens in dem Zusammenhang, den ganz Europa durch die öffentlichen Blätter gewonnen hat. Dabei ist es die Sache verständiger Leser, abzuwägen, wie viel diese Sprache dem ganzen Europa gelten oder nicht gelten kann, da sie unmittelbar nur an Franzosen gerichtet ist. Rühmt der französische Staatschef z. B. seine Mässigung, so ist dies freilich ein Ausdruk, bei welchem sich mehr oder weniger denken läßt; kennt man aber das Interesse des französischen Staates in allen seinen Beziehungen, so springt es sogleich in die Augen, daß jene Mäßigung nichts weiter ist, als die Pflicht der Selbsterhaltung, daß folglich in dem Ausdruke nichts Anstößiges liegt.

Und nun zur Sache!

Es lag in der Natur der Dinge, daß England von dem Augenblik an, wo es den Tractat von Amiens gebrochen hatte, alle Künste der Verführung aufbot, um die Mächte des Continents in seine Privatangelegenheit zu verwikeln; denn in eben dem Maaße, worin es die Kraft des französischen Staates nach dem festen Lande hintrieb, in eben diesem Maaße war es vor den Folgen gesichert, welche die Nationalerbitterung der Franzosen, wenn sie nur Einen Gegenstand hatte, nach sich ziehen mußte. Mit einem Worte: Ein Continentalkrieg war die aller-

glüklichste Diversion, welche England dem französischen Reiche machen konnte, und wie diese Diversion auch immer ausfallen mochte, so war selbst von dem allerschlimmsten Ausgang für Englands politische Existenz bei weitem mehr zu hoffen, als zu fürchten, weil Frankreich an Gefährlichkeit für England eben so viel verliert, als es an Terrain in Europa gewinnt.

Von allen europäischen Reichen mußte Rußland dasjenige seyn, das die meiste Neigung hatte, in Englands Plane einzugehen, theils vermöge der allgemeinen Tendenz aller nördlichen Völker sich dem Süden zu nähern, theils vermöge des besonderen Umstandes, daß Rußland, in seinem Bestreben nach wesentlicher Theilnahme an dem Welthandel, nicht eher zum Zwek gelangen kann, als bis es in den Besiz solcher Häfen gelangt ist, welche dem Handel bequemer sind, als die nördlichen. Dies erkennend, wandte sich England vorzüglich an Rußland, überzeugt, daß, wenn es Alexander den Ersten zu einem Kriege gegen Frankreich bestimmen könnte, der Continentalkrieg von selbst erfolgen würde. Wie die Unterhandlungen der beiden Mächte auch immer geführt seyn mögen, immer liegt so viel am Tage, daß Rußland sich Englands Wünschen bereitwillig hingab, und daß es nicht in seinen Neigungen, sondern in der Kraft anderweitiger Verhältnisse lag, wenn der Continentalkrieg, sofern Rußland dazu den ersten Impuls geben sollte, unterblieb.

Schweden, als nordische Macht in seinen Neigungen dem russischen Reiche verwandt, konnte einem Continentalkriege nicht abgeneigt seyn, und bot daher nur allzu bereitwillig seine Hand zur Unterstüzung Englands. Allein, von Rußland abhängig, hatte es keinen freien Willen; und obgleich das ritterliche Gemüth seines Königs sich über alle politischen Verhältnisse hinausschwang, als ein Subsidientractat mit England unterhandelt wurde, so blieb doch alles im alten Geleise, aus keinem anderen Grunde, als weil die europäische Welt sich in ihrer Cou-

struction seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sehr wesentlich verändert hatte, und eine partielle Unternehmung von Seiten Schwedens in ein blosses Abentheuer ausarten mußte.

Zwar wurde Oestreich von ganz anderen Neigungen beseelt, als Rußland und Schweden; allein da diese Neigungen einem Continentalkriege nicht entgegen waren, so durften sie nur in Anspruch genommen werden, um sich einer neuen Coalition gegen Frankreich zu fügen. Zerrüttete Finanzen waren das Einzige, wodurch diese Macht in ihrem Gleichgewicht erhalten werden konnte; doch diesem Fehler versprach die Freigebigkeit der englischen Regierung durch hinreichende Subsidiengelder abzuhelfen, und indem Oestreich auf diese Weise die Aussicht erhielt, sein im lezten Revolutionskriege verlorenes Ansehen wieder herzustellen, mußte es den Continentalkrieg mit Vergnügen ergreifen.

So war die Lage der Sachen seit dem ersten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich.

Frankreich mußte einen Continentalkrieg verabscheuen; nicht aus Furcht, die im lezten Revolutionskriege erworbenen und durch den Lüneviller Tractat garantirten Vortheile zu verlieren, wohl aber aus Besorgniß, die Freiheit der Meere in diesem Continentalkrieg für immer den Engländern preisgegeben, und seine eigene Concentricität auf eine gefährliche Spize gebracht zu sehen. Wie sehr es aber auch wünschen mochte, den Continentalfrieden zu erhalten, so lag die Gewährung dieses Wunsches bei weitem weniger in seiner individuellen Macht, als in dem Umstande, daß unter den europäischen Reichen wenigstens eins vorhanden war, welches sich durch seine ganze Individualität berufen fühlte, zur Erhaltung des Continentalfriedens mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen.

Dieses Reich war das Königreich Preussen.

Vermöge seiner geographischen Lage zu keiner wesentlichen Theilnahme an dem Welthandel berufen, aber deß-

halb immer nur darauf bedacht, die Staatskraft auf den Akerbau und eine von diesem unmittelbar ausgehende Industrie zu gründen; mächtig genug, um sich selbst mit Erfolg zu beschüzen, und durch keine Staatsschulden aus sich selbst herausgetrieben; in Behandlung seiner politischen Verhältnisse nicht blos die Gegenwart, sondern auch die Zukunft umfassend; die Natur des gegenwärtigen Krieges besser ergründend, als andere europäische Mächte, und eben deßwegen sehr wenig geneigt, der Stimme der Leidenschaft zu folgen; seine äussere und innere Vollkommenheit mehr von der Zeit, als von dem unsicheren Ausgange der Waffen, erwartend, konnte Preussen sehr wenig geneigt seyn, einer neuen Coalition beizutreten, welche dahin abzwekte, England eine noch größere Präponderanz zu verschaffen; und indem es auf diese Weise, ohne in einer eigentlichen Allianz mit Frankreich zu stehen, auf Frankreichs Seite trat, so konnte es nicht fehlen, daß der Continentalkrieg bisher unterblieb, und unstreitig auch künftig unterbleiben wird.

Preussen ist nämlich in einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland für Frankreich der beste Stüzpunkt zu einer kräftigen Defensive, für Rußland der einzige Stüzpunkt zu einer erfolgreichen Offensive. Welche von diesen beiden Mächten Preussen für sich gewinnt, giebt in Hinsicht der kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag. Hätte Preussen sich von Rußland und Schweden gewinnen lassen, so war der Continentalkrieg unvermeidlich; da es sich von jenen beiden Mächten nicht gewinnen ließ, so war der Continentalkrieg unmöglich. Im Grunde war es keine vollkommene Neutralität, welche Preussen beobachtete; denn bei einer vollkommenen Neutralität hätte Rußland noch immer den Stüzpunkt gefunden, den es suchte. Allein Preussen hat auch nicht verlangt, eine vollkommene Neutralität beobachten zu wollen. Dies geht aufs Bestimmteste aus der Erklärung hervor, daß es keinen Continentalkrieg wolle; eine Erklä-

rung, in welcher es sich an Frankreich anlehnte, so wie dieses Reich nur mit Bezug auf Preussens Standhaftigkeit die Versicherung geben konnte, daß kein Continentalkrieg entstehen werde.

Wie groß Preussens Verdienst in diesem Augenblik um ganz Europa ist, läßt sich kaum berechnen. Ohne alle Uebertreibung kann man indessen sagen, daß es als Beschüzer der ganzen europäischen Kultur da steht; denn kennt man nur einigermaaßen das gegenwärtige Verhältniß des baaren Geldes zu den Bedürfnissen der Heere, so sieht man sehr deutlich ein, daß von Seiten der coalisirten Mächte der Continentalkrieg nur mit englischem Gelde geführt werden konnte; und da auch England nicht im Stande ist, so viel baares Geld herbeizuschaffen, als die Verpflegung der coalisirten Heere erfordern würde, so begreift man, wie aus der aufgelöseten Disciplin, welche immer die natürliche Folge des Geldmangels ist, zulezt eine Zerrüttung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes von Europa hervorgehen, und Frankreich, selbst gegen seinen Willen, zur Universalmonarchie gelangen würde. Dies ist das große Unglük, welches Preussen bisher verhindert hat, und unstreitig auch noch künftig verhindern wird; wie unwahrscheinlich es auch ist, daß man das seltene Verdienst, welches es sich auf diesem Wege erwirbt, jemals nach seinem ganzen Umfange anerkennen werde.

Aus dieser hohen Wichtigkeit Preussens in der gegenwärtigen Crisis erklären sich so manche Erscheinungen, welche, einzeln genommen, durchaus unerklärbar sind. Dahin gehört, daß, als der englische Minister Rumbold vor einigen Monaten auf Befehl der französischen Regierung auf einem Landhause in der Nähe von Hamburg verhaftet wurde, es von Seiten des Königs von Preussen nur der Verwendung bedurfte, um dem Verhafteten sogleich seine Freiheit wieder zu verschaffen. Dahin gehört ferner, daß Berlin fortgesezt der Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen ist, indem Frankreich alles auf-

bietet, sich in Preussen einen Stüzpunkt für die Defensive zu erhalten, während die nordischen Mächte dasselbe für einen Offensivkrieg gegen Frankreich gewinnen möchten. Dahin gehört endlich die Uebersendung des großen Cordons der Ehrenlegion an den preussischen Hof; eine Erscheinung, welche hier um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden darf, da man im Publikum die Sache aus einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten scheint.

Der große Cordon der Ehrenlegion ist nach der eigenen Erklärung des Kaisers der Franzosen zwar eine Ergänzung der Institutionen der Ehrenlegion, hat aber zugleich den besondern Zwek, die Achtung zu beurkunden, welche Frankreich für die Institutionen der europäischen Staaten hegt. Dieser Erklärung zufolge ist also der große Cordon der Ehrenlegion durchaus nicht das Symbol der Mitgliedschaft der Ehrenlegion, wenn er von Personen getragen wird, welche keine französischen Bürger sind; sondern nur das Symbol politischer Freundschaft. Allerdings ist dieser Cordon von der Ehrenlegion ausgegangen, und insofern er von Franzosen getragen wird, kann er nur als Symbol der Ehrenlegion betrachtet werden; da er indessen im Allgemeinen keine Verbindlichkeit mit sich führt, so können alle diejenigen Personen, welche der Kaiser der Franzosen damit beschenkt, ihn wie jeden andern Orden tragen, d. h. ohne dadurch in Widerspruch mit ihren Pflichten und Verbindlichkeiten gesezt zu werden. Was man eine Zeitlang von einem großen und kleinen Cordon geschwazt hat, konnte nicht anders als ungegründet seyn, da der große Cordon ganz für sich besteht, und nicht gegen einen kleineren — wenn dieser existirt — vertauschet werden kann, ohne seine Bestimmung zu verändern. Mit dieser Ansicht der Sache fallen alle Spekulationen über den Laufen, welche die Erscheinung des großen Cordons der Ehrenlegion in Berlin über die innere Correspondenz des preussischen und französischen Staats mag veranlaßt haben. F. B.

Salomon Geßners Gouaschgemälde und Laviszeichnungen, radirt durch C. W. Kolbe.

Das Zeitalter, das Salomon Geßner dem Dichter, in alle lebenden Sprachen übersezt, eine der ersten Stellen unter seinen Schriftstellern anwieß, hat Salomon Geßner den Künstler, in den radirten Blättern und Vignetten, die theils die Quartausgabe und verschiedene Oktaveditionen seiner Schriften zieren, theils in einzeln Heften erschienen sind, eben so unverkennbar seines Beifalls gewürdigt, und schon in diesen wieder den Dichter gefunden. Weniger bekannt, ihrer Natur nach, sind die Zeichnungen und schönen Gouaschgemälde, die theils seine Familie in beträchtlicher Anzahl, theils hiesige und auswärtige Kunstfreunde mit heiliger Sorgfalt bewahren. Was Salomon Geßners Idyllen dem Maler sind, eine Schazkammer von Gemälden, das sind seine Gemälde dem Dichter, ein Magazin der Poesie. Hier wandelt sich mit eben der Feinheit der Empfindung und der Naivetät des Ausdruks, der Dichter jeden Augenblik in den Maler und der Maler in den Dichter, und zaubert uns in jene idealische Dichterwelt, in jenes arkadische Elisium hinüber, in die der Dichter uns versezt.

Schon seit mehrern Jahren waren wir entschlossen, das Salomon Geßnersche Gemäldekabinet, das aus mehr denn zwanzig der vollendeten Gouaschgemälde und Laviszeichnungen solchen Inhaltes besteht, durch einen talentvollen Künstler radiren zu lassen. Die Unbill der Zeit, und besonders auch die Schwierigkeit den Künstler zu finden, dessen schönes Talent geeignet wäre, diese lieblichen Dichtungen aufzufassen und in ihrem ächten Geist und Charakter wieder zu geben, zögerte bis jezt unser Vorhaben. Endlich glauben wir in der Person des talentvollen Hofkupferstechers, C. W. Kolbe in Dessau, den Künstler gefunden zu haben, und wir sehen uns nun im Stande, eine Reihe schöner Blätter nach Salomon Geßner, durch genannten Künstler radirt, anzukündigen.

An unsere Sammlung schliessen sich, wie schon erwähnt, noch mehrere Gemälde Salomon Geßners an, die hiesige und auswärtige Kunstfreunde, dem Geßnerschen Kunstgenius zu huldigen, uns zur Benuzung gütigst anvertrauen, so daß das Ganze — eine Reihe von dreißig und einigen Blättern, die nun in ununterbrochener Folge mit möglichster Beförderung erscheinen sollen — die Auswahl der vollendetsten Gemälde des unsterblichen Dichters seyn wird. Hr. Kolbe widmet hier, von Geßners sämtlichem Kunstnachlasse umgeben, einige Jahre ausschliessend dieser schönen Arbeit, und hat zu diesem Aufenthalte wirklich von seinem Fürsten, dem erlauchten Beförderer alles Schönen und Guten, gütige Erlaubniß erhalten.

Die Blätter selbst erscheinen Heftweise, jedes Cahier zu vier groß Folioblättern in sauberm Umschlage, auf Subscription, die wir, so sehr wir auch des Beifalls versichert seyn dürfen, wegen des beträchtlichen Kostenaufwandes dennoch wählen zu müssen benöthigt sind, und die wir hiemit wirklich auf das erste Cahier eröffnen.

Der Inhalt dieses ersten Cahiers ist:

I. Die Fischer. Gouaschgemälde aus dem Kabinette Salomon Geßners.

Am Rande eines klaren Baches, der in einiger Entfernung über die malerischen Stufen einer natürlichen Felsentreppe, mit lieblichem Moos und mannigfaltigem Dikicht bewachsen, hinunter läuft, steht ein junger Mann, und wirft die lange Schnur seiner Angelruthe in den sanft bewegten Wellenspiegel. Nahe bei ihm sizt sein reizendes Weib und sein kleiner Knabe, und sehen den herbeieilenden Fischen lauschend zu.

Am Fuße zweier schönen Eichen, die den Vorgrund schmüken, wimmelt eine ganze Welt üppiger Wald- und Wasserpflanzen. Das liebliche Windekraut schlängelt sich über Dornranken an die untern Aeste der Bäume hinauf. Farrenkraut und goldene Honigblumen erheben sich stolz aus dem Volke niederer Gräser.

Durch die Perspektive eines schattigen Waldes zieht sich in einiger Entfernung ein steinernes einfaches Portal, der Ein- und Ausgang eines ländlichen Parks. Cypressen und andere in Reihen gesezte Bäume lassen den Hain eines Göttertempels vermuthen.

II. Der Brunn im Walde. Gouaschgemälde aus dem Kabinette Salomon Geßners.

Am schattigen Eingange eines Hains steht ein schöner antiker Brunnen; seine Säule ist mit dem Marmorbilde eines jungen Hirten geziert, der die Panflöte bläst. Zwei junge reizende Mädchen lehnen sich an das geräumige, ovalförmige Wasserbeken, schwazen vertraulich, und halten die schönen Gefäße, worin sie das Wasser nach Hause tragen wollen, auf dem Rand der Brunnenschaale nachläßig in den Armen. Dem Brunnen gegen über, auf der rechten Seite des Gemäldes, sieht man eine steinerne Ruhebank an den Fuß schlanker Eichstämme hingesezt. Ein Rosengebüsch wirft seine Zweige und Blumen über die halbbeschattete Bank; Kürbisse ranken neben derselben über den grasreichen Boden. Mittelgrund und Ferne bilden ein stiller Fluß, worin Knaben nach Fischen angeln; eine Brüke und die Gebäude einer reizenden Villa, welche freundlich aus Gruppen hoher Cypressen und Pinien hervorblinken.

Ein Himmel vom hellsten Azur, durch welchen goldne Abendwölkgen schwimmen, malt das herrliche Klima Italiens oder Griechenlands.

III. Daphnis und Phyllis. Idylle. Laviszeichnung aus dem Kabinette Sr. Durchlaucht der Fürstin von Dessau.

IV. Chloe. Idylle. Laviszeichnung aus dem Kabinette Sr. Durchlaucht der Fürstin von Dessau.

Der Subscriptionspreiß für das erste Cahier von vier groß Folioblättern, in den schönsten Abdrüken, von C. W. Kolbe nach Sal. Geßner, ist 5 Rth. oder 9 fl. R. W.

Die Subscription für dieses erste Heft, welches bis und mit

Mitte Julii dieses Jahrs erscheint, bleibt bis zum 1. Januar 1806 offen.

Nach Verfluß dieses Termins ist der Preiß des Cahiers 1 Carolin.

Folgende Kunst- und Buchhandlungen Deutschlands befassen sich mit der Subscription und liefern alle Exemplare ab; auch finden Liebhaber das erste fertige Blatt bei denselben.

Basel, in der Kunsthandlung von Huber und Falkeisen.
Darmstadt, in der fürstl. Hofbuchhandlung.
Dresden, Rittners Kunsthandlung.
Frankfurt am Main, bei Joh. Georg Reinheimer.
— — — — — — bei F. Eßlinger, Buchhändler.
Hamburg, bei F. Perthes.
Leipzig, bei CC. H. Roost und Comp.
Manheim, bei Dominic Artaria.
Nürnberg, in der Frauenholzischen Kunsthandlung.
Petersburg, bei Klostermann.
Straßburg, bei Lenrault und Comp.
Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Weimar, F. Landes-Industriecomptoir.
Wien, im Kunst- und Industriecomptoir.
Zürich, beim Verleger und in der Fußlischen Kunsthandlung.

Neben diesen benannten Kunst- und Buchhandlungen kann man auch durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, und von endsunterzeichnetem Verleger selbst oder meinem Commissionär, Hrn. Buchhändler C. G. Schmidt in Leipzig, unter obigen Bedingungen Exemplare beziehn.

Das zweite Heft von vier Folioblättern erscheint ebenfalls noch im Laufe dieses Jahrs, auf das wir denn seiner Zeit wieder Subscription eröffnen.

Zürich im April 1805.

Im Namen der Familie Sal. Geßners,
H. Geßner, Buchhändler.

I.

Urkunden und Briefschaften in Betreff des Kriegs mit Spanien, den beiden Parlamentshäusern in London den 24sten Januar 1805 vorgelegt. *)

Erklärung Ihrer Majestät. **)

Von dem Augenblike an, da die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich ausbrachen, war der Vertrag von S. Ildefonso ein hinlänglicher Berechtigungsgrund zu einem Kriege gegen Spanien, wenn anders Spanien diesem Vertrag nicht wieder entsagte.

In der That verwandelte diese Uebereinkunft durch wirkliche Anerkennung einer unbegränzten Dienstbarkeit und die festgesezten Puncte unbedingter Druzmaasregeln Spanien und die französische Republik in ein und dasselbe Reich. ***)

Spanien übernahm in diesen Artikeln die Aufstellung eines gewissen Contingents sowohl an Land- als See-Macht zur Führung eines jeden Krieges, in welchen es hineinzuziehen der französischen Regierung einfallen möchte. Es that insonderheit Verzicht auf alle Rechte und Ansprüche auf Untersuchung des Ursprungs, der Rechtmäsigkeit und der ganzen Art des Kriegs. Es verpflichtete sich Anfangs nicht nur zu einem Contingent Soldaten und Schiffe, was, schon an und für sich selbst, gewiß nicht das gehörige Verhältniß der Mittel und Kräfte war, die ihm zu Gebote standen; sondern es verband sich auch, wenn im Erfolg dieses Contingent unzulänglich zu

*) Nicht alle, dem Parlament vorgelegte Papiere erscheinen hier übersezt, denn sie würden gewiß zwey Hefte dieser Annalen anfüllen. Manche darunter sind auch ganz unerheblich.

**) Unter diesem Titel ergieng die Kriegserklärung gegen Spanien.

***) in der Ursprache: by a virtual acknadedgment of un qualified Vassalage, and by specific stipulations of unconditional offence.

den Absichten Frankreichs erfunden würde, die stärkste See- und Land-Macht, die es nur aufzubringen vermöchte, in Thätigkeit zu sezen. Es willigte ein, daß Frankreich über alle diese Macht zu verfügen habe, dieselbe in Verbindung oder einzeln zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes gebrauchen könne, und machte also seine Gewalt und seine Hilfsquellen zu unterwürfigen Werkzeugen der französischen Herrsch- und Eroberungssucht, zu Werkzeugen, deren sich Frankreich nach Belieben bedienen kann, um sein Vorhaben — Umsturz der Regierung und der Nationalexistenz Großbritanniens — auszuführen.

Das Eigene eines solchen Vertrags gab Großbritannien das unstreitige Recht, zu erklären, daß Spanien — wofern es dem geschlossenen Bündniß nicht förmlich entsage, oder aber Gewähr leiste, daß es die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen wolle — keineswegs als neutrale Macht angesehen werden könne.

Jedoch ward dieses Recht, aus Gründen der Klugheit, der Schonung und der Gutgesinntheit gegen Spanien, nicht in seinem vollen Umfang ausgeübt. Zufolge der friedlichen Versicherungen, die die spanische Regierung äusserte, drangen daher Ihre Majestät Anfangs nicht gleich auf die bestimmte und förmliche Aufkündigung des Vertrags. Es scheint auch nicht, daß Frankreich vor dem Monat Julius 1803 Hilfsleistung ausdrüklich verlangt habe; und bei der ersten Nachricht vom Ausbruch des Krieges ward der brittische Gesandte in Madrit durch die Mittheilungen und Unterredungen mit den spanischen Ministern zu glauben verleitet, daß Seine katholische Majestät sich durch die bloße Thatsache von der Wirklichkeit des Kriegs zwischen Großbritannien und Frankreich, ohne darauf folgende Erklärungen und Verhandlungen, nicht nothwendig verpflichtet erachte, die im Vertrag von S. Ildefonso ausgemachten Bedingungen zu erfüllen, obgleich die Artikel dieses Vertrags zu sehr verschiedenen Auslegungen Gelegenheit geben würden.

Im Monat October ward eine Uebereinkunft unterzeichnet, worin Spanien sich anheischig machte, statt des im Vertrag bestimmten Succurses an Schiffen und Landtruppen, monatlich eine gewisse Geldsumme an Frankreich zu bezahlen; allein

weder vom Belauf dieser Summe, noch vom Unterscheidenden der andern Verpflichtungen, die in dieser Uebereinkunft festgesezt seyn mögen, ist nie die geringste amtliche Benachrichtigung ertheilt worden.

Sofort stellte hierauf der Gesandte Sr. Majestät der spanischen Regierung vor, daß so beträchtliche Subsidien, wie diese, welche, dem Vernehmen nach, Spanien an Frankreich zu bezahlen sich anheischig gemacht habe, die Schranken der Nachsicht weit überschritten; daß diese Zahlungen nur auf eine Zeitlang zugegeben werden könnten: würden sie hingegen fortdauernd seyn, so seyen sie eine grössere Beleidigung, als irgend eine andere Feindseligkeit. In der Antwort auf diese Erklärung wurden die Zahlungen für ein Zeitgewinnungsmittel ausgegeben, auch Versicherungen ertheilt, welche von andern, Seiner Majestät zugekommenen, Berichten bestätigt, glauben liessen: die spanische Regierung sey gesonnen, sich ihrer Verpflichtung zu entziehen, sobald ihr nur der Gang der Begebenheiten eine sichere Gelegenheit dazu darböte.

Sobald Ihre Majestät Gründe hatten zu glauben, daß solch eine Uebereinkunft geschlossen worden, befahlen Sie Ihrem Minister in Madrit zu erklären, daß ihre Schonung, Spanien nicht unverweilt als Feind zu behandeln, zum Theil von der Grösse der Subsidiensumme und dann davon abhänge, ob auch Spanien eine nach jeder Hinsicht vollkommene Neutralität behaupten werde; daß es Ihnen aber unmöglich sey, fortdauernde Subsidienzahlungen, von dem grossen Belauf, zu welchem sie dem Vernehmen nach sich erheben, anders als eigentliche, unmittelbare Kriegssubsidien anzusehen. Der Gesandte Ihrer Majestät erhielt daher den Auftrag:

1) gegen die Uebereinkunft, als einen Bruch der Neutralität und einen rechtmäßigen Grund zu einem Kriege sich förmlich zu erheben.
2) zu erklären, daß unsere Enthaltung von Feindseligkeiten nur als zeitige, vorübergehende Verhaltungsart angesehen werden, und daß es uns frey stehen müsse, die Fortdauer des Vertrags als Kriegsursache zu betrachten.
3) daß der Eintritt in das spanische Gebiet allen und jeden französischen Kriegsvölkern verweigert werden müsse.

4) daß jede Seezurüstung einen starken Grund zu Mißtrauen, und jeder Versuch, den Franzosen einen Beistand zur See zu leisten, unmittelbarer Grund zu einem Kriege seyn würde.

5) daß die spanischen Häfen unserer Handlung offen bleiben, und unsere Kriegsschiffe nicht geringer, als die französischen, behandelt werden müssen.

Sr. Majestät Minister erhielt zugleich den Auftrag, daß er, sobald französisches Kriegsvolk Spanien betreten, oder sobald er sichere Kundschaft von irgend einer Seezurüstung zum Beistande Frankreichs erhalten würde, Madrit verlassen, und unsere Befehlshaber zur See unverzüglich davon benachrichtigen sollte, damit dieselbe, ohne die Zeitversäumniß, welche die Abwartung unmittelbarer Befehle aus London verursachen könnte, die Feindseligkeiten anfangen könnten.

Die Ausrichtung dieses Befehls verursachte allerley Verhandlungen. Während derselben antwortete Sr. Majestät Minister dem Don Cevallos auf dessen Frage: ob die Fortbezahlung der Subsidien an Frankreich als Grund zu einem Krieg angesehen werden würde, und ob er *) bevollmächtiget sey, dieß zu erklären? er wäre dazu bevollmächtigt, und Krieg würde die unausbleibliche Folge seyn.

Seine Majestät mußten indessen gleichwohl wünschen, die Entscheidung dieser Frage, wo möglich noch zu verzögern. Ihr Gesandter in Madrit erhielt daher den Auftrag und die Weisung: daß, da die bezahlten Subsidien von der spanischen Regierung blos als vorübergehende Maasregel nach den Zeitumständen vorgestellt und ausgegeben würde, Ihre Majestät fortfahren dürften, dieselbe noch auf eine Weile zu übersehen, aber daß ihre endliche Entschliessung von folgenden Bedingungen abhängen würde. Erstens müßte die eigentliche Beschaffenheit aller Vertragsartikel zwischen Spanien und Frankreich vorgelegt werden; zweytens mußte die spanische Regierung wahrhaft entschlossen seyn, ihrer Neutralität in allen andern Puncten mit Nachdruk Achtung zu verschaffen. So lange diese Fragen nicht genugthuend beantwortet und die geschlossene Ue-

*) der brittische Geschäftsführer.

bereinkunft Ihnen (Sr. brittischen Majestät) nicht mitgetheilt wäre, könnten Höchstsie keine bestimmte Erklärung geben, ob der Geldsuccurs Krieg verursachen würde oder nicht.

Vor dem Empfang dieser Verhaltungsvorschrift (ausgefertigt den 21sten Januar 1804) hatte die Nachricht von einigen Seezurüstungen in spanischen Häfen einen neuen Schriftwechsel zwischen dem Gesandten Sr. Majestät und dem Madriter Ministerium veranlaßt. In einer seiner übermachten Noten erklärte der Gesandte, wenn der König, sein Herr, sich gezwungen fühlen sollte, Krieg anzufangen, so würde es keiner andern Erklärung, als der bereits gegebenen, bedürfen. Die Antwort des spanischen Ministers war Anfangs ausweichend. Sr. Majestät Gesandter schloß deßwegen seinerseits den Schriftwechsel mit einer am 18ten Februar übermachten Note, worin er erklärte: alle fernere Nachsicht von Seiten Englands hänge von der Einstellung aller Seezurüstungen und vom Verbote des Prisenverkaufs in spanischen Häfen ab. Würde nicht in diese Puncte ohne alle Abänderung eingewilligt, so habe er Befehl, Madrit zu verlassen. Auf den zweiten dieser Puncte ward eine befriedigende Antwort, auch ihr gemäß die nöthigen Befehle ertheilt; in Ansehung des ersten Punctes aber bezog man sich auf früher gegebene Erklärungen. Was die Enthüllung des mit Frankreich geschlossenen Vertrags betrifft, so erfolgte ganz keine genugthuende Eröffnung. Weil indessen um diese Zeit die Seezurüstungen in den spanischen Häfen nicht fortzugehen schienen, so ließ man die Sache auf eine Weile unbetrieben liegen.

Im Julius 1804 gab der spanische Hof Versicherungen von einer aufrichtigen, festen Neutralität, und läugnete, daß in irgend einem Hafen des Reichs Befehle zu Seezurüstungen gegeben worden seyen. Aber schon im folgenden Monat, da jene Versicherung noch neu, und festes Vertrauen darauf gegründet war, erhielt der brittische Gesandte von dem englischen, vor Ferrol kreuzenden, Admiral die Nachricht, daß Verstärkungen an Soldaten und Seeleuten für die französischen Flotten in Toulon und Ferrol durch Spanien angelangt seyen. Auf diese Botschaft wurden dem spanischen Minister zwey Noten zugefertigt, allein auf keine derselben erfolgte Antwort.

Gegen Ende Sept. gieng vom brittischen vor Ferrol kreuzenden Admiral in London der Bericht ein, daß der Madriter Hof wirklich Befehl gegeben habe, ohne Zeitverlust 4 Linienschiffe, 2 Fregatten und andere kleinere Fahrzeuge auszurüsten, daß ferner (der erhaltenen Nachricht zufolge) eine ähnliche Botschaft nach Carthagena und Cadix ergangen sey, und zwar insbesondere mit der Verfügung, daß 3 Linienschiffe vom ersten Rang aus lezterm Hafen aussegeln sollten. Ein weiterer Beweis der feindlichen Gesinnungen sey der Befehl, die Paketboote wie zu Kriegszeiten auszurüsten.

Somit war also eine unmittelbare, unzweideutige Verletzung der Bedingungen verübt, auf welchen die Bedingungen des Friedens beruhen sollten; denn dem spanischen Hofe war es vorher angekündiget, daß die unmittelbare Folge eines solchen Schrittes (wie der von ihm gewagte) Krieg seyn würde. Obgleich Seine Majestät in diesem Falle sich verbunden sahen, die Feindseligkeit sogleich anzufangen, so zogen Sie gleichwohl die Fortsezung des ihrer Sinnes- und Denkart so verwandten Systems der Mäßigung vor. Sie beschlossen, immer noch ein Auskunftsmittel zur Beilegung der Streitigkeiten in Bereitschaft zu halten, eine Seitenthüre zur Erreichung dieses Zwecks offen zu lassen, wofern anders Spanien die Freyheit gelassen würde, die Verhaltungsart zu befolgen, die ihm das richtige Gefühl seiner eigenen Vortheile und seiner Sicherheit vorzeichnet. Bemerkungswürdig hiebei ist, daß die grundlosen und unanständigen Beschuldigungen, die in dem spanischen Manifeste dem Betragen Sr. Majestät gemacht werden, lediglich auf nichts, als den Grund eben dieser Nachsicht gebaut sind. Hätten Ihro Majestät ihr so gegründetes Kriegsrecht ohne alles Hinhalten ausgeübt, so wäre es unmöglich gewesen, den so unrichtigen Behauptungen, auf die man hinterlistigerweise so viel Gewicht legt, nur Schein und Farbe zu geben. Die schonende Nachsicht, welche den schon eingetretenen Kriegszustand weiter hinaus schob, ward also nicht nur in ein falsches Licht gestellt, sondern sogar in einen Klagegrund verkehrt, weil sie, die dem Angreifer erwiesene Nachsicht, nicht auch auf das gefahrvolle, unzuläßige Aeusserste ausgedehnt worden sey.

Zufolge oben gedachter Benachrichtigungen erhielt der brit-

tische Gesandte in Madrit den Befehl, dem spanischen Hofe Vorstellungen und Einwendungen zu machen; Erklärung in Betreff der zwischen Spanien und Frankreich geschlossenen Uebereinkunft zu verlangen, und dann hauptsächlich darauf zu dringen, daß die Seezurüstungen ganz auf den Stand zurükgebracht werden, in welchem sie vor dem Ausbruch des Kriegs zwischen England und Frankreich waren. Ferner erhielt er den Auftrag, der spanischen Regierung unverblümt anzukündigen, daß Ihre Majestät sich verpflichtet fühlten, ohne Verzug, alle und jede Vorsichtsmaasregeln zu ergreifen, insonderheit ihrem vor Ferrol kreuzenden Admiral aufzugeben, daß er kein spanisches Kriegsschiff weder aus dem Hafen heraus noch hinein lasse.

Diese wiederholten Vorstellungen bewirkten keine wesentliche Abhülfe, nicht einmal genugthuende Erklärungen, während, unter dem Dekmantel der Nachsicht Sr. Majestät, der Feind beträchtliche Geldlieferungen erhielt, und zugleich Gelegenheit, sich andere Bedürfnisse und Verstärkungen zu verschaffen.

Jeder Umstand im allgemeinen Betragen Spaniens war wie darauf angelegt, die wachste Aufmerksamkeit der brittischen Regierung rege zu halten. Die Ausfahrt der spanischen Schiffe aus ihren Docken, um den französischen Kriegsschiffen Plaz zu ihrer Ausrüstung zu machen — der Durchzug französischer Kriegsvölker und Seeleute durch spanisches Gebiet — die Ausrüstung in Ferrol — die Betrachtung, daß die Vereinigung dieser Flotte mit den französischen Schiffen, die bereits in diesem Hafen liegen, dem Feinde ein Geschwader verschaft hätte, das der Zahl nach dem vor Ferrol kreuzenden brittischen weit überlegen gewesen wäre — die ausserordentlichen Ausgaben, zu welchen dieses Betragen Spaniens Großbritannien nöthigte — alle diese Umstände zusammen erforderten diese Vorsichtsmaasregeln, sowohl in Ansehung der Vorstellungen, als des wirklichen Handels, welche Ihre Majestät sofort ergriffen haben. Während amtliche Anzeigen von des Königs Gesinnung, diese Maasregeln zu befolgen, gemacht wurden, erhielt die spanische Regierung zu gleicher Zeit die Versicherung, daß Ihro Majestät noch immer ein ernstliches Verlangen hegten, gute Freundschaft mit Spanien zu unterhalten, daß aber die

Fortsezung eines solchen Verhältnisses zwey Bedingungen unterworfen seyn müsse. Spanien müsse sich aller feindlichen Zurüstungen enthalten, und ferner, ohne Zögerung und Rükhalt, die Beschaffenheit und den Umfang der mit Frankreich geschlossenen Vertragsartikel aufdeken, eine Sache, die schon so oft und immer fruchtlos verlangt worden sey.

Die genommenen Maasregeln waren nur solche, die Ihrer Majestät unumgänglich nöthig schienen, um zu verhindern, daß Spanien nicht während der Verhandlung seine Seemacht verstärke, und dann den möglichen Folgen der glüklichen Ankunft der aus Amerika erwarteten, reichbeladenen Schiffe in Spaniens Häfen zuvor zu kommen, eine Sache, die schon in früheren Zeiten mehr als einmal der Zeitpunct des Endes aller Unterhandlungen und des Anfangs der Feindseligkeiten von Seiten Spaniens gewesen ist.

Die bei dieser Gelegenheit den Admiralen ihrer Flotten gegebenen Befehle Sr. Majestät sind ein sprechender Beweis von der schonendsten Nachsicht. Alles, was sowohl den Umfang, als den Gegenstand der aufgestellten Maasregeln betraf, war der möglichsten Einschränkung unterworfen. Die Ausführung der einschlagenden Befehle war mit der strengsten Einschärfung begleitet, alles anzuwenden, was nur irgend mit der Zweckerreichung vereinbar wäre, um irgend eine Ausübung von Feindseligkeit oder Gewaltthätigkeit gegen das Gebiet und die Unterthanen Sr. katholischen Majestät zu vermeiden. Die feindlichen Zurüstungen in Ferrol machten es vor der Hand nothwendig, daß das Geschwader, welches vor diesem Hafen kreuzte, verstärkt werden mußte, aber die brittischen Admirale erhielten zugleich den Befehl, der spanischen Regierung von ihren empfangenen Verhaltungsvorschriften die Anzeige zu machen, und zu erklären, daß sie, jener Vorschrift zufolge, entschlossen seyen, sich dem Auslaufen der französischen oder spanischen Geschwader zu widersezen, wenn eines oder das andere einen solchen Versuch machen wollte.

Zu gleicher Zeit ward der Wille Sr. Majestät bekannt gemacht, daß nemlich vor der Hand kein Sr. katholischen Majestät zugehörendes Schiff, das aus einem spanischen Hafen segle, angehalten, sondern daß nur der Befehlshaber dessel-

den aufgefordert werden sollte, gerade in den Hafen, woraus er gekommen, wieder zurük zu kehren. Blos in dem Falle, wenn ein solcher Befehlshaber sich weigere, der Aufforderung zu willfahren, sollte das Schiff weggenommen, und nach Gibraltar oder Malta geschikt werden.

Ferner ward befohlen, kein heimwärts bestimmtes spanisches Kriegsschiff anzuhalten, ausser wenn es Schäze am Bord hätte, auch kein Handelsfahrzeug dieser Nation, es sey beladen, mit was es wolle, und auf wessen Rechnung. Daß bey Befolgung dieser Vorsichtsmaasregeln viele achtungswerthe Menschen ihr Leben verlohren haben, bedauern Ihre Majestät auf das Innigste: sie beklagen dieses Ereigniß, das allein in dem Zusammenkommen besonderer Umstände seinen Grund hat, aber der Gerechtigkeit Ihrer Sache auf keine Weise zur Last fällt. Die Frage von dem gesezlichen Grunde und der erlaubten Ausübung des Rechts Ihrer Majestät gehört in das Natur- und Völkerrecht, welches die Ergreifung solcher Maasregeln, die zur Selbstvertheidigung und dem Zuvorkommen eines Angriffs gehören, unstreitig gebietet und rechtfertigt.

Es ist jezt nur noch zu bemerken, daß, wenn ein weiterer Beweis von der Klugheit und Nothwendigkeit der genommenen Vorsichtsmaasregeln begehrt werden soll, man diesen Beweis in dem spanischen Manifeste selbst findet. Bekennt ja die spanische Regierung darin selbst: sie habe von Anfang des Kriegs an die Nothwendigkeit eingesehen, Partei zur Unterstüzung der französischen Ansprüche zu nehmen! Sie erklärt ausdrüklich, „daß Spanien und Holland, die vereint mit Frankreich in „Amiens unterhandelt hätten, und deren Interesse und politi„sche Verhältnisse so genau verknüpft wären, sich nicht wohl „enthalten könnten, bei den ihrem Bundesgenossen zugefügten „Beleidigungen Theil zu nehmen."

Vergleicht man ferner die Data und den Erfolg der vom englischen Gesandten dem spanischen Hofe übergebenen Vorstellungen, so erhellt, daß im ganzen Laufe der Verhandlungen vor der Abreise von Madrit von der Wegnahme der spanischen Fregatten gar nie die Rede war. Dieser Klagegrund, von welchem man seitdem so viel Aufhebens gemacht hat, war also keineswegs die Triebfeder der vorgängigen feindseligen

Stimmung, die der spanische Hof in der Verhandlungsart der Streitpunkte so auffallend äusserte; auch war er, wie man in der Folge sehen wird, die Ursache des Abbruchs aller Unterhandlungen in Madrit keineswegs.

Am 26sten Oct. 1804 fertigte der englische Geschäftsführer dem spanischen Minister eine Note zu, worin er auf folgende Bedingungen drang, die der Ernennung eines brittischen Botschafters zu Ausgleichung der übrigen, noch unerledigten Fragpuncte nothwendig vorausgehen müßten. Dieser Bedingungen waren drey. 1) Daß die nach Ferrol, Cadix und Carthagena erlassenen Befehle, sowohl was die Ausrüstung der Kriegsschiffe, als was die Versezung derselben von einem Hafen in den andern betrifft, zurükgenommen werden. 2) Daß nicht nur die gegenwärtigen Ausrüstungen eingestellt, sondern daß auch die Zahl und der Bestand der Schiffe auf den Fuß zurükgebracht werden soll, in welchem sie vor Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England waren. 3) Daß sich Spanien in Ansehung seiner geschlossenen Verbindungen mit Frankreich und seiner künftigen Gesinnungen gegen diesen Staat offen und vollständig erkläre. — Von diesem Zeitpunct bis zum 2ten Nov. schikten sich der brittische Geschäftsführer und der spanische Minister verschiedene Noten zu. Kleine Verschiedenheiten im Inhalt abgerechnet enthielten sie nichts, als einerseits dringende Forderungen von Genugthuung; andererseits nichts als ausweichende, unbefriedigende Antworten. — Nach vielfältig gegebener Frist und wiederholten Bemühungen erhielt der Geschäftsführer Sr. Majestät seine Geleitsbriefe am 7ten November, und reiste am 14ten desselben Monats von Madrit ab. Während des ganzen Laufs dieser Verhandlungen ward der Wegnahme der reichbeladenen spanischen Fregatten gar nie gedacht, und es scheint, daß man damals in Madrit gar keine Nachricht von dieser Begebenheit hatte. Es ist also offenbar — so sehr auch der spanische Hof diesen Umstand in seinem Manifeste zu benuzen suchte — daß der Krieg zwischen Großbritannien und Spanien hätte ausbrechen müssen, wenn auch die Wegnahme der Registerschiffe nie Statt gehabt hätte, und daß, der Thatsache nach, der endli-

che Bruch aus Gründen erfolgte, die mit jener Maasregel durchaus in keiner Verbindung stehen.

Jeder dieser bemerkungswerthen Umstände zeugte von dem Mißbrauch, den man wiederholt von der Mäßigung Ihrer Majestät gemacht hat: jeder war von der Art, daß er eine minder feste Schonung und Nachsicht erschöpft haben würde. Man gewährte Ihrem Feinde Hilfsleistungen; man verweigerte oder umgieng die Erklärungen, auf welche mehrmals gedrungen wurde: man verletzte Bedingungen, von denen doch, wie deutlich bekannt war, die Friedensfortdauer abhieng. So war das Betragen des spanischen Hofs: in ihm finden unter diesen Umständen Ihre Majestät den eingetretenen beherrschenden Einfluß Frankreichs, und die spanische Nation im Zustande eines erklärten offenen Kriegs.

Ihre Majestät berufen sich mit Vertrauen auf ganz Europa, welches Ihre musterhafte Mäßigung im ganzen Laufe dieser Verhandlungen anerkennen wird. Sie fühlen mit Bedauern die Nothwendigkeit, welche Sie in ein feindliches Verhältniß mit Spanien sezt, und es würde Ihnen zum innigen Vergnügen gereichen, wenn Sie das Erwachen eines würdigern Nationalgefühls und freiere Ausübung der Hoheitsrechte in diesem Lande wahrnähmen.

Glüklich in der That würden Ihre Majestät sich fühlen, wenn Sie in den Rathsversammlungen Spaniens das Wiederaufleben jener alten Gefühle und jener ehrenwerthen Sinnesart wieder fänden, welche in allen Jahrhunderten dem spanischen Character so nahe verwandt war, und in besseren Zeiten das Betragen ihrer Regierung bezeichnete. Ihre Majestät werden eifrig die erste, auf solch eine Art sich darbietende, Gelegenheit ergreifen, um Friedens- und Freundschafts-Verhältnisse mit einer Nation wieder herzustellen, die so manche Bande gemeinschaftlichen Wohls an Großbritannien knüpfen, und welche Sie bis jezt immer mit den Empfindungen der höchsten Werthschäzung und Achtung anzusehen geneigt gewesen sind.

Downingstreet den 25sten Jan. 1805.

Nro. 1.

Auszug aus einem Schreiben Lords Hawkesbury an den Squire J. Horkham Frere, datirt Downingstreet den 2. Junius 1803.

Nun vernehmen Sie den Willen Ihrer Majestät in Absicht des Betragens, das Sie am spanischen Hofe zu beobachten haben.

Es ist des Königs aufrichtiger und ernstlicher Wille, daß die spanische Regierung in den Stand kommen möge, in dem Kriege, der zwischen England und Frankreich ausgebrochen ist, die strengste Neutralität zu behaupten. Sie müssen daher alles anwenden, um den spanischen Ministern die Rathsamkeit dieses Systems einleuchtend zu machen, und dabei dieselbe versichern, daß, wenn es einmal angenommen ist, Ihre Majestät es mit der gewissenhaftesten Treue in Ehren halten werden.

Da das Cabinet Ihrer Majestät keine Nachrichten hat, um bestimmen zu können, in wie ferne der König von Spanien sich durch das, in San-Ildefonso den 19ten Aug. 1796 geschlossene Schuz- und Truz-Bündniß verpflichtet fühlt, so ist es unumgänglich nöthig, daß Sie diesen wichtigen Punkt in möglicher Bälde zur Gewißheit bringen. Erklärt Ihnen die spanische Regierung: sie fühle sich verpflichtet, die in gedachtem Vertrage ausgemachte Zahl von Truppen und Schiffen an Frankreich zu stellen; ihre Mitwürkung werde sich aber nicht weiter erstreken: so dürfen Sie über diesen Punkt ganz keine Meinung äussern, sondern sich auf die Anzeige beschränken, daß Sie diese Eröffnung Ihrem Hofe melden würden. Indessen müssen Sie die schärfste Aufmerksamkeit unverwandt darauf richten, ob Zurüstungen geschehen, um jene (spanischen) Verpflichtungen in Erfüllung zu bringen; und dann müssen Sie, von Zeit zu Zeit, die eingezogenen, hieher gehörigen, Erkundigungen den Befehlshabern der königlichen Schiffe im Mittelmeere, in Gibraltar und Lissabon mittheilen, damit diese Offiziere die zwekdienlichsten Maasregeln zum Auffangen der spanischen Schiffe bei ihrem Auslaufen aus den Häfen am Mittel- oder Atlantischen Meere nehmen können: ein Ver-

fahren, das den strengsten Grundsätzen der genauesten Neutralität vollkommen gemäß ist und keineswegs als eine unmittelbare, feindselige Handlung gegen Spanien ausgelegt werden kann.

Sollten Sie andrerseits von den spanischen Ministern erfahren, daß die französische Regierung mit der vertragsmäßigen Hilfsleistung nicht zufrieden wäre, sondern von Ihrer katholischen Majestät einen stärkern Zuschuß an Land- und See-Macht verlange, so müssen Sie ohne allen Rukhalt erklären, daß Ihre brittische Majestät die Willfahrung eines solchen Gesuchs ganz wie eine Kriegserklärung und als einen Rechtfertigungsgrund ansehen würden, sofort gegen Spanien Feindseligkeiten ausüben zu dürfen.

Der nächste Gegenstand, auf welchen ich, nach dem Befehl Ihrer Majestät Ihre besondere Aufmerksamkeit hinweisen soll, ist die Lage von Portugal. Es ist äusserst daran gelegen, daß Sie die erste Gelegenheit benuzen und von der spanischen Regierung verlangen, daß sie ihre Gesinnungen und Absichten in diesem Punkte ohne Rükhalt Ihnen eröffne. Bei der Besprechung mit den spanischen Ministern über diese Angelegenheit müssen Sie denselben vorstellen, daß Ihre (brittische) Majestät eingewilligt hätten, die Neutralität Portugals in Ehren zu halten, aber gerade eben deßwegen nicht zugeben könnten, daß sie von irgend einer Macht gestört werden dürfe. Höchstsie verlassen sich auf die Gerechtigkeitsliebe und Großmuth des Königs von Spanien, daß er, weder für sich, noch in Verbindung mit Frankreich, irgend etwas unternehmen werde, was die Sicherheit und Unabhängigkeit jenes Reichs gefährden könnte. Dabei müssen Sie dem Madrider Cabinet nicht verhalten, daß, wenn Ihre katholische Majestät französischen Kriegsvölkern den Eintritt in Ihre Staaten erlauben oder ihn nicht mit Gewalt abtreiben würde, der König von England sich bewogen finden müsse in Rükſicht auf Portugal, dieses Betragen Spaniens als einen Rechtfertigungsgrund zum Kriege anzusehen. Ferner habe ich Ihnen einen königlichen Befehl kundzuthun. Sie sollen nämlich mit dem portugiesischen Gesandtenin Madrid das vertraulichste Vernehmen unterhalten und mit ihm zur Sicherstellung des Gebiets Ihrer allergetreuesten Majestät mitwirken.

Nachdem ich Ihnen nun das Betragen, welches, wenn es von Spanien beobachtet werden sollte, diesem Reiche den Krieg von Seiten Englands zuziehen muß, auseinandergesezt habe, so muß ich Ihnen noch den fernern Willen Ihrer Majestät bekannt machen. Sobald nehmlich solcherley Fälle und Ereignisse wirklich vorkommen sollten, so werden Sie die stärksten Vorstellungen dagegen machen und wofern Sie keine genugthuende Antwort erhalten, unverzüglich Madrid verlassen und nach Lissabon gehen, von wannen Sie nach England zurükkehren. Vor Ihrer Abreise müssen Sie die Befehlshaber der königlichen Schiffe im Mittelmeer, in Lissabon und Gibraltar von Ihrem Entschlusse benachrichtigen, damit dieselbe unverweilt Feindseligkeiten gegen Spanien mit Vortheil anfangen können.

Nro. 2.

[Auszug eines Berichts von J. H. Frere an den Lord Hawkesbury, ausgefertigt zu Aranjuez den 3. Jun. 1803.]

Bei einer neulichen Gelegenheit drang ich bei dem Friedensfürsten auf eine bestimmte Erklärung der Gesinnungen seines Hofs, ob nehmlich kraft des 8ten Artikels des San-Ildefonser Vertrags die Feindlichkeit Spaniens mit der Feindlichkeit Frankreichs so unzertrennlich verknüpft sey, daß England, im Kriege mit lezterem Staate begriffen, dadurch gerechtfertiget sey, auch ersteres Reich sofort zu bekämpfen.

Hierauf antwortete er: es möchte so scheinen, aber die Erfüllung der Verträge müsse nicht als durchaus unerläßlich angesehen werden, sondern sie hänge von den Zeitumständen ab. — Mit einigen andern ähnlichen Aeusserungen schien er mir verstehen geben zu wollen, daß er, bei der jezigen Lage der Dinge, die Erfüllung des Vertrags nicht als nothwendig ansehe. Bei diesem Anlaß brachte er einen neuen sehr seltsamen Grund auf die Bahn. Zuerst, sagte er, wünsche er die Ursachen des gegenwärtigen Streits zu wissen und ob er als Fortsezung des vorigen Kriegs zu betrachten sey? In diesem Falle würde Spanien

ganz keinen Theil daran nehmen. Wäre es aber ein neuer, aus neuen Ursachen entstandener Krieg, so sehe er sich genöthiget, den Vertrag für bindend zu halten und es müßten deswegen die Gesinnungen der andern, am Frieden zu Amiens theilhabenden, Mächte über diesen Punkt vorher gehört werden. Er äusserte ferner, daß der König von Spanien nicht als Bundesgenoß von Frankreich kraft dieses Vertrages an dem lezten Kriege Theil genommen habe. Ich führte ihm darauf den lezten Artikel dieser Uebereinkunft an, welcher ausdrüklich gegen England gerichtet ist. Da der Friedensfürst aber sich desselben nicht zu erinnern schien und ich der Erledigung dieses Punktes für dießmal kein Ende sah, so beschloß ich bei der nächsten Unterredung die Sache wieder zur Sprache zu bringen.

Bei der nächsten Zusammenkunft kam er mir zuvor, und sagte, als ich in das Zimmer trat: Wohlan! es scheint, wir bekommen Krieg. Ich erwiederte: ich hoffe, daß er unter Wir nicht Spanien und England verstehe. Er versezte: Nein! Spanien sey entschlossen, seine Neutralität ferner zu beobachten. — Ist das, antwortete ich, so brauchen wir uns nur noch darüber zu verständigen, welche Vorstellung wir mit dem Worte Neutralität verbinden, und ob Spanien die Verstattung, daß französische Kriegsvölker durch sein Gebiet ziehen dürfen, auch darunter begreife? Ich sezte hinzu: die Maasregeln zur Sicherung und Gewährleistung dieser Neutralität müssen mit Großbritannien verabredet werden. Hier wollte er sich wieder nicht in nähere Erörterungen einlassen, sondern verwies mich an Don Cevallos und seine amtlichen Mittheilungen. Ich entwarf daher beigeschlossene Note, deren Inhalt ich absichtlich auf Auslegung des Ildefonser Vertrags beschränkte.

[Uebersezung des Einschlusses, der sich auf Nro. 2 bezieht.]

Aranjuez, den 3. Jun. 1803.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ist von der Art, daß sie eine Erklärung unserer beiderseitigen Regierungen nothwendig macht. Ich finde mich daher von selbst aufgefodert,

mich unmittelbar an Euer Excellenz zu wenden, in vollem Vertrauen, daß zufolge der friedlichen Gesinnungen, die ich von Seiten Ihrer katholischen Majestät durch Sie zu vernehmen die Ehre hatte, ich in den Erklärungen Euer Excellenz dieselbe Offenheit finden werde, mit welcher zu Werke zu gehen, ich in gegenwärtigem für Pflicht gehalten habe.

Da der spanische Hof mit Frankreich durch eine neue Uebereinkunft verbunden ist, welche ihn verpflichtet auf eine bloße Aufforderung als mitwirkender Theil aufzutreten, so sehen Eure Excellenz von selbst, daß die wörtliche Fassung und förmliche Uebernehmung dieser Verpflichtung Spanien und Frankreich — wenigstens in Beziehung auf Krieg — in einen- und denselben Staat verwandelt, dergestalt, daß ein Fehdezustand mit dem lezteren Lande hinreichend ist, Spanien als Feind derjenigen Macht aufzustellen, die im Kampfe mit Frankreich begriffen ist. Ja diese Verpflichtung berechtigt jene Macht, solch einen Staat, dessen kriegerische Bestrebungen blos von dem Willen eines erklärten Gegners abhängen und nur auf eine schikliche Zeit zum Losbrechen warten, sofort als einen Feind zu betrachten.

Lassen Eure Excellenz mir die Gerechtigkeit widerfahren und glauben Sie, daß ich weit entfernt bin, diese Ansicht und Vorstellung mit Vergnügen zu verfolgen. Wenn ich etwas auf ihr verweilte, so geschah es blos, um Ihnen die Versicherungen, die ich mündlich zu geben die Ehre hatte, auf eine förmlichere Weise zu wiederhohlen; nämlich, daß die brittische Regierung keineswegs geneigt ist, dem Artikel des Ildefonser Vertrags sofort diese Deutung zu geben, oder auf einem Saze zu beharren, der sich auf Schlußfolgerungen gründet, (so richtig und bündig sie auch in andern Rükſichten sind) die ich Ihnen vor Augen gelegt habe. Ich muß daher Eure Excellenz aufmerksam machen, daß ungeachtet des gerechten Werthes, den ich auf Ihre indirekten Aeusserungen in Ansehung der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen Ihrer katholischen Majestät lege, in Betracht des Bestehens eines neuen und förmlichen Vertrags, dessen Bedingungen mit der Beibehaltung oben gedachter Gesinnungen unverträglich sind, es höchst wichtig, ja nothwendig ist, daß die brit-

tische Regierung von der spanischen eine Erklärung erhalte, deren Glaubwürdigkeit und Bündigkeit das Mistrauen niederschlagen kann, welches die alten Verbindungen und die geschlossenen Verträge mit dem Feinde Grosbritanniens natürlich einflössen müssen.

Jezt habe ich nur noch die ängstliche Besorgniß auszudruken, mit welcher ich die Antwort Euer Excellenz erwarte, und dann die Versicherungen meiner ausgezeichneten Hochachtung zu wiederhohlen.

J. H. Frere.

[An S. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.]

Nro. 3.

Bericht des Squire J. H. Frere an den Lord Hawkesbury: Madrid den 10ten Jun. 1803.

Mylord! In Erwartung der Antwort von Don Cevallos habe ich den Staatsboten einige Tage aufgehalten und bin izt erst im Stande dieselbe zu übersenden. Aber ich fürchte, sie wird Eure Herrlichkeit eben so wenig befriedigen, als sie mich befriediget hat.

Bei dem ersten Eindruk wollte ich eine Gegenantwort übergeben und darin die Art, wie meine Frage umgangen wurde, auseinandersezen und zugleich den Fragpunkt in einer deutlichen und förmlichen Bestimmung wiederhohlen. Doch, da ich erwog, daß bei der wirklichen Lage der Dinge, eine kategorische Antwort, wenn sie Spanien abgedrungen würde, weniger günstig ausfallen dürfte, als die erhaltene ausweichende, welche — gerade wenn man dem Madrider Cabinet friedfertige Gesinnungen zutraut — das Aeusserste seyn möchte, was es, ohne vorher empfangene, bestimmtere Eröffnungen der brittischen Regierung, wagen könnte; da ich ferner bedachte, es sey meine Pflicht, alle möglichen Mittel zur Wiederversöhnung zu erschöpfen; so behielt ich den beigeschlossenen Entwurf zurük, in welchem ich, wie Eure Herrlichkeit sehen werden, es über mich nahm, das Begehren des Don Cevallo's günstig auszudeuten. Sobald ich eine Abschrift der amtlichen Erklärungen erhalten werde, will ich ihm eine Eröf-

sinung von der Art, wie er sie verlangt, zufertigen. Ich habe die Ehre u. s. w. J. H. Frere.

An den hochachtbaren Lord Hawkesbury u. s. w.

[Erster Einschluß zu Nro. 3. Uebersezung einer Note von Don Cevallos an J. H. Frere, Aranjuez, den 9ten Jun. 1803.]

Mein Herr! die Note vom 3ten dieses, welche Sie mir zuzuschiken beliebt haben, ist mir richtig zugekommen. Sie behaupten darin, daß die gegenwärtige Lage der Sachen Ihrem Hofe die Nothwendigkeit auflege, von der spanischen Regierung eine förmliche, wahrhafte Erklärung ihrer Gesinnungen in Hinsicht auf die Streitigkeiten zwischen Frankreich und England zu begehren.

Zur Beantwortung dieser Note muß ich Ihnen bemerken, daß der König, mein Herr, bis jezt von den Irrungen zwischen Frankreich und Engelland keine andere Nachrichten hat, als die aus öffentlichen Blättern. Und diese versichern, daß die Forderungen Großbritanniens den Bedingungen des Friedens von Amiens nicht gemäß wären und daß Frankreich sich nicht für ermächtiget halte, sie zu bewilligen, ohne Zustimmung von Spanien und Holland, als Mitvertragschliessern, und von Oesterreich, Rußland und Preussen, als Gewährleistern dieses Friedensschlusses. Bey diesen Umständen wäre den gegenseitigen Verhältnissen, die aus einem Friedensvertrag entspringen, den Grundsäzen, auf welchen seine Beständkraft beruht und den rechtmäßigen Mitteln, ihn wieder aufzuheben, nichts angemessener gewesen, als wenn England seine Wünsche dem Könige, meinem Herrn, eröffnet hätte, wenigstens insofern denselben, als einen Haupttheilhaber am Frieden zu Amiens, die Beobachtung der geschlossenen Artikel angeht. Zulezt muß ich Ihnen noch anzeigen, daß Ihre (katholische) Majestät, da sie ohne alle sichere, amtliche Nachricht von dem Stande der Verhandlungen sind — was doch zu einer gehörigen Antwort auf die in Ihrer Note vorkommenden wichtigen Fragen unentbehrlich ist — so können Höchstsie, ohne diese unumgänglich nöthige Belehrung, keine Entschliessung fassen. Jene Belehrung könnten Sie, Mein Herr! mir verschaffen, wenn Sie zu diesem Zweke sich von Ihrer Regierung

einen Bericht von dem Gang und Ende der Unterhandlung ausbitten wollten. Ich ergreife diese Gelegenheit u. s. w.

Pedro Cevallos.

An den Herrn Squire F. H. Frere u. s. w.

[Uebersezung des zweiten Einschlusses zu Nro. 3.]

Madrid d. 10ten Jun. 1803.

Ich säume nicht auf Eurer Excellenz gestrige Note zu antworten.

Um Eure Excellenz nicht durch eitle, zu Nichts führende, Erörterungen zu behelligen, schien es mir nöthig, Denselben eine vorläufige Frage vorzulegen, die in dem Bestehen öffentlicher Verträge zwischen Ihrer katholischen Majestät und der französischen Republik ihren Grund hat. Hält sich nemlich die spanische Regierung durch den Buchstaben des Ildefonser Vertrags gebunden und verpflichtet, insonderheit durch die Worte des 8ten Artikels, dessen Wirkungen, in Betracht des Kriegführens, beide Regierungen schlechterdings zu einer und ebenderselben machen müssen?

Mit Vertrauen hat der König von Großbritannien eine so gerechte Sache, als die, welche ihn in den gegenwärtigen Krieg gezogen hat, dem Billigkeitsgefühl Ihrer katholischen Majestät und der Urtheilskraft Ihres Kabinets vorgelegt. Gleichwohl mußte es mir unnöthig scheinen, dem spanischen Hofe die Beweggründe Ihrer brittischen Majestät auseinander zu sezen, wofern dieser Hof in der That das Recht nicht behielt, von seinem Bundesgenossen eine solche Erklärung zu verlangen, noch auch nach dem Entschlusse zu handeln, welchen ihm seine eigenen Grundsäze von Recht eingegeben haben mögen; wofern dieser Hof, wenn er auch dem Betragen Englands Gerechtigkeit widerfahren läßt, sich doch verpflichtet fühlen mußte, die Waffen zu ergreifen, zu Unterstüzung einer Sache, die er als unrecht anerkannt hat.

Da diese Erwägungen dem Scharfsinne Eurer Excellenz unmöglich entgehen konnten, so mußte es mir zu wahrem Vergnügen gereichen, als ich in Ihrer Note fand: der spanische Hof wünsche vorher nähere Erläuterung der Verhandlungen, die zwischen England und Frankreich Statt hatten, ehe er sich

über die Partei entscheiden könne, die er bei dem eingetretenen Kriege ergreifen werde. Ich sehe es als einen Beweis an, daß Spanien noch seine Wahlfreyheit fühlt, und daher werde ich nicht säumen, es meiner Regierung zu melden. Ich zweifle nicht, daß sie, sobald sie von den Gesinnungen Ihrer katholischen Majestät unterrichtet ist, mich bevollmächtigen werde, die aller genugthuendste Erläuterung der Ursachen zu geben, welche den König von Großbritannien bestimmt haben, die Waffen abermals gegen Frankreich zu ergreifen: ein Umstand, der in dem aufrichtigen Verlangen, die zwischen beiden Ländern bestehenden Bande der Freundschaft immer fester zu knüpfen, übrigens ganz keine Aenderung macht. Wenn solch eine Verhaltungsvorschrift mir bis jezt noch nicht zugekommen ist, so werden doch Eure Excellenz aus dem oben Gesagten ermessen, daß dieser Verzug keineswegs zugerechnet werden darf weder der Unbereitwilligkeit Ihrer brittischen Majestät, mit Spanien die Bedingungen und Maasregeln festzusezen, die Höchstsie zur Erhaltung des Friedens immer betrieben haben; noch weniger aber der Furcht, als ob England nicht im Stande wäre, in den Augen Ihrer katholischen Majestät die Entschliessung zu rechtfertigen, zu welcher es am Ende sich gedrungen fühlen dürfte. Euer Excellenz finden den Beweggrund dazu in der Beschaffenheit der politischen Verhältnisse Ihres Hofes, und in der darin gegründeten Unmöglichkeit, ihm Verhandlungen und Streitfragen vorzulegen, wobey er, wegen seiner Verbindung mit Frankreich, keine Stimme haben kann, wenn anders Spanien sich nicht wieder selbst von seinen auferlegten Verpflichtungen frey macht, ein Recht, das eine Nation nur mit ihrer Unabhängigkeit verliert. Ich verharre u. s. w.

F. H. Frere.

An Se. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.

Nro. 4.

Bericht von Frere an Lord Hawkesbury.

Madrid d. 12ten Sept. 1803.

Mylord! die beigeschlossene Note übergab ich bei der Nachricht, daß General Beurnonville die Erlaubniß erhalten

habe, ungefähr 1500 Mann, theils Seeleute, theils Artilleristen, nach Ferrol (durch spanisches Gebiet) durchziehen zu lassen, um die daselbst befindlichen (französischen) Schiffe zu bemannen. Ob ich mir gleich nicht schmeicheln darf, daß meine Vorstellung Gehör finden werde, so habe ich es doch für dienlich, ja nöthig erachtet, laute Beschwerden gegen ein Verhalten zu führen, das den Grundsäzen der bisher von Spanien beobachteten Neutralität entgegen ist, und, worauf ein achtsames Auge zu haben, die mir von Eurer Herrlichkeit gegebenen Verhaltungsbefehle mir vorschreiben. Ich habe die Ehre u. s. w.

F. H. Frere.

[Uebersezung des Einschlusses in Nro. 4.]

Madrid d. 9ten Sept. 1803.

Eben habe ich Nachrichten erhalten, an deren Richtigkeit ich nicht zweifeln darf, daß die spanische Regierung Zurüstungen macht, um einer beträchtlichen Zahl von Seeleuten und Artilleristen den Durchzug zu erleichtern, um das in Ferrol liegende französische Geschwader zu verstärken.

Die Verhaltungsbefehle, die mir mein Hof auf den Fall gegeben, wenn französisches Kriegsvolk spanisches Gebiet betreten sollte, sind so deutlich und bestimmt, und der eben geschehene Vorgang bezieht sich so sehr darauf, daß ich an dem Gesichtspunct, aus welchem mein Hof dieses Betragen ansehen wird, wenig zweifle, und zu gleicher Zeit Ihnen ankündige, daß ich auf das förmlichste gegen einen solchen schreyenden Bruch der Neutralität von Seiten Spaniens Beschwerden erheben muß.

Es ist hier der Ort nicht, die gewissenhafteste Achtung, welche die brittischen Officiere dem spanischen Gebiete erwiesen haben, anrühmen zu wollen, denn Eure Excellenz sind gewiß überzeugt, daß dieses der Wille der Regierung ist, welcher sie dienen. Ich kann mich jedoch nicht enthalten, Ihnen ein neues Beispiel hievon anzuführen. In der Hize des Verfolgens und im Begriff eine Prise wegzunehmen, hielt das englische Geschwader die Neutralität der spanischen Küste in Ehren, und verstattete einer feindlichen Fregatte, sich in einen

spanischen Hafen zu flüchten, von wo aus, mittelst der aus Frankreich ihr zugeschikten Hilfsleistungen, sie wieder in die See stechen wird, um die nämlichen (nachsichtsvollen, brittischen) Schiffe zu bekämpfen.

Es war das beständige Ziel meiner Bemühungen, Spanien dahin zu bringen, daß es einsehe, von welcher Wichtigkeit ihm die Erhaltung des guten Vernehmens seyn sollte, das zwischen beiden Mächten besteht. *) Ihre Majestät haben durch eine beispiellose Mäßigung der Welt gezeigt, welchen Werth Höchstsie auf dieses System sezen, und welches zu befolgen Sie so lange fortfahren wollen, als Sie einige Hoffnung von einer gleichartigen Gesinnung Spaniens sehen werden. Aber ich wage nicht zu glauben, daß Höstsie ein, dem Ihrigen so ganz ungleiches, Betragen mit Gleichgültigkeit ansehen, oder als neutral eine Macht anerkennen werden, deren Häfen nicht nur die Freystätte, sondern auch die Docken **) und Zeughäuser Ihres Feindes sind. Ich bin u. s. w.

Frere.

An Se. Excellenz Don P. Cevallos.

Nro. 5.

Auszug aus einem Schreiben von Lord Hawkesbury an Frere.

Downingstreet d. 24sten Nov. 1803.

Ihre Berichte bis Nro. 40. einschließlich habe ich erhalten, und dem Könige vorgelegt.

Mit grossem Vergnügen melde ich Ihnen, daß der König Ihr gesammtes Betragen, insonderheit die Sprache, die Sie in den verschiedenen Unterredungen mit den spanischen Ministern geführt haben, vollkommen billigt.

In der noch fortdauernden Ungewißheit, ob ein Vertrag oder eine Uebereinkunft zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen worden, und welche besondere Bedingungen darin festgesezt seyn mögen, ist es mir äusserst schwer, Ihnen irgend eine Verhaltungsvorschrift zu geben, denn diese muß von Umständen abhängen, wovon Ihre Majestät nicht genau genug unterrichtet sind.

*) Es sollte wohl heissen: bisher bestand. Uebers.

**) Ein Behältniß in einem Hafen, wo die Schiffe ausgebessert werden. Uebers.

Die Erhaltung des Friedens mit Spanien war, seit dem Ausbruch des jezigen Kriegs, stets das Ziel der Politik Ihrer Majestät. Aber die spanische Regierung muß es selbst einsehen, daß dieses Ziel nicht anders erreicht werden kann, als durch ihr eigenes, ernstliches Bestreben, alles mögliche zur Aufrechthaltung einer wahren Neutralität zu thun: sie muß es dahin bringen, daß alle andere kriegführende Mächte diese ihre Neutralität in Ehren halten. Sollte daher die Frage vorkommen, in wiefern Ihre Majestät es zugeben würden, daß Spanien seine Neutralität durch einen an Frankreich zu bezahlenden Geldbeistand kaufen dürfe, und ob es dennoch ferner als neutral betrachtet werden würde? so muß darauf geantwortet werden: dieß hänge zum Theil von der Grösse der geleisteten Geldhülfe ab, und zugleich vom ernstlichen Willen Spaniens, seine Neutralität in allen andern Rükſichten gesichert zu halten. Denn wenn der König auch zur Zeit geneigt wäre, einen kleinen oder nur kurzdauernden Geldzuschuß zu übersehen, wofern anders dieser Zuschuß zu Erreichung des Zweks (der Neutralität) wesentlich nöthig wäre; so könnten Ihre Majestät doch unmöglich einen fortwährenden Zuschuß von der Grösse, wie Sie angeben, nicht anders, als eine den Franzosen gegebene Geldhülfe betrachten, als einen Beistand, der vielleicht der wirksamste ist, den Spanien ihnen zur Fortsezung des Krieges leisten kann.

Im Falle Sie überzeugt werden, daß irgend eine Uebereinkunft von der Art, wie Sie in Ihrem Berichte andeuten, zwischen Frankreich geschlossen worden, oder wenn Sie nur Gründe haben zu glauben, daß eine solche Uebereinkunft, obgleich nicht wirklich zu Stande gekommen, doch im Werke sey, so verhalten Sie sich nach folgender Vorschrift.

1. Sie erheben sich mit Beschwerden gegen diese Verhaltungsart, als eine Neutralitätsverlezung von Seiten Spaniens und folglich als Berechtigungsgrund zu einem Kriege von Seite Ihrer Majestät.

2. Sie erklären bestimmt, daß bei dieser Verhaltungsart Ihre Majestät vom Beginn der Feindseligkeiten nur allein durch die Betrachtung abgehalten werden könne, daß die Maasnehmung blos ein einstweiliges Auskunftsmittel sey, dessen sich

die spanische Regierung bald möglich zu entschlagen entschlossen sey, und dann, daß Ihre Majestät sich die Freyheit vorbehalte, das Beharren auf der Zahlung der Geldhülfe an Frankreich, in der Zukunft, nach Beschaffenheit der Umstände, als gerechten Grund zu einem Kriege anzusehen.

3. Ihre Majestät erwarten, daß die spanische Regierung auf ihrem Entschlusse, keinem französischen Kriegsvolk den Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten, bestehen werde.

4. Jede zu versuchende, spanische Seezurüstung muß bei den gegenwärtigen Umständen als höchstverdächtig, und jeder Versuch, den Franzosen einen Seebeistand zu leisten, als unmittelbare Kriegsursache betrachtet werden.

5. Ihre Majestät haben das Recht zu erwarten, daß nicht nur die spanischen Seehäfen dem Handel ihrer Unterthanen offen seyn, sondern daß auch ihre Kriegsschiffe und die Fahrzeuge ihrer Unterthanen, wie die ihres Feindes, behandelt werden müssen.

Dieß ist die Verhaltungsvorschrift, nach welcher Sie sich zu richten haben. Falls ein französisches Kriegsheer das spanische Gebiet betreten, oder falls Sie sichere Nachricht erhalten sollten, daß Seezurüstungen zum Beistand der Feinde Ihrer Majestät gemacht werden, so sehen Sie Ihre Sendung als geendigt an, und verlassen, nach der gehörigen amtlichen Anzeige, Madrid.

Wenn Sie sich genöthigt finden sollten, Madrit zu verlassen, so benachrichtigen Sie vorher hievon die Befehlshaber der königlichen Geschwader im Mittelmeer, in Gibraltar, in Lissabon und vor Ferrol, damit sie unverzüglich ihre Maasregeln zum Beginn der Feindseligkeiten nehmen können.

Nro. 6.

Auszug eines Berichts von Frere an den Lord Hawkesbury.

Madrid d. 27sten Dec. 1803.

Die mir von Eurer Herrlichkeit durch den Staatsboten Bassett zugeschikten Verhaltungsbefehle habe ich erhalten, mit den innigsten Dankgefühlen wegen der königlichen gnädigen Billigung meiner Geschäftsführung, und mit nicht geringerem

Vergnügen wegen der genauen, ins Einzelne gehenden Vorschrift, die eine so glüklichleitende Richtschnur in den gegenwärtigen, verwikelten Umständen dieses Reiches ist.

Don Cevallos antwortete mir seit einiger Zeit mit einer Miene von so viel Zufriedenheit und von höherer Belehrtheit, daß ich fast besorgte, ich möchte in der Wärme, womit ich auf die verschiedenen Puncte drang, welche in dem Befehl Eurer Herrlichkeit enthalten sind, über die Absicht der königlichen Regierung hinausgegangen seyn.

Das leztere Schreiben Eurer Herrlichkeit machte ich zum Inhalt einer Note an Don Cevallos, die so einfach und kurz, als es der Gegenstand zuließ, und beinahe ganz aus dem Verhaltungsbefehl abgeschrieben war.

Den folgenden Tag sprach ich mit Don Cevallos vom Gegenstand meiner Note. Ich bemerkte ihm: ich glaube, er würde nun meinem Eifer, den ich in meiner bisher geführten Sprache gezeigt hätte, Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie, wie er sehe, mit dem Verhaltungsbefehl meines Hofes ganz übereinstimme. Don Cevallos brachte dann eine lange Abhandlung über die Neutralität und Wiederholungen der Opfer vor, die der König von Spanien zur Erhaltung der Neutralität gebracht habe. Ich antwortete im Ganzen mit denselben Gründen, die Eure Herrlichkeit in der beigeschlossenen Note finden. Cevallos erwiederte: Ihre katholische Majestät hätten alles Ihnen mögliche zur Erhaltung der Neutralität gethan, und wenn Ihre Bemühungen nicht glüklich ausfallen sollten, so wäre es nicht Ihre, sondern die Schuld der brittischen Regierung, die in den Augen Europa's dafür verantwortlich seyn würde. Darauf versezte ich: Freylich würde Europa den Ausspruch thun, welche der beiden Regierungen Recht habe: ich dächte aber, England habe von diesem Ausspruch wenig zu fürchten. Was er (Cevallos) Neutralität nenne, sey in der That eine Kriegssubsidie, welche die Franzosen, nach Belieben, in eine thätige Mitwirkung verwandeln könnten, indem sie nur einen Kriegszug durch Spanien nach Portugal vorzunehmen brauchten: ein Fall, gegen den in der lezten Uebereins-

kunft nicht gesorgt sey, und welchen doch, wie man wiederholt gewarnt habe, England als einen Bruch der Neutralität von Seiten Spaniens betrachten werde.

Nachdem dieses Gespräch vorüber war, fragte mich Don Cevallos dagegen: ich möchte bestimmt angeben, ob die Bezahlung der Hülfsgelder an Frankreich als eine Kriegsursache angesehen werden würde, und ob ich bevollmächtiget sey, dieses zu erklären? Ich antwortete bestimmt: ich sey es, und Krieg würde die unvermeidliche Folge seyn. In diesem Falle, erwiederte er, sind Ihre katholische Majestät durch Verträge gebunden, von welchen Sie sich nicht lossagen können; wenn aber die Hülfsgelder selbst als Beweggrund zu einem Kriege angegeben werden, so ändert sich der Grund unserer Verpflichtung. Ich versezte: England wünsche nicht, Spanien niederzudrüken, noch weniger es zum Vortheil Frankreichs niederzudrüken. Aber England sehe keinen Grund, warum Spanien sich erschöpfen sollte, Anfangs durch Bezahlung von Hülfsgeldern, und dann durch Stellung eines Contingents. Wünschte er (Cevallos) eine deutlichere und bestimmtere Erklärung, als die in meiner gestrigen Note, so sollte er sie haben. Darauf äusserte er sich: er halte dieß für unnöthig: die Note sey stark genug.

[Uebersezung des ersten Einschlusses in Nro. 6.]

Escurial d. 13ten Dec. 1803.

Ich gehorche dem Befehl, den ich eben von meinem Hof erhalten habe, und überschike Eurer Excellenz in gehöriger, unverwerflicher Gestalt die Erklärung, welche ich mehrmal in minder genauer und bestimmter Art mündlich zu geben die Ehre hatte.

Seit dem Anfang der Feindseligkeiten haben Ihre Majestät nie aufgehört, die Erhaltung des guten Vernehmens mit Spanien als ein Hauptziel Ihrer Staatsabsichten zu betrachten. Der spanische Hof hat auch von jeher die Gerechtigkeit der Gesinnungen Ihrer Majestät und Ihrer Geneigtheit gegen ihn anerkannt. Aber es ist eben so offenbar, und der spanische

Hof selbst wird es nicht in Abrede stellen, daß die Wirkung dieser geneigten Gesinnungen abhängen muß von der Wirkung der Bestrebungen, zu denen seinerseits Spanien verbunden ist: nämlich *erstens* ein System von unbedingter Neutralität zu behaupten, und *zweitens* zu bewirken, daß diese von allen kriegführenden Mächten in Ehren gehalten werde.

Was den ersten Punct betrifft, so fühlen und erkennen Ihre Majestät das Schwierige der jezigen Lage Spaniens, sowohl wegen seiner alten Verbindungen mit den Franzosen, als auch in Betracht des Charakters und gewohnten Betragens dieser Nation und ihres Oberhaupts. Diese Betrachtung bestimmte Höchstsie, *mit Nachsicht bis zu einer gewissen Stufe* zu Werke zu gehen, und insonderheit solche Geldopfer zu übersehen, die nicht beträchtlich genug sind, um wegen ihrer politischen Wirkung Aufmerksamkeit zu erzwingen. Aber ich habe den ausdrüklichen Auftrag, Eurer Excellenz zu erklären, daß solche Geldzuschüsse, wie die, in dem neuesten Vertrag mit Frankreich ausgemachte, von der brittischen Regierung nicht anders als Kriegssubsidien angesehen werden können; als der allerwirksamste Beistand, der den Bedürfnissen und dem Zustande des Feindes am angemessensten, den Vortheilen der brittischen Unterthanen am nachtheiligsten, kurz, der mehr als jede andere Art von Angriff ist.

Gebietende Nothwendigkeit und die höchste Pflicht, welche einen Fürsten antreibt, vor allem andern die Nation, deren Wohl seiner Sorge anvertraut ist, in Betrachtung zu ziehen, haben Ihre Majestät, troz Ihrer persönlichen Gesinnungen, dieses Verhalten, von welchem Sie nicht abweichen können, vorgeschrieben.

Was den zweiten Punct betrifft — die Bewirkung, daß Spaniens Neutralität von den andern kriegführenden Mächten in Ehren gehalten werde — so scheint es mir überflüßig, Eurer Excellenz die Erklärungen zu wiederholen, die ich in Ansehung Portugals bereits gegeben habe. Gleichwohl muß ich Eurer Excellenz abermals ankündigen, daß der Durchzug französischer Kriegsvölker durch spanisches Gebiet als Neutralitätsverlezung betrachtet, und daß Ihre Majestät sich durch eine solche Begebenheit gezwungen sehen werden, zu den allerentscheidend-

sten Maasregeln Ihre Zuflucht zu nehmen. Dieß sind meine eben erhaltenen Verhaltungsbefehle in der Kürze, beinahe in den nämlichen Ausdrüken. Noch andere, minder wichtige Puncte sind darin enthalten, von welchen ich mich morgen in der Unterredung mit Ihnen besprechen werde.

Da ich dieser bedeutenden Sache die äusserste Wichtigkeit beilege, so macht es mir viel Vergnügen zu denken: Eure Excellenz werden endlich überzeugt seyn, daß ich in den von mir schon vorher gegebenen Erklärungen die Gesinnung meines Hofes nicht überschritten habe, und daß die Weisung, die ich ihr zufolge zu geben für rathsam erachtet habe, sich auf ziemlich richtige Ansichten gründet, eingeflößt von dem aufrichtigen Wunsche, das gute Vernehmen und die Eintracht zwischen beiden Ländern fortdauernd zu erhalten.

F. H. Frere.

An Se. Excellenz Don Peter Cevallos u. s. w.

[Zweiter Einschluß in Nro. 6. Uebersezung einer Note von Cevallos an Frere datirt.]

Escurial d. 16ten Dec. 1803.

Sobald der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, ward Spanien von der erstern Macht aufgefordert, den im Vertrage von 1796 ausgemachten Vertheidigungsbeistand zu stellen. *) Die Erfüllung dieser Aufforderung, insofern sie eine Folge vorheriger von Spanien übernommener Verpflichtungen und ein neuer Beweis von des Königs Redlichkeit ist, legt der Fortsezung des guten Vernehmens mit England ganz keine Schwierigkeiten in den Weg. Ihre katholische Majestät haben sich bemüht, durch alle mögliche Ausgleichungsmittel diese Freundschaft zu erhalten. England handelte in gleichem Geist, indem es die Freybeuter, die das Neutralitätsgesez übertraten, zur Strafe zog, wie dieses aus mehrern amtlichen Anzeigen, insonderheit aus der vom 29sten Nov. erhellt; ein späteres Datum, als die Abfertigung des Staatsboten, dessen Ankunft die mir eben zugeschikte Note veranlaßt hat.

Ungeachtet das spanische Cabinet von dem Saze überzeugt ist, daß der den Franzosen zu leistende Beistand gar wohl mit

*) to furnish the defensive succours.

der Neutralität gegen England bestehen kann, so haben dennoch Ihre katholische Majestät geglaubt, diese beiden Verhältnisse besser beobachten zu können durch ein Verfahren, das, ohne Frankreich unangenehm zu seyn, Ihrer Neutralität gegen England das feindliche Aussehen benimmt, welches kriegerischer Beistand nothwendig mit sich führt, ein Aussehen, das nicht selten die Gemüther neutraler Fürsten zu Mißtrauen und in der Folge dahin verleitet, daß sie den gewünschten Friedenszustand auf das Spiel sezen.

Dieß waren des Königs Staatsabsichten, als er statt des kriegerischen Beistandes den Hülfsgeldervertrag mit Frankreich eingieng.

Weder vor, noch nach diesem Vertrage hat Spanien irgend etwas versäumt, was zur Erhaltung des guten Vernehmens mit England dienen kann, wie Ihnen dieses durch die Verhaftnehmung der Spanier erwiesen ist, die sich erkühnten, die brittische Flagge zu beschimpfen.

In seiner Unterredung mit unserm Gesandten hat das brittische Ministerium nicht behauptet, daß Spanien seine Neutralität verleze, wenn es Frankreich zu seiner Vertheidigung mit kriegerischem Beistand zu Hülfe käme.

Die statt seiner ausgemachten Hülfsgelder haben kein feindliches Aussehen, sezen das gute Vernehmen mit andern Neutralen in keine Gefahr, und geben auch den Franzosen keine fertigen, schnellwirkenden Bekämpfungsmittel gegen England an die Hand.

Der König hat sich bei der französischen Regierung verwendet, um den Eintritt französischer Kriegsvölker in spanisches Gebiet zu verhindern, und die Besorgnisse des portugiesischen Hofes zu heben, indem er bei dem ersten Consul auswirkte, daß dieser Punct der Gegenstand einer besondern Unterhandlung zwischen den beiden Regierungen werden sollte, und indem Ihre katholische Majestät Ihre Dienste erboten haben, um einen Vertrag zu Stande zu bringen, der Portugal gegen jeden Angriff sichert. Die günstigen Wirkungen hievon hat dieses Reich bereits angefangen zu erfahren, und es steht bei ihm, alle davon zu wünschenden Vortheile zu zieben.

Unter diesen Umständen habe ich Ihre Note erhalten, mit

der Vorstellung, daß der spanische Hof dadurch, daß er statt des Vertheidigungsbeistandes Hülfsgelder an Frankreich bezahle, dem brittischen Ministerium höchst unerwartet mißfallen habe, und zwar angeblich, weil diese Zahlungen seine *) Verpflichtung überstiegen. Müßte doch, um diese Zahlungen aus diesem Gesichtspunct zu betrachten, ihr Belauf bekannt seyn, was aber nicht ist; oder war er bekannt, so mußte er mit der Ausgabe verglichen werden, welche der den Franzosen zu leistende Vertheidigungsbeistand verursacht haben würde.

Diese vergleichende Darstellung dessen, was Spanien bisher gethan hat, der Inhalt Ihrer Note, noch mehr der Widerspruch, der zwischen dem billigen und freundschaftlichen Betragen Englands — indem es die Freybeuter, welche die spanische Flagge nicht in Ehren hielten, zur Strafe zog, laut der Nachricht vom 29sten Nov. — und den lärmenschlagenden Ausdrüken Ihrer Note vom 13ten dieses herrscht, machen es dem spanischen Cabinet zur Pflicht, von Ihnen eine deutlichere und genauere Eröffnung von den Gesinnungen Ihrer Regierung zu verlangen. Ich hoffe: Sie werden mir diese Eröffnung, so wie den erhaltenen Befehl mittheilen: die Wichtigkeit der Sache erfordert es.

Pedro Cevallos.

An den Squire J. H. Frere u. s. w.

[Uebersezung des dritten Einschlusses in Nro. 6.]

Madrid d. 26sten Dec. 1803.

Ich erfülle das Verlangen Eurer Excellenz, und gebe Ihnen eine umständliche, entscheidende Erklärung der Gesinnungen meines Hofs, deren ich in meiner Note vom 13ten dieses Erwähnung gethan habe. Sie sind beinahe die nämlichen, wie die, die ich Ihnen in unsrer mündlichen Unterredung über diese Sachen vorzutragen die Ehre hatte. Eure Excellenz bemerkten damals, und wiederholten es in Ihrer Note vom 16ten dieses, daß, da die Stellung des im Vertrag von 1796 festgesezten Beistandes nur eine Folge von vorher übernommenen Verpflichtungen, und also nur ein neuer Beweis von der Redlichkeit Ihrer katholischen Majestät, sie auf keine Weise der Fortsezung des guten Vernehmens mit England nachtheilig sey.

*) des spanischen Hofes.

Ich bekenne Eurer Excellenz, daß ich, obwohl ich keine übertriebene Meinung von meinen eigenen Fähigkeiten habe, dennoch eine Art von Demüthigung fühlte, als ich wahrnahm, daß eine Person, deren Urtheil ich unendlich schäze, einen so geringen Werth auf meines sezte, und glaubte, sie könne gegen mich einen Trugschluß wagen, aus welchem, wenn das Ernste der Sache es zuließ, ohne Schwierigkeit die ungereimtesten Folgerungen gezogen werden könnten.

In der That, wir brauchen jezt nur noch zu wissen, ob ein Staat das Recht erhalten kann, einen andern anzugreifen, und zugleich dem angegriffenen die Verbindlichkeit aufzulegen, sich jeder Art von Repressalien zu enthalten. Eine solche Frage im Ernst zu erörtern ist sicher nicht nöthig: es ist genug zu sagen, daß es solch ein Recht nicht geben kann, daß Natur und gesunder Menschenverstand es verwerfen; daß keinerley politische Beziehungen und Verhältnisse es hervorbringen können, und daß keine Nation durch eine Handlung nach eigenem Urtheil, z. B. wie die Unterzeichnung eines ohne Zwang geschlossenen Vertrags, es erhalten kann.

Aber, dürfte man fragen, soll denn ein geschlossener Vertrag nicht gehalten werden? — Ich untersuche jezt nicht, ob die Gültigkeit des Vertrags, welcher Spanien und Frankreich verbindet, nicht durch wiederholte Verübungen der leztern grossen Macht aufgehoben und vernichtet worden ist. Es kann zugegeben werden, daß der Vertrag ganz gültig, auf das strengste verpflichtend, und daß Spanien verbunden sey, alle Artikel desselben auf das pünctlichste zu halten. Allein, auch alles dieses zugestanden, so kömmt mir andrerseits die Bemerkung zu Statten, daß jene Verpflichtung England ganz und gar nichts angehe, daß die brittische Regierung nicht verbunden ist, die Erfüllung eines Vertrags zu achten, zu welchem mitzuwirken sie weit entfernt war, der ohne ihr Vorwissen, gegen ihre Einwilligung, ja in der Absicht geschlossen ward, Englands eigne Macht zu schwächen. Ein gestern unabhängiger Mensch läßt sich heute freywillig anwerben: morgen erhält er Befehl, zum Angriff eines Platzes aufzubrechen. Ehre und Verpflichtung gebieten ihm, seine Schuldigkeit zu thun, aber er hätte grosses Unrecht vorauszusezen, daß

seine Verpflichtung von den Belagerten in Ehren gehalten werden müßte, oder daß sie ihn gegen die natürlichen Folgen eines muthigen Widerstands sichern würde. Kömmt wirklich Unglük über ihn, so kann er es einzig und allein der Uebernahme seiner Verpflichtung beimessen.

Dasselbe läßt sich von der Verwandlung des Contingents in Kriegs-Hülfsgelder behaupten, und dieß um so mehr, wenn diese Gelder durch ihren Betrag oder die Wirkung anderer Umstände mehr als Aequivalent für das ausgemachte Contingent sind. Frankreich hat im vorliegenden Falle eine auffallende Gierigkeit gezeigt, die geschehene Verwandlung auszuwirken, und England hat förmlich erklärt: es halte diese Verwandlung sich nachtheiliger, als die Stellung des Contingents selbst. Diese beiden Regierungen wissen wahrlich am besten, was zu ihrem Vortheile dient, und ihre so deutlich geäusserten Erklärungen machen es unnöthig, daß ich die von Eurer Excellenz beigebrachten Gründe näher beantworte. Nur noch eine Bemerkung muß ich machen, und Eure Excellenz werden mir sie um so eher verzeihen, da sie gewissermassen als nöthig zu meiner eignen Rechtfertigung angesehen werden kann. Eure Excellenz bezeugten mir die grosse Verwunderung, welche meine Erklärung vom 13ten dieses erregt habe, aber Sie werden mir erlauben, Ihnen in das Gedächtniß zurükzurufen, daß diese meine Erklärung gar nichts enthält, als den förmlichen Ausdruk der nämlichen Vorstellungen, die ich bei jeder Gelegenheit gemacht habe, als von den ungeheuern, von Frankreich geforderten, Hülfsgeldern zwischen uns die Rede war. Es war wohl natürlich, daß Eure Excellenz damals die Sache lieber zu einer künftigen Belehrung hinauszuschieben, als mündlich mir Gewißheit zu geben beliebten. Ich bedaure es sehr, aber weder meine Regierung, noch ich können verantwortlich dafür seyn. Was den Theil Ihrer Note betrifft, worin es heißt: das brittische Ministerium sey in seiner Unterredung mit dem spanischen Gesandten *nicht* der Meinung gewesen, als ob Spanien durch Stellung des festgesezten Beistandes seine Neutralität breche, so scheint es mir nicht leicht, den bestimmten Sinn des von Ihrer Excellenz in Ihrer Urschrift gewählten Ausdruks anzugeben. Aber angenommen, er beziehe sich auf

irgend eine, von den Ministern Ihrer brittischen Majestät gegebene, Erklärung hierüber, so wage ich es auf mich zu nehmen, und unter der strengsten Verantwortlichkeit die Thatsache einer solchen Erklärung zu läugnen.

Um keinen von den verschiedenen, in der Note Eurer Excellenz enthaltenen, Puncten zu übergehen, muß ich noch ein Wort von Portugal sprechen. Bei dem wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten gehorchte ich dem Befehle meines Hofes, und erklärte sowohl Eurer Excellenz, als dem durchlauchtigen *) Friedensfürsten, daß Ihre brittische Majestät, Kraft Ihres Bündnisses mit Portugal, sich verbunden hielten, den Nichtdurchzug französischer Kriegsvölker durch spanisches Gebiet als unumgänglich nöthig zur Erhaltung der Neutralität Spaniens anzusehen. Es erhellt also, daß man in eine Uebereinkunft, deren vorzeigbarer, anerkannter Zwek Sicherung der Ruhe Spaniens war, doch auch natürlich einen Artikel hätte einrüken sollen, der es gegen einen Eingriff in seine Neutralität gesichert hätte, indem es weltkundig war, daß ein solcher Eingriff England bestimmen würde, Spanien nicht länger als einen neutralen Staat zu betrachten. Statt dessen ist es ausgemacht, daß der Vertrag einen Artikel enthält, Kraft dessen sich Spanien selbst anheischig macht, sich bei Portugal zu verwenden, um diesen Staat ebenfalls zur Uebernahme von Subsidien für Frankreich gegen England zu vermögen. Eurer Excellenz habe ich also zur Beantwortung der von Ihnen aufgestellten, sich blos auf das Bestehen früherer Verträge beziehenden Gründe die Gesinnungen meines Hofs, in Ansehung der von Spanien bewilligten Hülfsgelder, angegeben. Es wird mir daher auch vergönnt seyn, Eure Excellenz zu erinnern, daß Portugal durch frühere Verträge gehalten ist, England Beistand zu leisten, daß Portugal keine Neutralität zu erkaufen hat, und daß es, wenn es Spaniens System ebenfalls befolgen, das heißt, Hülfsgelder statt eines Contingents geben wollte, diese Gelder England gebühren würden. — — — — **)

*) in der Ursprache heißt es: Monseigneur the Prince of Peace. Uebers.

**) die ausgelassenen Stellen sind als unwesentlich nicht übersezt worden. Uebers.

England hat durch eine feierliche Herausforderung die Falschheit der Behauptung erwiesen, als sey es nicht im Stande, einzeln und allein mit Frankreich anzubinden. Es wird diese Herausforderung durchsezen, oder ruhmvoll fallen. Die demüthigende Vorstellung von Unterlegenheit wird es niemals zur Grundlage seines eignen Betragens, noch seiner Verhältnisse mit fremden Mächten machen — — — — — — — — — —

Diese Erklärung wird, wie ich hoffe, der Erwartung Eurer Excellenz entsprechen. Ich kann jedoch nicht schliessen, ohne den aufrichtigen, freundschaftlichen Gesinnungen, welche Ihre katholische Majestät bei mehreren Gelegenheiten geäussert haben, und die immer mit der Sprache und dem Betragen Eurer Excellenz zusammenstimmten, hier volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Eure Excellenz haben den Grundsäzen und dem Verhalten der brittischen Regierung das gleiche günstige Zeugniß gegeben. — — — —

Unglüklicherweise ist die Menschheit so geartet, daß Eifersucht und Haß nicht die einzigen Ursachen von Feindseligkeiten sind. — — — In jedem Falle wird der König von Großbritannien weit entfernt seyn, den Wünschen Ihrer katholischen Majestät oder den Gesinnungen Ihres Ministeriums etwas zur Last zu legen. Er wird den kommenden Sturm nichts anderm zuschreiben, als einer unglüklichen Verbindung der Umstände und der Folge Verderben bringender Verpflichtungen, welche eine, bis jezt freundschaftliche, Macht wieder in Verbindung mit ihrem natürlichen Feinde gebracht haben.

F. H. Frere.

An Ihre Excellenz Don Peter Cevallos.

(Die Fortsezung folgt.)

II.

Ueber die Araber, Marabouts und Philosopheu.

(Ein Wort zu seiner Zeit; die Aspecten in verschiedenen aufgeklärten europäischen Ländern betreffend.)

Vorerinnerung des Einsenders.

Der Leser, der, (wie Horaz sagt) emunctae naris ist, wird in diesem, mit nicht untiefem Anschauen der Dinge, sowohl wie sie sind, als wie sie seyn sollten, und dabey mit einem gewissen allegorischen Swiftischen Sneer gesalzenen Briefe, wohl schwerlich die einzige Hand eines gewissen Lucifers verkennen, der uns schon mehrere Ansichten der Revolution, ihres Entstehens, ihrer Folgen u. s. w. in einem Büchlein gleiches Nahmens, das man nicht zu oft lesen und wieder lesen kann, aufgetischt hat. Er scheint sich die Beschaffenheit des Urceus, zu dem die Amphora, currente rota, ward, nicht eben mit allzugrämlichen Gefühle nahe gehn zu lassen; wie man immer mit allem sublunarischen Leide thun sollte, ein wenig democritisch seine Sorgen zu verlachen, gute Hoffnungen indeß doch noch übrig zu haben, und Fingerzeige auf die Mittel zu geben, wie, beym ewigen Fortrollen der Scheibe, der Urceus wieder zur Amphora werden könnte. Einsender hat sich bemüht, diesen originaliter französisch geschriebenen Brief, so gut als möglich in vernaculam zu vertiren, daß doch nicht allzuviel von dem feinen Essenzgeiste desselben verduftete. Zu völligem Verständnisse des Inhalts dient zu wissen, daß er an einen vornehmen Weltverbesserer gerichtet ward, der, zum Frommen der Wissenschaft, den Einfall gehabt, und ihn besagtem Briefsteller mitgetheilt, eine Subskription zu eröffnen, um berühmten Genien unter der Gelehrtencaste, dergleichen Newton, Leibniz (und wir sezen als Beispiel noch verschiedene Mitglieder des Nationalinstituts hinzu) u. s. w. Denkmahle nach der jezt herrschenden Mode zu errichten, die sie Hungers sterben läßt, damit sie desto eher in Stein verherrlicht werden können.

Wie sollte man wohl nicht, mein Herr, den edlen Eifer, der Sie beseelt, bewundern müssen? Auf diesem unermeßlichen Jahrmarkte, wo alles Waare ist, die Systeme wie die Lehren, die Empfindungen wie die Grundsäze, kauft man, und verkaufen sich die bravsten Leute ohne Erröthen, und Sie könnten, nach dem Beispiele so vieler andern, auch über die Chatullen der Gunst herfallen. Die Apostaten würden es Ihnen Dank wissen, daß Sie die Ehre und die Philosophie in die Schanze schlügen. Aber Sie verachten so unwürdige Gönner und ihren kleinen Ehrgeiz. Auch ist es rühmlicher für Sie, in Ihrer stillen Einsamkeit über das neue Werkzeug nachzudenken, durch welches Sie die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigen möchten. Eine schwarze Bande, der das Tageslicht unbequem fällt, möchte uns gern wieder die Nacht zurükführen, und sie blos durch die dunkeln Lampen der Polizey erhellt sehen. Lassen Sie uns nicht leiden, daß das Licht verschwinde; sammlen Sie die zerstreuten Strahlen desselben. Ich werde dem Gelingen Ihres Unternehmens freudigen Beifall zurufen. Möchte die Zahl der Unterschreiber darauf den gerechten Lobsprüchen, die Sie darüber sonder Zweifel einerndten werden, entsprechen; denn noch hat die Vernunft Freunde und Getreue. Aber freylich spendet das Publikum nur gerne die Münze, die es selbst prägt; sie kommt ihm so wohlfeil zu stehen! Aber sobald man Geld von ihm verlangt, ist es fast immer taub, selbst bei Projecten, die unmittelbar auf den Kizel seines Geschmakes abzielen könnten; wie viel mehr also wird das der Fall bei einem Plane seyn, der, wie der Ihrige, mein Herr! auf intellectuellen Nuzen zwekt, und so weit den Fassungskreis der Geistesarmen übersteigt. Die gereifte Meynung und die Uneigennüzigkeit, die Sie bei Ihren Zeitgenossen voraussezen, sind vielleicht auf dem Wege; aber mit diesem Triumphe geht es nur noch sehr langsam von statten; man erblikt ihn nur in noch sehr weiter

Entfernung. Lassen Sie uns indeß hoffen, daß wir ihn noch werden werden sehn. Eine gewaltsame Crisis sezt Europa seit fünfzehn Jahren in Bewegung. Alles verkündigt uns, daß wir uns in einer der entscheidenden Epochen befinden, wo die Menschheit ihren Glauben und ihre Gebräuche, ihre Institutionen und Principien erneuert. Was geht es uns an, daß der Empirismus, nachdem er allzu unvorsichtig, zu schnell vorwärts gelaufen ist, aus Kleinmüthigkeit wieder ein Rechtsumkehrteuch macht? Diese Oscillationen dürfen uns nichts anfechten. Die Thorheit ist etwas Vorübergehendes, und die Zeit hat sich stets für die Bundsgenossin grosser Dinge und Betriebe erklärt. Also werde ich, mein Herr, Ihren Entwurf mit nichten als einen philanthropischen Roman, sondern als eine sehr gesunde Frucht eines aufgeklärten und wohlwollenden Eifers betrachten. Die Stellen, die Ihr Plan errichten will, sind vortrefflich; das Einzige seze ich dabei aus, daß Sie deren nicht genug machen. Nicht eben für den Schwarm der Männer von Genius bin ich in Sorgen. Dieses göttliche Geschlecht, das man so oft nennt, aber nicht zu definiren wagt, hat eigentlich wohl nur in Ihrer Einbildung sein Daseyn, aber ohne wirkliche Realität; ich möchte sie in die Reihe der Erzengel, der Thronen, der Gewalten und der Salamander der Alchymisten stellen. Sollte es uns einst begegnen, daß wir einmal Einen entdekten, und daß die Herrlichkeit desselben bestimmt werden müßte, so wird wenigstens dabei das Publikum nicht Siz und Stimme im Capitol haben. Es würde dem Rufe die Belohnungen zufliessen lassen, die es dem Verdienste entzöge, das leicht verkannt wird, und so schwer zu beurtheilen ist. Zu solch einem Richteramte geschikt zu seyn, muß man die Geschichte des menschlichen Geistes studirt haben. Aus der Zergliederung der mannigfaltigen Lichtbrechungen, in denen die Aufklärung fortschreitet, scheint es sich zu ergeben, daß in der ganzen Masse des Ver-

ſtandes eine Folgenabſtufung der Gedanken vorhanden iſt. Die beſondern Brennpunkte, als unabhängige Gattungen, heben ſich nur durch ihre Lage aus der Maſſe hervor. Aber wie vorüberſchwindend iſt nicht dieſe Wichtigkeit! Die erhabenſten menſchlichen Intelligenzen, ſo wie jede andere Erdengröſſe, folgen auf einander wie die glänzenden Schneuzfunken der Fakeln einer Nachtproceſſion. Entſchuldigen Sie mich alſo, wenn ich in mir kein ausſchlieſſendes Intereſſe für die eigentlichen groſſen Genien in mir fühle. Diejenigen, die den Ideenerwerb anwenden, die ihn vor der Vergeſſenheit ſichern, auch das ſind Menſchen von einem ſehr groſſen Werthe. Ohne ſie würden die Herren Erfinder nur eine Herrſchaft von geringem Umfange ausüben, und ſich einer ſehr engbegränzten Berühmtheit erfreuen. Dieſe nüzlichen Gelehrten ſind die wahren Stüzen der Aufklärung; ſie machen, ſo zu ſagen, den Körper des Volkes der Wiſſenſchaften aus, und eine Nation kann nur dann aufgeklärt genannt werden, wenn dieſe unter ihr eine zahlreiche Claſſe bilden. Dieſe ſinds, denen eine Verfaſſung gegeben, die dotirt werden müßten. Ihr Plan hätte ſie, deucht mich, in ſeinem Wohlwollen mit einfaſſen müſſen. Folgendes iſt, wie ich glaube, der Punkt, der hierbei in Betrachtung zu kommen verdient. Es giebt in der Geſellſchaft zwey Claſſen, die auf eine ſolche Weiſe zum Genieſſen gebohren ſind, daß ſie das Tageslicht und Hize nicht zu tragen brauchen, indeß die andern mühſelig die Wüſte beſchazen, um den Balſam von Mecca und die Datteln von Siwah zu ſammlen; ich meyne die Araber und die Marabouts, die eine ſtarke Portion der Lebensſäfte der Caravane in ſich ſaugen. Da, troz aller Mühe, die man ſich gegeben hat, ſie auszurotten, dennoch die Schmarozer immer wieder aufkommen, ſo muß man wohl glauben, daß ihr Vorhandenſeyn ein nothwendiges Absorbens für das Gedeihen der Pflanze ausmacht, die hinſchmachten würde, wenn ſich ihre Lymphe verdikt,

obgleich allzugrosser Wachsthum der Schmarozerpflanzen allgemeine und unwiederbringliche Austörrung zuwege bringen kann.

Mit Allem geht es sehr übel, wenn der Araber aus seinem Muthe nur das Recht schöpft, desselben zu mißbrauchen, und nicht minder übel, wenn der Marabouts den nämlichen Mißbrauch von seinem Verstande macht. Um immer zu geniessen, muß man nicht für den Augenblik zu viel geniessen wollen. Die Erfahrung überzeugt einen sehr bald von der Wahrheit dieses Grundsazes. Alsdann übernehmen es die Araber, die Caravanen gegen die herumirrenden Beduinen der Wüste zu vertheidigen; ihnen das Heerlager einzurichten, und die Polizey auszuüben, die oft nur darum leidet, weil sie sich damit befassen. Ihrerseits lehren die Marabouts dann einige Verhaltungsregeln, und geben über den Gestirnlauf, so wie über manche andere Dinge Unterricht, von denen sie nichts verstehen.

Wenn alles dieß für ein Billiges von Lohn und Sold geschieht, so heißt das eine gut organisirte Gesellschaft. Es ist eben nicht ersprießlich, wenn die Marabouts und Araber in ein gar zu enges Bündniß mit einander treten. Aus einer solchen Eintracht würde ein Zustand von Sklaverey für den grossen Haufen der Caravane entstehen, die, unter der Bürde ihrer Wanderschaft gekrümmt, und damit beschäftigt, die Cameele zu beladen, oder mit ihnen zu grasen, nur sehr unvollständig selbst die sie am nächsten angehenden Gegenstände zu unterscheiden im Stande ist. Allgemeinere Verhältnisse entgleiten dem Auge des grossen Haufens; und die Freyheit, deren es denn doch bedarf, kann nur das Produkt des Partheygeistes seyn, der die beiden herrschenden Factionen zerreißt. Ist aber ihr Verein schädlich; so würde nicht minderer Nachtheil daraus entstehen, wenn die eine dieser Factionen zu mächtig die andere überwöge. Die Marabouts würden nur schlecht das Waffenhandwerk trei-

ben, und die Araber niemals die Meynung zu leiten verstehen. Als eines Tages der König der Simiolen in seiner Person das doppelte Ansehen des Muthes und des Verständnisses ausüben wollte, so scheiterte er gegen den guten planen Menschenverstand eines englischen Faktors. Er hatte von diesem vierzig Stukfässer Rum auf Credit zu erhalten verlangt, nach denen Seiner Majestät lüstete; auf erhaltene abschlägliche Antwort, sollte der Bliz vom Himmel herabfahren, den Kaufmann und seine Waare zu verzehren! Ohne eben sehr vor den Exorcismen Seiner Majestät zu erschreken, schlug der englische Faktor dem erhabenen Manne vor: er wolle ihm achtzig Stukfaß schenken, wenn er ihm nur ein einziges Fünkchen herunter schaffen könnte, seine Pfeife daran anzuzünden. Der König der Simiolen fand für gut, das Experiment auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Worauf denn der Engländer sein Brennglas hervorzog, und selber, zum Erstaunen des Fürsten, die verlangte Operation verrichtete.

Wenn man die Geschichte der Gesellschaften durchläuft, so wird man immer an ihrer Spize zwey Arten von Müßiggängern finden: die Krieger und die Philosophen .... die Gottesgelahrten nämlich, die nur schlechte Philosophen sind, und es bequem gefunden haben, auf dem Punkte der Aufklärung zu bleiben, auf dem man sich vor zehntausend Jahren befand; was denn für sie und für uns eine sehr unglükliche Sache gewesen ist. Der Geist der Wissenschaft hat sich gegen ihre Thorheit empört, und die Philosophie hat, indem sie sie ihrer Pfründen entkleidete, sich selber der Möglichkeit, welche davon einzunehmen, beraubt. Wie glüklich wäre es nicht, und wie weise gehandelt gewesen, wenn das Oberhaupt der Marabouts von Europa der Fürst der Philosophen hätte werden wollen! Sie haben Unrecht, sich einander zu bekriegen, da der Endzwek ihres beiderseitigen Daseyns Einer und der nämliche ist. So wie die Krieger lieber von dem Kunstfleisse ihres Muthes le-

ben, als das Land graben mögen, so mögen auch die Philosophen von dem Fleisse ihrer wohl oder schlecht aufgeklärten Vernunft lieber als von ihrer Hände Arbeit leben. Sie gehen in alle Welt aus, die Schüler des heiligen Petrus, so wie die Schüler Plato's, uns, (wie die deutsche Schule besagt) über drey Cardinalpunkte zu erleuchten; erstlich: über das, was man erkennen kann; zweytens: über das, was man thun muß; und drittens: über das, was wir zu hoffen haben. Der zweyte dieser Punkte ist sicher der wichtigste; und darüber (Dank sey's dem Mutterwize, der sich mit Beantwortung der Frage abgegeben hat) sind sie, bis auf einige kleine Abweichungen noch, unter sich so ziemlich einig gewesen. Was die beiden andern betrifft, so ist es männiglich bekannt, wie viel Ausschweifungen die Herren Theologen sich in ihren Antworten auf sie haben zu Schulden kommen lassen; und wie sehr auch die guten Philosophen selbst darin den Theologen gleichen, wenn sie in diese tiefen und schweren Materien mehr als zweifelhafte Einsichten zu besizen vermeinen. Die wahre Weisheit besteht in der Negation des Nichtglaubens.

Doch ich will, mein Herr, Ihrer Nachsicht nicht mehr mißbrauchen; ich würde das thun, wenn ich die Laufbahn, in die ich mich eingelassen, weiter noch verfolgte. Wir könnten leicht noch mehr als einen Tag darin herumirren.

Aus dem, was ich die Ehre gehabt, Ihnen auseinander zu sezen, ergiebt sich: daß die politische Gesellschaft das traurige Bedürfniß empfindet, dessen sie sich gerne entübrigt sähe, Müßiggänger, die lieber ihre Ruhe stören, als im Schweisse ihres Angesichtes und von der rechtlichen Arbeit ihrer Hände leben würden wollen, zu ernähren, und sie auf ihnen selbst beliebige Weise auszustatten. Wir sind Zeugen einer grossen Umkehrung in der gesellschaftlichen Ordnung gewesen. Seit einiger Zeit macht man Versuche, eine neue Ordnung der Dinge

wieder in eine Art von Verfassung zu bringen. Die Stiftung politischer Canonikate ist zweifelsohne eine der lichthellesten Ideen der neuern Gesezgeber; aber sie scheinen bisher nur noch zum Besten der Araber und eines kleinen Theils alter Marabouts eingeführt haben werden zu sollen, die ohne Ansehen über den philosophischen Geist des Jahrhunderts sind, dessen Herrschaft gebieterisch die an unsere Stelle zu treten bestimmte Jugend mit sich fortreißt. Bald werden die Theologen gegen die guten Philosophen in der Minorität sich befinden. Das ist eine lachende Aussicht. Die Zukunft scheint schön; aber der jezige Augenblik betrübt mich. Die armen Philosophen leben jezt in einem Zustande von Entblössung, der Erbarmen erwekt! Es ist nicht allerdings gerecht, daß sie blos von dem Wohlwollen der Araber abhängen sollen, und daß diese allein, mit den Gütern des Glüks ausgestattet, seiner geniessen sollen, derweil die Philosophie darbt. So lange diese Ungleichheit besteht, kann es der philosophischen Gesellschaft nicht gut gehen. Die Philosophen bedürfen der Unabhängigkeit und Pfründen; aber woher sollen die Pfründen kommen, seitdem die Clerisey sekularisirt worden ist? Gleichwohl bedürfen jene welcher zum Heile der ganzen Gesellschaft; wenn nicht beständig der Arm dem Kopfe befehlen soll; oder sind die Gehirne etwa nicht mehr werth als die Schädel? *)

Lassen Sie uns indeß darüber nicht allzulaut seyn. Damit regiert werde, bedarf es der einen und der andern. Steigen wir nur einmal in unsre geheimsten moralischen und intellectuellen Wirkungen herab; so werden wir sehen, daß es bald das Verständniß ist, das den Anstoß giebt, daß noch öfter aber vielleicht der Wille das Verständniß mit sich fortreißt.

*) Ein unübersezbares Wortspiel im französischen Texte des Originals: Les cervelles ne valent-elles pas mieux que les crânes? da das Wort crâne bekanntlich auch einen desperaten Kerl von Soldaten bezeichnet.

Es mag also für die politische Maschine gut seyn, daß sie eins ums andere der Befehlshaberstelle darin vorstehen. Ich verlange weiter nichts, als Aufrechthaltung des Gleichgewichts. Sie zu erlangen, müssen die Gelehrten eine Existenz haben. Suchen Sie also, mein Herr, ein System von Canonicaten, und Pfründen zu entdeken, das noch ein wenig weiter ausgreift, als das von Ihnen vorgeschlagene. —

Ich bitte Sie, meiner vollkommensten Hochachtung versichert zu seyn.

III.

Schreiben des Bürgers C. F. Cramer an den Herausgeber der politischen Annalen über den in dem XIIten Stücke derselben 1804 eingerükten Artikel: Historische Beleuchtung des Aufsatzes: Robespierre der Republikaner

nebst

einem ferneren Beytrage zu den Proben der Ansichten über verschiedene merkwürdige Personen der Revolution und den Charakter des damaligen Hofes von Dr. Saiffert; dargestellt in seinem Berichte über die Krankheitsgeschichte der Prinzessin Lamballe.

Da ich es gewesen bin, der in dem Journale Frankreich zuerst einige der neuen Aufschlüsse über gewisse merkwürdige Begebenheiten und Charactere der französischen Revolution von meinem Freunde, dem Doctor Saiffert, aus seinem, obschon herausgekommenen, dennoch durch das widerwärtigste Schiksal für Deutschland noch verschlossenen Buch mitgetheilt, und das Publikum im voraus darauf aufmerksam hat machen wollen so werden Sie es, hochgeehrtester Herr, sehr natürlich finden, daß ich gegen den in dem zwölften Stüke der europäischen Annalen 1804 eingerükten, etwas unsanften Artikel wider diesen meinen Freund als Anwald und Vertheidiger auftrete, und Sie diese meine Schuzschrift für ihn in Ihr Journal einzurüken bitte.

Der Verfasser des besagten Anklageartikels, welcher darin den wahrheitliebenden Apologisten Robespierre's, der diesen mehr noch als Sylla! der Schrekenszeit, mit Scharfsinn (das läugne ich nicht) aber auch mit poetischer Licenz (wie sich die mit der Wahrheitsliebe vermählt? begreife

ich minder) als Werkzeug des Schikſals und Symbol einer Periode, der Frankreich ſein ſpäteres Heil dankt, in einem frühern Stüke deſſelben Journals ins Schöne gemahlt, in ſeinen Schuz nehmen hat wollen, und durch die gewöhnliche Darſtellungsweiſe des Characters des Ungeheuers, welche die Saiffertſchen Facta anecdota unwiderſprechlich beſtätigen würden, in beſagtem Verſchönerungsportrait beeinträchtigt fand, hat ſich mit einem ganzen Arſenal von Waffen aus dem Journal des débats, et de la correſpondance de la ſociété des amis de la constitution, ſéante aux Jacobins de Paris entlehnt, auf den Kampfplaz geſtellt, wo er, zu blutiger Fehde ſie ſchwingend, in einem ſchrekſichen Angriffe meinem Freund auf einmal das Garaus zu machen, und ihn, (was ich hart finde) nicht blos zum Irrenden, ſondern, (die Sache mit dem directeſten Worte zu ſagen,) zum Lügner ſtempeln zu können geglaubt.

Zweifel gegen erzählte Thatſachen erheben — da, bey der Liebe des Menſchen zu dem Swiftſchen: thing which is not ſokoſt und mannigfaltig die Geſchichte Fabel nur iſt; ſkeptiſch über Anſichten zu ſeyn, die nun einmal die unſrigen nicht ſind; die Gründe und Zeugniſſe anzugeben, und aufzuzählen, auf die unſere entgegengeſezte ſich ſtüzt, iſt allerdings erlaubt, und, wenn uns die Liebe zur Wahrheit beſeelt, löblich ſogar. Allein einem Biedermann, der vor uns, ohne daß ſich die geringſte moraliſche Urſache, die er zum Lug und Truge haben gekonnt, ausfindig machen ließ, mit einem Zeugniſſe, wie das der Prinzeſſin Lamballe, aufgetreten iſt, gerade auf den Kopf zu ſagen: märchenhaft iſt was du uns erzählſt; und (was unmittelbar daraus folgt) entweder Du muſt der Erfinder oder Deine Prinzeſſin die Erfinderin des Facti ſeyn, das mir nicht als glaublich erſcheint; ihm zu ſagen: eine Rede iſt nicht gehalten worden, von der du als Zeuge ausſagſt, daß deine Ohren ſie gehört, und alsdann nach dieſem Démenti, es für ſeine Pflicht zu halten, Folgerungen auf den ganzen Gehalt des übrigen Theils ſeiner (von uns noch nicht einmal geleſenen) Schrift zu ziehen, und das Publicum vor ihm" als vor einem Schriftſteller zu warnen, der „unter dem Zutrauen einflößenden Schilde eines Augenzeugen „und Theilnehmers der Begebenheiten den Leſer täuſchen und „ſelbſt den Geſchichtsforſcher irre führen möchte" .... Dies ſcheint denn doch wohl aufs gelindeſte geredet, eine Vorliebe für eine gehäſchelte Theorie zu verrathen, und kein Fair dealing zu ſeyn; falls unſere Widerlegung ſich nicht auf die aller irrefragabelſten und unverfinſterbarere Zeugniſſe ſtüzt, als das ... Sonnenlicht ſelbſt. Gegen eine ſolche Art von Procedur ſiegreich zu antworten, iſt ſchwer. Man kann dem Glauben an Zeugniſſe, er werde nun aus dem Munde der Huynhums oder den gedrukten Documenten der Yahos entlehnt, nichts anders als wiederum Glauben an Zeugniſſe entgegen ſtellen, aus deren Munde oder Federn für die Behaupter

des Weissen oder des entgegen gesezten Schwarzen, die Wahrheit bestehet.

Ich also, der ich mich eben so wohl als der Verfasser jenes Aufsazes mit dem Studio der Revolution und das seit acht Jahren an dem Orte beschäftigt, wo sie vorgefallen ist; ich, der ich im einfältigen Glauben an Saiffert und die Lamballe, das von ihm Erzählte wieder ihm nacherzählt, weiß zu unserer beyder Rettung nichts weiter anzuführen, als daß ich über den angefochtenen Streitpunkt mich an einen der hier noch lebenden Männer gewandt, der, ein Deutscher, mit in der Commission gesessen, durch welche der Aufstand des zehnten Augusts organisirt worden ist. Ich habe das Corpus delicti ihm vorgelegt, und nachdem er den polemischen Artikel in den Annalen durchgelesen um seine Meinung über das Factum der gehaltenen Rede Robespierre's zum Besten des Königthums, der Verkriechung desselben im Sturme der Thuillerien, des dreytägigen Wegbleibens der Memme daraus, und die ihm darüber öffentlich gemachten Vorwürfe befragt.

(Den Namen dieses Mannes, den er, seine Ruhe liebend, zu verschweigen mich bat, darf ich ohne Indiscretion nicht nennen, und muß es also darauf ankommen lassen, ob man meine Bezeugung eines Zeugnisses und das Zeugniß selbst eines der Organisateurs des 10ten Augusts für voll anerkennen wird.)

Er gab mir das Stük der Annalen ruhig lächelnd zurük, und sagte zu mir: „Saiffert hat in allen diesen Punkten nichts als die Wahrheit gesagt. Ich habe diese Rede Robespierre's bey den Jacobinern selber mit angehört. Daß Robespierre sich während des Aufstandes verkrochen hat, daß ihm öffentlich Vorwürfe darüber gemacht worden sind, weiß Jedermann hier. Kurz, ich bezeuge es, daß Saiffert in allen diesen Stüken die Wahrheit gesagt und daß sein Angreifer irrt." —

„Aber, wie steht es denn, fiel ich treuherzig ein, um alles das, was aus dem Jacobinerdebättenjournal in diesem furchtbaren Artikel dagegen beygebracht wird?"

„Wie es darum steht? was soll ich Ihnen sagen? Es geht diesem Herrn, wie es allen denen geht, und immer gehen wird, die aus so glaubwürdigen gedrukten Documenten und Zeugnissen, als Zeitungsblätter und Actenverhandlungen einer Parthey, die die herrschende wird, die Geschichte im Auslande besser zu kennen und schreiben zu können vermeinen, als diejenigen, welche dabey zugegen gewesen sind. Ist dies das erstemal denn, daß ein öffentliches Blatt, während dem Laufe der Begebenheiten, Lügen Schwarz auf Weiß uns aufgetischt hat? Weiß der Verfasser dieses Aufsazes nicht: wie viele Artikel sowohl in demjenigen, was sie als geschehen verschweigen als in dem, was sie als geschehen erzählen „Articles de commande" nur sind? Ich weiß Ihnen weiter nichts auf diese Anführung der besagten Journal-Artikel zu erwiedern."

Ueber die Eröfnung, die die Prinzessin Lamballe an Saiffert gemacht, konnte er, da es eine Sache zwischen vier Augen

gewesen ist, mir freylich, weder etwas Bejahendes noch Verneinendes antworten; ich mußte mich also damit begnügen, daß ihm an dem Facto nichts Unwahrscheinliches zu seyn schien. —

Derselbe erzählte mir bei dieser Gelegenheit manche mir bisher unbekannt gebliebenen Umstände der Begebenheit des 10ten Augusts, die aber hier anzuführen zur Sache nichts dienen. Eines der wesentlichsten Resultate seiner Erzählung war das, daß es in der Commission, die diesen Aufstand organisirt, auf nichts weniger als den eigentlichen Umsturz des Throns abgezielt gewesen ist; daß die Rechtlichgesinnten unter den Anführern weiter nichts als die Rettung Frankreichs durch den Schrecken des Aufstandes bezielt, und den König zur Veränderung seiner Minister und Annahme der einzigen und nothwendigen Maasregeln zwingen gewollt, die er durch den Gebrauch seines constitutionellen Veto verworfen hatte; so wie, daß der Umsturz des Throns, die ganze Blutscene des Tages, nur durch die Wirkung entstanden sey, die das Zuerstschiessen der Schweizer aufs anrukende Volk hervorgebracht habe.

Kurz nachdem ich diese Bestätigung der Saiffertschen Darstellung der Sache erhalten, habe ich noch einen zweyten der Organisateurs besagten Aufstandes, die in obigen Rath gestissen worden sind, gesprochen. Dieser sagte mir: da er aus dem Wirrwarr jener lärm- und getümmelvollen Tage sich zwar einer bei den Jacobinern zum Besten des Thronbestandes gehaltenen Rede Robespierre's nicht erinnere; bestätigte mir aber gleichfalls aufs stärkste die Notorität der Verkriechung desselben während jenes Tages; so wie überhaupt, daß Er, dem sie alle den Aufstand zu organisiren Versammelte nie getraut hätten, der nie (dies war sein Ausdruk) „franc de collier" gewesen sey, schlechterdings an diesem Tage und an allen Veranstaltungen dazu nicht den geringsten Antheil gehabt, noch ihn zu haben zugelassen worden seyn würde, da man ihn stets für falsch, heimlich und unzuverläßig angesehen.

Daß übrigens die ganze Rolle der nachmaligen Schrekensmänner und Robespierre selbst, einer ihrer eifrigsten Anhänger, wirklich nicht nur bei den Feinerwitternden der damaligen Zeit, sondern unter dem Volke sogar, in dem Verdachte einer geheimen Verbindung mit dem Hofe, und folglich des beabsichtigten Verraths der republikanischen Sache gestanden habe, erhellt ferner unwidersprechlich aus den gleichzeitigen Briefen eines Mannes, der, vielleicht unter allen Beobachtern der französischen Revolution, sie mit dem unpartheiischsten schärfsten Auge betrachtet hat, und in allen Stüken sehr weit entfernt ist, in die Ansichten des Saiffertschen Widersachers über den Charakter seines Beschüzten, der von jenem mit dem aus dem Hudibras entlehnten Mitnamen: Ralpho-Robespierre bezeichnet wird, mit einzustimmen. Ich meyne Oelsnern, den Verfaser des Lucifers, und bitte darüber im ersten Theile dieser für die Geschichte unschäzbaren Fragmente S. 368. nachzusehen, wo er nicht nur ausdrüklich sagt: „daß die Cordeliers, „wenigstens ihre Chefs, verdächtig wären, im Solde der Ari-

„stokratie zu stehen; daß sie in der Affaire vom achtzehnten „April, wo dem Hofe ein glänzender Vorwand geliefert worden, „mit agirt hätten: daß sie es wieder gewesen wären, die am „17ten Juli die Nationalgarde durch die Insulten gegen das „Volk aufgebracht, das friedlich am Altare versammelt stand; „daß sie (S. 384.) das aus dem Schoose der Jacobiner selbst „gezogene Ministerium denuncirt, und die determinirtesten der „Republikaner, Condorcet, Brissot, Roderer, so wie alle an„dern freydenkenden Männer von sich zu entfernen gesucht „hätten; sondern noch ausdrüklich von Robespierre: (S. 387.) „er habe, sich dem Tribunale ausschliessend zu weihen, den Po„sten eines öffentlichen Anklägers bei dem Pariser Criminalge„richtshofe niedergelegt; man habe bei dieser Gelegenheit ge„sagt: qu'il y auroit dénoncée officiellement et qu'au Club „il dénonce officieusement; die Besezung dieser Stelle „durch den dem Hofe ganz gewidmeten Duport du Fertre, „habe Robespierre in den Verdacht gebracht, seine Stelle ver„kauft zu haben; ein Umstand endlich, der die Unbestech„lichkeit desselben in der That zweifelhaft machen könne, sey „nicht sowohl der: daß er sich auf einmal zum Ver„theidiger der Constitution aufwerfe, die er von „jeher gescholten, sondern der: daß ihm ein Buchführer „flugs vierzigtausend Livres für sein Journal biete, und zwan„zigtausend voraus bezahle, da doch die schriftstellerischen Ta„lente desselben viel zu mittelmäßig wären, einen Buchführer, „der nicht durch anderweitige Hülfe solche Summen be„zahle, nicht zu Grunde zu richten."

Dergleichen Facta und Anekdoten, von einem gleichzeitigen und gegenwärtigen Beobachter der Dinge stammend, sind, denke ich, mehr als hinlänglich, die mit so vielen andern Umständen belegte Richtigkeit der Saiffertschen Behauptungen zu unterstüzen, und selbst denjenigen den Staar zu stechen, so in Ralpho-Robespierre noch immer keinen selbstsüchtigen und ehrgeizigen Verräther anerkennen, sondern ihn höchstens als ein in der Anwendung seiner Blutmittel zu weit gehendes, verirrtes „Werk des Schikfals" und „Symbol der Schrekensperiode" das aber mit der Republik es im Ernste doch gut gemeint, aufstellen möchten.

So viel also von Zeugnissen hier für Saiffert, die vielleicht dem kaltblütigen Leser Zweifel, wenigstens an der Wahrheit des ihm gegebenen Dementis, beizubringen im Stande sind. Habe ich dieses bewirkt, so habe ich an Saifferts Darstellung Glaubender und Gläubiger Alles erhalten, was ich gesucht; da die Wahrheit in historischen Dingen, vollends bei geradezu entgegengesezten streitenden Zeugnissen, nie zu einer mathematischen Evidenz gebracht werden kann.

Unterdessen muß ich doch noch hinzusezen, daß nach einer guten Logik und kühlen Erwägung aller der von dem Gegenpart angebrachte Athroismus (Häufung) von Umständen, alle die aus den Debats ꝛc. chronologisch ausgezogenen Auszeichnungen von Reden, die Robespierre von der Sizung des 9ten Juli bis zum 10ten August in Beabsichtigung des Sturzes des Königthums gehalten haben soll, nicht einmal, wenn die Facta

auch ihre Richtigkeit hätten, dasjenige beweist, was er zu beweisen beabsichtigt wird. Jedermann ist es bekannt, und Saiffert nicht Der, der es zu läugnen begehrt, daß Robespierre, dessen blutiger Ehrgeiz gewiß von Anfange an, nach der höchst möglichen im Staate zu erreichenden Stelle getrachtet hat, ein öffentlicher, geschworner und grimmiger Feind des Hofes gewesen sey. Er kann also, unbeschadet der Wahrheit der Erzählung Saifferts, in dem, was ihm die Prinzessin anvertraut, alle die Verträge, die er in besagtem Zeitraume, seys in der legislativen Versammlung oder im Jacobinerclub, gehalten haben soll, „von der Gefahr des Vaterlandes; die Anklagen „der Bestechung des Hofes; die Denunciation der Herren Narbonne, Beaumetz und Colombe u. s. w." bis auf den Augenblik, wo die ihm heimlich angebotene Ministerstelle den Heuchler umzatteln machte, und ihn völlig in des Wetterhahns Mirabeau (der ihm mit ähnlichen Beispielen vorgegangen war) Fußstapfen treten ließ; er kann sie wirklich, sage ich, alle gehalten haben, ohne nur seinem eigenen Charakter einmal ungetreu zu seyn, und etwas anders, als seine Herzensmeynung und Wunsch zu äussern. Da ihn nun aber die angebotene Ministerstelle auf einen veränderten Entschluß gebracht: meynt man wohl, er würde dumm und unklug genug dazu gewesen seyn, ein solch Geheimniß in seinem Herzen nicht zu verbergen, und es dadurch öffentlich werden zu lassen, daß er geradezu ein Rechtsumkehrteuch gemacht, und aufgehört haben sollte, was er bis dahin immer gethan, gegen den Hof zu declamiren? „Er wäre sicher," sagte jener mein zweyter angeführter Zeuge zu mir, „von seiner eigenen Parthey und den „Föderirten zerrissen worden." Hat er also die Rede wenige Tage vor dem Umsturze des Throns; wider den intendirten Umsturz desselben gehalten, die Saiffert angehört zu haben behauptet, so wird er ihr wahrscheinlich eine solche Wendung zu geben gewußt haben, daß er, obwohl zu Gunsten des Throns redend, und die Unbesonnenheit, mit der man in dem Umsturze desselben zu Werke gehen wollte, strafend, dennoch seinen bisherigen Thronfeindcharakter nicht verläugnet haben wird. Auf die Beschaffenheit und die eigentlichen Ausdrüke dieser Rede käme also alles an, die Saiffert, der den Schlüssel durch die Prinzessin dazu besaß, gar sehr richtig in ihrem royalistischen Sinne gefaßt haben kann, und die dennoch den Jacobinern selbst, die sie aufzeichnen, oder nicht aufzeichnen liessen, als eine sehr republikanische und eine Frucht seiner Unpartheilichkeit und wahren Volksliebe erschienen seyn mag. Es gehört viel Unterscheidung dazu, die Farbe eines solchen Chamäleons zu bestimmen, das in alle und allerley Farben spielt, je nachdem es sein Interesse erheischt.

Nur freylich bei der Rede, die er, nach obiger Anführung, am 9ten August mit „Aufforderung sich nicht durch Zwischenereignisse von der muthvollen Behandlung der grossen Frage über die Entsezung des Königs abhalten zu lassen" und am 10ten August „über die Ereignisse des Tages" gehalten haben soll, findet kein Ausweg noch Vereinbarung mehr Statt. Hier streiten Zeugnisse mit Zeugnissen; es ist ein strei-

ges Entweder oder der Verkriechung und Nichtantheils Robespierre's an dem Tage, oder seines öffentlichsten Antheils daran. Zwischen den abgehörten wähle also der Leser! Was nachher vorgefallen ist, wo Robespierre natürlicher Weise die Früchte des Sieges mit geniessen wollte; was er „um 17ten August gegen Lafayette gesagt hat," thut weiter nichts zur Entscheidung der Frage.

Ich kann hier schliessen, und glaube Alles, was Saiffert für sich selber würde haben anführen können, für ihn beigebracht zu haben. Da es aber in allen historischen Dingen für das Gefühl und die geheime Beipflichtung oder Verweigerung des Glaubens der Hörer und Leser sehr auf die ganze Farbe und den Ton eines Erzählers, auf die Wirkung ankömmt, so das Ensemble seiner Erzählung auf unsere Seele thut, und Sie mich mehr als einmal aufgefordert haben, für Ihre Annalen Ihnen aus den verschlossenen Offenbarungen meines Freundes einen ähnlichen Aufsaz mitzutheilen, wie diejenigen, die in dem Altonaer Journale (wie ich höre) interessirt haben, und solch ein crux interpretum für die Geschichtsliebhaber geworden sind, so habe ich Ihrem Wunsche kein besseres Gnüge leisten zu können geglaubt, als wenn ich Ihnen aus diesem — ich behaupte es noch immer — für den Arzt und den Geschichtschreiber gleich wichtigen Werke, das mir allerinteressanteste Stuk aushübe, und Ihre Leser, weß Standes, welcher Wissenschaft, welches politischen Glaubens sie auch seyn mögen, einigermaasen für die Trokenheit einer blos historischen Discussion, wie die bisherige, entschädigte. Ich fordere Sie daher auf, die — wenn sie's auch allenfalls wäre — Anomalie zu begehen, und Saifferts Nachricht von der Geschichte und seiner Cur einer Krankheit der Prinzessin Lamballe, nach meiner Redaction derselben in unsere neuere Sprache, einen Plaz in Ihren Annalen zu gönnen. Die Einrükung wird Manchem freylich, besonders der nicht an die Behauptung Voltaire's glaubt: jedes Genre sey den meisten Lesern willkommen, was den größten Feind des menschlichen Lebens, die Langweile, verscheucht; wie gesagt, als eine Anomalie erscheinen, in ... einem politischen Journal. Weil indeß dieser Aufsaz gewissermaasen eine zwitterartige Natur an sich trägt, indem Politik und Charakterzeichnung und Begebenheiten-Darstellung aus einem der allerwichtigsten und unsterblichen Momente der Revolution, sich in ihm in reichem Maase mit dem Medicinischen darin aufs engste und unscheidbarste amalgamirt, und durch die Glaubwürdigkeit dessen, was Saiffert uns in fernern Theilen seines Werkes mittheilen wird, von der Ueberzeugung des gegründeten Ansehens und der Vertraulichkeit sehr abhangen muß, in der er damals mit den Hauptschauspielern jener grossen Scenen stand; so wage ich die Einsendung, und werde sehen, ob Sie zu einem ähnlichen Zutrauen an Ihre Leser, als ich: Verzeihung dafür zu erwarten, beherzt genug seyn werden? Ohne weitere Vorrede also folge hier mein Beitrag der erwähnten Geschichte.

Im Jahre 1785 wurde ich gegen Ende Octobers zu einer Frau von sechs und dreißig Jahren berufen; es war die, durch ihre traurige Zerfleischung, unter den Mörderwaffen der Septembriseurs, späterhin so bekannt gewordene Prinzessin von Lamballe. Sie war, ehe sie mich zu ihrem Arzte wählte, bisher von ihrem eigenen Leibmedikus, mit Zuratheziehung der übrigen französischen Hofärzte und einiger andern berühmten Praktiker von Paris behandelt, und zulezt für unheilbar epileptisch erklärt worden.

Die Krankheitsgeschichte der Prinzessin, über die ich bei meinem ersten Besuche von ihr die Beschreibung verlangte, lautete im Wesentlichen, ihrer eigenen Erzählung nach, wie folgt.

„Ich bin, sagte sie zu mir, von meiner zartesten Jugend mit heftigen Kopfschmerzen geplagt gewesen. Die Schmerzen verminderten sich gegen die Periode bei mir, als die Zeit der monatlichen Reinigung eintrat, und stellten sich bald mit mehr, bald mit weniger Stärke nur bei dem jedesmaligen Anfange derselben ein; man versicherte mich, daß, wenn ich einmal heirathen würde, sie gänzlich aufhören dürften. Diese Hoffnung indeß schlug fehl; sie meldeten sich vielmehr wieder heftiger, und ihre Dauer nahm zu; mein gewöhnlicher Leibarzt und Tronchin gaben mir stillende Mittel, welche diese Schmerzen gleichwohl nie ganz aufhören machten. Im Anfange 1782 wurden sie noch heftiger, und zugleich gesellten sich Ohnmachten und Zukungen dazu. Ich suchte bei den berühmtesten und unsern Leibärzten Hülfe, aber alle mir von ihnen verordneten Mittel haben nicht nur meine Krankheit nicht gehoben, sondern vielmehr, während ihres anhaltenden Gebrauchs, mich in einen Zustand gestürzt, der Jedermann um mich in Schreken und Trauer sezt. Einen Tag um den andern, pünktlich nach 1 Uhr, falle ich in einen immer stufenweise zunehmenden Erstarrungszustand, in welchem ich, mir meiner gänzlich selbst unbewußt, hinschlummernd, jezt nur nach Verlauf von neun Stunden wieder zu mir komme, und mich alsdann wie zerschlagen in allen meinen Gliedern fühle.“

Die von den Aerzten, bis ich zu der Kranken berufen ward, auf verschiedenerley Weise zusammengesezten, und ihr bald in

stärkern, bald in schwächern Dosen, täglich verordneten Mittel, hatten in folgenden bestanden.

Vom Januar 1782 bis zum Januar 1783 aus Lattich, Citronenmelisse, Wundkräutern, Lindenblüthe, Orangenblüthe, Eau de Cologne, Honig, versüßtem weissen Mohnsaamen, Syrop de Capilaire, Hofmännischen Tropfen, Sydenhammischen Laudano liquido, Molken mit ausgedrüktem Lattich, Schafgarbe und Ysopsafte vermischt; aus Honigseim mit versüßtem Veilchenpulver, Campher und arabischem Gummi und fullerischen Pillen.

Vom Januar 1783 bis zum Juni 1784 aus Lilien und Königskerzen, Mithridat, Honig, Decocten aus versüßtem weissen Mohnsaamen, Hofmännischen Tropfen, Molken, Schildkröten- und Kalbfleischbrühe; aus ausgedrükten Cichorien, Queken-, Kürbel- und Ysopsafte; aus Decocten und Aufgüssen von Fliederblüthen und Eibischwurzel; aus Pillen von Ypecacuanha, Milchsalze und arabischem Gummi.

Vom Juni 1784 bis zum April 1785 aus Decocten von Fliederblüthe und Eibischwurzeln; aus Campher, temperirendem Stahlischen und versüßtem Wasserlilienpulver.

Vom 28sten April 1785 an bis zum 7ten Mai aus Fliederblumen- und Eibischwurzelntranke; aus Myrrhen, Sagapenum, Panaxgummi, Gummi ammoniacum, Moschus, Mithridat, Asa foetida und Bernsteinöl zusammengesezten Pillen.

Vom 7ten Mai bis zum 23sten Juni aus einer Latwerge von China, Valeriana, Moschus, poudre anti-épileptique de Gutette und einer ziemlichen Dosis von versüßtem arabischen Stöchasblumensyrop.

„Seit dem Gebrauche der lezten Pillen und Latwerge hätten, sagte mir die Prinzessin, ihre Paroxysmen iedesmal zugenommen; so daß alles ihr Zutrauen in ihre bisherigen Aerzte verschwunden wäre. Sie kennen alle, schloß sie ihren Bericht, meine Krankheit nicht; Sie, mein Herr, haben, wie man mir gesagt, verschiedene ähnlicher Gattung gehoben; wenn Sie mich aus meinem unglüklichen Zustande erretten können, wird meine Dankbarkeit gegen Sie ohne Gränzen seyn."

Eine solche Sucht zu heilen, antwortete ich der Prinzessin, muß dem Arzte kein Umstand von vorhergegangener Lebensweise

verheelt werden. Sie müssen mir daher auf alle Fragen, die ich an Sie thun werde, aufrichtig beichten; nur dadurch kann es mir möglich werden, hinter die Ursache Ihrer Krankheit zu kommen, und eine Heilungsweise für Sie zu entdeken; übrigens brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß ein rechtschaffener Arzt sich Verschwiegenheit eben so sehr Pflicht seyn läßt, als er eifrigst auf Zutrauen und die unverholenste Aufrichtigkeit von Seiten des Kranken dringen muß.

„Fragen Sie, fragen Sie, erwiederte mir die Prinzessin, es soll Ihnen nichts verheelt von mir werden. Ich that hierauf folgende Fragen an sie, die ich, mit den darauf ertheilten Antworten, hersezen will.

Fr. Können Sie Sich erinnern, ob Sie in Ihrer Kindheit oder Jugend Grinder gehabt haben?

Antw. Ich weiß mich nichts davon zu erinnern.

Fr. Sind Sie zu Läusen geneigt gewesen?

Antw. Stark. Man hat sie mir mehr als zehn bis zwölfmal durch Aufstreuung eines rothen Pulvers vertrieben.

Fr. Sind Ihnen wohl Würmer abgegangen?

Antw. Ich erinnere mich, daß man mir im fünften und sechsten Jahre Mittel dagegen gegeben hat; und daß mir einige dadurch abgegangen sind.

Fr. Haben Sie Hautkrankheiten gehabt?

Antw. Die Masern und inoculirten Blattern, sonst keine. Was ich aber seit einigen Jahren bemerke, sind jukende Schwinden an meinen Schenkeln, die nur allein durch Bäder gelindert werden, und vergehen; doch nur auf kurze Zeit. Im Sommer zeigen sich diese Schwinden nur selten.

Fr. Sind Sie zu Hämorrhoiden geneigt?

Antw. Sehr stark. Die goldene Ader wird mir oft sehr schmerzlich, besonders wenn die Hämorrhoiden nicht fliessend werden wollen.

Fr. Fühlen Sie bisweilen Verstopfungen?

Antw. Ich habe fast immer welche, und die Dejectionen gleichen gewöhnlich an Gestalt dem Schaafmiste. Ich muß fast täglich mich der Lavements bedienen.

Fr. Haben Sie Ihre Monate immer richtig gehabt?

Antw. Ehemals beständig; aber seit dem Anfange meiner

Krankheit haben sie sich bisweilen verspätet, und nach und nach so abgenommen, daß ich seit drei Monaten kaum die geringsten Spuren von Reinigung bemerkt habe.

Fr. Haben Sie das Selbstspiel sehr geliebt?

Antw. Kurz vor meiner Heirath; seit ich aber die Beleibung *) kenne, widerfährt es mir selten; man hat mich, ich weiß es, öffentlich verläumdet; man hat ausgesprengt, daß ich mich mit der Königin bereizte; nichts würde mich abhalten,

*) Ob ich gleich den Styl unsers Verfassers (siehe was ich darüber in dem Prooimio zu den in das Journal Frankreich von demselben eingerükten Aufsäzen gesagt) in unsere jezt gewöhnliche Sprache in dieser Probe umzumodeln mich bemühe, so ist es mir theils doch unmöglich, theils verlange ich es auch nicht, ihn so sehr zu moderniſiren, daß ich ihm seine ganze Originalität in unerschöpflicher Erfindung neuer Wörter, und Hervorgrabung völlig veralteter (von denen man eine gewisse Anzahl ohne die eigene von ihm davon gegebene Erklärung eben so wenig, als die im Ulphilas oder Otfried verstehen würde) oder auch durch Zusammendrängen, Wegschneidung und Zustuzung zu dem, was man gewöhnlicher Weise ausschliessend Styl nennt, seine Naivität und Natürlichkeit, kurz die ganze Farbe seiner Erzählung und Darstellung rauben sollte. Mir, der ich die Darstellungsweise unter allen Nationen und aus allen Weltaltern liebe, ist die seinige vielmehr höchst ergözlich und unterhaltend. Aber freylich war für den Haufen eiliger und strenger Critiker unter den Lesern, eine Ueberseżung bis auf einen gewissen Grad nothwendig: denn, wiewohl viele Wörter, die hier zum erstenmale erscheinen (wie z. E. die drei in diesem Absaze unterstrichene — naturalia non sunt turpia! — in der Medicin, wo man dessen nicht umhin kann —) sich sehr leicht aus dem Contexte u. s. w. errathen lassen, und sogar wohl aufgenommen zu werden verdienten; wenn man über das unüberwindliche Lächerliche der Neuheit wegkommen könnte; so giebt es dennoch andere Paragraphen seines Buchs, wo man bei jedem Worte fast stillstehen, und sich in seinem deßhalb hinten am 3ten Theile des Werks angehängten Wörterbuche Raths erholen muß. Ohne dieses würde ich z. E. gar viele der Drogues, womit die französischen Quakſalber-Aeſkulape (man erstaunt nicht wenig, unter ihnen solche weltberühmte Namen, wie Tronchins ꝛc. zu finden) die arme Lamballe heimgesucht haben, als: die Hindläufts-Bäurichs-Säfte, die Bund-muſe von Kätzlingswurzel u. s. w. gar nicht wieder zu geben gewußt haben. Bei einigen ließ mich sogar sein Wörterbuch im Stich, so daß ich ihn mündlich darum habe befragen müssen. C. F. C.

dies Ihnen zu meinem Besten anzuvertrauen, wenn etwas davon wahr wäre. Sie können Sich aber auf mein Wort verlassen, daß uns beiden nie solche Unsittlichkeiten eingefallen sind. Sie wissen, daß ich Wittwe bin, und mich, nach den eingeführten Geburtsvorurtheilen, nicht anders wieder als mit einem Prinzen vom Geblüte vermählen kann; eine Gelegenheit, die sich unter uns andern (chez nous autres) selten findet. Man kann mirs also nicht verdenken, wenn ich einen Liebsten (amant) habe, aber wie sehr ich auch seine Beleibung lieben kann, wird es mir dennoch leicht werden, sie streng bei Seite zu sezen, so bald dies Hinderniß meiner Wiederherstellung seyn könnte. (Die Beleibung wurde von mir verboten, worin die Kranke auch mir gefolgt ist.) Ich fragte weiter:

Fr. Sind Sie niemals schwanger gewesen?

Antw. Nein.

Nachdem ich diesen Unterricht erhalten hatte, versprach ich, mich den Tag darauf zur Beobachtung der Symptome ihres Paroxysmus einzustellen, und begab mich weg. *)

Einer meiner Freunde, der damalige Leibarzt der Königin und des Königs, Lassonne, hatte sich schon ziemlich ausführlich über die Krankheit der Prinzessin mit mir unterhalten; er war der einzige unter den bisher um Rath ersuchten, der sie nicht zu den verschiedenen Arten der Epilepsie zählte, dennoch aber der Meynung war, sie gehöre zu den bisher für unheilbar erkannten chronischen. Dies machte mir es also sehr wichtig, hier mit der größten Behutsamkeit zu Werke zu gehen, und die Behandlung nicht ohne die überlegteste Scheu zu übernehmen, damit ich nicht meinen Neidern Stoff in die Hände spielte, mich um meinen bisher mühsam erworbenen medicinischen Ruf zu bringen.

Mit diesem Vorsaze demnach, fand ich mich folgendes Tages um Ein Uhr bei der Kranken ein. Als Blondine war sie von Natur schon von blässerer Gesichts-Farbe. Um Ein

*) Im Texte steht: und zog mich zurük, (je me retirai). Der Verf. hat seit seinem Jünglingsalter Paris nicht verlassen. Es ist also natürlich, daß mitten unter seinem alten Deutsch auch Gallicismen zur eigentlichen Farbe seines Styls beitragen müssen.

Uhr fünf Minuten wurde sie aber todtenblaß; zehn Minuten weiterhin schlossen sich die Augenlieder mit dreymaligem Blinzen durch drei Klapfäle (mouvement de la chûte d'une soupape ou valvule); ihrem sich Schließen folgten schnelle Zukungen der Augenmuskeln nach; auf die Zukungen heftige Schütterstöße des ganzen Körpers. Die Lippen schlossen sich völlig; aber nicht der geringste Schaum oder Geifer, wie bei der fallenden Sucht, wurde von mir bemerkt. Die Gegend um die Leber zog sich ein und bildete eine Grube; die um die Milz wurde herausgetrieben und schnell aufgeblasen; beim Befühlen ihres Unterleibes spürte ich an der innern Seite des Zwölffingerdarmes eine bei gesunden nicht vorhandene Verhärtung, von der Grösse eines Gänseeyes, aus deren Lage ich schloß, daß sie nichts als eine stockfäftig (obstruirt) gewordene Gallendrüse (grosse Gekrösdrüse, la glande hilifère, pancréas) seyn könnte. Ich weiß nun genug, sagte ich sogleich zu mir selbst. Diese Verstopfung kann noch geschmelzt und aufgelöst werden. Mein Gefühl lehrt mich, daß er noch nicht verkreidet (skieròs) ist, denn er ist noch glatt, und ohne Höker auf seiner Oberfläche. Daß er, und nur Er die ganze Ursache der Krankheit wäre, wurde mir dadurch mehr als nur glaublich, daß alle Zuckungen der Kranken, nicht Eine ausgenommen, von dieser Härte ausgiengen; überall zeigte sich hier eine schnelle wurmförmige Bewegung; die Fahe (Gebährmutter) war aufgeblasen, und wie bei schwangern Frauen im sechsten bis siebenten Monate ihrer Schwangerschaft anzufühlen. Die Zukungen waren nur topisch, und ich bemerkte keine merkliche Ausdünstung an der Kranken. Die Schütterstöße dauerten zwei Stunden und zwanzig Minuten; als sie aufhörten, erfolgte eine völlige Schlaffsucht; die Gliedmassen der Kranken wurden so steif, daß sie durchaus in der Lage blieben, in die sie von mir gewendet und geborgen wurden; ihr Puls that, während der Zukungen, zwey bis fünf und sechzig mehr oder weniger hüpfende Schläge; und sank, als jene ein Ende nahmen, schleunig zu sechs und fünfzig kaum fühlbaren herunter.

Dieser Schlaffsuchts-Zustand dauerte sieben Stunden weniger zwanzig Minuten; kurz vor deren Verlauf fand ich bei

ihr die Fabe (Gebährmutter) sehr wenig grösser als bei jungen Mädchen. Die Gegend um die Leber erhob sich wieder; die um die Milz sank in ihren natürlichen Zustand zurük. Die Verhärtung in der Gegend des Zwölffinger-Darms schien mir fast ein Viertel ihrer Grösse verlohren zu haben, und die Kranke kam, während ich sie untersuchte, mit einem pfeifenden Schall aus dem Halse, und mit dreimaligem blinzenden Aufgehen der Augenlieder wieder zu sich. Der Blutwalz (Blutsumlauf) stieg während einer Viertelstunde, in welchem die Kranke sich wie in einem Trunkenheitszustande zu befinden schien, bis zu sechs und siebenzig Pulsschlägen, und sie war nun wieder völlig bei Besinnung, klagte aber über Zerschlagenheit in allen Gliedern.

Nach dieser Beobachtung des Paroxysmus sagte ich zur Prinzessin, es wäre für mich, noch genauer die Krankheitsursache zu erforschen, nöthig, den folgenden Morgen ihren Unterleib im noch nüchternen Zustande zu befühlen; sie bat mich, dazu mich gegen zehn Uhr einzustellen. Ich fand bei der Befühlung ihre Gebährmutter wie beim Ende des vorhergehenden Zufalles; nur schien mir die Härte in der Gegend des Zwölffinger-Darmes noch kleiner geworden zu seyn. Sie beklagte sich, während meines Betastens derselben, über eine ihr sehr unangenehme und fast schmerzliche Empfindung.

Ich verließ sie, mit dem Versprechen, ihr nach einer nochmaligen Beobachtung des nächsten Paroxysmus meine ärztliche Vorschrift mitzutheilen. Was mir unter meinen verschiedenen Ausfragen über den Lauf dieser Krankheit besonders aufgefallen war, war die von mir gemachte Berechnung, daß die Paroxysmen, seit zwei Monaten, jedesmal genau von fünfzehn bis fünfzehn Minuten zugenommen hatten; der zweite, wie versprochen, von mir beobachtete, der sonst in allen Stüken dem erstern glich, nahm in den Schüttersiössen fünf, und in dem Schlaffuchtszustande zehn Minuten zu. Diese Bemerkung gab mir also Vorvermeldungslicht (lumière du prognostic) und nach langer Ueberlegung wurde folgende Vorschrift, den Tag darauf, von mir der Kranken gegeben.

„Die Krankheit der Prinzessin, die bisher zu den epi-

leptischen gerechnet worden ist, gehört nach meiner genauen Beobachtung von zwey Paroxysmen, zu den Schlafsuchten, und kann, mich meinen Mitärzten durch ein Kunstwort, das reine und bestimmte Begriffe mittheilt, verständlich zu machen, zu den fristfälligen vorstürmischen Schlaf- und Bugsuchten (aux léthargies chronico-périodiques, précédées de convulsions orageuses et cataleptiques) gerechnet werden."

„Daß sie, weil sie bisher, auch nach dem strengsten Gebrauche der dafür verordneten Mittel nicht ab-, sondern zugenommen hat, zu den unheilbaren chronischen Krankheiten gehöre, ist eine Meynung, der ich durchaus nicht beypflichte; die Krankheit ist noch heilbar."

„Die Herstellung der Kranken hängt von der strengsten Ausführung der Vorschrift ihres Arztes ab; die Verordnung, die ich geben würde, muß keinen Tag ausgesezt, und in keinem Stüke überschritten werden."

„Diese Krankheit kann und wird selbst bei der Anwendung der Cur, noch einige Wochen zunehmen; ein angesezter Krankheitsstoff läßt sich nicht in einigen Tagen auflösen und wegschaffen; die Wirkung muß vorbereitet werden, und verlangt Zeit; der Arzt muß Geduld und Vertrauen von der Kranken verlangen."

„Was ich aber nach meiner der Sache Einsicht vorvermelden kann, ist dieses: daß diese Krankheit aufs späteste nach zweymonatlicher Behandlung, so wie sie stufenweise zugenommen hat, auch stufenweise wieder abnehmen wird; und zwar so, daß der Arzt den Tag ihres Aufhörens im Voraus berechnen, und der Kranken zum Troste vorbemelden können wird."

„Diese Gesundheitsherstellung aber nach meiner Vorvermeldung zu bewirken, muß der gewöhnliche Leibarzt der Prinzessin über der strengsten Befolgung folgender Diätsvorschrift und den richtigen Gebrauch der verordneten Arzneymittel wachen; das Wenige, was ich in der Folge dieser Behandlung an den Mitteln noch zu verändern haben werde, soll zur gehörigen Zeit von mir angegeben werden."

Diätvorschrift.

Die ganze Nahrung muß, während der Behandlung, aus unfettem sogenannten weißen Fleische, und aus unfetten sogenannten weißen Fischen, in Zugemüsen (Kopf-Weiskohl und Sauerampfer ausgenommen), aus wässericht süssen vollreifen Früchten, und aus versüßten, nicht sauren Fruchtmussen (Compottes) bestehen.

„Alle fettigen, ölichten, schleimigten, in der Pfanne geschmörten, gesalzenen, geräucherten, gewürzten und sauren Speisen müssen gänzlich bei Seite gesezt werden."

„Von Mehlspeisen werden nur Sago, Saley, Erdbirnen und Gerstengraupen erlaubt."

„Linsen werden erlaubt, aber durchaus keine Arten von Pilzen."

„Was unter den erlaubten Speisen kalt mit Wohlschmak genossen werden kann, muß gewöhnlich den Vorzug vor warmen bekommen."

„Das tägliche Tischgetränk muß leichter Champagnerwein seyn, mit kaltem Wasser über die Hälfte vermischt."

„Alle warmen, geistigen und sauren Getränke sind durchaus verboten."

„Kalter Braten und obiges Tischgetränk muß das Frühstük ausmachen."

„Ueberhaupt müssen stets die verdaulichen Speisen vorgezogen werden.

Arzneymittel.

Zucker, zwölf Loth.
Arabischer Gummi, drey Loth.
Gereinigtes spanisches Seifenpulver, zwey Quentchen.
Gereinigtes Salpeterholz; gereinigtes Laugensalz (alcalisch Salz) von jedem ein Quentchen.
Dies werde fein gepülvert und in sechs Dosen abgetheilt.
In Quellwasser verdekte Kalbsgalle drey Quentchen und Valeriana-Wurzel-Extrakt, ein Quentchen.
Dies alles werde wohl vermischt, und drey Gran wiegende Pillen daraus gemacht."

„Abends wird eine Kanne heisses nicht siedendes Wasser

auf eine Dosis des Pulvers gegossen, um Alles Morgens früh zum Gebrauche durch ein leinenes Tuch zu seihen."

„Von dieser Auflösung muß nüchtern halbstündlich ein Glas warm mit einem halben Löffel voll Capillairsirop oder kalt mit einem Löffel Orgeade getrunken werden."

„Das Frühstük kann anderthalb Stunden nach dem lezten Glase genossen werden."

„Von den Pillen müssen zu Anfange jeder Mahlzeit achtzehn genommen werden."

Wenn bei dieser Diät, und durch den Gebrauch der verordneten Mittel, eine Aufgedunsenheit des Unterleibes oder eine Verschleimung der Zunge entstehen sollte, so wird folgendes Tränkchen genommen:

Englische Magnesia, drey Loth.
Diacrydium sulphuratum, vierzehn Gran.
Gereinigtes Salpeterholz, zehn Gran.
Orgeade-Siroy, zwey Loth.
Wasser, acht Loth.
Alles wohl vermengt.

„Dies Tränkchen wird wohl geschüttelt, daß nichts auf dem Grunde bleibe, und sogleich darauf kalt getrunken. Nach jedem Stuhlgange (Abflatung) die er zuwegebringt, wird eine mit Küchenkräutern abgekochte schwache Kalbsbrühe getrunken, und den Tag der auflösende Trank ausgesezt."

„Die Prinzessin wird, wenn sie diese Vorschrift genau beobachtet, in eilf Monaten aufs späteste von ihrer Krankheit befreit seyn." Mit dieser Versicherung schloß mein Aufsaz.

Die Kranke nahm diese Vorschrift freudigst auf, indem sie mich dabei ihres gänzlichsten Vertrauens in meine Wissenschaft versicherte, und bat mich inständig, künftig ihr Leibarzt zu seyn. — „Nein! erwiederte ich, behalten Sie, Prinzessin! den, den Sie bisher gehabt haben. Sie können sich übrigens bis zur gänzlichen Hebung Ihrer Krankheit auf meinen sorgfältigsten Beystand verlassen; aufrichtig und freymüthig gestehe ich Ihnen, daß die Menge der übrigen practischen Arbeiten, womit ich überhäuft bin, mir nicht verstatten würde, Ihnen alle die kleinen Aufmerksamkeiten zu widmen, an die Kranke von Ihrem Range so sehr gewöhnt sind. Folgen

Sie nur streng meiner Vorschrift; so werden Sie mir das Vergnügen bereiten, Sie binnen Jahresfrist ganz hergestellt zu sehen."

Am folgenden Tage nach dieser ertheilten Vorschrift, ließ mich der Schwiegervater der Kranken, der Herzog von Penthievre, einladen, schleunigst möglich zu ihm zu kommen. Ich glaubte, er ließe mich auch seiner Gesundheit wegen rufen, allein ich irrte mich, und ich hatte mit diesem wohlthätigen, aber mit allen Vorurtheilen seines Standes behafteten, und den Priestern ergebenen Fürsten eine Unterredung, die hier weitläuftiger erzählt zu werden verdient.

Mein Herr! sagte er zu mir, das was Sie in Absicht meiner Schwiegertochter unternommen haben, setzt mich in Schrecken. Sie verwerfen allen Rath unserer berühmtesten Aerzte. Bedenken Sie wohl, daß meine Schwiegertochter eine französische Prinzessin vom Geblüte ist? Sie sind hier in unserm Lande ein Fremder, und nicht unseres Glaubens. Was bleibt mir also hierbey für Bürgschaft, daß Sie nicht einen Versuch mit ihr anstellen, der für uns vielleicht auf Zeitlebens traurig wird, und für den Sie doch nachher unverantwortlich bleiben? Erfahrne Männer in Ihrer Wissenschaft versichern, die Krankheit meiner Tochter sey unheilbar; aber sie kann, das Leiden in ihren Zufällen abgerechnet, noch übrigens lange wohlauf leben. Sie, mein Herr, sind vermessen genug, weiter hier sehen zu wollen, als alle diese Männer. Noch Einmal: Ihre Mittel können das Leben meiner Schwiegertochter verkürzen. Vaterspflicht dringt mich also, mich diesem Unternehmen zu widersetzen: ich wiederhole Ihnen; es scheint mir vermessen, und setzt mich in Schreken."

Monseigneur! antwortete ich dem, in diesen Worten mir fast lächerlich vorkommenden Herzoge, der Ehrgeiz, den ich haben muß, den mir bisher unter einem Publico, in welchem ich ein Fremder bin, erworbenen Ruf zu erhalten, kann Ihnen, dünkt mich, als hinlängliche Bürgschaft dienen. Was den Einwurf übrigens betrifft, daß ich von einem andern Glaubensbekenntniße als Sie bin, so kann der Glaube, denke ich, im gegenwärtigen Falle, in keine Betrachtung kommen. Der rechtschaffene Arzt behandelt einen jeden Kranken

nach seinem Gewissen; ist er dabey ein aufgeklärter Mann, so wird er stolz seyn, sich zu dem Glauben derjenigen zu bekennen, die den wahren Gottesdienst darin bestehen lassen, ihren Nebenmenschen Gutes zu thun, und die besondern Formen denen zu überlassen, welche in ihrer Geisteseingeschränktheit der Meinung sind, das höchste Wesen finde ein besonderes Wohlgefallen am Lippengeplärre und an der Art und Weise äusserer Demonstrationen der religiösen Gesinnungen gegen dasselbe. Mit etwas mehr Schein von Recht, das gebe ich zu, könnte es Sie befremden, daß ich in meiner Heilmethode gänzlich für mich allein verfahre, ohne den Beyrath berühmter Mitärzte annehmen zu wollen; aber Monseigneur! Aerzte, von denen ich, ihr College, überzeugt bin, daß sie sich über die Ursache einer Krankheit, und folglich auch über die Mittel dagegen täuschen, können mir alsdann, in einer ihnen unbekannten Heilweise, nicht anders als hinderlich werden. Der Rang der hohen Kranken übrigens, liegt gleichfalls ausserhalb der Frage. Der Arzt sieht in einer Patientin weiter nichts, als eine Patientin; Rang im Staate und Vorzüge der Geburt, geben keine Vorzüge für die Gesundheit; der Arzt, der sich durch sie zu einem unzeitigen und gewissenlosen Nachgeben verführen ließe, wäre des Zutrauens gänzlich unwürdig, welches Höhere in ihn sezen; noch einmal! im Auge des wahrhaftigen Arztes erscheint der Mensch, der seine Berufshülfe verlangt, nicht anders als ein kranker Mensch, und, verzeihen Sie mir, daß ich es sage, Sie selber, und nicht ich, scheinen mir in dem, was den Gegenstand unsers Gesprächs betrift, der verwegene Theil zu seyn, oder glauben Sie etwa durch Ihre Geburt medicinische Kenntnisse genug zu besizen, einen Krankheitsfall beurtheilen, und darüber Richter seyn zu können? Nein! seyn Sie versichert, Ihre Vaterliebe, die Sie dahin bestimmt, sich meiner Behandlung widersezen zu wollen, würde in Kurzem für Sie die Quelle der traurigsten Gewissensvorwürfe werden, und Sie selbst, aus unaufgeklärter Gewissenhaftigkeit der Mitverkürzer des Lebens Ihrer Schwiegertochter geworden seyn. Jezt Monseigneur! habe ich in meiner Freymüthigkeit meine Pflicht erfüllt. Ihre Schwiegertochter hat meinen, von mir unaufgedrungenen,

Hülfsrath verlangt; der Rettungsweg ihres Lebens und der Wiederherstellung ihrer Gesundheit ist in meinem ihr überlieferten Aufsaze in ihren Händen; es mag nun geschehen, was beliebt wird, ich wasche mir, wie der jüdische Landpfleger, die Hände, erkläre aber im Voraus, daß ich die Schuld einer unvermeidlichen und nicht mehr weit entfernten Trauer, die Sie betreffen wird, in meiner Ueberzeugung niemand anders, als Ihnen, und ihren „berühmten Aerzten" zuschreiben werde.

„Sie scheinen mir, antwortete mir der Herzog hierauf, ein zwar gewissenhafter, aber sehr decidirter und etwas frey redender Mann zu seyn. Sie haben in mir weder den Vater noch den Fürsten verschont, und mir freylich sehr stark ans Gewissen gesprochen. Die Drohungen, die ich von Ihnen habe hören müssen, zwingen mich nun freylich bey dieser ganzen Sache mich als ein zitternder und verstummender Zuschauer eines Unternehmens zu verhalten, das mir noch immer, ich läugne es Ihnen nicht, als verwegen vorkommt."

„Ihr Zittern, Monseigneur! wurde von mir erwiedert, wird sich, sobald meine gegebene Rathschrift nur streng befolgt wird, binnen wenigen Wochen in Hoffnung, Vertrauen und Vorfreude verwandeln, und Ihre Gewissenhaftigkeit alsdann meiner Ihnen jezt als Verwegenheit vorkommenden Entschlossenheit einigen verdienten Dank zukommen lassen. —" Das wolle Gott! schloß der Herzog, wie herzlich wünsche ich es! — und wir schieden von einander.

Ich begab mich sogleich nach dieser Unterredung zu der Kranken, der ich im Wesentlichen das unter dem Herzoge und mir vorgefallene Gespräch erzählte. O! vergeben Sie, sagte sie zu mir, vergeben Sie meinem guten lieben Schwiegervater; in dem, was Ihnen in seiner Rede anstößig gewesen seyn kann, sehe ich blos einen Beweis seiner herzlichen Theilnahme an mir, und ich bin ihm Dank dafür schuldig. Uebrigens bleibt mein Vertrauen in Ihre Kenntnisse unwandelbar. Indem sie dies sagte, reichte sie mir einen vor ein paar Stunden von der Königin erhaltenen Brief hin, den sie mich bey meinem Nachmittagsbesuche ihr wieder zurük zu bringen bat. Er lautete folgendermassen:

„Ich erhielt Ihren Brief, Herzensfreundin! gestern Abends „etwas spät, und habe Lassonnen sogleich zu mir rufen lassen. „Ich habe ihm das medicinische Gutachten und das Ihnen „darinnen gegebene Versprechen Ihres neuen Arztes übergeben. „Lassonne hat mir mit viel Heiterkeit geantwortet: ich kenne die„sen deutschen Kopf genau; er verspricht nichts, als was er „halten kann; hat er der Prinzessin Hülfe versprochen, so kann „sie sich darauf verlassen und wir andern beiden Aerzte haben „hierbey weiter nichts zu thun als zurükzutreten. Es ist nicht „das erste Mal, daß er uns solche aber der Ehre der Arz„neykunst nicht unnachtheilige Ohrfeigen giebt. Sie können „Sich, liebste Freundin, das Vergnügen nicht genug vorstel„len, das durch dies Zeugniß von Lassonne in meinem für Ih„re Krankheit so innig bekümmerten Herzen entstanden ist."

Glauben Sie, sagte die Prinzessin zu mir, als ich ihr den Brief wieder zurük brachte, daß jezt noch irgend Jemand mein Vertrauen in Sie schwächen könnte? Ich habe Beweise davon, daß Lassonne den herzlichsten Antheil an mir nimmt; er ist selbst Arzt, und besizt Kenntnisse genug, über die eines andern Arztes richten zu können. Das Gespräch der Layen in der Kunst kann, wie Lassonne gleichfalls sagt, auf meinen Geist nichts mehr vermögen."

Es war gerade um die Zeit, wo ihr Paroxysmus eintreten sollte; kaum hatte sie jene Worte ausgesprochen, so meldete er sich. Ich beobachtete ihn wieder genau; er nahm mit allen den nämlichen Symptomen, gerade wie der vorhergehende, fünfzehn Minuten zu.

Am folgenden Tage wurde, unter Versprechen sie strenge zu befolgen, mit meiner Verordnung der Anfang gemacht. Die Prinzessin drang aufs neue in mich, ich möchte mich entschliessen, der einzige Arzt, den sie sähe, zu seyn; ich wiederholte ihr meine leztigen Vorstellungen und Einwendungen, und bat abermals, wäre es auch nur um meinetwillen, selbst ihren gewöhnlichen Leibarzt zur Beobachtung ihrer Krankheit und der Wirkung der Mittel dagegen, zu behalten; ihn wegen seiner Nichtkenntniß einer unter vielen, ausser sehr erleuchteten, Aerzten unbekannten Krankheitsbehandlung, nicht zurükzusezen."

Die Kranke brach hierbey in Thränen aus. Ich bat

sie, mir die Ursache ihres Kummers zu sagen: „wenn Sie es denn wissen wollen, antwortete sie mir" wie können Sie verlangen, daß ich den Arzt in meiner Krankheit vor mir sehen solle, der mich so lange am Hoffnungsseile herumgezogen; der mich zulezt vor meinem Schwiegervater und meinen besten Freunden als unheilbar epileptisch erklärt hat; der noch vorgestern hinterrüks den Vorschlag that, und darauf drang, man möchte mich, wenn ich noch mein Leben verlängert zu sehen wünschte, doch bereden, von Ihren Mitteln nichts zu gebrauchen, und mich lieber mit meiner zwar unheilbaren aber nicht tödtlichen Krankheit fortzuschleppen." — Hat er das gethan, Prinzessin, gab ich zur Antwort, so hat ers, weil er in seiner Unkenntniß Ihrer Krankheit, seine Meinung für die wahre hält; es ist ein Beweis, daß er herzlichen Antheil an der Verlängerung Ihres Lebens nimmt; meine Behandlung aber wird ihn, wenn er ein täglicher Augenzeuge davon seyn wird, nach einigen Wochen von seinem wohlmeinenden Irrthum zurükbringen, und seine Furcht der Freude darüber Plaz machen — „Nein! nein! rief die Prinzessin, ich kann ihn nicht vor mir sehen; ich bin vielleicht augenbliklichs ungerecht gegen ihn; aber nicht undankbar. Lesen Sie diesen Brief, den ich ihm geschrieben habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht nur seiner Eigenliebe zu schonen, sondern auch den übereilten Schritten, die sie nach sich ziehen können, vorzubauen gesucht habe. —"

Dieser Brief enthielt Banknoten, zwölf tausend Livres an Werth; er ließ ihm dabey die Hoffnung, wenn die Krankheit gehoben seyn würde, noch immer Leibarzt der Prinzessin zu bleiben; nach diesem guten Verfahren der Prinzessin versprach ich ihr denn, bis zu ihrer völligen Wiederherstellung alle nothwendigen Besuche bei ihr zu übernehmen und abzustatten.

Am folgenden Tage nach dieser Unterredung besuchte mich ein gewisser Herzog, mit einem grossen Orden umgethan; ich glaubte bei seinem Hereintreten, er wollte mich als Arzt consultiren, man urtheile aber über meine Verwunderung und Bestürzung, als er mir folgenden schändlichen Antrag that:

„Mein Herr! sagte er zu mir, Sie haben sich in Ihrer Wissenschaft zu hinlänglichen Ruhm erworben, als daß S

noch, ihn zu vermehren, nöthig hätten, sich mit der Behandlung einer Krankheit zu befassen, durch die Sie nicht anders, als sich sehr mächtige Feinde machen können, und von der Sie nur Unannehmlichkeiten und Undank zu erwarten haben werden. Folgen Sie daher meinem Rathe, ich will Ihnen hohe Freunde versichern, und Ihnen einen jährlichen Antheil an einer Generalpächterstelle verschaffen, wenn Sie (das einzige, was man von Ihnen dafür verlangt) nur einige Zeilen mir geben wollen, in denen Sie die Krankheit der Prinzessin von Lamballe, Ihrer Ueberzeugung nach, für unheilbar und der Gegenwart schwangerer Frauen gefährlich erklären. Sie dürfen mir nur einen Tag einer Zusammenkunft zur Austauschung dieser von Ihnen verlangten Zeilen gegen den Schein, welchen ich Ihnen über das Zugesagte anbiete, bestimmen. — „Mein Herr! gab ich dem mir sogleich aufs höchste verächtlich gewordenen Herzoge, mit dem erbittertsten Unwillen, zur Antwort, mein Herr! wofür halten Sie mich? — „Für einen Mann, versetzte dieser Lästerling ganz gelassen, von Verstand, von Klugheit und für einen berühmten Arzt". — Ich bat ihn sogleich mein Zimmer zu verlassen; er wollte mir etwas antworten und noch mehrere Worte machen. — Nein! nein! rufte ich, ihm die Thür zeigend; darauf stand er auf, und sagte im Weggehen spöttisch noch: „Ich hätte mehr sagesse in Ihnen gesucht." — „Rechtschaffenheit hätten Sie bei mir suchen sollen", waren, indem ich die Thüre hinter ihm zuschlug, meine lezten Worte.

Den folgenden Tag nach diesem Vorfalle, wurden mir, zufolge eines Auftrags von der Königin, folgende Fragen schriftlich vorgelegt, die ich auf nächststehende Weise beantwortete.

Fr. Kann die Krankheit der Prinzessin von Lamballe, falls man nur nicht bei dem Paroxysmus gegenwärtig ist, sich auf die Frucht einer sich ihr nähernden schwangern Frau fortpflanzen?

Antw. Nein! — nein! nein!

Fr. Könnte dies geschehen, wenn man bei den Paroxysmen zugegen wäre?

Antw. Wenn die Schwängere sich versichert wüßte, daß sie nicht vor den Zufällen erschreken würde — nein! Nur ein

Erschreken, das die Convulsionen erregen könnten, wär im Stande, der Schwangern nnd ihrer Frucht nachtheilig zu werden.

Fr. Ist es möglich, daß die besagten Paroxysmen bisweilen unerwartet, unvorhergesehen, und ausser ihren gewöhnlichen periodischen Stunden eintreten könnten?

Antw. In dieser Krankheit nie. Sie ist keine Epilepsie, sondern eine periodische vorstürmische Schlafsucht. Die Paroxysmen können also, so wie ich die Krankheit kenne, nicht anders als zu gewissen bestimmten Stunden eintreten.

Fr. Ist man gewiß, daß diese Krankheit kann gehoben werden?

Antw. Sehr gewiß, und zwar in der vorausbestimmten Zeit; sobald nur die Prinzessin, wie sie es versprochen hat, aufs strengste nach der Verordnung des Arztes lebt.

Nachher bekam ich durch den Oberleibarzt Lassonne über die Ursache, welche diese Fragen der Königin an mich veranlasset hatte, eine Aufklärung. Sie verdient hier erzählt zu werden, weil der Leser ein sehr lebhaftes Bild der an dem damaligen Hofe mit der grösten Unverschämtheit im Schwange gehenden Intrigue darinn aufgestellt sehen wird.

Es hatte nämlich schon längst eine nach Herrschaft und Gunst trachtende Hofparthei gesucht, die Königin mit der Prinzessin von Lamballe, ihrer dermaligen Oberhofmeisterin zu verzwisten, und, damit sie der Tochter eines an der Spize dieser Hofparthei stehenden Prinzen vom Geblüte, einen grössern Einfluß bei ihr verschaffen möchte, diese an die Oberhofmeisterstelle bringen wollen. In der Krankheit der Prinzessin nun glaubte diese Parthei die Gelegenheit zu sehen, alle Kniffe ihrer Ränkerei anbringen zu können; es wurden Schandschriften gegen die arme Kranke verfertigt, und in Menge ausgestreut; jede erdenkbare Lüge und Verläumdung öffentlich in Gang gebracht, und diese nachher, als in ganz Paris bekannte Wahrheiten, wieder nach Versailles zurükgeschleudert; insbesondere aber der Königin Tag vor Tag zugeflüstert: die Krankheit ihrer Oberhofmeisterin sey unheilbar und einer Schwangern höchst gefährlich. Das beifallende Gutachten der Aerzte hatte diesen Einflüsterungen grosses Ansehen und Kraft ertheilt; einige die Königin umgebenden Freun-

dinnen und Mitglieder jener Parthei stellten ihr vor, es streite mit der Würde einer Königin von Frankreich, gar keine Oberhofmeisterin um sich zu haben; die Stelle selber würde dadurch den Anschein, überflüssig zu seyn, erhalten; die Prinzessin aber suchte man zu überreden, wenn sie der Königin wirklich ergeben wäre, müßte sie, falls sie auch nicht um ihren Abschied ansuchen wollte, doch wenigstens eine Nachfolgerin in ihrer Stelle verlangen. — Die Königin hatte sichs auch wirklich, aus Furcht vor der Krankheit, seit einiger Zeit untersagt, die Prinzessin zu besuchen, aber, um sie nicht zu kränken, sich noch nicht entschliessen können, eine andere an ihre Stelle zu ernennen.

Ich erfuhr das Besagte, und hatte nun deutlich den Schlüssel zu dieser ganzen Intrigue. Der an mich gesandte vornehme Herr und Herzog war, wie jedermann bekannt, ein Vertrauter des an der Spize dieser Parthei befindlichen Prinzen vom Geblüte.

Auf jene meine Beantwortung der mir vorgelegten Fragen verlangte die Königin jezt von mir, ich sollte alle zwey Tage das Bulletin des Krankheitsverlaufs überschiken. Dies gab mir Gelegenheit, im Vertrauen ihr mitzutheilen, was in dem bei mir abgelegten Besuche des vorerwähnten Herrn vorgefallen war. „Ich danke Ihnen, sagte die Königin zu mir, für den Dienst, den Sie mir durch diese Eröffnung leisten. Sie reissen mir dadurch den Schleyer von den Augen; die Intriguanten sollen erfahren, daß Alles, was sie hinterlistig zu bewirken gesucht haben, fruchtlos bleiben wird, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie bald bei der Prinzessin zu sehen."

Zwey Tage nach jenem Besuche bekam ich folgenden anonymischen Brief.

„Glaubst du, Deutscher! wohl, daß wir französische Aerzte ruhig zusehen werden, uns durch die Hebung einer von uns für unheilbar erklärten Krankheit entehren zu lassen? Ich gebe dir Deutscher! aus Antriebe von Menschlichkeit, den wohlmeinenden Rath, um der Sicherheit deines Lebens willen, von deinem Unternehmen abzustehen. Folgst du nicht schnell und klug diesem Rathe, so bist du mit aller deiner Wissen-

schaft, mit der du hingehen, und deinen eigenen Landesleuten dienen kannst, unter den Franzosen ein verlohrner Mensch; von dem Schreiber dieses Briefes hast du zwar nichts zu fürchten; alle Aerzte aber haben dir Rache geschworen, und du kannst dich darauf verlassen, daß sie Wort halten werden."

Ich verachtete diesen nahmenlosen Drohbrief, so wie die Drohungen des bebänderten Abgesandten, und fuhr ruhig in meiner Krankheitsbehandlung fort.

Die den 17. Juni angefangenen Mittel brachten gegen den 13. August, täglich drey bis viermalige Stuhlgänge hervor, in welchen der Kranken viel Schleim abgieng; ihre Zunge verschleimte sich gleichfalls; gegen den 19. fand ich ihren Unterleib sehr aufgeblasen, und verordnete den 21., das von mir oben angeführte Tränkchen zu nehmen; eine Menge schwarzer Schleim wurde dadurch abgeführt; ich ließ es den 25. wiederhohlen, und es erfolgte die nämliche Wirkung.

Der Paroxysm am 22. August hatte nicht mehr an Zeit zugenommen; er dauerte eilf Stunden wie der vorhergehende. Die Freude über dies Aufhören des Zunehmens war sehr groß; es wurde am ganzen Hofe und in Paris bekannt.

Den 24, 25, und 27. bekam ich wieder fünf ununterschriebene Drohbriefe; jeder dieser Briefe schwor mir den Tod zu; sie wurden verächtlich von mir bei Seite gelegt.

Am 29. Abends wurden mir die Spiegelgläser der Kutsche im Fahren mit Steinen eingeworfen, so daß die Scherben um mich herumsprangen. Ich verbot meinem Kutscher etwas davon zu sagen, und ließ mir neue von dünnerem Glase wieder an ihre Stelle einsezen, damit sie bei einem ähnlichen zu besorgenden Wiederholungsfalle weniger Schaden zufügen könnten.

Am folgenden Abend, als ich nach Mitternacht von der Kranken zurükkam, sprangen, da ich eben aus dem Thore des Pallastes der Prinzessin trat, drey Kerle auf mich zu, mich, ich weiß nicht mit was für einem Mordgewehre, anzugreifen; indeß war ich glüklich genug mich ihnen, da Leute unverzüglich dazu kamen, durch schnelle Flucht zu entziehen, und

kam mit einem zwar schmerzhaften, aber mich doch nicht verwundenden erhaltenen Streiche ab; meinen Kutscher fand mein Bedienter auf dem Boke schlafend; ich verschwieg beyden, was mir widerfahren war.

Den 1. September Abends um zehn Uhr wurden mir die Kutschengläser abermals mit Steinen eingeschlagen.

Am achten September ließ ich die Zinkblumen aus den Pillen aus, und ersezte sie durch zwanzig Gran Campher und dreißig Gran syrischen geschwefelten Windensaft (diacrodium sulphuratum). Der Paroxysm blieb, ohne ab- oder zuzunehmen, mit allen übrigen Symptomen wie bisher.

Am 11. wurde wieder nach mir mit Steinen geworfen, und mir eines meiner Kutschenfenster zerbrochen. Allein dieß war nur, wie alle bisherigen Gewaltthätigkeiten, die ich hatte erfahren müssen, der Vorläufer eines noch viel ernsthaftern Angriffes auf mein Leben.

Ich war am 17. September Abends eine meiner Patientinnen, eine Gräfin M * * * zu besuchen gegangen, und da ich sie am Tische fand, und Abends nicht zu essen pflegte, bat ich mir, meiner alten deutschen Sitte getreu, statt alles andern Genusses, eine Flasche Bier aus. Eine junge Marquisin, die ich in diesem Hause hatte kennen lernen, und deren Nahmen ich hier verschweige, sezte sich, indem sie dies hörte, zu mir, und sagte heiter scherzend: auch sie wäre von dieser meiner Liebhaberey, sie wolle mir daher selber einschenken und gleichfalls Bier mit mir trinken. Es wurde nach zwey Gläsern gerufen; wir trinken beide das unsrige, aber ich merkte augenblicklich einen gewissen so unangenehmen bleyartigen Geschmak in dem von mir geleerten, daß ich das zweyte, so mir gleich darauf gebracht werden sollte, mir verbat. Das Nöthigen der besagten Marquisin war also umsonst. Ich merkte schon sich einstellende Uebelkeiten und Aufstossen des Getränks; indeß gieng ich nach Hause und legte mich schlafen nieder. Gegen vier Uhr Morgens wekt mich ein krampfhaftiger Magenschmerz auf, den sogleich ein heftiges Erbrechen begleitet. Ich klingle eiligst nach meinem Bedienten; als er erscheint, findet er mich ohne Selbstbewußtseyn in den heftig-

ſten Krämpfen und Verzukungen liegen; er weſt darauf einen in dem nehmlichen Hauſe wohnenden Freund von mir, und hohlt ſogleich ein paar Aerzte herbey. Sie kommen; da ſie in meinem Erbrechen weiter nichts als klaren Dauſaft bemerken, ohne auf die übrigen begleitenden Symptome zu achten, verordnen ſie, nachdem ſie anfangs einen Aderlaß vornehmen gewollt, der jedoch unterblieb, Auflegung von ſpaniſchem Fliegen-Pflaſter. Einer meiner Freunde, der Apotheker Coſtel, hatte ſich ſogleich ſelbſt mit dem Pflaſter bei mir eingeſtellt, der Oberchirurgus des Orleaniſchen Hauſes, Nahmens Imbert, war auch den Aderlaß zu beſorgen gerufen worden, und rieb mir, nachdem man ihn verworfen, die Waden mit Weineſſig, ſchnellere Wirkung des Zugpflaſters hervorzubringen. Ich lag in meinem Erbrechen ſinnlos da; glüklicher Weiſe brachte (wie mir nachher die dabei Gegenwärtigen geſagt, denn mir ſelber war ſpäterhin nichts mehr davon bewußt) dies Reiben mich auf einen Augenblik zu einer Beſinnung, die licht genug dazu war, daß ich den Umſtehenden zurufen konnte: Man gebe mir alle Viertelſtunden eine Pille aus zwey Gran gereinigtem Laugenſalze, (Alcali) einem Gran gummöſes Opiumextract mit genugſam verſüßtem arabiſchen Gummiſyrop, und laſſe mich dabey Eſſigſyrop mit Waſſer verſezt, und weiter nichts trinken." Auf dies mein Wort, da die Aerzte ſich über meinen Zufall nicht deutlich hatten erklären können, und mir von ihnen des ausgeworfenen Dauſaftes wegen, bereits das Leben abgeſprochen worden war, ward von dem Apotheker Coſtel und dem Wundarzte einſtimmig das Zugpflaſter verworfen und mir weiter nichts, als das von mir, gleichſam im Traume, angezeigte Mittel beygebracht. Nach einigen Stunden dieſes Gebrauches hatten die heftigſten mir alle Glieder verrenkenden Zufälle ſchon merklich nachgelaſſen; die Zukungen waren verſchwunden, und nach ſechs und zwanzig Stunden befand ich mich wieder völlig bei Verſtande.

Einige Schmerzen im Unterleibe jedoch, eine groſſe Zerſchlagenheit in allen meinen Gliedern, und eine ſehr geſchwollene Zunge mit ſich durchkreuzenden ſchwärzlichen und ſchmerzhaften Riſſen darinn, blieben mir noch als Folgen des Zu-

falls übrig; sie wurden in neun Tagen durch ein Gurgelwasser, aus alcalischen Mitteln bestehend, und den Genuß vieler schleimigen Speisen und Getränke, völlig gehoben.

Damit ich die Wut meiner Verfolger nicht noch mehr gegen mich aufreizen möchte, hielt ich es für nöthig, die Geschichte dieser Vergiftung völlig zu verschweigen, und meinem, viel Aufsehen zwar erregenden, Zufalle, der aber nun glüklicher Weise gehoben war, jeden auf die ihm beliebige Weise auslegen zu lassen. Ich selber schrieb mir nur eine grössere Vorsicht gegen alle künftige ähnliche Bewirthungen vor. Ob obige Marquisin, die sich zu einem so schändlichen Werkzeuge der gegen mich aufgebrachten Hofparthey hergegeben hatte, und in der Folge der Revolution ausgewandert ist, sich späterhin Vorwürfe über die Unternehmung oder über die nicht gelungene Ausführung ihrer Unthat gemacht, weiß ich nicht. Das einzige weiß ich, daß, bei einem vorwurfsfreien Gewissen, die Gelassenheit, die ich in dieser Verfolgung beizubehalten das Glük gehabt, mich auch nachher unter denen von der robespierrischen Schrekensherrschaft über mich verhängten, begleitet hat; daß ich mich alle Abend im Gefängnisse selbst ruhig niedergelegt, ruhig geschlafen, und durch ruhige Vertheidigung meiner Unschuld, mein der Guillotine bestimmtes Leben davon getragen habe.

Am ersten October war ich wieder im Stande, meine Krankenbesuche wie vorher vorzunehmen; die freundschaftlichsten und dringendsten Fragen indeß über jenen Zufall, der mich, mitten im Genusse der vollkommensten Gesundheit so schnell zu Boden zu werfen gedrohet hatte, waren nicht vermögend, mir mein Geheimniß zu entreissen. Die Prinzessin Lamballe, die mich inständig und oft bat, mich doch um Gotteswillen vor meinen Neidern in Acht zu nehmen, schien mir mit alledem die Vergiftung zu vermuthen: „Sorgen Sie nicht für mich, Prinzessin!" sagte ich zu ihr, „wer seine Neider und Feinde kennt, kann sich, mit etwas Behutsamkeit, vor ihren Anfällen hüten. Nehmen Sie sich nur selber in Acht; es ist meine Pflicht, für Ihr Leben, das Sie mir anvertrauet haben, auf jede Weise zu sorgen."

Ihre Zufälle blieben noch immer die nehmlichen, sie dauer-

ten eilf Stunden; nur brachten meine Mittel täglich einige schleimabführende Stuhlgänge zuwege; ein Zustand, der bei ihr bis zum zweyten November, ohne die geringste Veränderung, fortdauerte.

Am besagten Tage trat ihre monatliche Reinigung ein; sie war sehr schwarzbraun und schleimig, dauerte aber nur, und nur schwach fliessend, zwey Tage lang. Es erfolgte hierauf, fünf Tage lang, eine sehr schleimige und stinkende Abführung; der nach diesen Auswürfen sich einstellende Paroxysm, nahm fünfzehn Minuten ab, und der zweyte eben so viele.

Unmittelbar nach dieser Verminderung wurde der Prinzessin und ihren Freunden von mir gesagt, daß, sobald sie ungestört mit den Mitteln fortfahren könnte, jeder künftige Zufall fünf Minuten von seinen Zukungen, und zehn Minuten von dem Zustande der Schlafsucht verlieren würde; der zwey und vierzigste Paroxysm, von heute an gerechnet, setzte ich hinzu, muß also, wenn die Mittel nicht ausgesezt werden, der lezte seyn, und wird in einem schwachen Gähnen bestehen."

Diese meine Ankündigung wurde durch ein von der Prinzessin an die Königin gerichtetes Bulletin bei Hofe bekannt gemacht, und von ihren Freunden weiter in Paris verbreitet. In allen Gesellschaften, in die ich kam, that die Neugierde Fragen darüber an mich, und meine Antworten bestätigten die von mir gemachte Vorherverkündigung.

Ich erhielt an dem darauf folgenden Tage einen höchst schmeichelhaften Brief von dem Herzoge von Penthievre; er beschloß mit der Versicherung einer Achtung gegen mich, die nicht aufhören würde. „Es freuet mich, gab ich ihm zur Antwort, Ihnen einen Beweis haben geben zu können, daß Entschlossenheit, auf Kenntnisse und Erfahrung gebauet, nichts mit der Verwegenheit der Unwissenheit gemein hat." Seitdem sind mir von diesem nachher in Gram verstorbenen Fürsten unausgesezt die ausgezeichnetsten Beweise der Zuneigung gegeben worden.

Den Tag darauf traf ich, wie ich schon verschiedene Male gethan hatte, die Königin zum Besuche bei der Prinzessin.

„Ich erwarte Sie, rief sie mir deutsch *) zu, mit einer freudigen Ungeduld. Sie geben den französischen und besonders unsern Hofärzten, von denen ich nur Lassonne ausnehme, eine Fauze (östreichisch für: Ohrfeige), die ihnen den Mund stopft, daß sie nicht mehr wissen, was sie sagen sollen; ich will mich ein wenig rächen; sie haben mich so über die Krankheit meiner Freundin in Schreken gesezt, sie haben mir so viel albernes Zeug über Ihre Behandlung derselben vorgeplaudert, daß ich wohl, halter! recht habe, meinen Verdruß über ihre Dummheit zu zeigen."

Ich bat die Königin, die Rachsucht, zu der beleidigte Eigenliebe die Franzosen so leicht bringt, um mein selbst willen, doch ja nicht zu reizen, aber sie unterbrach mich. „Ey! wir Deutschen haben alle, halter! den Fehler, den verwünschten Franzosen nur viel zu viel nachzugeben! unsere Gutherzigkeit flößt ihnen nichts als übermüthige Frechheit ein; sie zu hören, sind wir Deutschen zu nichts besserm gemacht, als Heu zu fressen. Haben mir die Schwäzer nicht zehnmal gesagt, sie hätten von uns Deutschen nichts mehr zu lernen, sie wüßten durch unsere dikleibigen Schriften alles, was wir wüßten, und Paris und Montpellier hätten Aerzte hervorgebracht, an deren Seite man keine Deutschen sezen könnte. Die Schlabberhänse wissen, fuhr sie heftig fort, daß deutsches Blut in meinen Adern fließt, und immer fliessen wird; sie haben es mehr als einmal in Wallung gesezt, und das nicht allein bei medicinischen Gelegenheiten, sondern bei gar vielen andern Vorfällen; sie sind fast alle verfluchte Kerle," schloß sie, und bat die Prinzessin um Vergebung, so lange deutsch mit mir gesprochen zu haben.

Ich suchte bei diesen beiden Damen die günstige Gelegenheit zu benuzen, hier ein gutes Wort für die Armuth einzulegen; ich schilderte ihnen die traurige Lage derselben, besonders in allen langwierigen Krankheiten; ich stellte ihnen dabei die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der endlichen Stiftung eines wahrhaftig guten Hospitals vor. Indem ich meine ei-

*) In Saifferts Original steht auf französisch, es ist aber, wie er mir selbst auf mein Befragen gesagt, und es sich aus den Worten der Königin selbst ergiebt, ein Druk- oder Schreibfehler.

genen Dienste bei einem solchen anbot, sagte ich ihnen, wie viel besser der Arzt am Krankenbette als in den Lehrsälen gebildet wird; wie Theorie zwar nöthig ist, aber ohne täglich ausübende Clinik blos Schlendrianswissenschaft bleibt; haben Sie also, schloß ich, ein wenig mehr Nachsicht mit Ihren französischen Aerzten, wenn sie so wenig bisher die Suchten haben ergründen können; es ist nicht ihre, sondern der Regierung Schuld, die nichts dafür gethan hat, und nichts dafür thut, die Arzneykunst aus ihrem herabgewürdigten Zustande herauszureissen, und das Genie aus allen Theilen des Reichs durch Aufmunterungen hervorzurufen. Der Mensch wirft sich gern und vorzüglich in die Hände, die die Regierung durch ihre Achtungsbeweise auszeichnet; was ist aber bisher in ihren Augen in Frankreich der Arzt gewesen? hat er sich nicht hinter jedem mit dem Volksschweisse bereicherten Finanzier und jedem Haudegen von Offizier zurükgesezt gesehen? Ueberall hat es bisher am nöthigen Unterrichte, so wie an Aufmunterung gefehlt; ich weiß am besten, was mich mein Erforschen dieser chronischen Krankheiten gekostet hat und noch kostet; aller mein Verdienst reicht kaum zu, daß ich mir die Mittel zur Herbeischaffung der Arzneyen für arme Kranke erschwinge; wie könnten also vollends verheirathete Aerzte solch einem kostspieligen Studio sich mit gehörigem Eifer widmen? Zu viel wäre es von Hausvätern verlangt, sich selber und ihre Familien armen Hülfsbedürftigen zum Besten aufzuopfern."

„Das ist Wahrheit! was Sie uns sagen," rief die Königin aus, „ich liebe solche Wahrheiten, und ich gebe Ihnen mein heiliges Versprechen, daß ich auf die Stiftung eines solchen Hospitals ernstlich bedacht seyn will." Die Prinzessin Lamballe gab mir gleichfalls die Versicherung, alles Mögliche, was in ihren Kräften stünde, zu einer solchen milden Stiftung beizutragen. Aber leider! kam dieser wohlthätige Vorsaz nicht in Ausübung. Die Hofschulden blieben ein stetes Hinderniß desselben, und in der Robespierrischen Schrekenszeit verschwanden vollends alle Spuren davon.

Kurz nach dieser Unterhaltung mit der Königin wurde mir abermals auf eine neue Weise mörderisch nach dem Leben gestellt. Ich saß Abends um 8 Uhr, mit einer medicinischen

Rathschrift beschäftigt, an meinem Schreibtische, dem Stubenfenster gegenüber; gerade in dem Augenblike, da ich meinen Namen unter das Papier schreibe, höre ich mit starkem Geklirr eine Fensterscheibe springen; ich eile sogleich mit dem Lichte nach dem Fenster, finde es aber zu, und nichts schien mir daran beschädigt zu seyn. Einige gefährlich darniederliegende Kranke verlangten meine Hülfe; ich vergaß also das gehörte Geklirr, stieg in meinen Wagen, stattete meine Besuche ab, und legte mich, als ich davon wieder nach Hause kam, ruhig zu Bette.

Morgens darauf, indem ich noch nicht aufgestanden bin, kömmt mein Bedienter in mein Schlafzimmer und bittet mich, in mein Studierzimmer zu kommen. Er zeigt mir hierauf eine Kugel, die noch in einem in die dem Fenster gegenüberstehende Bretterwand eingeschlagenen Loche stekte, und hierauf ein ganz genau dieser Kugel entsprechendes, und durch eine der obern Spiegelglasscheiben des Fensters gleichsam wie gebohrtes oder platt abgeschnittenes Loch. Aus der Vergleichung dessen in der Wand, und dessen in der Fensterscheibe ließ sich sehr deutlich sehen, daß die Kugel nur zwey Zoll breit vor meinem Kopfe ab vorbeigefahren war. Ich bat indeß meinen Bedienten und den Stubenpuzer, diese Begebenheit zu verschweigen, und brauchte blos die Vorsicht, ihnen zu befehlen, daß inskünftige, sobald es dunkel würde, meine Fensterläden immer zugemacht würden. Hierauf zog ich mich an, und fuhr wieder zu meinen Kranken.

Als ich Abends nach Hause zurük kam, erzählte mir mein Bedienter, es wären den Tag während meiner Abwesenheit Polizeybediente in mein Zimmer gekommen, und hätten über den Vorfall ein Protokoll aufgenommen. Sie hatten aus der Richtung des Schusses den Schluß gemacht, daß er aus dem Fenster eines Entresols-Zimmers des in der Strasse gegenüberstehenden Hauses eines Kaufmannes gekommen, und auf mich abgezielt gewesen wäre.

Den folgenden Morgen fand sich abermals ein Polizeydiener bei mir ein, der von allen meinen erfahrnen Steinigungen und mir zugeschikten Drohbriefen unterrichtet war. Er forderte mir diese Briefe ab, und ich mußte sie ihm ausliefern. Auch um die Vergiftungsgeschichte wußte er, und ich

war neugierig zu erfahren, wodurch ihm diese von mir so sorgfältig verheelte Begebenheit bekannt geworden sey? Er sagte mir, man wisse es durch den Kammerdiener eines sehr vornehmen, und gegen die Prinzessin Lamballe feindselig gesinnten Hauses; mehr dürfe und könne er mir nicht sagen. Indeß kündigte er mir dabei an, daß ich inskünftige stets von Polizeyspionen umgeben seyn, und einen derselben immer hinten auf meinen Wagentritten haben würde. Ein Zeichen, woran Sie diese erkennen können, schloß er, ist Ihnen nöthig. Er gab mir dieses Zeichen, und begab sich hierauf weg.

Dieser auf mich geschehene Meuchelschuß machte in meiner Nachbarschaft grosses Aufsehen, und viele, die in mich als Arzt ihr Zutrauen gesezt hatten, bezeugten mir lebhaften Antheil an dem Vorfalle. Die Polizey ließ, ohne daß ich mich im Mindesten dabei regte, die genauesten Untersuchungen anstellen, den Meuchelmörder auszuspüren, um ihn einzuziehen, und bestrafen zu lassen.

Nach dieser mir unangenehmen Nachbarwerdung der von mir erlittenen Verfolgung war es nun mir nicht weiter mehr möglich, sie zu verheimlichen; damit ich meinen Feinden die Freude darüber verdürbe, und meine für mich und mein Leben besorgten Patienten beruhigte. Was die Publicität, welche die vereitelten Anschläge erhalten hatten, auf jene für Eindruk gemacht habe, ist mir unbekannt geblieben; sehr unangenehm aber war es mir, daß ich von nun an meine Kranken nicht besuchen konnte, ohne immer unter Beobachtung und Begleitung der um mein Haus aufgestellten, und, so oft ich ausfuhr, auf meine Kutsche springenden Polizeyspione zu seyn.

Was mir aber am meisten dabei auf dem Herzen lag, war, daß die kranke Prinzessin nichts von den mir widerfahrnen Nachstellungen erfahren möchte. Ich fürchtete den Eindruk, den dies auf ihr Gemüth machen könnte, die alles ihr Vertrauen in mich gesezt hatte, und mich als den einzigen Arzt, der ihre Gesundheit herstellen könnte, betrachtete; ich bat daher alle um sie Befindlichen, sie nichts von diesen Vorfällen erfahren zu lassen. Ihr Schwiegervater, dem sie nicht hatten verborgen bleiben können, nahm den herzlichsten und großmü-

thigsten Antheil an mir. „Sie beweisen mir, sagte er bei dieser Gelegenheit zu mir, täglich und stündlich, daß man auch ausser unserm Glaubensbunde ein rechtschaffener und menschenfreundlicher Mann seyn kann."

Uebrigens erfuhr ich, daß er den Polizeylieutenant kommen lassen, ihn, für meine Sicherheit doch alle mögliche Vorsorge zu tragen, eifrigst gebeten, und ihm zur Aufmunterung für seine Leute hundert und fünfzig Louisd'ors eingehändigt hatte.

Man verheelte demzufolge der Prinzessin das Geschehene; ihre Paroxysmen nahmen bis gegen das Ende des Novembers, genau wie ich es vorher verkündigt, ab, und die Freude darüber in ihrer Familie war sehr groß; als diese plözlich durch einen nun auch sie betreffenden meuchelmörderischen Anschlag gestört ward. Eines Tages ward ich, kurz nach ihrem Mittagsessen, an einem ihrer Krankheit freyen Tage aufgesucht, und mir gesagt: die Prinzessin läge nach einem heftigen Erbrechen, das von Krämpfen, Ohnmachten und Zukungen begleitet gewesen wäre, in den heftigsten Coliken da. Bei meinem Eintritte in ihr Zimmer fand ich sie so, wie man es mir gesagt hatte; ich fragte sogleich nach den Speisen, die sie den Mittag zu sich genommen; sie hätten, antwortete mir der Bediente, der ihr bei Tische aufgewartet, in einigen Löffeln Suppe, ein paar gekochten Hühnerflügeln, einem Stükchen Barsch, einem kleinen Schnittchen kalten Kalbsbraten, einigen Löffeln voll einer leichten Omelette, ein paar piemontesischen Trüffeln und einer Weintraube, nebst dem ihr von mir verordneten Getränke und einer Schaale Kaffee bestanden. Unter diesen Speisen waren nun zwar die Trüffeln von mir durchaus untersagt gewesen; unterdeß hätte doch ihr Genuß einen solchen Zustand nicht hervorbringen können. Alle Symptome zeigten mir hier gleichfalls eine Vergiftung an; ich ließ der Kranken sogleich Alcali mit Mandelöl und leichte Fleischbrühe geben, und diese alle sechs bis zehn Minuten in kleinen Dosen wiederholen. Es brachte die erwünschte Wirkung hervor; das dadurch entstandene Ausbrechen einer schleimigt wässerigten Feuchtigkeit dauerte ganzer sechs Stunden, und wurde endlich nach einem erfolgten flokigen Stuhlgange gestillt; die Ohnmachten und Zukungen hörten auf. Doch blieben noch schneidende Schmerzen und

rukweise ansezende Krämpfe übrig; in diesem lezten Zustande blieb sie bei viertelstundenweise drängenden und ziemlich leicht abgehenden Stuhlgängen ganzer zehn Stunden lang; nach deren Verlauf sie in einen ruhig scheinenden Schlaf fiel. Ich verordnete einen alcalischen mit Gummi geschleimten Trank, und begab mich, nachdem ich anbefohlen hatte, daß man ihr bei ihrem Erwachen nichts Anders, als den im Trinken reichen sollte, weg.

Als ich sie den Morgen darauf wieder besuchte, wurde mir gesagt, die Patientin sey siebenmal in der Nacht erwacht; habe jedesmal einen mit einer kurzdauernden Kolik begleiteten Stuhlgang gehabt, und nichts anders, als einen Trank zu sich genommen. Aus diesem Zustande fiel sie wiederum jezt in einen ihrer vorigen Paroxysmen, der um die nämliche Minute wieder eintrat; ich verschrieb ihr schleimige alcalische Speisen, und einen mit alcalischem Gummi geschleimten Trank, sezte aber die bisher ihr für ihre Krankheit verordneten jezo aus.

Ich machte ihr den folgenden Tag Vorwürfe über die von ihr genossenen Trüffeln. Sie sagte mir, man habe sie ihr aus Turin zum Geschenke zugeschikt, da man gewußt, daß es eine ihrer Lieblingsspeisen sey. Ein paar kleine davon zu essen, hätte sie sich wohl für erlaubt gehalten, ich könne mich aber darauf verlassen, daß sie sich nie wieder einer solchen Unvorsichtigkeit schuldig machen würde. Ich bat sie, mir den Rest davon zuzustellen, und nahm die ganze Schachtel mit den darin befindlichen noch übrigen mit mir nach Hause.

Die Vergiftung wurde dem kupfernen Casserole zugeschrieben, in welchem die Omelette bereitet worden war; und in diesem guten Glauben ließ der Herzog von Penthievre sogleich sein ganzes Kupfergeschirr mit einem aus Eisenbleche vertauschen.

Einer meiner Freunde hatte einen Hund, der lange bei einem Hundedoctor Raude halber in der Cur gewesen war, und den er jezt seiner Unheilbarkeit wegen erschiessen oder ersäufen lassen wollte. Ich bat ihn mir zu einem Versuche eines von mir noch nicht genugsam gekannten Mittels aus, und gab ihm fünfe von den mir von der Prinzessin mitgegebenen Trüffeln zu fressen. Er verschlang sie begierigst, und fiel eine Stunde dar-

auf in ein heftiges Winseln und Zukungen; fünf Stunden darauf verrekte er in den scheußlichsten Krämpfen, blieb aber ganz unaufgeblasen; die übrigen Trüffeln wurden chymisch untersucht, wir konnten aber nichts entdeken. Ein aus ihnen abgezogenes grünschleimiges Wasser, das einen Knoblauchsgeruch hatte, wurde einer Kaze beigebracht; sie verfiel gleichfalls in Verzukungen und Krämpfe, warf vielen Schaum aus dem Munde, verrekte schleunig, und blieb unaufgeblasen; bei der Oeffnung dieser beiden Thiere ließ sich nichts anders, als eine Menge kleiner braungrünlichen Fleke, sowohl auf der innern Magenhaut, als auf den Häuten der Gedärme, bemerken.

Ich wollte der Prinzessin diese Versuche und ihre Resultate verbergen, und fragte sie nur, wie von ungefähr: von wem sie denn diese Trüffeln zugeschikt bekommen? Sie antwortete mir: allem Vermuthen nach wären sie von ihrer Schwägerin, der Prinzessin de Carignan, gekommen. Nachher fand sich aber, daß diese von einem solchen Geschenke gar nichts wußte; ich bat die Prinzessin, künftig doch ja von nichts, ihr als Geschenk Uebersandtes, zu geniessen, sondern alles lieber gleich in den Abtritt werfen, oder durch Feuer verzehren zu lassen. Sie glauben also, sagte sie zu mir, daß es der Genuß von ein paar kleinen Trüffeln sey, der mich in den schmerzlichen Zustand geworfen habe? Ich wich der Frage aus, und bat sie nur, sich genauer nach dem Uebersender zu erkundigen. Die Klugheit erfordere, daß man solche Beschenker kennen lerne, damit man sich vor ihnen hüten könne, und sich nie und nirgends mit ihnen an einerley Tische befinden möge. Ich verstehe Sie! antwortete sie mir; Sie meynen, man habe mich, da man meine Liebhaberey für die Trüffeln kennt, durch diese mir zugeschikten vergiften wollen? Sagen Sie mir Alles! Sagen Sie mir Alles! ... Nun denn, erwiederte ich; man glaubt in Ihrem Hause, wie bei Hofe, Sie wären durch die Kupfersäure einer schlecht verzinnten Casserole vergiftet worden. Seyn Sie versichert, daß dieß eine falsche Meynung ist, bei der man aber izt aus Klugheit die Leute lassen muß. Hüten Sie sich also künftig nur vor solchen freundschaftlichen Geschenken, und lassen unterdessen in der Stille Nachforschungen anstellen. Es geschah, wie ich sie gebeten hatte; allein jedes Nachforschen

blieb vergebens; die Prinzessin wurde durch dasselbe nur zu meinem grossen Mißvergnügen von den von mir erfahrenen Verfolgungen unterrichtet, und überzeugte sich, daß der Anschlag auf ihr Leben aus der nämlichen Quelle hergeflossen sey. Sie hütete sich indessen jezt mit der größten und gerechtesten Sorgfalt vor den Fallstriken der sie hassenden Hofparthey; verschwieg aber, auf meine Vorstellungen, die wahre Ursache ihrer Vergiftung ihren besten und vertrautesten Freunden.

Ihre Verdauung, die sich vor diesem grausamen Vorfalle, während meiner Behandlung ihrer Krankheit, aufs merklichste verbessert hatte, verschlimmerte sich nach dem besagten Vorfalle sogleich wieder, und ward langsamer: es stellten sich Krämpfe dabei ein; sie war von Schläfrigkeit und Blähungen begleitet, und der auf die Vergiftung gefolgte, von der Kranken sogenannte, Durchfall wurde vier-fünftägig abwechselnd; dieser Zustand dauerte ganzer sieben Wochen, und die Paroxysmen während dieser Zeit nahmen weder ab noch zu.

Aber acht Tage, nachdem die Kranke wieder zu ihrer alten Lebensordnung hatte greifen und ihre Pillen nehmen können, fiengen die Paroxysmen bei guter Verdauung und schleimigen Stuhlgängen wiederum an, regelmäßig ihre fünfzehn Minuten abzunehmen, und der lezte Zufall (die durch die Vergiftung aufgehaltenen sieben Wochen abgerechnet, wo die Paroxysmen weder ab- noch zugenommen hatten) bestand, wie ich es vorausgesagt, blos in einem viermaligen Gähnen; sie wurde kaum dabei blaß, und ihre Krankheit hatte ihr Ende erreicht. Ich ließ die Patientin noch einige Tage lang mit den Pillen und der vorgeschriebenen Diät fortfahren; die lezte Spur der Verhärtung in der Zwölffingerdarmsgegend verschwand einige Wochen darauf mit den schleimigen Stuhlgängen; die Pillen und die Lebensverordnung wirkten nun nichts neues weiter, die gesunden Auswürfe bewiesen die gänzliche Herstellung.

Der mir unvergeßliche Tag der Hebung dieser Krankheit war mir einer der feyerlichst-ausgezeichnetsten meines Lebens; nie hatte ich eine grössere herzlichere Freude über eine Genesung gesehen; die Dank- und Achtungsbezeugungen, mit denen man mich in diesem Hause unter den herzlichsten Umarmungen überhäufte, rührten mich mehr, als aller Geldvor-

theil, den die Cur mir hätte bringen sollen: meine Neider und Feinde, rief ich bei mir aus, sind besiegt! Geduld und Rechtschaffenheit werden sie zulezt völlig beruhigen! Diese fröhlichen Hoffnungen sind indeß leider! nicht in Erfüllung gegangen.

Damit ich jedoch in diesem Siege das Meinige nach aufrichtigem Herzen beitrüge, bat ich die Prinzessin nunmehr vor allen Dingen, ihren alten Leibarzt, der sich während meiner Behandlung ihrer Krankheit hatte entfernen müssen, wieder rufen zu lassen, und in seine vorige Stelle einzusezen. Aber alle meine Bitten waren vergeblich. Verlangen Sie, sagte sie zu mir, alles, was Sie wollen, von mir, nur dieß nicht! ich fuhr fort darauf zu bestehen; sie brach in Thränen aus, und drang in mich, ihr einziger Leibarzt zu bleiben. Der Ihrige hat sich, sagte ich zu ihr, Hoffnung gemacht, daß seine beiden Söhne durch Ihre Vorsprache befördert werden würden ... Wohl, erwiederte sie schnell, ich will für sie sorgen; aber ihr Vater kann mein Zutrauen nie wieder erhalten. —

Am folgenden Tage ließ ihm die Prinzessin sagen, er möchte seine beiden Söhne ihr vorstellen; sie versprach ihm in meiner Gegenwart, allen ihren Einfluß für sie zu verwenden, und nachdem sie abgetreten waren, sagte sie zu mir: Sie, als hinführo mein einziger Leibarzt, sollen Zeuge von der Erfüllung meines Versprechens seyn! Sie hielt ihr Wort. Allein ich gewann dadurch nichts, und dieser Arzt, wenn er sich auch keine auffallenden Feindseligkeiten gegen mich verstattete, blieb dennoch immer mein Gegner, und that oft durch Sticheleyen Ausfälle auf meinen mir mit so vieler Sorge und Muth erworbenen ärztlichen Ruf.

Die Fürstin befand sich jezt, ausser daß sie noch eine überbleibende Muskelnschwäche merkte, munter, heiter und wohl; jene Schwäche wurde ihren so lange ausgestandenen heftigen Krämpfen, Zukungen und Muskelerschütterungen zugeschrieben; ich hingegen vermuthete, daß sie aus einem Ansaze einer gewonnenen Substanz in dem Zellengewebe der Muskelfibern herstammte, den ich der sich öfter zeigenden Schwindens wegen für ein Ueberbleibsel der zurükgetriebenen Grindschärfe hielt; das sicherste Mittel dagegen, dachte ich demnach, würden wohl Seebäder seyn. Ein damals von den Schlendrians-

ärzten in Frankreich ausgebreitetes Vorurtheil: diese Bäder könnten blos in Zufällen von Hirnwuth und in den aus dem Bisse toller Hunde herrührenden mit Nuzen angewendet werden, flößte der Prinzessin eine starke Abgeneigtheit gegen den Gebrauch derselben ein; aus Furcht, wenn sie sich zu einem solchen nur für diese Gattungen von Uebeln bisher anwendbar geglaubten Mittel entschlösse, in den Augen der Spottvögel bei Hofe lächerlich und ein Gegenstand ihrer höhnischen Scherzreden zu werden, bat sie mich inständigst, doch auf ein anderes für sie bedacht zu seyn. Ich wendete daher Schwefelleberbäder an, die aber ohne Wirkung blieben. Zugleich indeß unterhielt ich diejenigen bei Hofe, die ihr Vertrauen in mich gesezt hatten, von der unausbleiblichen Wirksamkeit des von mir vorgeschlagenen Seebädermittels, und machte das obengedachte Schlendriansvorurtheil nach bestem Vermögen lächerlich. Wirklich hatte ich auch die Freude, es in wenigen Monaten so ganz aus den Köpfen der Leute verschwunden zu sehen, daß nun überall der Prinzessin Vorwürfe darüber gemacht wurden, nicht schleunig nach meinen Mitteln gegriffen zu haben, und sie wurde dadurch nun zu dem Entschlusse gebracht, es in dem darauf folgenden Jahre nach meiner Verordnung wirklich zu gebrauchen.

Weil es aber in Frankreich nirgends Einrichtungen und Anstalten zu solchen Seebädern giebt, schlug ich ihr die kleine Seestadt Brighton in England vor, und das Ende des Junius 1787 wurde zur Abreise dahin von ihr bestimmt.

Drei Tage vor der angesezten Abreise reichte ich der Prinzessin ein Empfehlungsschreiben an den englischen diesen Seebädern vorstehenden Arzt ein, indem ich ihm meine Ansicht der Sache auseinandersezte, und mich unter andern noch folgender dabei darin geschriebenen Zeilen erinnere:

„Es ist möglich, daß, nach meiner Kenntniß von der Leibesbeschaffenheit der Prinzessin und den Ursachen ihrer jezt „gehobenen Hauptkrankheit, nach einigen Tagen des Gebrauchs „der Seebäder ein Fieber und starke Hautausdünstungen eintreten werden; da aber dergleichen Zufälle durchaus nichts, „als eine Hülfe seyn können, wodurch die Natur bei ihr einen „von mir gewünschten Ausschlag vorbereiten und bewerkstelli-

„gen wird, der die schnelle Hebung ihrer Muskelschwäche zur „Folge haben muß, so würden gelinde, Schweiß befördernde, „Tränke bei dem Genusse weniger und sehr leicht verdaulicher „Speisen alles seyn, was in solchem Falle verordnet werden „müßte."

Diese meine Zeilen aber hatten die Prinzessin in solchen Schreken gesezt, daß sie dem Herzoge von Orleans, ihrem Schwager, mit Thränen in den Augen erklärt hatte, sie könnte sich, ohne meine Gegenwart dabei, nicht entschliessen, Mittel anzuwenden, die Fieber, heftige Ausdünstungen und einen Hautausschlag zuwege bringen könnten. Der Herzog kam des Abends darauf zu mir, und bat mich selber, seine Schwiegerin mit nach Engelland zu begleiten, sie dort nach meiner nun einmaligen Kenntniß ihrer Leibesbeschaffenheit zu besorgen. Dieser Vorschlag war mir nicht angenehm, als Oberleibarzt des Orleanischen Hauses glaubte ich mich daher durch Vorwendung dessen, was der Gesundheit des Herzogs oder der seiner Gemahlin und Kinder unterdessen zustossen könnte, davon los zu machen; der Herzog schnitt mir aber sogleich diese Einwendung dadurch ab, daß er mir sagte: durch einen in solchem Falle an Sie erlassenen Kurier könnten wir Sie in zwey, höchstens in vier Tagen wieder zurük und hier sehen, übrigens haben Sie ja noch drei Gehülfen, nennen Sie uns den darunter, dem wir uns bei einem unerwarteten Vorfalle anvertrauen können. Noch schüzte ich meine andern von mir besorgten Patienten vor, allein auch dieß fand keinen Eingang: der Herzog sagte mir, ich müßte sie seiner guten Schwester zu Liebe unterdeß der Pflege anderer überlassen; die Prinzessin, schloß er, weiß sehr wohl, daß Ihnen eine solche Abwesenheit beträchtlich Ihren Verdienst als Arzt schmälern kann, allein sie bestimmt Ihnen zwanzigtausend Livres zur Entschädigung. Ums Geld, erwiederte ich dem Herzoge, ist es mir nicht zu thun, aber an meiner Pflicht und Gewissensruhe hierbei liegt mir Alles; bedenken Sie, Prinz, ob diejenigen, die sich hier meiner Sorge anvertraut haben, nicht das allergrößte Recht haben würden, auf mich unwillig zu werden, und zu schreyen, wenn ich ohne ihre Einwilligung so plözlich mit einer nicht mehr gefährlich kranken Patientin mich nach Engelland begäbe?

Diese Vorstellung kam dem Herzoge denn doch ernsthafter vor. Nun, sagte er, so muß denn meine Schwester sichs gefallen lassen, mit ihrer Schwäche fortzuleben, ich fühle selbst, daß sie Unrecht hat, ein solches Opfer von Ihnen, und das noch dazu so unmittelbar und plözlich vor dem Augenblik ihrer Abreise, zu verlangen: ich will es ihr sagen, sehe sie aber schon im voraus darüber in Thränen zerfliessen. Das Ende vom Liede wird seyn, daß sie die Reise nicht machen wird. Das wird mir sehr leid thun! sagte ich, und schied mit dieser Antwort von dem Herzoge.

Den darauf folgenden Tag ließ mir die Kammerfrau der Prinzessin sagen, ihre Herrschaft habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, und, ohne daß man wußte warum, sie in lauter Thränen und Seufzern zugebracht. Ich machte ihr sogleich darauf einen Besuch, sie, wo möglich, auf andere Gedanken zu bringen, und zu sehen, ob ich ihr nicht einiges Zutrauen in den englischen Badearzt einflössen könnte, aber alle meine Bemühungen deßhalb waren vergebens. Nein! rief sie weinend, es ist mir nicht möglich, fernerhin etwas von einem andern Arzte, als von Ihnen, zu nehmen: von Ihnen besorgt, will ich lieber so mit meiner zwar unangenehmen, aber nie schmerzlichen Schwäche fortleben. Ich beklagte mich gegen sie, daß sie mich nicht früher von dieser ihrer allen andern ärztlichen Beistand ausschliessenden Gesinnung unterrichtet hätte: ach, sagte sie, ich befürchtete, was ich jezt auch erfahre, eine abschlägige Antwort von Ihnen, und glaubte nur zulezt erst, daß vielleicht die Verwendung meines Schwagers für mich noch von einigem Eindruk auf Ihre Strenge seyn könnte. Ich erwiederte ihr: sie habe sich darin in mir geirrt, eine solche Verwendung könnte wohl dem Stolze schmeicheln, eines solchen Antriebes bedürfte es bei mir aber nicht, der nie eine gerechte, erfüllbare Bitte irgend jemand abschlagen würde. Wenn das ist, so — fuhr sie fort, und wollte sich nun aufs Bitten legen, allein ich unterbrach sie im Reden, und sagte ihr, daß es für diesen Augenblik zu spät käme. Indeß, ihr Vertrauen und ihre Betrübniß rührten mich zu sehr, als daß ich nicht alles Mögliche hätte anwenden sollen, mich ihren Wünschen zu fügen. Ich bat sie also, ruhig abzureisen: ich müßte

noch einige Tage in Paris bleiben, wollte mich aber sogleich vorbereiten, so bald es nur thunlich, und ich, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen meine andern Patienten schuldig zu machen, abreisen könnte, ihr nach Brighton nachzufolgen. Mit diesen Worten verließ ich sie, ohne ihr Zeit zu lassen, sich in Dankworte auszuströmen.

Sie reisete daher den folgenden Tag ab, und sagte mir: daß sie in Calais auf mich warten würde, mich mit ihr nach Engelland einzuschiffen, denn ohne mich wolle sie den brittischen Boden nicht betreten. Die Königin, fügte sie hinzu, wird Ihnen einen ihrer, mit ihrem Wappen bemahlten, Reisewagen dazu geben, und ich habe den Befehl mit, die Postpferde für Sie in Bereitschaft halten zu lassen, damit Sie aufs möglichste schnell befördert werden mögen.

Drei Tage darauf war ich in Calais, zwei andere Tage darauf schiften wir uns zusammen ein, und ein sehr günstiger Wind brachte uns innerhalb drei Stunden nach Dower. Am folgenden Abend waren wir bereits in London, und begaben uns zwölf Tage darauf von dort nach Brighton.

Nach dem Gebrauche von dreizehn alle Tage genommenen Seebädern und der Wirkung der Wellenstöße trat das von mir angemeldete Fieber ein, mit einer starken am folgenden Tage sich ereignenden Ausdünstung; dieser Zustand dauerte bei gelinden Schweiß befördernden Tränken ganzer fünf Tage lang; am sechsten brach ein rother frieselartiger Ausschlag an ihrem ganzen Leibe aus, das Fieber fiel hierauf gänzlich, und machte einem drei Tage lang dauernden, sehr unangenehm riechenden, Schweisse Plaz, der Ausschlag wurde hierauf schuppicht, und fiel in fünf Tagen gänzlich ab; ich verschrieb ihr einen gelinden Abführungstrank, der dreimal jeden dritten Tag wiederholt wurde, und die Prinzessin, die vorher, wenn sie nur ein hundert Schritte machte, in die höchste Ermattung sank, gieng nunmehr drei Tage nach dieser gänzlichen Vollendung der Cur eine ganze Stunde Weges, ohne grosse Müdigkeit zu empfinden, zu Fusse; die Seebäder wurden noch fortgebraucht, aber die erschütternden Douchen der Wellen ausgesezt, und die Prinzessin befand sich sechs Wochen nachher so muskelstark, als sie sich ihrer Aussage nach vorher noch nie in ihrem Leben befunden hatte.

Während dieser Zeit hatte die Hofparthey, von der geredet worden ist, sich neue Mühe gegeben, die Prinzessin von ihrer Oberhofmeisterinstelle zu verdrängen, und, um zu ihrem Zweke zu gelangen, die von ihr erdichtete Neuigkeit ausgesprengt: die Prinzessin gienge öffentlich mit mir wie mit ihrem Vermählten um, sezte dabei alle Achtung für ihren Stand und Würde aus den Augen, und machte den ganzen französischen Hof durch eine solche Aufführung bei den Engelländern verächtlich. Die Prinzessin, deren Dankbarkeit mich allerdings als ihren besten Freund behandelte, konnte sich eine ihrem Betragen gegebene, so verhaßte Wendung nicht träumen lassen, und ich, ihr Arzt, noch weniger; allein dieser neue schöne Schwung der Hofintrigue wurde mir durch einen mir sehr zugethanen Kammerdiener des Königs nach Brighton geschrieben, und der Oberleibarzt des Königs ließ mir mündlich durch seinen Freund, der mir jenen Brief überbrachte, sie gleichfalls ins Ohr raunen. Man hatte sich zwar wohl gehütet, gegen die Königin mit dieser Verläumdung aufzutreten, aber sie dem allein an dem verderbten Hofe die Sitten noch liebenden guten Ludwig XVI. einzuflüstern gewagt. Ich verbarg die mir gewordene Nachricht der Prinzessin, damit ich sie nicht voreilig kränken möchte, und nahm mir blos vor, es sie den Tag vor ihrer Abreise von Brighton wissen zu lassen.

Wenige Tage indessen vorher kam mir ein Brief darinnen zuvor, den die Prinzessin selber von der Königin erhielt. „Mein „Herz," schrieb diese ihr, „Sie können sich leicht vorstellen, „mit welcher Freude ich vernommen habe, daß die Schwäche, „deren Hebung noch zu völliger Herstellung Ihrer Gesundheit „erforderlich war, nach dem Gebrauche der Douchen so schnell „verschwunden ist; die Furcht, die Sie davor empfanden, „kann also nun nicht mehr die Gegenwart Ihres Arztes er„forderlich machen, die Abwesenheit desselben ist für die Vie„len, die hier ihr Vertrauen in ihn gesezt haben, ein wahrer „Gegenstand von Betrübniß; ich zweifle also nicht, Sie wer„den ihn ungesäumt wieder von Brighton zu uns nach Paris „abgehen lassen; überdem ist der König entschlossen, ihn durch „eine specielle Ordre wieder zurükzuberufen; ich habe einen „Aufschub seines Vorsazes deßhalb noch bewirkt, indem ich

„Ihnen diesen Brief zu schreiben versprochen, und hoffe, besonderer Ursachen halber, daß seine Zurükkunft selber die „Antwort darauf seyn wird."

Die Prinzessin händigte mir diesen Brief ein, den ich sogleich abschrieb, und ihn ihr mit dem vom Kammerdiener des Königs erhaltenen zurük gab. Man kann sich ihren Unwillen dabei vorstellen; ich sehe wohl, rief sie aus, indem sie ihn las, daß man auch mich gern zu einer Undankbaren machen möchte! Aber nein! Alles sollen die Schlangenzungen eher bewundern, als dieß! Wem in aller Welt könnte ich mehr öffentliche Achtung und Freundschaftsbezeugungen als demjenigen schuldig seyn, der mich so sorgfältig als wunderbar aus der gräßlichsten Krankheit gerissen und vom Grabe errettet hat? Keine Verläumdung soll je dies Pflichtgefühl in mir schwächen, und kein König auf Erden die Macht haben, mir den öffentlichen Ausdruk dieser meiner Gesinnungen zu untersagen. Mein Herr, schloß sie, man hat mich schon lange mündlich und schriftlich verläumdet; Eine Verläumdung mehr kann, nach so vielen andern, die ich erfahren, mir sehr gleichgültig seyn, und blos meine Verachtung verdienen; bleiben Sie nur mein Arzt und mein Freund, ich werde mich stets als die dankbarste Freundin gegen Sie beweisen. Sie haben bisher nichts, als meine leiblichen Schwachheiten und Gebrechen gekannt, allein ich hoffe Ihnen mit der festesten Gemüthsstärke von nun an mein gegen Sie unveränderlich erkenntliches Herz zu zeigen. —

Prinzessin! erwiederte ich ihr, Sie können sich natürlicherweise vorstellen, daß diese Hinterrüksverläumdung mich nicht sowohl meinet- als Ihrentwegen äusserst unwillig machen muß. Ich kenne die Pariser Lästermäuler schon längst, es kann in ihre Herzen nicht kommen, daß es Männer in der Welt gebe, die irgend anders, als aus selbstsüchtigen Absichten an dem Schiksale eines Frauenzimmers Antheil nehmen können; sie richten die ganze Welt nach ihren eigenen verdorbenen Sitten und ihren schändlichen Gesinnungen; ihre tägliche Lehre ist, daß man junge Weiber nur aus Wollust absichtlich besuchen, und mit älteren Umgang nur unterhalten kann, um ihren Einfluß zu Beförderungen oder Verschleyerung von Liebesverständnissen zu benuzen; hundertmal haben meine Ohren solche

Grundsäze aus ihrem Munde vernommen; andere Quellen von Antheil, Mitleid, Hülfeeifer kennen sie nicht; Rechtschaffenheit und Tugend sind ihnen lächerliche Hirngespinste; eben so wenig als hiervon, wissen sie von Dankbarkeit; ihrer Ansicht nach kann der Arzt bloß durch einen Beutel mit Geld belohnt werden; die meisten dieser Läserritter, die von mir als Arzt behandelt worden sind, haben es so mit mir gehalten, also ist der Schluß ihnen ganz natürlich, daß ein junges Frauenzimmer, die gegen ihren Arzt sich zu einer noch andern Art von Dankbarkeit bekennt, nicht anders als in ihn verliebt seyn könne. Der häufige Undank, den ich in Paris erfahren habe, hat mich Ihre seltene Empfindung, Prinzessin, nur doppelt schäzen gelehrt; und ich fühle sie so lebhaft, daß ich mich vielmehr selber für Ihren Schuldner betrachte, als Sie für meine Schuldnerin halten sollte.

Nach dieser meiner Antwort überlegten wir den Brief der Königin näher zusammen. Allerdings könnte er mir, sagte ich zur Prinzessin, wenn ich ihn nur obenhin betrachtete, für mich sehr schmeichelhaft scheinen. Allein was den Punkt betrift, den er abseiten des Königs enthält, so kann der mir nicht anders als höchst mißfällig seyn. Erlauben Sie mir zu sagen, daß der König sich in seiner Macht hier vergißt. Sie wissen, ich bin kein Franzose. Der König kann keinen Fremden durch Befehl in sein Reich zurükberufen; das Einzige, was er sich mit Recht oder Unrecht in einem bestimmten Falle erlauben könnte, wäre, den Fremdling aus Frankreich zu verbannen; diese Mühe aber soll er nicht nöthig haben; ich bin jezt in England, und bin entschlossen, seiner Drohung wegen, nun hier zu bleiben. Sie, Prinzessin, will ich indeß, bis Sie wieder an der französischen Küste landen werden, begleiten, und sollten Sie ferner, wider mein Wünschen, in Frankreich meines Rathes nöthig haben, so dürfen Sie mich nur unter königlicher Erlaubniß berufen lassen .... Die Prinzessin wußte es, daß man mir in England viele Anträge gethan hatte, mit in Frankreich nicht zu erwartenden Vortheilen dort zu bleiben, mein ihr mitgetheilter Entschluß machte sie aufs äusserste bestürzt, und sie fieng an, ihn mit den lebhaftesten Bitten zu bestürmen. Es ist, sagte ich, alles umsonst. Schreiben Sie der Königin unver-

süßt, was ich Ihnen hier gesagt habe. Dieß geschah: die Prinzessin berichtete meine Worte, und begleitete sie mit dem stärksten Bedauern, daß man mich verlöhre; ihr ganzer Brief floß von den heftigsten Verwünschungen der dort so schändlich verläumderischen Hofpartey über.

Dieser Brief that seine völlige Wirkung. Der gute, aber leichtgläubige, König, dessen Gerechtigkeitsliebe nur durch die ihm von der Höflingslist gelegten Schlingen überrascht werden konnte, wurde dadurch zu Erkenntniß des von ihm begangenen Fehlers gebracht und schrieb der Prinzessin folgende Zeilen unter den Brief, den sie von der Königin als Antwort auf den ihrigen erhielt.

„Vergeben Sie mir, geliebte Cousine, ich bin hintergangen „worden, man hat mich unter den wahrscheinlichsten Vorspieg„lungen an eine Verläumdung glauben gemacht. Seyn Sie „aber ruhig. Die hinterlistigen Verläumder sollen mich nicht „wieder irren. Ihr Arzt hat Recht, sich beleidigt gefühlt zu „haben; ich hatte an den Umstand, daß er ein Fremder ist, „nicht gedacht; ich weiß, was ich ihm daher schuldig bin, und „was seine Wissenschaft und grosser Ruf von mir verlangt. „Der König hat sich einen Augenblik vergessen: Sie werden „indeß hoffentlich, liebe Cousine, leicht Vergebung für mich „erhalten. Sagen Sie diesem mit Recht beleidigten Manne, „daß es mich äusserst schmerzen würde, wenn er mit allzu „grosser Uebereilung seinen Entschluß unwiderruflich gemacht „hätte. Sie, liebste Cousine, werden, ich zweifle nicht daran „Ihre von ihm geliebte Macht mit Eifer anwenden, mei„nen Frieden mit ihm zu machen, und ihn wieder mit sich „nach Paris zurükzubringen. Ich und meine Frau rechnen, „wie bisher, im Nothfalle mit größtem Vertrauen auf seinen „Rath und Beistand."

Daß ich die englischen Hospitäler nicht nur in London, sondern auch in verschiedenen Provinzen dieses berühmten Landes, bei der jezigen Gelegenheit untersuchen wollte, um Vergleichungen zwischen ihnen und denen, die ich zu meinem Unterricht anderswo bereits geprüft hatte, anzustellen, war bei mir unwiderruflicher Vorsaz. Die Prinzessin indeß, welche dieß meiner Seits vielleicht nur als einen Vorwand be-

trachtete, zurükzubleiben und am Ende doch in Engelland mich festzusezen, entschloß sich, diese Reise in den englischen Provinzen mit mir zu machen; nach deren Vollendung ich (und ich muß es sagen, blos aus Pflichttrieb meines einmal bei dem Orleanischen Hause übernommenen medicinischen Amtes) mit ihr wieder nach Frankreich zurükkehrte. Dieser mein unveränderter Entschluß wurde natürlicher Weise der darüber erfreuten Prinzessin zum Verdienste angerechnet; mir selber gaben die Königin und der König im Beyseyn der Prinzessin und anderer der Ersten des Hofes, die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Achtung. Die herrschsüchtige Hofbande wurde dadurch zum zweitenmale zu Schanden gemacht, und ich sah, wie natürlich, damals diese Begebenheit für etwas nicht Unwichtiges in meinem Lebenslaufe an.

Die Prinzessin war dem falschen Hofleben so gram geworden, daß sie mir oftmals das Vorhaben mittheilte, in dem sie sey, freie Landgüter durch Ersparung von ihrem Stellertrage und dem ihr ausgesezten Wittwengehalte zu kaufen, damit sie sich dann so schnell als möglich vom Hofe zurükziehen könnte. „Ich will dann, sagte sie oft zu mir, meine Tage, so glüklich wie Sie, mit Pflegung der Kranken und Nothdürftigen hinbringen."

Dieser Vorsaz beschäftigte ihre ganze Seele so sehr, daß sie mir vorschlug, ihr die mir zur Reise-Entschädigung bestimmten vier und zwanzig tausend Livres für die schnellere Erreichung ihres Plans nachzulassen; welches ihr von mir, so wohlthätige Absichten zu unterstüzen, auch sogleich willig zugestanden ward. Sie kaufte auch wirklich zwei Güter, die kurz vor ihrem Ende bezahlt worden sind.

Sie hatte mir versprochen, die Zinsen dieses Kapitals zu dem Ganzen zu schlagen; der Tag, wo ich die Summe erheben sollte, war auf das Ende Augusts 1792 unwiderruflich angesezt, als sie am 12ten desselben, mit den vielen andern unschuldigen Schlachtopfern der Gefängnisse, von den Septembermördern hingefleischt wurde; das nach ihrem Tode dem Carignanschen Hause zurükgegebene Vermögen enthält, bis auf diese Stunde, meine ihr im Vertrauen gelassene Summe.

Die gute Prinzessin hatte während ihrer Wiederherstellung

durch den Apotheker erfahren, daß ich jährlich die den Armen von mir verordneten Mittel aus meinem Beutel bezahlte; sie befahl ihm, um mit zu diesem der Dürftigkeit erzeigten Dienste beizutragen, ihr fortan am Neujahr die Hälfte dieser Posten in Rechnung zu bringen. Ich erfuhr diese ihre Wohlthätigkeitshandlung erst durch die That, nach ihrer schrecklichen Hinrichtung.

Sie war eine herzliche Freundinn aller derer, die die Völker erdrükenden Mißbräuche in der Staatsverwaltung gern abgestellt und ihre schuldigen Urheber gesezlich bestraft sehen wollten; die Könige Frankreichs, sagte sie in vertrauten Unterhaltungen, können durch Einschränkungen ihrer Willensmacht vermittelst der Gesezе, nicht anders als beliebt und selber glüklicher werden; ein König, in dessen Nahmen nur Gerechtigkeit geübt und nichts Böses gethan wird, hat nichts für sich und die Seinigen zu befürchten; das ganze Volk wird ihm eine Leibwache; auch hat unser König mir diese in Rükſicht auf meinen Schwiegerbruder, als seine eigene Gesinnung anvertraut. Er selber hat keinen lebhafteren Wunsch als eine solche Einschränkung aber er muß ihn, um seiner eigenen Sicherheit willen, vor der Königin und seinen nicht mit ihm gleichgesinnten Brüdern verbergen.

Die Gesundheit dieser unglüklichen Frau gelangte bis zum Anfange des von der nachher Landflüchtig gewordenen Hofparthey erregten Aufstandes, wirklich auf einen hohen Grad des Wohlbefindens. Späterhin verfiel sie indeß bei dem unabläßigen Geläute der Sturmgloken und dem in der getümmelvollen Stadt so oft erschallenden Aufrufe zu den Waffen, nicht selten in Zukungen, die sie bisweilen für einen Rükfall in ihre Krankheit ansah; allein meine Versicherungen der Unmöglichkeit eines solchen Rükfalls, und wiederholte Dosen von spiritus nitri dulcis stillten diese Zukungen bald: sie zu beruhigen, brachte ich die beyden stürmischen Nächte, in denen jeder Schlaf unmöglich war, vom 12ten bis 14ten Juli bei ihr und ihren Kammerfrauen zu. Ach, rief sie mir oft zu, die herrschsüchtigen Hofböſewichter werden den besten Mann, unsern König, noch in Lebensgefahr stürzen! Nur Er allein, nur Er ist zu beklagen! Er will alles Rechtmäßige, was von ihm ver-

langt wird, nur darf er es, um der Sicherheit seines Lebens willen, nicht aufrichtig und öffentlich erklären. Als wir die Nachricht von der Zerstörung der Hofbande hörten, überließ sie sich der lebhaftesten Freude, die aber bald durch die Wendung, welche nachher alle Begebenheiten bei der Einnahme der Bastille nahmen, aufs grausamste wieder gestört wurde.

Ihre Gesundheit indeß, obbenannte seltenere Zukungen abgerechnet, erlaubte es ihr, die Verrichtungen ihrer Hofmeisterstelle wieder zu übernehmen. Kurz vor dem am 6ten Oktober von den heimlich zurükgebliebenen Ausgewanderten begünstigten Volksaufstande, und der dadurch bewirkten Verpflanzung des Hofes von Versailles nach Paris, (damit der König durch Schreken zur Flucht gezwungen, und seiner Neigung, eine eingeschränkte Staatsverfassung zu bewilligen, zuvorgekommen würde) verlangte die Königin von ihr, daß sie an ihren Schwiegerbruder einen Brief schreiben, und ihm melden sollte: er könne seiner Verbrechen wegen nicht von ihr gesehen werden. Sie weigerte sich dessen, ihrer Schwiegerin und ihrer Bruderkinder wegen; die Königin aber bestand mit Festigkeit darauf, und es fielen bei dieser Gelegenheit zwischen ihr und der Prinzessin ziemlich unangenehme Scenen vor. Diese vertraute mir den ihr widerfahrenen sehr bittern Verdruß. Ich stellte ihr vor, dies wäre die erwünschteste Gelegenheit, ihren längst gefaßten Entschluß nun auszuführen, und den von Stunde zu Stunde immer mehr in Irrwege sich stürzenden Hof gänzlich zu verlassen. Das sind, antwortete sie, allerdings auch meine Gedanken; allein mein Schwiegervater, von dem mein ganzes Schikfal abhängt, will durchaus nichts davon hören und widersezt sich der Ausführung meines geliebtesten Wunsches. Sie gab mir darauf einen von ihm erhaltenen Brief hin, worüber sie mich ersuchte, sie am folgenden Morgen schriftlich meine Meinung wissen zu lassen, und ihr meinen Rath zu ertheilen. Dieser Brief enthielt unter andern folgende Stelle, die ich sogleich mir daraus abschrieb und aufbehalten habe.

„Nein, meine geliebte Schwiegertochter, mein Herz kann „Ihren mir anvertrauten Vorsaz nicht billigen. Die Köni-

»gin ist jezt von Sorge und Kummer umgeben; so mißver»gnügt Sie auch immer mit ihr seyn mögen, ist dieses doch »der Augenblik nicht, wo Sie sie verlassen könnten. Ihr »Schritt würde nicht nur gemisbilligt, sondern aufs lieblo»seste beafterredet werden, und mir die wenigen Tage, die »mir der Himmel vielleicht noch schenket, aufs schmerzhaf»teste verbittern; sie werden also, nicht meinem Befehle, »aber meiner väterlichen Bitte Gehör geben, und den von der »Königin vielleicht mit Unrecht verlangten, aber in unserem »Zustand verzeihlichen, und für Sie, meine liebe Tochter, »ganz unschädlichen Brief schreiben; ich erwarte die Erfül»lung meiner Bitte von Ihnen u. s. w.

Am folgenden Tage gab ich der Prinzessin nebst dem Briefe des Herzogs von Penthievre meine schriftlich darüber aufgesezte Meinung und den Rath, den sie verlangt hatte. Ich wollte, daß sie ihren in seiner Andacht sehr ängstlichen Schwiegervater von der Seite des Gewissens fassen, und die Vorwürfe, die sie sich bei Schreibung eines Briefes, der wider ihre Ueberzeugung liefe, würde machen müssen, bei ihm geltend machen sollte; allein auch dies blieb ohne Wirkung; der Herzog bestand auf seinem Sinn und sagte zu ihr: er wollte denn Gott in solchem Falle für sich, für die Königin und für sie um Vergebung, wegen dieser der schwachen Menschheit sehr verzeihlichen Sünde, bitten.

Sie sehen also, sagte die Prinzessin wehmüthig darauf zu mir, daß ich leider gezwungen bin, den immer mehr auf den Hof fallenden Volkshaß zu theilen. Sie bat mich mit Thränen, den Herzog von Orleans heimlich von der Beschaffenheit des Zwanges, der ihr diesen Brief an ihn abdränge, zu unterrichten. Ich that es. Er trug mir auf, seiner Schwiegerin zu sagen, daß sie, ohne sich im mindesten zu kränken, mit gröster Ruhe, der „Oestreicherinn" ihren Willen thun sollte. Ich und meine Schwiegerin, sezte er hinzu, brauchen uns nicht öffentlich zu sehen, unser gutes Einverständniß zu unterhalten. Sie würde sogar sehr unklug daran handeln, wenn sie ihre Stelle verlassen wollte, und durch ihren Abtritt unsern Feinden nur grössern Einfluß einräumte. Nein, schloß er mit Hize, Sie müssen bleiben; in Kurzem werden

wir, bei freieren und für das Ganze glüklicheren Tagen, uns in ungestörter Zufriedenheit wiedersehen! Der Herzog täuschte sich; jene listige Hofpartei hatte ihre Falle zu gut gelegt, und einige der abgesagtesten Feinde des Hofes in der konstituirenden Versammlung, waren von ihr entweder so hinter das Licht geführt, oder auch durch Geld bestochen worden, daß jener entscheidende Tag nothwendig herbei geführt werden mußte.

Die Prinzessin schrieb also den ihr von der Königin aufgedrungenen Brief, und blieb, wie es alle von ihr verlangten, in ihrer Oberhofmeisterstelle. Der Brief war sehr beleidigend für den Herzog und erbitterte ihn nur noch mehr gegen die Königin. Die Prinzessin mußte dabei die sehr unangenehme Rolle spielen, gegen ihren Schwiegerbruder äusserst aufgebracht zu scheinen. Sie brach oft gegen mich in die lebhaftesten Klagen über diese ihr so mißfälligen Ränke des Hofes, der eine Werkstätte alles Bösen sey, aus, und theilte mir, weil sie sich auf meine Verschwiegenheit verlassen konnte, Alles mit, was von den Anschlägen der Bande gegen die beabsichtigte Einschränkung der königlichen Gewalt zu ihrer Wissenschaft kam; damit ich, wie ich es gut befinden würde, den vortheilhaftesten Gebrauch für die Freunde der Freiheit davon machen könnte.

Der Herzog von Orleans ward endlich durch die feindliche Gesinnung des Hofes gegen ihn, wie man weiß, bewogen, von dem Könige den Auftrag einer politischen Sendung nach London zu übernehmen, und reisete mit der Hofnung, nun endlich in Allem, was in Paris vorgienge, für völlig fremd gehalten zu werden, freudigst und schleunigst dahin ab; allein auch diese Hofnung täuschte ihn. Einige Wochen darauf sagte mir die Prinzessin, wie sehr sie darüber betrübt und erbittert sey, zu sehen, daß man ihren Schwiegerbruder nur hintergienge. — Er glaubt, sagte sie, durch diese Fügsamkeit in den Willen des Königs, das Glük seiner Kinder zu beschaffen; und verschleudert in Engelland einen Theil seines Vermögens, indeß seinem ganzen Auftrage dort durch einen heimlichen Abgesandten entgegen gearbeitet ward, und die Königin ihn hier täglich als einen politischen DonQuixote öffentlich versyottet. Sie quälte sich ohne Unterlaß mit diesem Aerger, und dem Verlangen, dem Herzog von dem, was hinter seinem Rüken gesponnen wurde, Nachricht in die Hände zu spielen. Nicht lange nachher schrieb dieser mir, daß er meiner Gegenwart als Arzt dort für seine gestörte Gesundheit bedürfe; die Prinzessin gab mir einen Brief an ihn mit, indem sie ihn bat, mir in allem völliges Vertrauen zu schenken, was ich ihm in ihrem Nahmen mündlich von der Beschaffenheit der Zeitläufte überbringen und eröffnen würde. Zwei Monate darauf kehrte ich nach Paris zurük, und fand die Prinzessin, troz alles Kummers, den ihr der Gang der öffentlichen Angelegenheiten machte, dennoch in einem sehr guten Gesundheitszustande.

In diesem erhielt sie sich auch, bis an die so thörigterweise unternommene Flucht des Königs und seiner Familie; ich muß-

te es, so wie viele andere Personen in Paris, mehrere Tage vorher, ehe sie geschah, daß diese hohe Thorheit vor sich gehen sollte. Mirabeau lebte nicht mehr; den von ihm beabsichteten Plan, die Macht des Königs wieder zu befestigen, wollten verschiedene ander minder kraftvolle Köpfe ausführen helfen, er schlug aber durch das Anhalten und die Zurükführung des Königs nach Paris fehl, und legte, vermittelst der Verachtung, in die es ihn vollends stürzte, den hauptsächlichen Grund zu seinem nachmaligen Sturze. Die Prinzessin, der ich diese Flucht mehrere Tage vorher sagte, wollte nicht daran glauben; sie sagte mir, wie ihr der König selbst eröfnet, daß er sich mit der Königin zum Abendmahlgenuß vorbereiten, und daher einige Tage sich in die Stille und Einsamkeit zurükziehen wollte. Wüßte ich dieses nur von der Königin, sezte sie hinzu, so könnte ich vielleicht daran zweifeln; allein der König ist nicht falsch, er würde mich in der aus einem solchen Schritte entspringenden Gefahr nicht zurüklassen, es kann also nicht wahr seyn; noch einmal! schloß sie, der König ist nicht falsch! und in diesem guten Glauben begab sie sich auf ihr eine Viertelstunde von Paris gelegenes Landhaus. Indeß gieng die Flucht doch vor sich, und der König hatte sie wirklich hintergangen. Ich eilte gleich früh Morgens zu ihr, ihr diese Nachricht zu bringen, und im Nothfalle ihr Vertheidiger vor dem empörten Pöbel zu werden: allein ich traf sie nicht; sie hatte sich schon um fünf Uhr, mit einigen in der Eile mit genommenen Louisd'ors auf ein Billet wegbegeben, das ihr von der abgereiseten Königin gebracht war, das folgendermassen lautete: Mein Herz,

„Wir werden schon weit von der abscheulichen Stadt Paris „entfernt seyn, wenn Sie diese Zeilen erhalten; es war nöthig, „daß wir ein Geheimniß daraus machten: suchen Sie sich „schleunigst zu retten, denn es ist möglich, daß ein Gemezel „die Folge dieses lange vorherbedachten und zur Wiederher„stellung der Macht des Königs nothwendigen Schrittes seyn „kann."

In dieser Erwartung hatte sich denn doch die Königin getäuscht; Alles gieng äusserst ruhig ab, und, ohne daß sich irgend das Volk Ausschweifungen hätte überlassen sollen, rief es vielmehr mit großer Fröhlichkeit aus: Wir gewinnen dabei jährlich vierzig Millionen! wir brauchen keines Königs! möge der meineidige Ludwig zum Teufel fahren!

Kurze Zeit, nachdem der König gefangen nach den Thuillerien zurükgeführt worden war, erhielt ich einen Brief von der Prinzessin, in dem sie mir meldete, daß sie sich im ersten Schreken nach Dower geflüchtet, und von da, durch einen Vorschuß, den ihr ein dortiger Gastwirth gethan, nach Spaa begeben hätte, wo sie von ihrem Schwiegervater mit Geld versorgt worden sey, der ihr zugleich auf das inständigste anläge, sogleich zu der unglüklichen mit dem Könige gefangenen Königin zurükzukehren; sie bat mich ihr hierüber meinen Rath zu geben, da sie sichre Proben aus Erfahrung davon hätte, daß ich ein wenig richtiger als ihre bisherigen Rathgeber in die Zukunft blikte.

Ich schrieb Ihr folgenden Brief:
„Bleiben Sie, Prinzessin, unter dem Vorwande, daß Ihnen „der Gebrauch des Spaaer Brunnens für Ihre durch den Schre„ken gestörte Gesundheit nöthig sey, ja, wo Sie sind, und „kehren um Alles in der Welt nicht jezt wieder an den von „nun an von jeder denkbaren Gefahr bedroheten Hof zu„rük; er ist in einen so allgemeinen Haß gefallen, daß ich „keinen Tag lang für seinen Bestand mich verbürgen möchte. „Wie schmerzlich würde es nicht für alle diejenigen, die Ihre „denen des verblendeten Hofes so ganz entgegengesezten Ge„sinnungen kennen, seyn, wenn Sie mit in den Umsturz des„selben verwikelt werden sollten. Dießmal also endlich, Prin„zessin, hören Sie auf keine Bitten, keinen Befehl, keine „Drohungen Ihrer Verwandten und Freunde; schüzen Sie „nur vor, daß ich es Ihnen selber anbefohlen, den Spaaer „Brunnen zu brauchen; jedermann weiß, daß das Vertrauen „auf mich kein ungebildetes ist, sondern auf guter Erfahrung „beruht; nach meinen Beobachtungen ist Paris ein täglich und „stündlich gefahrvollerer Ort, für den mehr als halbausgewan„derten und gefangen zurükgeschleppten König; die Stadt „liegt in einer sehr stürmisch gewordenen chronischen Krank„heit darnieder, und ich sehe nichts als Quakfalber mit seiner „Wiederherstellung beschäftiget, so daß man die allertraurig„sten Folgen entstehen zu sehen befürchten muß."

Dieser Brief und noch vier andere noch nachdrüklichere, hielten indeß die unglükliche Fürstin doch nicht von der ihr so dringend widerrathenen Zurükkunft ab; sie langte unvermuthet in Paris an. Man hat es gewollt! sagte sie zu mir, Thränen in den Augen, ich habe zurükkehren müssen! mein lezter Wille, den ich in Spaa aufgesezt, wird meinen Freunden einst zeigen, was für ein Schikfal ich für euch und den Hof vorhergesehen habe, allein ich muß wider meinen Willen und alle meine Neigung gehorchen, und mich mit dem von mir gehaßten Hofe ins Verderben stürzen.

Sie blieb also, vor wie nach, in ihrer traurigen Stelle, und fuhr fort, die Thuillerien mit dem von den Nationalgarden bewachten Könige zu bewohnen. Die Zeit, die von der Wiedereinsezung Ludwigs auf seinen Thron und seiner aufrichtig scheinenden Annahme der ihm vorgelegten Staatsverfassung, bis zum zehnten August 1792 verfloß, machte die lezten erträglichen Tage aus, die diese unglükliche Frau erlebte, die es mir als Arzt gelungen war, von einem zu frühzeitigen Grabe zu retten, die aber alle meine, mit der entschlossensten Wagniß meines Lebens angewandten Bemühungen leider nicht den Händen ihrer blutigen Mörder zu entreissen vermocht haben.

Drukfehler in den Europ. Annalen 1805. St. 3.

S. 271. Z. 9. st. hier wieder, l. hinwieder. S. 277. Z. 13. st. Regierungen l. Regierung. S. 278. Z. 8. st. signet l. eigneten. Z. 12. von unten l. zahllose. Z. 6. von unten st. die eine l. die einen. S. 281. Z. 16. st. glaube l. glaubte. S. 282. Z. 15. st. Herrnstellen l. Ehrenstellen. S. 286. Z. 16. st. Rechte l. Ruhe. S. 288. Z. 12. st. Verordnungen l. Unordnungen. S. 290. Z. 15. von unten st. an, es hieße, Furcht verrathe es, l. a. es hieße Furcht verrathen. S. 292. Z. 19. st. Verstandes l. Umstandes. S. 298. Z. 5. l. colossalen. Z. 10. st. einer l. eines.

WIDENER LIBRARY
HX IGZP F